



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

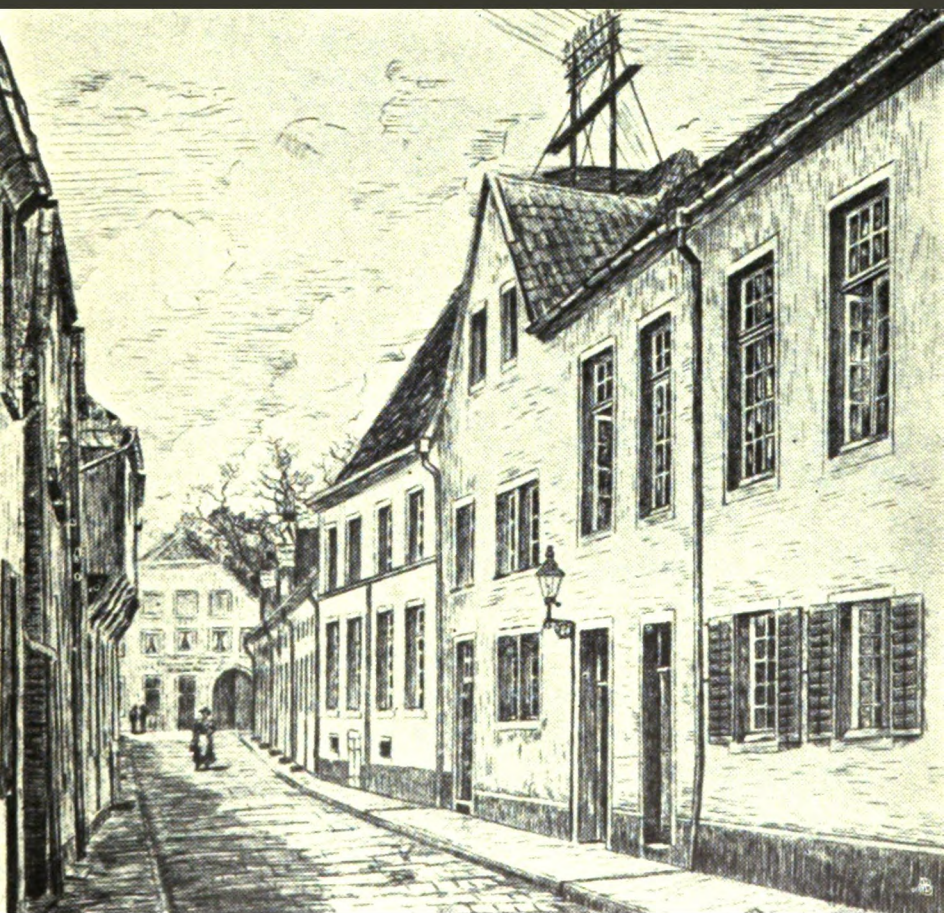
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



# *Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde*

Verein für Geschichte  
und Altertumskunde Westfalens

Ger 49.3



N<sup>o</sup> 7761







Zeitſchrift  
für vaterländiſche  
**Gefchichte und Altertumskunde.**

---

Herausgegeben

von dem

Verein für Geſchichte und Altertumskunde  
Weſtfalens,

durch

beſſen Direktoren

Profeſſor Dr. A. Pieper und Profeſſor Dr. Ruhlmann  
in Münſter in Paderborn.

---

Vierundſechzigſter Band.

---

Münſter, 1906.

Regensbergſche Buchhandlung und Buchdruckerei.  
(B. Theiſſing.)

*Ser 49.3*

Harvard College Library

JUL 5 1907

Hohenzollern Collection

Gift of A. C. Coolidge



**Erste Abteilung,**

**herausgegeben**

**vom Direktor der Münsterschen Abteilung**

**Professor Dr. A. Pieper.**

---



# L

## Der Salis-Stockhausen'sche Prozeß um die Herrschaft Lüttmarsen.

Nach den Corveyer Lehenſaften im kgl. Staatsarchive zu MÜNSTER dargestellt

von

P. Nicolans von Salis-Soglio,  
O. S. B.

---

Es war am 13. März 1624, als der damalige kur- bayrische Oberst-Wachtmeister, nachmalige General Hans Wolf von Salis,<sup>1)</sup> welcher die Zeit zwischen den Feldzügen des ober- und niederdeutschen (1621—1623) und des nieder-sächsischen Krieges (1625—1629) in Westfalen zubrachte, von Haus Hirschberg aus seinem Kriegsherrn, dem Kurfürsten Max von Bayern, die Mitteilung machte, er habe sich mit Johanna Elisabeth von Münchhausen, Witwe des 1622 verstorbenen herzoggl. braunschweigischen Rittmeisters Franz von Stockhausen, Herrn von Lüttmarsen, „in ehelichen Heuraths-Traktat eingelassen und versprochen“; die Vermählung werde „uff nechst anstehendt hl. Okerfest (7. April) zu würklicher Vollziehung“ gelangen.<sup>2)</sup> Er bittet, der Kurfürst möge hiezu einen Vertreter senden, „dieweilen Ich mich nun vor dieß mahl (als) Em. Churfürstl. Dchlt. und der gemeinen hl.

---

<sup>1)</sup> Vergl. unsern Artikel: „General Hans Wolf von Salis und die Regensburger Salis“, in Oberbayrisches Archiv für vaterländische Geschichte“, 52. Band (Jahrg. 1905), 2. Heft, München 1905.

<sup>2)</sup> Treuer, von Münchhausen'sche Geschlechtshistorie, S. 126 Nr. XXI gibt als Vermählungsjahr unrichtig 1620 an, ebenso ein Attest der Corveyer Lehenſammer vom 6. Sept. 1801.

Catholischen Liga "Underthänigst gehorsambsten Diener weiß und erkenne".<sup>1)</sup>

Nach einer ersten vom Vermählungstage datierenden, von den Vormündern der Kinder Joh. Elisabeths aus erster Ehe mitunterzeichneten Heiratsabrede<sup>2)</sup> kamen die beiden Ehegatten am 12. Februar des folgenden Jahres 1625 neuerdings in folgenden Punkten überein: Hans Wolf verspricht seiner Frau für den Fall, daß Gott vor ihrem Tode „über ihn gebieten“ sollte, eine jährliche Rente von 300 Reichstalern mit sämtlichem Schmuck und Silbergeschirr. Stirbt er ohne eigene Nachkommen, so soll Joh. Elisabeth Alles, was er an Gütern und Kapitalien besitzt, erben mit der Bedingung, daß sie ihre Dote von 4000 Reichstalern als ein Kapital anlege, dessen Interessen armen, blinden oder „sonst mangelhaften“ und arbeitsunfähigen Leuten zuzuwenden sind.

Joh. Elisabeth setzt ihrerseits fest, im Falle daß sie zuerst sterbe, solle diese ihre Dote zur freien Verfügung ihres „geliebten Ehe-Funkherrs“ stehen, wie sie überhaupt Alles, was sie noch besitze oder eventuell erben werde, „keinem andern Menschen lieber gönne“.<sup>3)</sup>

Kurz darauf, jedenfalls noch im März desselben Jahres 1625, starb Johanna Elisabeth. Sie hinterließ drei Kinder erster Ehe: ein kleines Söhnchen Franz Heinrich, das schon 1626 zu Göttingen zugleich mit seinem Oheim Heimart Elmershaus von Stockhausen, dessen Gattin und zwei Söhnen von der Pest hinweggerafft wurde, und zwei Töchter, Chrystophera Dorothea und Anna Margaretha, beide noch in den Kinderjahren. Salis, beständig bei der Armee, konnte die beiden Mädchen selbstverständlich nicht bei sich haben, weshalb die Großmutter, Frau von Münchhausen, dieselben zu

<sup>1)</sup> Reichsarchiv München, Adels-Select, Filza Salis.

<sup>2)</sup> Diese ersten Heiratspacten, vom Baderborner Weihbischof und General-Bislar Johannes Pelting unterm 7. März 1625 bestätigt (Corveyer Lebensakten Nr. 490, Fol. 222), liegen bei den Akten nicht vor.

<sup>3)</sup> Der Vertrag ist unterzeichnet und gesiegelt vom Ehepaare, von den Eltern Joh. Elisabeths, Stab von Münchhausen zu Lemgo und Luzia Ehregarth geb. „Frauwe von Harthausen“, und zwei Offiziere aus Hans Wolfens Compagnie, Wolf Umgelter und Johann Boll von Stallburg. Corv. H. Nr. 638 Fol. 138.

Treuer, v. Münchhausen'sche Geschlechtshist. S. 126 gibt als Johanna Elisabeths Mutter eine Anna von Lattorf an.



sich nach Bevern in Hannover nahm. Salis scheint zwar gefürchtet zu haben, seiner Schwiegermutter mit den Kindern lästig zu fallen und will (21. August 1628), sobald er wieder nach Bevern kommen kann, ein Anerbieten der „Domina von Brenkhausen“ inbetreff der Kinder zur Sprache bringen.<sup>1)</sup> Es blieb indeß beim Alten und noch 1637 (19. Aug.) weist Salis seinen Verwalter, Dr. Riebeck in Hörter, an, der „vielgeehrten Frau Schwiegermutter . . . wegen der begehrtten Unterhaltgelter“, wenn an Zinsen etwas „einkommt“, so viel möglich „auf Abschlag widerfahren“ zu lassen.<sup>2)</sup>

Sei es, daß der Krieg, unter dessen Drangsalen Westfalen damals besonders schwer litt, die finanziellen Verhältnisse der Familie Stockhausen heruntergebracht hatte, oder daß vielleicht sonst nicht gut gewirtschaftet worden, kurz — nach Franz von Stockhausen's Tod stand auf dem Gute Lütthmarsen eine große Schuldenlast. Die verwaisten Kinder würden sich sonach in einer sehr traurigen Lage befunden haben, hätte sich nicht der Stiefvater ihrer angenommen.

Ihre Vormünder, Edbrecht von Harthausen, Heimart Elmershaus und Christoph von Stockhausen, Franzen's Bruder und Vettern, hatten an Ostern (30. März) 1625 Salis, ihrem „Großgünstigen lieben Herrn Schwagern“, den Empfang von 1000 „in Specie harter, voll und wol geltender“ Reichstaler quittiert, die er ihnen auf ihr „freundlich bitten“ zum „Nutzen und Besten“ ihrer „Pflegepupillen“, besonders zur Auslösung der bei einem gewissen Münzmeister Pfaler stehenden Schuld „geliehen und fürgestreckt“, wofür sie sich „zum höchsten bedanken“. Diese 1000 Taler sind zu 6<sup>0</sup>/<sub>10</sub> zu verzinzen und zu „einer sichern wahren Hypothek und unterpfand“ werden Salis und seinen Erben alle den Pflegekindern zuständige, „in und vor Lütthmarsen“ gelegene Güter verschrieben. Er konnte diese Güter, so viel zur Deckung des Guthabens erforderlich, „occupiren, eignes willenß und und authorität ein- und annehmen und sich daraus (be-)zahlt machen.“ Beiden Theilen steht es frei, mit halbjähriger Kündigung „die Hauptsumb wider einzufordern oder abzulösen“. <sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Corv. II. Nr. 638, Fol. 345.

<sup>2)</sup> Ibid. Fol. 357.

<sup>3)</sup> Ibid. Fol. 1.

Auf Grund dieses Guthabens von 1000 und der Dote seiner Frau im Betrage von 4000 Reichstalern wurde Salis am 21. Mai 1627 in den Besitz von Lüttmarsen „realiter immittirt“. Dazu kam aber noch, daß er „die concurrirenden und auf ergangenen gerichtlichen Liquidationen und Agnitionen“ der Gläubiger, welche die Güter bereits an sich gezogen hatten, „mit baarem Geld stillte“ und so die Besitzung „von der Distraction befreite“; ferner, daß er seinen Stieftöchtern zum Unterhalt und zur Aussteuer einen sog. „Braut-schatz“ im Betrage von 7000 Reichstalern aussetzte, wofür ihm von Vormündern und Gläubigern (5. Juni 1628) alle ihre Anrechte auf Lüttmarsen, ihre „actiones sub speciali evictione, jedoch nicht erblich, sondern cum pacto redimendi, judicialiter cedirt und abgetreten“ wurden.<sup>1)</sup>

Lüttmarsen, das sich seit etwa 130 Jahren im Besitze der von Stockhausen besunden hatte, war ein Lehen des ge-fürsteten freien Reichsstiftes Corvey Benediktiner-Ordens, weshalb dasselbe um die Belehnung angegangen werden mußte.<sup>2)</sup> Corvey befand sich damals infolge der Kriegs-drangsale und noch mehr innerer Übelstände wegen in sehr traurigen Verhältnissen.

Nach Abiegung des durch seine „wahrhaft skandalöse“ Amtsführung unmöglich gewordenen, dem Protestantismus in bedenklicher Weise zuneigenden Abtes Heinrich V. von Aschenbrock (1616—1622) hatten die Conventualen zu dessen Nachfolger Joh. Christoph von Brambach erwählt. Kurfürst Ferdinand von Köln, der damals auch das Bistum Paderborn innehatte, legte jedoch in Rom, wo Corvey damals ohnehin nicht in bestem Ansehen stand, Verufung ein, indem er hervorhob, Joh. Christoph sei dem Vordringen des Protestantismus nicht gewachsen. Urban VIII. annullierte deß-

<sup>1)</sup> Corv. M. Nr. 688 Fol. 1—3.

<sup>2)</sup> Lüttmarsen, Lütmarshelm (in der ältesten Corvey'schen Heberolle, sowie in den Registern und Urkunden des XIII. Jahrhunderts „Lüt-marressum“ genannt), kleines, am Bollerbach, eine Stunde von Corvey entferntes Dorf, war eine der ältesten Curien der Abtei. Im XII. Jahrhundert war das Amt des dortigen „Villicus“ erblich, dessen Inhaber sich nach dem Orte benannten. Mit dem XVI. Jahrhundert finden sich die Herren von Stockhausen, Erbmarschälle von Corvey, im Lebensbesitze des „Rittergutes“ und der an den Haupthof gebundenen gutherrlichen Rechten, der niedern Gerichtsbarkeit usw. Paul Wigand, der Corvey'sche Güterbesitz, 1831, S. 85.

halb die Wahl und übertrug die Administration des Stiftes dem Kurfürsten von Köln. Des Abtes Protest vermochte nichts hiegegen und der von den äbtlichen Dienern und Lehensleuten in Szene gesetzte Widerstand wurde durch bayrische Waffengewalt alsbald unterdrückt und hatte zur Folge, daß der Kurfürst durch seinen Weihbischof Belling den Abt gefangen nehmen und während mehrerer Jahre auf Schloß Neuhaus bei Paderborn internieren ließ. Erst 1628 gelang es Abt Joh. Christoph mit Hilfe des corvey'schen Landdrosten von Falkenberg zu entfliehen und nach Wien zu entkommen. Der dortige Erzbischof Melchior Klesl (1598—1630) und der Abt von Melk verwendeten sich für ihn beim Kaiser, dieser beim Papste und im folgenden Jahre 1629 wurde Joh. Christoph als Abt von Corvey, Kurfürst Ferdinand aber als „Conservator religionis catholicae“ im Stifte bestätigt. Letzterer Umstand war für Salis ohne Zweifel vorteilhaft.

Unterm 3. Juni 1628 bestätigen Prior und Convent von Corvey die von den Stockhausen'schen Vormündern und Gläubigern mit Salis abgeschlossenen Verträge und be-  
lehnen ihn in aller Form mit dem Gute Lüttmarsen und mit der Weiser-Insel Werder bei Hörter nicht als mit einem eigentlichen Erblehen, sondern als Pfandbesitz und unter ausdrücklichem Vorbehalt der Stockhausen'schen Anrechte bei einer eventuellen Auslösung des Pfandes.<sup>1)</sup>

Es wird hiebei ganz besonders die über allen Zweifel erhabene Aufrichtigkeit von Salis' katholischer Gesinnung betont. Er habe, sagt das Corveyer Kapitel, wie allgemein bekannt, für die Kirche Gottes, für Se. Kaiserliche Majestät und für die Erhaltung des hl. römischen Reiches tapfer und mannhaft („strenue et masculine“) gekämpft; man glaube deshalb unter den Lehens-Kandidaten ihm — „ceteris tamen paribus“ — den Vorzug umsomehr geben zu sollen, als unter dem Adel der Umgegend schon lange kein Katholik mehr vorhanden und daher zu hoffen sei, Salis werde dem Stifte wie überhaupt der ganzen Gegend von Nutzen sein. Weil nicht alle Stifts-Kapitularen zugegen seien, könne die Belehnung zwar nur bedingter Weise erfolgen; man wolle aber die Ratifikation und Konfirmation des Kurfürsten-

<sup>1)</sup> Corv. VA. Nr. 490 Fol. 205.

Administrators und der Ordens-Bisitatoren einholen.<sup>1)</sup> Diese Bestätigung erfolgte denn auch ohne Schwierigkeit, die des Bisitators der Bursfelder Kongregation, zu welcher Corvey zählte, (Abt Hermann Mayer von Marien-Münster) am 8. Oktober 1628, die des Kurfürsten am 18. April 1639.<sup>2)</sup>

So trat denn Oberst Salis im Jahre 1628 tatsächlich den Besitz Lüttmarsens an, mußte aber, um sich denselben zu sichern, die gesamte darauf haftende Schuld, die er auf 17000 Reichstaler angibt, „sub pacto redimendi“ bezahlen. Aus welchen Mitteln er diese große Summe bestritt, darüber erfahren wir leider nichts. Er ließ sich übrigens die Hebung des Gutes, mit dessen Verwaltung er Dr. Konrad Niebeck zu Hörter betraute, und besonders die Handhabung der herrschaftlichen Gerechtsamen eifrigst angelegen sein; auch suchte er den Besitz durch den Ankauf von „nechst- und wohlgelegenen Ländereien“ abzurunden.

Weil bei der beständigen Fortdauer des Krieges und der „fürhaltenden occurrenzen“ wegen an ein „hinaufreißen“ nicht zu denken sei, so legt er Niebeck unterm 17. April 1629 nachdrücklichst ans Herz, sich die Verwaltungsgeschäfte und besonders „beider Eizen (Lüttmarsen's und des von ihm ebenfalls übernommenen Edelhofes zu Hörter) wolerbrachte gerechtigkeiten und gewohnheiten alles fleißes bevolchen“ sein zu lassen. Es sei ihm mitgeteilt worden, Corvey habe, entgegen dem getroffenen Übereinkommen,<sup>3)</sup> neue, der „Guts-gerechtigkeit“ widerstreitende Eingriffe „verübt.“

Salis war sich übrigens der durch seine stetige Abwesenheit geschaffenen Schwierigkeiten in betreff der Ausübung der ihm zustehenden niedern Gerichtsbarkeit wohl bewußt und bei den damals so complicierten Rechtsverhältnissen waren Verwickelungen und Streitigkeiten mit dem die hohe Jubicatur repräsentierenden Stifte fast unvermeidlich. So ist einmal (10. Mai 1629) von einer durch das Stift veranlaßten „gefänglichen Wegführung des Dorfrichters“ die Rede. Für dies Mal hält es Salis für geratener, die Sache

<sup>1)</sup> Corv. M. Nr. 638 Fol. 140.

<sup>2)</sup> Ibid. Nr. 490 Fol. 201.

<sup>3)</sup> Gemeint ist der 1617 von Corvey mit seinen Vasallen in betreff der Zivil- und Kriminal-Jurisdiction, auch wegen Holz, Jagden und Frohndiensten abgeschlossene Vertrag.



„dahin gestellt sein zu lassen; im übrigen glaubt er „nach fleißigem erwegen und ponderiren“, es wäre „rathsamer und nützlicher“, wenn man „die dem Sig Lütthmarschen zuständige Jurisdictionen selber exercirerte“, auch „entweder die Debitoren und Delinquenten aufs Haus setzte“, sie „zu der schuldigkeit anhielte“ und auf diese Weise „allen widrigen thetlichkeiten“ rechtzeitig vorbeuge, statt durch Versäumung der „Execution“ von seiten des Stiftes. Eingriffe zu provocieren und dann solche „Actus ohne protestation vorbei gehen“ lassen zu müssen.<sup>1)</sup>

Zur „Betreffigung der Jagtsgerichte“ bestimmt Salis unter Anderm (28. März 1629), die Hunde zu Lütthmarschen sollen „unterhalten, gebraucht und alle actus fleißig prothocollirt werden“. Der „Meyer“ (Pächter und Verwalter) solle die Hunde an die anbefohlene „Azung“ gewöhnen, „welche sie dann auch, wenn sie von der Jagt heimkommen und anderst nichts vermerken, endlich annehmen werden“.

Salis sollte sich indeß eines ungestörten Besizes dieser Lehensgüter nicht so bald zu erfreuen haben. Heinrich von Stockhausen, Franzen's Bruder, protestierte gegen Salis' Belehnung und erklärte dieselbe als erschlichen und ungültig. Daraus entstand nun ein heftiger Streit und ein vor der corvey'schen Lehensammer anhängig gemachter Prozeß, dessen endgültige Entscheidung keiner der beiden Beteiligten erleben sollte. Bei den Lehensakten des Stiftes liegt aus den Jahren 1628—1631 ein großer Stoß vor von zum Teil in sehr gereiztem Tone gehaltenen diesbezüglichen Repliquen, Exceptiones, Petitionen, Appellationen, Dupliquen und Quadruplicen, Confutations-, Refutations- und Submissions-Eingaben und wie alle die Streitschriften betitelt sein mögen.

Der in sein Stift zurückgekehrte Abt Joh. Christoph von Brambach scheint zu Oberst Salis allsogleich in gute Beziehungen getreten zu sein. Zur Deckung seiner Schuld an den Landdrosten von Falkenburg entlieh er von ihm 1000 Reichstaler, wofür er ihm die Roggen- und Gerstenheuer,<sup>2)</sup> die Lütthmarschen der Abtei schuldete, einige Zeit später, nachdem Salis dem Abte weitere 300 Taler vorgestreckt, auch

<sup>1)</sup> Corp. M. Nr. 479, 493 und 638.

<sup>2)</sup> Heuer gleich Pacht, Zins.

die Hafherheuer überläßt. Joh. Christoph erkannte demnach nicht nur Salis' Belehnung von seiten des Stiftes an, sondern erteilte ihm — freilich notgedrungen — darüber hinausgehende Rechte und Freiheiten von besonders wichtigen Abgaben.

Umso überraschender mußte es Salis sein, als Heinrich von Stodthausen 1630 mit einem vom 11. April genannten Jahres datierten Lehensbrief auf den Plan trat, in welchem Abt Joh. Christoph ihn und seinen Neffen Hermann Moriz von Stodthausen mit Lüttmarsen und dem niedern Werder bei Hörter belehnt, ohne hiebei der auf dem Gute haftenden Schulden, der verschiedenen Verträge und der Belehnung des Obersten Salis Erwähnung zu tun.<sup>1)</sup>

Des letztern Anwälte machen hiegegen geltend (5. Mai 1631), von dieser „vermeinten gerühmten Investitur“ sei „dem Herrn Obersten“ niemals Mitteilung gemacht worden. Stodthausen habe, klagen sie überdies, „eingant, Mittel und Ende“ seiner neuesten Klageschrift „mit allerhand anzüglichen Calumnien, injurien und Verunglimpfungen beschmußt; seine zumahl schändliche und abscheuliche, ehrenrührige, lesterliche, unChristliche, unvernünftige, luderbübische und widerfinnige schmehschrift, worin der Author nicht als ein Jurist der Sachen notturft vorgebracht, sondern verbottenerweise puerilia et scurilia tractiert“, fuße auf keinem Recht, sondern sei als durchaus unstatthaft samt den „vermeinten undienlichen widersprechungen und auch nichtswerthen Protestationen und Reservationen straffbahr cum declaratione mulctae zu verwerffen“. Die „injurien undt erdichteten Verleumbdungen“ sollen dem ungerechten Angreifer „sampt allem anzüglichen angeben in seinen barth und buesen biß zu rechter gelegener Zeit geschoben werden und pleiben, worbey ihme (die) palma in calumniando et Conviciando ultrò deferirt wirdt.“<sup>2)</sup>

Stodthausen hatte nämlich unter Anderm die Behauptung aufgestellt, Salis habe die Gläubiger „an sich gesetzt und gehentt“ und sei unrechtmäßiger Weise „in die Lüttmarschen Gühter gedrunge“; seine Schuldforderungen seien bei Weitem übertrieben, indem er keineswegs 17 000 Reichs-

<sup>1)</sup> Corp. M. Nr. 638 Fol. 124 ff.

<sup>2)</sup> Ibid. Fol. 144 ff.

taler, sondern nur die 1300 bezahlt, welche man „den Eynattern“ (denen von Eynatten) geschuldet, und dafür die Einkünfte der Güter bezogen habe — ein Vorwurf, der als ungerecht und unwahr entschieden zurückgewiesen wurde.

Schon zu Friedenszeiten, bezeugt später eine von Salis' Stieftöchtern und deren Gemahl, habe er kaum seine Interessen gefunden, geschweige denn bei den damaligen „beschwerlichen Kriegsläuffen“. <sup>1)</sup>

Stodthausen wurde nun (27. Mai 1631) aufgefordert, „die notturst zu verhandlen“ und die „rotulation der Acten zu maturiren“, d. h. die Angelegenheit in rechter, sachlicher Form zu verfolgen und den Abschluß des Processus zu beschleunigen. Nach Einreichung seiner „reiterirten Submission“ vom 3. Juli (1631) wurde auch Salis aufgefordert, sich „mit gleichmessiger endlicher Submission vernehmen zu lassen“. Letztere war denn auch so unzweifelhaft im Rechte fundirt, daß die Entscheidung nicht zweifelhaft sein konnte.

Stodthausens Anrecht auf Lüttmarsen wurde zwar bedingungsweise anerkannt und man stellte es ihm „per expressum“ anheim, die Güter „vermittelft billicher und rechtmessiger wiedererstattung“ der zur Schuldentilgung verwendeten Summe zu „redimiren“. <sup>2)</sup> Dies scheint ihm aber nicht möglich gewesen zu sein und so blieb es vorläufig beim status quo.

Erst einige Jahre später, wahrscheinlich 1636, als Salis, seit 1634 mit der Generals-Charge bekleidet, in kaiserliche Dienste übertrat, gelang es Stodthausen, allerdings nur für kurze Zeit, gewaltsam Besitz von Lüttmarsen zu ergreifen. „Der von Salis aber“, bemerkt Stodthausen später einmal (30. Juni 1639) Corvey gegenüber, „hat durch occasion der Kayserl. Marche und einfall in das Stift Corvey sich auff's new meiner güetter bemächtigt und mich davon getrieben, aber (dieselben) oede und wüste liegen lassen und übel administriert, wie leider noch für augen“ liegt. <sup>3)</sup> Salis war im April 1636 von Gallas zu der damals in Westfalen lagernden kaiserlichen Armee beordert worden.

<sup>1)</sup> Corp. M. Nr. 490 Fol. 211 ff.

<sup>2)</sup> Ibid. Nr. 638 Fol. 1 ff.

<sup>3)</sup> Ibid. Nr. 490 Fol. 168.

Was die ihm zur Last gelegte Vernachlässigung der Güter anbelangt, so war auch dieser Vorwurf durchaus ungerechtfertigt, indem an dem traurigen Zustande derselben nicht Salis, sondern das „verderbliche Kriegswesen“ Schuld trug.<sup>1)</sup> In einem Schreiben an seinen Geschäftsführer Dr. Niebeck vom 19. August 1637 erklärt Salis, er habe sich „resolvirt“, den Hof zu Hörter wieder „zue bestellen, Pferd, Vieh und die bedürftige noturft bezuschaffen“. Niebeck möge sich um „einen guten Haushalter, so sich des Veldtbaus wol verstunde“ umsehen; wenn dieser auch „nit viel zum besten“, so wolle er ihm doch eine „große Besoldung“ geben. Dann könnte dem bisherigen, in keiner Weise entsprechenden Verwalter, „dem Knorren“, aufgekündigt werden. Auch für Lüttmarsen erteilt Salis eingehende Anweisungen.<sup>2)</sup>

Als dann Salis im März 1639 in schwedische Gefangenschaft geriet, wollte sich Stockhausen dies gleich zu Nutzen machen und richtete an Corvey die Bitte: „... weilten . . . der Herr Feltzeuchmeister der von Salis dem bericht nach gefenglich in Schweden geschickt“ worden,<sup>3)</sup> möge ihm gestattet werden, die Güter Lüttmarsen und Hörter wieder an sich zu ziehen und „in seinen Gebrauch zu nehmen“<sup>4)</sup> — ein Ansinnen, dem das Stift selbstverständlich nicht stattgeben konnte. Trotzdem schritt Stockhausen, kaum daß das Gerücht von Salis' am 6. April 1640 zu Wismar erfolgtem Tode zu ihm gedrungen war, abermals zur Gewalttat, ohne auch nur die Antwort auf seine an Bürgermeister und Rat von Wismar gerichtete Erkundigung abzuwarten.

Der Himmelfahrtstag (17. Mai n. St.) 1640 sah auf Schloß Lüttmarsen stürmische Szenen. Am Morgen erschienen daselbst, um in Stockhausens Auftrag vom Gute Besitz zu ergreifen, seine Schwieger söhne Philipp Georg von Spiegel zum Diefenberg und Rudolf Christoph von Falkenberg, in Begleitung des Notars Treuner, des jugendlichen Heinrich von Stockhausen junior und einer Anzahl Bediensteter, während der alte Stockhausen zur nämlichen Zeit und zum selben

<sup>1)</sup> Corv. Bl. Nr. 490 Fol. 245.

<sup>2)</sup> Ibid. Nr. 638 Fol. 357.

<sup>3)</sup> Es war dies nur ein durch Feldmarschall Banner für gewisse Zwecke verbreitetes Gerücht.

<sup>4)</sup> Corv. Bl. Nr. 490 Fol. 168.



Zwecke nach Hörter kam. Wie das von Treuner aufgenommene Protokoll<sup>1)</sup> berichtet, gingen Spiegel und Falkenberg zunächst „in die Kuchen“, in dies Sakrosanctum einer jeden westfälischen Behausung, und haben daselbst „den Kesselhaden über dem Feuer in die Handt genommen, selbigen auf und nieder gestürzt“; dann sind sie „zue der Zugbrughen gangen, haben dieselbige auch auf und nieder gelassen.“ Vom „Gehölze“ und von der „Lendrey“ ergreifen sie Besitz, indem sie Zweige von den Bäumen abbrehen und „Klumpen aus der Erde“ heben. „Mit Begreifung der Thür in der Mühlen“ und „eintauchung der Hand in das bei Lüttmarsen fließende Wasser“ usw. nehmen sie Besitz von der Mühle, vom Gewässer, von der Fischerei und in ähnlicher Weise vom ganzen Gute.

Dieser Gewaltakt vollzog sich indessen nicht ohne Widerspruch und sollte der Familie Stockhausen wenig Nutzen bringen. General Salis hatte seinen Stieffschwiegersonn Heinrich von Ungern mit der Obsorge für seine westfälischen Besitzungen betraut und dem Stifte Corvey hievon unterm 29. September 1639 Mitteilung gemacht. Ungern, der hierauf seinen Wohnsitz zu Lüttmarsen genommen, trat nun dem Unterfangen der Herren von Spiegel und von Falkenberg sofort energisch entgegen, mußte sich aber für den Augenblick mit einem geharnischten Protest begnügen. Nach Abzug der Stockhausenschen Bevollmächtigten schaffte er aber den zurückgebliebenen jungen „Junker Heinrich“ samt dessen Dienerschaft aus dem Hause, wobei er drohte, sie alle, wenn sie nicht freiwillig gingen, „mit gewalt darvon trieben“ oder „ins Wasser werfen“ zu wollen.

Gleich andern Tags richtete er auch an das Stift einen Protest, in welchem er den ganzen Sachverhalt auseinandersetzt und, an Salis' Schreiben an Corvey vom 29. September 1639 erinnernd, nachdrücklich bittet, ihn bei „der ihm übertragenen Possession von Lüttmarsen und Hürer ruhiglich verbleiben“ zu lassen.<sup>2)</sup>

Stockhausen sen. sandte seinerseits noch am 7. (17.) Mai das von Treuner aufgenommene Protokoll an Corvey ein.

<sup>1)</sup> Corp. M. Nr. 490 Fol. 152.

<sup>2)</sup> Ibid. Fol. 154.

Als er aber andern Tags vom Lehensherrn eine strenge Rüge und entschiedene Abfage erhielt, spielte er den Beleidigten und ungerecht Verfolgten. Obwohl er „auf tödlichen Hintritt des Herrn Feldzeugmeisters des von Salis alle“ seine „vacirende Stodthausische Güter pro continuenda et confirmanda possessione eaque iteranda in possessionem (zu) gewinnen, auch wegen Kürze der Zeit protocolla apprehensae possessionis überreicht und (um) gebührliche manutenez gestrigs Tages“ nachgesucht, „so habe Ich doch“, klagt Stodthausen, „heutigs Tags durch einen vermeinten mündlichen bescheidt (salvo honore cujusque) mit schmerzen vernehmen müssen, daß mir die gehörige manutenez nicht allein geweigert, sondern von . . . (der) wohl apprehendirten possession abzustehen (mir) auferlegt worden“. Salis' Brief vom 29. September, in welchem dieser den Hauptmann Ungern zu seinem bevollmächtigten Verwalter einsetzt, sei ihm zwar mitgeteilt worden; weil aber „der Feldzeugmeister ohne Leibes-Erben todes verplichen“, sei diese Bevollmächtigung nun erloschen. Stodthausen protestiert sodann „solemniter und solemnissime“ gegen Corvey's „Bescheidt“, der trotzdem am 30. März nochmals bestätigt wird.<sup>1)</sup>

Mit Salis' Tod trat der Prozeß in ein neues Stadium und sollte nun nur noch verwickelter werden. Am 19. August 1640 meldet sich Salis' Schwester Anna Maria, Fürst-Abtissin des kaiserlichen, freiweltlichen Stiftes Niedermünster zu Regensburg, als Rechtsnachfolgerin bei Corvey. Ihr „vor ettlich Monath in Feindtsbandten zu Wismayr tods verfahrner hochgeehrter Herr Brueder“, schreibt sie dem inzwischen neu erwählten Abte Arnold IV. von Waldois (1638—1661), habe sie, wie bekannt, in seiner „vor geraumer Zeit (14. August 1634) aufgerichteten, wohlgültigen, vor seinem Endte widerumben confirmirter Testamentarisch Disposition“ sie „zum Principalen Erben aller und yeder seiner habendten Güetter eingesetzt“, weshalb sie um die landesherrliche Belehnung bitte.<sup>2)</sup>

Einen Monat später, als der kaiserliche Generalissimus Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Leopold Wilhelm an der

<sup>1)</sup> Corp. EA. Nr. 490 Fol. 129, 331.

<sup>2)</sup> Ibid. Fol. 222.

Spitze des kaiserlichen Heeres nach Westfalen kam und am 19. September (1640) Hörter besetzte, meldete sich der „Kaiserliche Obriste Leutenambt von Salis“<sup>1)</sup> namens „der Fürstlichen Abbtissin zu Regenspurg“ beim „Landdrosten, Canzlern und Rätthen in hiesiger Stadt Hürar“, um „seines abgelebten Herrn Vettern von Salis Seel. an den Lüttmarschen gütern competirende praetension und gehabtten Besitz“ geltend zu machen und um des Stiftes „Obrigkeitliche confirmation“ anzuhalten.<sup>2)</sup> Warum letztere weder jetzt noch auch auf Anna Marien's Ansuchen vom 19. August erfolgte, ist nicht ersichtlich. Noch im Juli des folgenden Jahres 1641 war die Belehnung nicht erfolgt. Die Abtissin spricht deshalb (13. Juli 1641) dem Abte gegenüber ihr Fremden darüber aus, daß sie auf ihr vorjähriges Schreiben (vom 19. Aug. 1640) noch gar keiner Antwort gewürdigt worden; sie wolle indeß annehmen, ihr Brief sei nicht an seine Adresse gelangt.<sup>3)</sup> Corveys Verhalten wäre in der That, sollte letztere Annahme nicht zutreffend gewesen sein, nicht recht erklärlich, so schwierig seine Stellung zwischen den alt-erbgeessenen Herrn von Stockhausen und den als Gläubiger vollberechtigten von Salis sein mochte.

Der Streit wurde indeß noch unerquicklicher, als im Frühjahr 1642 auch Hans Wolfens Stieffschwiegertöhne, Heinrich von Ungern und Joh. Caspar von Lerchenfeld, gegen die Abtissin austraten und unter dem Prätexte, den ihren Frauen vom Stiefvater ausgelegten „Brautschlag“ von 7000 Reichstalern zu sichern, gegen alles Recht vom Gute Lüttmarsen Besitz ergriffen.

So erneuerten sich daselbst am 20. März 1642, morgens 8 Uhr, die Szenen des 17. Mai 1640. Der Notar Koven und der „von Münchhausensche Amtmann zu Bevern, Michael Sumburgk“, als Kommissäre der Herren von Ungern und von Lerchenfeld, „zogen Alles an Gebäueten, Mühlen, Gehölzungen, Lendereyen, wiesen, weiden, Fischereien, Jagden

<sup>1)</sup> Jakob von Salis-Cellerina, als Kommandant des Kavallerie-Regimentes Hans Wolf von Salis im März 1639 ebenfalls in schwedische Gefangenschaft geraten, aus der er demnach bald befreit wurde; später General-Feldwachmeister, fiel 1659 vor Stettin.

<sup>2)</sup> Corv. L.-H. Nr. 490 Fol. 245.

<sup>3)</sup> Ibid. Fol. 224.

und Leichen, auch denen Zehnten am Bodenberge in gepührliche possession“. Dem Müller Jost wurde eingeschärft, „Niemandten anderst als vorgenannten Herren von Lerchenfeldt und Ungern den versprochenen Canonem (an Mehl) abzustatten.“ Alsdann ließen die Kommissäre „die Underthanen zue Lüttmarsen, so vill dehren bey handen gewesen, uff das Hauß uff die hoofftuben fordern“, wo Sumburg von denselben verlangte, daß sie ihm namens „seiner Herren Comittenten angeloben und handtgeblich werden“ d. h. die Huldigung leisten sollten. Der „Meyer“ (Verwalter) Johann Tölle erklärte indeß, „sye hätten denen von Salis, wie auch Herrn Hauptmann von Ungern (als Vertreter des Generals Salis) bereits handtgeblich angelobet, könnten auch anjeho nicht weiter angeloben und wollten nicht wieder von Herrn von Ungern verweichen, bis Ihnen Ihre hohe Landtsfürstliche (Corvey'sche) Obrigkeit selbiges anbeföhle“. Im Übrigen wollten sie „dem Hause und deme, der darauf possedirte, getreue verpleiben und ihrem vermögen nach die gehörige Dienste und pflichten praestirn.“<sup>1)</sup>

Erst im Juni (1642) sandte die Äbtissin ihren Protest gegen diese Vergewaltigung an Corvey ein. Es mochte wohl einige Zeit gedauert haben, ehe sie in der Person des Juristen Dr. Bernhard Wiedenbruch von Paderborn einen geeigneten Anwalt gefunden hatte. Dieser erklärte (8. Juni) zunächst die dem Hauptmann von Ungern s. Z. von General Salis ausgestellte „Commission“ für erloschen. Die Güter „und deren habender Pfandschilling“ seien der Äbtissin „nicht allein ab intestato als proxime heredi et sorori nullis descendentibus relictis, sondern auch ab testato angefallen“; da Ungern aber trotzdem „nach wie vor, nicht allein der hohen Landesfürstl. Obrigkeit und (dem) Lehenherrs, sondern auch Ihro Fürstl. Gnaden Frau Äbtissin zum praejudiz und despect“ den Besitz der Güter sich anmaße und „nunmehr causam possessionis selbst contra jura mutirn und mit solcher gewald ergerlich verfahren wolle“,

<sup>1)</sup> Instrumentum apprehensae possessionis des Hauses Lüttmarsen und darzu gehöriger pertinentien vom 20. März 1642. (Corv. G. A. Nr. 490 Fol. 120—123.) „Notariatszeichen: Henricus Koven anno 1642. Majorum virtutes imitandae“ mit dem Bilde Kovens.

so bittet er das Stift um die „Vollmacht, dem von Ungern sothane eigenthätliche Händel zu inhibiren“. <sup>1)</sup>

Dem gegenüber reichen die Herren von Lerchenfeld und von Ungern als angeblich „befugte Impetranten“ und als „Ehe-Vögte ihrer Allerseits Geliebsten“ am 29. Juli (1642) dem Abte von Corvey eine „Supplik . . . contra die Frauen Abbtissin zue Regenspurg“ und zugleich gegen „Henrichen von Stockhausen“ ein. In derselben führen sie Klage, daß „ihre Geliebsten keineswegs versichert“ seien, „aus ihren väterlichen Adelichen güttern ratione dotis“ nichts bezögen und noch weniger „ihren Adelichen Unterhalt erheben können, sondern bey Andern sich auffhalten müssen und respectu ihrer väterlichen Güetter, was dann wol zu beklagen, gleichsam pro extraneis gehalten worden“ seien. Da nun der Stiefvater der beiden Damen Lerchenfeld und Ungern, „Ihr Excellenz Herr General Reldtzeugmeister Freyherr von Salis ad nova vota geschritten“, möge man dieselben „bei ihrer possession manutirn und confirmiren“. <sup>2)</sup>

Daß diese gegen den verstorbenen Stiefvater in betreff der Alimentation der beiden Töchter erhobenen Vorwürfe durchaus ungerechtfertigt waren, geht aus manchen unter den Prozeßakten vorfindlichen Briefen Salis', wie auch aus andern Zeugnissen zur Genüge hervor. Selbstverständlich konnte er, weil meistens im Felde stehend, die Töchter nicht bei sich haben und ebensowenig in jenen unruhigen Zeiten allein in Lüttmarsen zurücklassen, während sie bei ihrer Großmutter in Bevern sicher und gut aufgehoben waren.

In einem weiteren „Bescheid Reverendissimi“ von Corvey vom 9. August (1642), in welchem Ungern wegen seiner Anmaßung ein strenger Verweis erteilt wird, heißt es dann, man wolle es einstweilen bei der unter der Administration des Kurfürsten von Köln angefangenen und unter der Regierung des vorlgen Abtes Joh. Christoph „continuirter Litispindentz alnoch bewenden“ d. h. also den Prozeß vorläufig noch unentschieden lassen. Ungern aber könne jedenfalls nicht gestattet werden, zu Lüttmarsen sich irgend einen „ihm nicht competirenden Besiß“ weder für

<sup>1)</sup> Corv. PA. Nr. 499 Fol. 118.

<sup>2)</sup> Ibid. Fol. 125—128.

sich selbst und seine Frau, noch für die von Lerchenfeld anzumachen.<sup>1)</sup>

Da aber Ungern sich gar nicht beeilte, der Mahnung des Abtes nachzukommen und von seiner Anmaßung abzulassen, sah sich die Äbtissin, resp. deren Anwalt Dr. Wiedenbruck, neuerdings (27. September) veranlaßt, gegen ihn und seinen „angemaßten Mandatarium Heinrich Koven“ eine „Petitio pro exequendo novissimo decreto“ vom 20. August einzureichen.<sup>2)</sup>

Joh. Kaspar von Lerchenfeld und seine Gattin, Anna Margaretha geb. von Stockhausen, weniger aus eigener Initiative als von Heinrich von Ungern in diesen ärgerlichen Prozeß mit hineingezogen, scheinen bald eine andere Richtung eingeschlagen zu haben, indem sie sich den Salis gegenüber billiger und gerechter erzeigten. In einer Eingabe an das Stift d. d. Landshut 20. November 1642 bezeugen sie ausdrücklich, daß die „Stockhausischen nebst befreundten (Verwandten) und Vormünder“ das „Schloß und Gut Lüttmarsen“ nebst dem „befreiten eigenthümblichen Edlmannshof in der Stadt Högter . . . wegen des daraufgestandenen schuldenlasts weiters nit erschwingen und mit nutzen ihrer Pfliegupillen erhalten“ konnten, weshalb die Güter dem General von Salis „ordentlich verkauft“ worden seien. Die den beiden Töchtern Stockhausen als Brautschlag bestimmten 7000 Reichstaler, von welchen „bis zu der ausheurathung und würklicher erlag diß capitals die jährlichen interessen gereicht werden sollten“, seien „pro dote judicialiter constituit“ und die Güter um genannte „summa gelts in specie verhypothisirt“ worden.

Sie müßten, sagen die Lerchenfeld weiter, „demnach mit sonderbahrem großem befrembden und schmerzhaft vernennen, daß bei so clarer sach Herr Heinrich von Stockhausen durch allerlei unchristlich und ungewissenhafte Finte und griffel die strittigkeit wider sein aignes wissen und gewissen, nur aus pur lauterem geiz, neid und eigennützigkeit also temere und muetwillig zu causirn, die sach in einen langwihrigen proceß“ verwickle und sich „per fas et nefas in die güeter zue

<sup>1)</sup> Corp. Ep. Nr. 490 Fol. 245.

<sup>2)</sup> Ibid. Fol. 211 ff.

obtrudiren“ unterstehe, „da doch ihme als einem nahenden blutsfreundt (Oheim) mehr gezimbe, uns bei unserem guett habenden Recht schützen zu helfen . . .; aber leider die passionen und aigner profit wirbt der Freundschaft (d. h. Verwandtschaft) vorgezogen“.

Die Lerchenfeld weisen auch Stockhausens Behauptung zurück, daß man den Salis nur 1300 Reichstaler schulde, wovon noch die seither bezogenen Einkünfte abzurechnen wären; die „beigelegten vidimi“ bewiesen die Unrichtigkeit dieser Behauptung zur Genüge. General Salis habe schon „bei guetten Zeiten kaum seine Interessen gefunden, geschweige bei den beschwerlichen Kriegsläuffen“. Auf Stockhausens weitere Entgegnung, Rüttmarsen und der Hof zu Hörter seien unveräußerliche Familiengüter, erwidern die Kläger, der Großvater Stockhausen habe dieselben um 30 000 Reichstaler erkaufte; <sup>1)</sup> sie seien demnach „*ein feudum titulo emptionis acquisitum*“, welches „*ad extraneos et ad feminas, exclusis agnatibus et collateralibus transire potest*“. Der Edelmannshof zu Hörter sei überhaupt gar kein Lehen.

Ferner wird Klage geführt, Stockhausen, dieser „unruhige khopff“, wolle seinen Nichten auch noch „den brautschatz der 7000 Reichsthaler disputirn“, während man doch auch noch Anspruch auf die 5000 Reichstaler habe, welche ihre Mutter resp. Schwiegermutter, Johanna Elisabeth geb. von Münchhausen ihrem ersten Gatten, Franz von Stockhausen, zugebracht hatte. Die von Lerchenfeld bitten deßhalb den Fürst-Abt von Corvey „gehorsamblich pro modo et quantitate debiti“ um Anerkennung und Nachachtung ihrer Ansprüche und „zweifeln gar nit, Ir fürsil. Gnaden als ein Catholischer Fürst“ werde ihnen zu ihrer „unwidersprechlichen Schuldprätension“ verhelfen, dies umsomehr, als die Äbtissin von Niedermünster ihnen die Güter „pro medio solutionis“ freiwillig zum Kaufe angeboten habe. Der Abt möge „den muettwilligen und unruhigen litiganten Heinrich von Stockhausen ab und zur Ruhe weisen, ihm perpetuum

<sup>1)</sup> Ob Heinrichs oder der beiden Töchter Franzens von Stockhausen Großvater gemeint sei, ist nicht ganz klar. Ersterer behauptet einmal (20. Jan. 1629), die Stockhausen hätten Rüttmarsen „schon 130 Jahre zu Lehen getragen“.

silentium auferladen“ und falls die Äbtissin von Niedermünster, welche nebst „einem jungen ledigen Herrn Albrecht von Salis von Herrn general Veldtzeugmeistern pro herede universali instituit worden, irrem erbieten zuwider“ die zwei Stodthausenschen Töchter nicht „contentirn“ wollten, letzteren zu ihrem Rechte verhelfen und sie an Lüttmarsen oder an andern Gütern entschädigen.<sup>1)</sup>

Erst jetzt, am 27. November, entspricht Fürst-Abt Arnold der „Petition“ der Äbtissin vom 27. September, indem er Ungern sowohl als dessen Mandatarius Koven unter Androhung einer Strafe von fl. 100 auffordert, seinem „Bescheidt gehorsamblich zu parirn“ und die Äbtissin im Besitze der Güter „unbeeinträchtigt gewehren zue lassen.“ Doch wird der „Vorbehalt des künftigen außschlags dieser litispendentz“ ausdrücklich betont, allerdings mit der Versicherung, „die liebe Justiz ohnpartheyischer maßen . . . administrieren“ und überhaupt dasjenige „statuiren“ zu wollen, „was rechtens sein wirdt“. <sup>2)</sup>

Äbtissin Anna Maria ist mit dieser „Intervention“ des Abtes nicht zufrieden, will aber, wie sie am 20. Dezember (1642) an Wiedenbruck schreibt, „solche für dießmahl“ auf sich selbst beruhen lassen und hofft, es werde „in dieser vermeinten Streitsach baldt ein definitiva und endt-urtheil ergehen und Henrich von Stodhusen mit seinen schon lange Zeit hero ventilirten, ganz nichtigen und in rechten im geringsten (nicht) fundirten actiones ab- und zurückgewiesen werden. Und ist hoch zu verwundern“, meint Anna Maria dann weiter, „daß bei so clarer sach diesem muhtwilligen litiganten, als der bei diesen gütern das wenigste recht hat, langes gehör gegeben worden, zu mahlen er gahr zu wenig sein wirdt, die Churfürstl. (Kölnischen) und Fürstlich (Corvey'schen) brieffe und Sigilla umbzustoßen“. „Ihr Churfürstl. Dhl. zu Cöln und das kayserl. Stift Corvey“ sollten dieselben auch „nicht annulliren und umbstoßen lassen, sondern mich und meinen Vettern Albrecht von Salis,<sup>3)</sup> als Herrn General-Veldtzeugmeistern zugleich Instituirte Universal-Erben, darbey ohne Zweifel manuteniren und schützen;

<sup>1)</sup> Corp. IX. Nr. 490 Fol. 211—214.

<sup>2)</sup> Ibid. Fol. 248.

<sup>3)</sup> Vettern als sekundären Erben nach dem Tode der Äbtissin.



und weilten doch mein Vetter Albrecht von Salis diese güter zu besigen nicht willens“ ist, so „laß Ich mir letztlich nicht zugegen sein, diese güter cum pertinentiis Ihr Fürstl. Gnaden zu Corvey oder einem (andern) annemblichen Herrn kauffweise zu überlassen“. Weil die Güter „mit wenig geld wieder reparirt, aufgericht und in vorigen Stand gebracht werden“ könnten, hofft Abtissin Anna Maria, „Ihr Fürstl. Gnaden werden wenigstens 17000 Reichsthaler . . . hierumb zu geben sich gnedig gefallen lassen“. Da sie erst noch „beide Stockhauische Töchter in Capitali und Interesse contentirn“ müsse, so werde ihr ohnehin in Anbetracht der von ihrem „Herrn Brudern aufgelegten großen Summen gelts wenig in residuo verpleiben“, woraus ihr dann ein großer Schaden erwachse.<sup>1)</sup>

Der vom Abte von Corvey in Aussicht gestellte „endliche Bescheidt“ ließ lange auf sich warten, resp. erfolgte überhaupt nicht, wenigstens nicht zu Lebzeiten der damals Beteiligten, wahrscheinlich weil Corvey der Familie von Stockhausen das Lehensgut erhalten wollte und noch immer auf die Auslösung desselben vom Salis'schen Pfandbesitze rechnete. Im Jahre 1644 schlug Abt Arnold den Parteien vor, die Streitsache einer Universität zur Entscheidung vorzulegen und forderte die Abtissin auf (2. April 1644), hiezu „einen vollmechtigen Gewaltthaber“ zu verordnen.

Letztere war aber mit diesem Vorschlage keineswegs einverstanden. In ihrem Antwortschreiben vom 13. Mai spricht sie, wie schon früher Wiedenbruck gegenüber, ihr Befremden darüber aus, daß dem von Stockhausen „so langes gehör“ gegeben worden und noch immer gegeben werde. „Will er“, erklärt die Abtissin, „den von meinem Bruder ausgelegten Kauffschilling von 17000 Reichsthalern richtig machen und zugleich beede Stockhauische Töchter ihres Heyrathsguets halber befriedigen oder umb einen billichen werth diese Güter von mir kauftweis an sich bringen, (so) will ich ihme vilberierte Güetler, weillen sie Ime also in die Augen stechen, in ein oder dem andern fahl überlassen. Er darf Ime aber nit einbilden, daß weillen ich der orthen weit entlegen, mich sein unrechtmäßiges litigiren schrecken und (ich) dardurch von

<sup>1)</sup> Corv. H. Nr. 638 Fol. 339.

meinem guethabenden Recht weichen werde“. Es wäre Stockhausen auch „vill rhiemblicher, wann er auf mitl gedechte“, wie er die 1300 Reichstaler, die er von ihrem Bruder „eines Zehents halber schuldig“ war und worüber sie eine Obligation in Händen habe, bezahle, welche Schuld ihm „nit geschenkt, sondern mit nechster gelegenheit hierumben absonderlich claget werden“ soll.

Sie ist deßhalb auch durchaus nicht dafür, daß „diese pur lauttere und clare strittsach“ auf einer Universität „solle consultiert, viel weniger etlich umpartheyischen Doctoribus Compromiss weiß aufgeben und verabschaidt werde. Ich für mein Persohn begere theinen andern judicem als Ihr Fürstlichen Gnaden und zweifelt mir nit, dieselben als ein Chatholischer Geistlicher Fürst werden ein solches rechtliches Endturtheil ergehen lassen, über das ich mich nicht zu beschwern haben werde.“<sup>1)</sup>

Daraufhin wurde von der Consultation einer Universität vorläufig wirklich abgesehen; erst 15 Jahre später, 1659, kam dieser Plan Corvey's zur Ausführung und die Entscheidung der Universität Erfurt fiel dann durchaus zu Gunsten der Partei Salis aus,<sup>2)</sup> obwohl diese damals schon seit mehreren Jahren vom Schauplatze dieser Affaire abgetreten war.

Der Äbtissin lag, wie leicht begreiflich, viel daran, die westfälischen Güter verkaufen zu können, selbst auf die Gefahr hin, einigen Verlust dabei zu erleiden, und Albrecht von Salis hatte (22. Februar 1643) von Regensburg aus namens seiner „gnädigen Frau Basen Äbtissin“ Dr. Wiedenbruck den Auftrag erteilt, den Verkauf möglichst zu beschleunigen.<sup>3)</sup>

Damit hatte es aber in jener Zeit seine großen Schwierigkeiten, indem sich kein Käufer finden lassen wollte und Heinrich von Stockhausen war immer noch nicht Willens und wohl auch nicht in der Lage, der Salis'schen Forderung zu genügen. So blieben die Güter ohne einen nennenswerten Nutzen an der Äbtissin hängen und diese mußte an Mittel und Wege denken, dieselben wieder in bessern Stand

<sup>1)</sup> Corp. M. Nr. 490 Fol. 218.

<sup>2)</sup> Ibid. Nr. 638 Fol. 1 ff.

<sup>3)</sup> Ibid. Nr. 499 Fol. 10.

zu setzen. Hierbei kam es ihr zu statten, daß der ihr persönlich bekannte und wohl auch befreundete Schwager ihres verstorbenen Bruders, der kurländische Oberst von Seyboldsdorff,<sup>1)</sup> der damals als Kommandant zu Paderborn weilte, sich bereit erklärte, die Obsorge zu übernehmen. Laut einem feierlichen Instrumentum vom 13. Oktober erteilt „Von Gottes Gnaden Anna Maria, des Kayserl. gefürkten freyen Stiffts Niederen-Münster in Regensburg Abtissin“ ihrem „hochgeehrten Herrn Schwagern, dem Wolgebornen Herrn Georgen Freyherrn von und zu Siebelstorff auf Menthofen . . ., des heil. Röm. Reichs Ritters, der Churfürstl. Dhl. zue Cölln bestalltem Obristen zue Fues und Commendant zu Paderborn, volligen gewalt, daß er an statt Unserer auf dem Schloß und guth Lüttmarsen und dessen pertinentien die possession, so von Ihr Fürstl. Gnaden zu Corvey als Lehensherrn Unß schon vor geraumer Zeit mit Gnaden zuerkannt worden, mandatario nomine annehmen, die güter so viel mög- lich wieder bemeyern, häuen und pauwen“ lasse. Auch wird Seyboldsdorff ermächtigt, dem Abte von Corvey das Gut für 12000 Reichstaler nochmals zum Kaufe anzubieten, oder, falls derselbe „darzue kein gefallen trüge“, mit seinem Consens das Gut sonst „aufs höchste zu verkaufen.“<sup>2)</sup>

Nicht nur der Verkauf, sondern auch die Instandsetzung der Güter scheint auf allerlei Hindernisse gestoßen zu sein, denn noch im Jahre 1648 verpflichtet sich Seyboldsdorff in einem zu Bevern (29. August) ausgestellten „Revers“, laut welchem er einen neuen Verwalter oder Meyer auf Lüttmarsen einsetzt, die Überwachung „der Lüttmarscher verwaldt- und Haushaltung“ sich angelegen sein zu lassen, damit das Gut „wieder zu Stand“ gebracht werde,<sup>3)</sup> was demnach noch nicht geschehen war.

Später, nach Anna Maria's Ableben (12. Juni 1652),<sup>4)</sup> gelangten die Güter Lüttmarsen und Hörter an die Witwe<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Seyboldsdorff war mit einer von Münchhausen, Schwester der Johanna Elisabeth, vermählt lt. Schreiben vom 16. Mai 1648. Corr. H. Nr. 638 Fol. 377.

<sup>2)</sup> Corr. H. Nr. 499 Fol. 3.

<sup>3)</sup> Ibid. Fol. 250.

<sup>4)</sup> Ihr Gegner Heinrich von Stockhausen war am 4. Februar 1651 gestorben.

<sup>5)</sup> Anna Maria geb. Gräfin zu Pappenheim († 1695).

die Folge bei, auch schieden sie mit dem Aufgeben des Patronatsrecht selbstverständlich nicht aus dem Pfarrverbande aus.

Wann die Herrschaft das Recht erlangte, für sich auf dem Schlosse eigenen Gottesdienst halten zu lassen, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen.

Die erste urkundliche Erwähnung einer „Kapelle zu Gemen“ geschieht im Jahre 1444. In einem Antwortschreiben des Johann von Gemen auf eine Klage des Brebener Stifts heißt es:

„Item op dat ander punt yre claghe daryn sy roiren, dat ich myne eynen<sup>1)</sup> preister berentet hebbe yn mynen capellen to Ghemen myt jairlicher renten uyt yren erven und yres gestichs guden van Breben . . . Antweren ich . . . So hedden die renten yn der capellen mail gestann LXXX, XC off hondert jair, boven menschen gedenden onghetroed, onghévordert.“<sup>2)</sup>

Dem letzten Satze zufolge können wir annehmen, daß vielleicht schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts sich eine Kapelle in Gemen befunden hat, es wäre sogar denkbar, daß die Herrschaft schon bald nach der Verzichtleistung auf das Patronatsrecht in Borken, also noch im 13. Jahrhundert das Recht auf eigenen Gottesdienst erhielt.

Die nächste Erwähnung einer Kapelle zu Gemen findet sich zum Jahre 1462, als Heinrich Schwerders, ein Borkener Priester, ihr einen Censur von 1½ Florin rheinisch verkauft.

Ein besonderes kirchliches Gebäude scheint jedoch nicht vorhanden gewesen zu sein, da im Jahre 1524 die „fundatio sanctae Crucis in dem Sale zu Gemen“ erwähnt wird, und noch 1534 heißt es, daß in der Gerekammer<sup>3)</sup> des Schlosses wöchentlich 3 Seelenmessen gelesen sollen.

Gemen wird stets als „Bikarie“ der Borkener Pfarrkirche erwähnt. Das mit diesem Ausdruck bezeichnete Rechtsverhältnis ist folgendes:<sup>4)</sup>

Als die Herren von Gemen das Recht erhielten, eigenen Gottesdienst zu halten, fand gleichzeitig eine sog. Incorpo-

<sup>1)</sup> Andere Bedart „eynen nyen preister“.

<sup>2)</sup> Niefert, Münsterische Urkundenammlung Bb. IV, S. 557.

<sup>3)</sup> Sakristei.

<sup>4)</sup> Vgl. hierzu Mejer Kirchenrecht § 27; Friedberg Kirchenrecht § 71.

ration statt, d. h. sie übertrugen die Einkünfte ihrer Kapelle als Pfründe dem Kapitel zu Borken, das dafür die Verpflichtung übernahm, durch von ihm bestellte Geistliche den Gottesdienst und einzelne seelsorgerische Funktionen für die herrschaftliche Familie wahrzunehmen.

In einer Verkaufsurkunde des Jahres 1522 ist die Rede von den 4 Priestern zu Gemen, auch an anderer Stelle wird ein „rector cum tribus vicariis“ erwähnt, was auf vier in der Burgkapelle errichtete Pfründen hinweist. Eine derselben, die Vikarie s. Crucis war 1472 von dem Borkener Dechanten, H. Hoffschläger, gestiftet worden. In der Kapelle befanden sich folgende Altäre: Ss. Fabiani et Sebastiani, s. Crucis und s. Catharinae, die verschiedentlich auch im Borkener Pfründenregister aufgeführt werden.

Was diese für Gemen verhältnismäßig hohe Zahl der Altäre betrifft, so macht auch Tibus<sup>1)</sup> darauf aufmerksam, daß gerade in jener Zeit eine große Vorliebe für die Errichtung möglichst vieler Altäre in den einzelnen Kirchen bestand.

Die genaue Reihenfolge der Rektoren in Gemen läßt sich nicht feststellen; erwähnt werden folgende: <sup>2)</sup>

Alef von Senden . . 1484—1503,

Arnd Sweders . . . 1503—1513,

Gerd von der Bedd . 1515—1537.

Während des letzteren Amtstätigkeit vollzog sich ein wichtiges Ereignis:

Graf Jobst I. von Holstein-Schauenburg<sup>3)</sup> hatte die Herrschaft Gemen seiner Gemahlin Maria von Nassau<sup>4)</sup> als Morgengabe geschenkt. Sie hielt sich viel und gerne in Gemen auf, so daß anzunehmen ist, daß sich ihr Gemahl auf ihre Veranlassung an Papst Clemens VII. mit der Bitte wandte, die Herrschaft Gemen hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse von Borken unabhängiger zu machen. Die Notwendigkeit dieser Maßregel wurde damit begründet, daß

<sup>1)</sup> Tibus a. a. D. S. 994.

<sup>2)</sup> Auf absolute Genauigkeit können die angeführten Jahreszahlen keinen Anspruch machen.

<sup>3)</sup> Er war ein Sohn des Grafen Johann von Holstein-Schauenburg, dem seine Gemahlin Cordula von Gemen, die Tochter des oben erwähnten Heinrich von Gemen, die Herrschaft Gemen zugebracht hatte.

<sup>4)</sup> Schwester des berühmten Draniers Wilhelm von Nassau.

Borken ziemlich weit von Gemen entfernt liege, daß in Kriegs- und Pestzeiten der Besuch der Borkener Kirche mit großer Gefahr verbunden sei, daß man zur Nachtzeit überhaupt nicht oder doch nur schwierig Einlaß in die verschlossene Stadt erlangen könne, so daß es vorkomme, daß Kranke ohne den Empfang der Sakramente versterben müßten. Der Bitte wurde entsprochen und durch ein Breve vom 31. März 1523 folgendes bestimmt:

*Jure dictae* (d. h. d. Borkener) *ecclesiae et rectoris parochiani pro tempore existentis in omnibus semper salvo* war es den Einwohnern gestattet, bei den Schloßgeistlichen an sämtlichen Sonn-, Feier- und Festtagen an der Messe „et alia divina officia“ Teil zu nehmen, zur Beichte zu gehen und nötigenfalls auch die Kommunion und letzte Ölung zu empfangen. Ausgeschlossen waren demnach sämtliche Handlungen, für die Stolgebühren erhoben wurden, den Hauptinhalt des „iure . . . in omnibus salvo“ dürften daher wohl die iura stolae gebildet haben; Taufen, Trauungen und Beerdigungen mußten nach wie vor vom Pfarrer in Borken vorgenommen werden.

Mit dem Bau einer wirklichen Kirche scheint man erst viel später begonnen zu haben, da noch, wie schon oben erwähnt, 1534 in der Gerekammer des Schlosses Gottesdienst stattfand.<sup>1)</sup>

Patrone der Burgkapelle waren St. Fabian und Sebastian. „Bei der Wahl dieses Patronatus“, bemerkt Tibus, „wird der letztere Heilige als Ritterpatron und Schutzheilige aller kriegerischen Übungen entscheidend gewesen sein.“<sup>2)</sup>

Eine wichtige Frage ist noch die, ob der Herrschaft das Patronatsrecht zugestanden habe.

In dem Breve heißt es: „Cuius ipse Iodocus comes, ut asserit, patronus existit“. Diesem, vom Grafen behaupteten Patronatsrecht ist von keiner Seite, so viel mir bekannt, widersprochen worden, folglich muß es als zu Recht bestehend anerkannt werden. Daß die Herren von Gemen wirklich die Patrone der Kirche daselbst gewesen sind, dürfte nach Lage der tatsächlichen Verhältnisse in der Herrschaft keinen Zweifel unterliegen, denn nur sie waren im Stande,

<sup>1)</sup> Vgl. auch unten die Bemerkungen über Errichtung des Taufsteins.  
<sup>2)</sup> a. a. O. S. 1061.

die Erfordernisse zur Gründung eines Patronats zu der Zeit zu erfüllen, auch hätten sie wahrscheinlich jeden Versuch, der etwa von anderer Seite in dieser Hinsicht gemacht worden wäre, energisch zurückgewiesen, doch ist auch hiervon nirgend die Rede. Daß dann das Patronatsrecht sich auch weiterhin erhalten hat, ist mit Bestimmtheit anzunehmen, da auch das Breve nichts enthält, was auf Änderung dessen hindeuten könnte.

Die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Anspruchs auf das Patronatsrecht dürfte demnach in bejahendem Sinne zu beantworten sein.

Auf Verordn. von der Bed. folgte Gerhard Rothaus 1537 bis 1543 und diesem Bernard Vuln als Rektor 1543—1561. Urkundliche Nachrichten aus dieser Zeit fehlen gänzlich, nur findet sich die Notiz, daß am 26. März 1546 der Graf an Maria Anette Flümer ein Grundstück zum Besten der Kirche verkauft habe.

## II. Abschnitt.

### Von der Einführung der Reformation in der Herrschaft bis zum Beginn der Unterdrückungen.

#### § 3.

Im Jahre 1558 vollzog sich das für die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in der Herrschaft bedeutsamste Ereignis: der Übertritt des Grafen Otto VI. zur lutherischen Konfession.<sup>1)</sup> In erster Ehe mit einer Tochter des Herzogs Barnim von Pommern vermählt, heiratete er im Jahre 1558 eine Tochter des Herzogs Ernst zu Braunschweig-Lüneburg, nämlich Elisabeth Ursula, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg. Herzog Ernst war von Anfang an ein eifriger Anhänger der Reformation gewesen. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 hatte er die dort festgelegte Konfession „nicht ohn große gefahr“ mitunterscriben, sein entschiedenes Eintreten für die neue Lehre hatte ihm den Zunamen „der Bekenner“ verschafft, unter dem er in der Geschichte am be-

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu Spangenberg, Chronik der Grafen zu Holstein-Schaumburg 1614.

kanntesten sein dürfte. Unter dem Einflusse seines zukünftigen Schwiegervaters und seiner Braut trat auch Otto VI. zum Protestantismus über, was zur Folge hatte, daß seine sämtlichen Gebiete gemäß der Hauptbestimmung des Augsburger Religionsfriedens vom Jahre 1555 „cuius regio, eius religio“ die lutherische Lehre annahmen. Eine einzige Familie in Gemen, Lenjing, trat nicht mit über, der Graf scheint jedoch von seinem Recht, sie zur Auswanderung zu zwingen, keinen Gebrauch gemacht zu haben.

Der Übertritt des Grafen ist um so bemerkenswerter, als sein ältester Bruder Wolf als Domherr die rechte Hand des Erzbischofs von Köln und ein ausgesprochener Gegner der Reformation war. Als der Erzbischof Hermann v. Wied seine Lande auch zu reformieren begann, erwirkte er bei Papst und Kaiser dessen Absetzung; den erledigten Stuhl bestieg er selbst im Jahre 1548. Den Übertritt seines Bruders hat er jedoch nicht mehr erlebt, er starb im Jahre 1556.<sup>1)</sup>

#### § 4.

Unter der Regierung des Münsterschen Bischofs Bernard von Raesfeld, der, wenn er auch der protestantischen Lehre nicht zugeneigt war, so doch keine Gewaltmaßregeln gegen sie verwandte,<sup>2)</sup> erfolgte in Gemen 1561 die Einführung des ersten evangelischen Pfarrers, Matthias Dames aus Dorsten. Näheres ist über ihn nicht bekannt. Aus einer Urkunde aus dem Jahre 1555 geht hervor, daß er Priester und „van hilliger pawisslichen auctoriteet“ Notar war. Nach seinem Übertritt zum Protestantismus kam er als, wie unten noch zu erwähnen, selbständiger Pfarrer nach Gemen, verheiratete sich und hatte 2 Töchter.

Man darf annehmen, daß während seiner Amtstätigkeit mindestens mit dem Bau der Kirche<sup>3)</sup> begonnen worden ist, wenn dies nicht schon früher geschah, da der noch im Ge-

<sup>1)</sup> Spangenberg S. 257.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Keller, die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein, Bd. I, S. 274.

<sup>3)</sup> Sie befand sich in der Freiheit Gemen auf dem freien Platze, gegenüber der jetzigen katholischen Lehrerswohnung und dem Hause des gräflichen Rentmeisters.



brauch befindliche Taufstein aus dem Jahre 1564 stammt und seine Stiftung durch den Grafen doch kaum vor Fertigstellung der Kirche erfolgt sein wird.

Das Recht zur Errichtung eines solchen Taufsteins wurde übrigens dem Grafen begreiflicherweise vom Vorkener Kapitel bestritten, und bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation zu Vorken im Jahre 1571 folgendes festgestellt:

„Zum Nachteil des Kapitels und der Kirche von Vorken habe der edle Herr Jodokus von Schauwenbergh in der Burg Gemen einen Taufstein errichten lassen und sein dortiger Pastor spendete nach Belieben die h. Sakramente, predige auch verdächtige Disziplin und suche sie unter den Einwohnern von Vorken zu verbreiten, ohne Einwilligung des Kapitels. Derselbe Graf habe auch seinen Kirchhof erweitert und lasse darauf beerdigen, ohne ihn vorher habe einweihen zu lassen. Diese Neuerungen hätten im Laufe der letztvergangenen 8 Jahre vel circiter stattgefunden.“<sup>1)</sup>

Es ist demnach, wie auch Tibus<sup>2)</sup> bemerkt, jetzt den veränderten Verhältnissen gemäß anzunehmen, daß sämtliche Amtshandlungen vom evangelischen Pfarrer vorgenommen wurden, somit eine völlige Lösung der Gemenen Gemeinde von der Vorkener Kirche erfolgt war.

### § 5.

Auf Matthias Dames folgte Lubbertus Eissingk und diesem Ernestinus Bredenbach, „ein Hochteutscher“. Beide scheinen nur vorübergehend, vielleicht aushülfswise hier gewirkt zu haben, da sie urkundlich nie erwähnt werden außer in einer Verteidigungsschrift des Pfarrers Rotger Bönneken vom Jahre 1625/26. Bei Jacobson<sup>3)</sup> findet sich noch die Bemerkung, daß ein Lubertus hier um das Jahr 1580 gepredigt habe, ebenso bei v. Steinen,<sup>4)</sup> wo es heißt: „Und zu Gehmen, welches ein Clevisch Lehn, haben die Grafen von Schöwenburgh und Holfstein durch einen Lubertus genannt das Evangelium predigen lassen, welchem Joh. Hamaker folgte.“

<sup>1)</sup> Tibus a. a. O. S. 1056 f.

<sup>2)</sup> Ebenda S. 1057.

<sup>3)</sup> Quellen des ev. Kirchenrechts, S. 392.

<sup>4)</sup> v. Steinen, Kurze und General-Beschreibung der Reformations-Historie des Herzogtums Cleve. Eippstadt 1724.

## § 6.

Dieser Johann Hammacher war früher Hofprediger des Bischofs Wilhelms II. von Kettler von Münster (1553—1557) gewesen und kam im Jahre 1580 oder 1581 nach Gemen. Aussagen verschiedener Zeitgenossen, vor allem eines Schulmeisters Christoph Mentropf, ferner eine Bemerkung in einem Revers<sup>1)</sup> der Stadt Borken an den Stiftsadministrator Johann Wilhelm von Jülich-Berg, machen es wahrscheinlich, daß Hammacher der reformirten Kirche angehörte. Seine Lehre verkündete er auch in Borken, das sich dieserhalb im Jahre 1584 „über den Gemenſchen Predikanten“<sup>2)</sup> beim Bischof beſchwerte. Die Calvinſche Lehre war im Augſburger Religionsfrieden nicht als gleichberechtigt mit den beiden andern Konfeſſionen anerkannt und auch durch die Landtagsabſchiede des Stifts Münster in deſſen Bereich noch beſonders verboten. Die Predigt hatte in Borken unter den Bürgern und auch unter den Ratsheeren Anhänger gefunden, die ſogar öffentlich im Räte Religionsveränderung begehrten. Sie verbreiteten Unruhe in der Stadt, indem ſie die Geiſtlichen mit Schmähſchriften an den Pranger ſtellten, ferner wurde auch „ein Bildnuß Marien der Mutter Jeſu Chriſti auf den Pranger geſtellt, auch folgens in einen Puze oder Brunnen daſſelbe geworffen, und in Henrich Raters Hauß gebracht, daſelbſt mit allerley im Recht verpotten blaſphemiiß und Schmehe tractirt vnd gehandelt worden.“<sup>3)</sup>

Auf dieſe Beſchwerde hin wurde der Biſchof bei der Gräfin Eliſabeth vorſtellig und forderte ſie auf, binnen 8 Tagen den Hammacher aus dem Stift Münster zu entfernen, andernfalls würde er wiſſen, „Mittel und Wege ahn Handt zu nehmen, damit Wir euch viel lieber verſchont ſehen ſollten“. In einer längeren Verteidigungſchrift vom 3. Oktober 1584 wies die Gräfin dieſe Vorwürfe zurück, wobei ſie beſonders betonte, daß an Lehre und Wandel des Paſtors nichts aus-

<sup>1)</sup> Nieſert, Urk.-Samml. Bd. 1, S. 357.

<sup>2)</sup> Predikanten hießen vornehmlich die von den Wiedertäufern ausgeſandten Prediger, nachher wurde der Ausdruck allgemein für Verkünder verdächtiger Lehre und von katholiſcher Seite für proteſtantiſche Prediger überhaupt gebraucht.

<sup>3)</sup> Nieſert, Bd. I, S. 357 f.

zufetzen wäre, da seine Lehre auch durchaus mit der durch den Religionsfrieden von 1555 anerkannten Augsburger Konfession im Einklang stände. Zum Schluß verbat sie sich in sehr energischen Ausdrücken jede fernere Belästigung mit dieser Angelegenheit, die damit auch ihre Erledigung gefunden zu haben scheint.

Die Anhänger der neuen Lehre blieben, trotz der Versprechungen der Stadt an den Bischof, sie baldigst zu entfernen, auch weiterhin in Borken. Sogar der Bürgermeister Peter Horneten hatte sich der reformirten Lehre angeschlossen und war öfter mit einer „ziemlichen Anzahl“ Bürger in die Freiheit Gemen gezogen, „Wie sie dan auch daselbst verpotener Weise communicirt haben sollen“. Daraufhin erinnerten im Jahre 1588 die verordneten Statthalter die Stadt Borken an ihr im Jahre 1584 gegebenes Versprechen und forderten sie auf, „demselbigen würtliche Folge zu leisten“. <sup>1)</sup> Die Ermahnungen fruchteten wenig, die Religionsunruhen in Borken dauerten weiter fort. <sup>2)</sup>

Aus der Zeit des Johann Hammacher sind nur wenige Urkunden erhalten geblieben. Außer der Kopie eines Schuldenanerkennnisses der Gräfin Elisabeth über rückständiges Gehalt, datirt vom 7. Juli 1605, wäre noch ein (wahrscheinlich) Erbvertrag vom 10. Juli 1611 bemerkenswert; der daraus überlieferte hier interessirende Passus hat folgenden Wortlaut:

„Kund und zu wissen sey Jedermänniglich vornehmlich aber denen welche folgend Väterlichen Vertrag betrifft, findet sich diese clausula, so express reserviret und bedungen.

(Zum Fandern ist hiebey erinnert, erwogen und schließlich abgeredet, das die Inwohner der Stadt Gemen bey der Religion so jetzt daselbst exercirt und getrieben, sollen verlaßen, zu keiner andern gezwungen werden, inmaßen die Herzoge zu Cleve auch nicht verstaten, wie auch Graff Ernst als convasallus nicht einreumen kan)

und sich endiget geschehen: auff dem Hauß Gemen den 10. Monathß Juli Anno nach Christi unseres Herrn Geburt 1611 und ist unterschrieben von

<sup>1)</sup> Miesert, Bb. I, S. 366.

<sup>2)</sup> Miesert, Bb. I, S. 368.

Haus Otto graff  
zu Schaumburg  
Erich Graff  
zu Limburg  
Johann graff  
zu Limburg.

Hermann graff  
zu Schaumburg  
Metta gräffinne  
zu Schaumburg

Georg Hermann graff  
zu Schaumburg  
Ernst heiderich graff  
zu salm.

Hammacher starb im Jahre 1613.

### § 7.

Ihm folgte 1614 Theodor Scholmann aus Waltrop, früherer Hofprediger des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Er mußte beim Übertritt seines Herrn zum Katholizismus den dortigen Hof verlassen und kam dann nach Gemen, wo er bis zu seinem am 12. Februar 1623 erfolgten Tode geblieben ist.

Aus seiner Zeit liegen urkundliche Nachrichten überhaupt nicht vor. Das Zeugnis des bereits oben erwähnten Schulmeisters Christoph Wentropf gibt uns Gewißheit darüber, daß er die lutherische Lehre verkündet hat. Er berichtet darüber: „Nachdem das Gerücht entstanden, als sollte gedachter Schölmann lutherisch sein, hätten die Vornehmsten mit der ganzen Gemeinde allezeit in der reformirten Kirche zu Wenterawid communicirt und er habe von der Gemeinde daselbst keine Communicanten behalten, bis er vor und nach etliche aus den umliegenden Bauerschaften und Borken an sich gebracht, und daraus eine Gemeinde zu machen gesucht“.

### § 8.

Wegen des folgenden Pfarrers, Rotger Bönneken,<sup>1)</sup> entspann sich ein längerer, mit großer Erbitterung geführter Streit zwischen dem Grafen Jodokus Hermann von Schaumburg und dem Fürstbischof von Münster, Herzog Ferdinand I. von Bayern, zu dessen besseren Verständnis ein kurzer Blick auf die allgemeine Geschichte des Münsterlandes um diese Zeit zu werfen ist.

Im Jahre 1612 hatte Herzog Ferdinand I. von Bayern den bischöflichen Stuhl von Münster bestiegen. Sein von Jugend auf genährter größter Ehrgeiz bestand darin, „nicht

<sup>1)</sup> Vgl. hierüber auch Kampfschulte, Einführung des Protestantismus in Westfalen, S. 418.

nur den weiteren Fortschritten der Evangelischen entgegenzutreten, sondern auch verlorene Gebiete zurückzuerobern und den Protestantismus zu vernichten“.<sup>1)</sup> Sein zu diesem Zwecke aufgestelltes Regierungsprogramm charakterisirt Keller<sup>2)</sup> mit folgenden Worten: „Er wollte nicht bloß das ganze katholische Niederösterreich rekatholisiren, nicht bloß die stark evangelischen westlichen Landesteile zurückgewinnen und die unbotmäßigen Stände aus Ritterschaft und Städten zurückführen, sondern auch der katholischen Kirche, soweit sie erhalten war, ein ganz neues Leben einhauchen. Vor allem aber war es wichtig, daß er alle tatsächlichen oder vermeintlichen lehns herrlichen Rechte des Stiftes auf benachbarte, inzwischen protestantisch gewordene Herrschaften von Neuem geltend zu machen beabsichtigte.“ Denn die Erreichung seiner ausgedehnten Pläne war nur möglich, wenn sich in keiner Weise mehr Widerstand im Stifte gegen ihn regte, wie es bis dahin noch gerade beim Adel häufig in schärfster Weise zu Tage trat. Der Adel seinerseits merkte sehr bald die Absichten des Bischofs, so daß „der Kampf um den Glauben sich hier zugleich zu einem um die — ständischen Rechte erweiterte“,<sup>3)</sup> der von beiden Seiten mit größter Zähigkeit geführt wurde. Die Vereinigung des Glaubens- und des politischen Kampfes trat in der Herrschaft Gemen mit besonderer Deutlichkeit hervor.

Mit ihr hatten die Bischöfe von Münster schon lange im Streit gelegen, da sie ihr die behauptete Reichsunmittelbarkeit absprechen und der darüber bei dem Reichshofrate in Wien schwebende Prozeß zu keinem Ende gelangen konnte. Die früheren Reibereien wurden auch unter Herzog Ferdinand fortgesetzt, der den Grafen durch Gefangennehmung seiner Leute, Beeinträchtigung der Jagdgerechtigkeit und dgl. fortgesetzt belästigte. Einen besonderen Anlaß zum Streite gab die bischöfliche Maßregel, die evangelischen Prediger allerorten nötigenfalls mit Gewalt zu entfernen.

So geschah es auch mit dem erwähnten lutherischen Pfarrer zu Gemen, Rötger Bönneken.

Schon am 1. Oktober 1623 hatte der Bischof gegen die Anstellung des Predigers Einspruch erhoben, der aber ebenso

<sup>1)</sup> Keller, Bb. III, S. 268 f.

<sup>2)</sup> Bb. III, S. 290.

<sup>3)</sup> Keller, Bb. III, S. 280.

wenig wie der des Borkener Kapitels beachtet worden war. Infolgedessen wurde er am 20. Mai 1624 erneuert, ebenfalls ohne Erfolg, so daß der Bischof jetzt kurzer Hand bei günstiger Gelegenheit den Pastor gefangen zu nehmen beschloß.

Die Ausführung dieses Beschlusses wurde dem Drosten von Ahaus und Horstmar übertragen, der den Vollzug wiederum dem kurfürstlich-bischöflichen Vogt von Raesfeld, Bobdelt mit dem Namen übertrug. Die Sache zog sich sehr lange hin, von Münster kam der Befehl nach Ahaus am 5. März 1625, gelangte jedoch an den Vogt erst am 4. Dezember. Er lautete dahin, daß der Pastor und mit ihm die angesehensten Männer von Gemen, nämlich Hendrich von Lohn, der Bürgermeister Stallwillem und des Consplegers Sohn Moritz ohne Aufsehen gefangen genommen werden sollten.

Lange scheint sich keine Gelegenheit zur Ausführung dieses Planes geboten zu haben. Im Januar und Februar 1626 ist die Rede davon, daß der Predikant sich immer noch in Gemen aufhalte und es erging nochmals der Befehl an die Beamten zu Ahaus, ihn „inß geheimb“ zu verhaften. Erst am 5. Oktober 1626 erfolgte die Gefangennahme des Pastors.

An diesem Tage begab sich letzterer nach Borken, wo er plötzlich von einem Stadtboten angehalten und zum Grafen gebracht wurde. In dessen Hause hielt man ihn so lange fest, bis der Bürgermeister mit einigen andern erschien, ihn auf das Rathhaus forderte und ihm dort mitteilte, daß der Vogt Befehl habe, ihn zu arretieren „wegen exorbitants, geschehen zu Gehmen“. Dann erfolgte unter Bedeckung von 50 Soldaten seine Überführung nach Ahaus.

Sofort wandte sich der Graf an seinen Lehnsherrn, den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg mit einer Beschwerdeschrift, in der er ihm die Unrechtmäßigkeit eines solchen Verfahrens darlegte, da

1. ein Stand der katholischen Religion nicht das Recht habe, die andern Reichsstände Augsburgischer Konfession zu hindern;
2. dem Augsburgischen Religionsfrieden gemäß kein Geistlicher Macht über die Untertanen einer unmittelbaren Reichsherrschaft habe;
3. die Gemener Herrschaft stets die lutherische Lehre habe verkünden lassen.

Der 2. Punkt bezog sich darauf, daß vor kurzem der Borkener Archidiacon Rembert Kettler durch Anton Weweringh den Gemenern ein Schriftstück vorgelegt hatte, durch dessen Unterzeichnen sie bekennen sollten, daß sie eigentlich zur katholischen Kirche gehörten. Am Schlusse des Schreibens bat der Graf den Kurfürsten um seine Vermittelung in der Sache.

Von Ahaus erhielt der Graf den Bescheid, die Gefangenahme sei auf Veranlassung des Anwalts des Erzbischofs von Köln erfolgt, jedoch sollte er der Gerechtigkeit freien Lauf lassen, dem Pastor werde kein Unrecht geschehen.

Betreff des Bönneken selbst findet sich noch in einem Schreiben der bischöflichen Behörde der bemerkenswerte Ausdruck: „den wir vor einen Pastoren zu Gehmen, wie E. Gn. denselben benennen, weilen daselbst keine Pfarre vorhanden, nicht erkennen können“.

Am 26. Oktober 1626 fand das erste Verhör zu Ahaus statt, wo dem Pastor in 72 Artikeln seine Vergehen vorgehalten wurden, hauptsächlich unbefugtes Predigen, Taufen und Kopulieren in Gemen und seine Verheiratung mit einem Mädchen, das er der katholischen Religion abwendig gemacht haben sollte, nämlich der Tochter des Bürgermeisters von Gescher, Hermanns von Heiden. In den Gerichtsakten sind alle Vergehen stets unter der Bezeichnung „exorbitants“ zusammengefaßt, eine Spezialisierung der Anklage ist leider nicht vorhanden. In den Akten findet sich jedoch eine Stelle, die darauf schließen läßt, daß jede einzelne Trauung, Taufe u. dergl. einen besonderen Artikel der Anklage bildet, woraus sich deren unverhältnismäßig große Zahl, 72, wie oben erwähnt, erklären mag.

Anfänglich mußte sich der Pastor selbst verteidigen, später gab man ihm einen Notar Lauenberg als Rechtsbeistand. Der Prozeß zog sich den Winter durch hin, der Pastor erkrankte und zwar so schwer, daß er nicht mehr in Haft gehalten werden konnte, sondern in eine Herberge gebracht werden mußte. Dies geschah jedoch erst, nachdem sich 2 Gemenere Bürger, Johann Borthener und Diethrich Rannier als Bürgen verpflichtet hatten, ihn tot oder lebendig wiederzubringen und jede über ihn verhängte Strafe im Falle seines Entweichens selbst erdulden zu wollen.

Dem Gemener Richter Franz zur Clott verbot der Bischof jede Einmischung in die Sache bei Strafe von 500 Goldgulden.

Am 5. Februar 1627 erging in Münster das Urteil, und zwar lautete es auf Landesverweisung. Der Pastor brachte die Sache zwar bis vors Reichskammergericht, sie muß dort aber wohl liegen geblieben sein.

Unter dem Schutz des Grafen scheint sich der Pastor lange geweigert zu haben, dem noch nicht rechtskräftigen Urteilspruche nachzukommen, so daß immer neue Verfügungen von Münster aus ergingen, bis auf Befehl des Drosten von Ahaus die Bürgen vom Borkener Stadtrate verhaftet<sup>1)</sup> wurden, ebenso der Schwiegervater des Pastors, Hermann von Heiden, der zur Zahlung der Gerichtskosten nach Ahaus geschickt worden war. Um die Leute aus der Haft zu befreien, verließ der Pastor 1629 das Gemener Gebiet und ging nach Hünge, auf clevisches Gebiet, von wo aus er nochmals Appellation einzulegen gedachte. Über den endgültigen Ausgang des Prozesses fehlen die Nachrichten, es ist anzunehmen, daß bei den damaligen Kriegszeiten und dem ganzen Geschäftsgange des Reichskammergerichts eine Entscheidung dieses höchsten Gerichtshofes niemals ergangen ist, zumal da der Streit auch durch den Weggang des Pastors in der Hauptsache erledigt war.

In Hünge wurde Bönneken später als Pfarrer angestellt.

### § 9.

Sein Nachfolger war Rudolf Pestel aus Minden. Nachrichten über ihn fehlen gänzlich; er starb 1635 an der Pest.

### § 10.

2 Jahre lang, vielleicht infolge der Pest, scheint die Gemener Pfarre vakant geblieben zu sein, bis am 8. Mai 1637 Johan Hunsler aus Essen die erledigte Pfarrstelle übernahm.

In demselben Jahre vollzog sich der Übergang der Herrschaft Gemen an die katholischen Grafen von Limburg-Stirum, nachdem der letzte Herr von Holstein-Schauenburg, Otto VI., ohne Erben verstorben war.

<sup>1)</sup> Riefert I, S. 422.



Die Herrschaft übernahm zunächst Graf Otto von Limburg-Stirum, von dem die Evangelischen sehr wohlwollend behandelt wurden.

Am 17. März 1642 baten sie den Grafen, das Küster- und Schulmeisteramt in einer Person vereinigen zu dürfen, da sie 2 Kirchendiener unmöglich ernähren könnten; der Bitte wurde bereitwillig entsprochen.

Als der gräfliche Rentmeister Johann Wesseling gewisse Gehaltsansprüche des Pastors als nicht zu Recht bestehend anerkennen wollte, sondern sie als Gnadenbezeugungen seitens der Herrschaft darzustellen suchte, wandte sich der Pastor an die regierende Äbtissin von Breden, Gräfin Agnes von Limburg-Stirum, die Tante des Grafen Hermann Otto, welche wohl Erbherrin der Güter war, aus welchen die Zahlungen erfolgen sollten. Er erwirkte den Bescheid, daß ihm die 82 Taler rückständigen Gehaltes von 2 Jahren ausbezahlt werden sollten, ebenso wurden ihm 2 Kuhweiden d. h. das Recht, zwei Kühe auf die gemeine Weide zu treiben, und 16 Fuder Holz zugesprochen.

### III. Abschnitt.

Vom Beginne der Unterdrückungen bis zum Jahre 1703.

#### § 11.

Das erste deutliche Zeichen einer Bedrückung der Protestanten in Gemen erhalten wir durch ein Schreiben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, vom 20. Mai 1649 an den Rat Frombholden, Friedensgesandten zu Münster, dem darin aufgetragen wird, über die Innehaltung der Bestimmungen des J. P. O.<sup>1)</sup> seitens der Reichsstände zu wachen, speziell aber die Gemenen Herrschaft in Folge der von den Einwohnern vorgebrachten Beschwerden einer strengen Aufsicht zu unterziehen. Welcher Art die Störung gewesen war, ist leider nicht ersichtlich, da nur von „allerhandt wieder die observantz und Herkommen, sonderlich aber den getroffenen Friedensschluß lauffende Newerungen“ die Rede ist.

<sup>1)</sup> J. P. O. - Instrumentum pacis Osnabrugensis, der Westfälische Friedensschluß vom Jahre 1648. Der Kürze halber sei es gestattet, die abgekürzte Bezeichnung auch in Zukunft anzuwenden.

Die Ermahnungen der Clever Regierung kümmerten den inzwischen zur Regierung gelangten Grafen Adolf Ernst wenig; auf Betreiben zweier Kapuziner aus Borken, der Patres Maternus und Fidelis, befahl er durch die beiden am 21. Januar 1651 dem Prediger Johan Gunslar die Herausgabe der Kirchenschlüssel der lutherischen Kirche. Als der Pfarrer der Aufforderung nicht Folge leistete, ließ der Graf am folgenden Sonntag, den 22. Januar, die beiden Bürgermeister Rudolf Sommer und Johann Bruns kommen, um von ihnen die Herausgabe der Kirchenschlüssel zu erwirken. Da sie sich dessen weigerten, wurden sie ohne weiteres bei Wasser und Brot in den Turm gesetzt, wo sie bleiben sollten, bis sie dem Befehle Folge leisten würden.

Auf den Rat des Inspektors der Weselschen Klassikal-Synode, Wenemarus Elbarus, präsentierten die Evangelischen dem Grafen zunächst ein „in eventum aufgewürdetes“ kurfürstliches Schreiben, das der Inspektor dem Boten nach Gemen mitgegeben hatte. Nach dessen Kenntnissnahme ließ der Graf zwar die Gefangenen frei, jedoch versammelte er am 25. Januar sämtliche Gemeindeglieder in der Kirche und verlangte nochmals deren Einräumung, wobei er äußerte, „er werde, dafern sie ihm hierin nicht gehorchen würden, durch Helffers Hülff die Gemeinde aufs äußerste so lange verfolgen, als er einen Blutstropfen in seinem Leibe hätte.“

Den Vorfall teilten die Evangelischen dem Kurfürsten mit, der darauf den Grafen wiederholt ebenso dringend wie höflich aufforderte, die Gemeinde bei ihrer seit 90 Jahren hergebrachten Religionsübung zu lassen und nicht dem Willen des Lehnsherrn entgegen zu handeln.

Infolge dieser Zwistigkeiten mit der Gemeinde scheint die Herrschaft ihren Patronatspflichten nicht mehr nachgekommen zu sein, denn im Jahre 1662 veranstalteten die Evangelischen eine Kollekte zwecks dringender Reparaturen an der Kirche, da sie nicht mehr im Stande waren, deren Kosten zu tragen.

Die um jene Zeit so scharf hervortretenden Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformierten machten sich auch in Gemen bemerkbar. Als die Reformierten versuchten, einen eigenen Pfarrer zu bekommen, bemühten sich die Lutheraner dies zu verhindern, indem sie sich am 29. Juli 1663 an

die Gräfin Isabella wandten und ihr glaubhaft zu machen suchten, daß es nie hier einen reformierten Prediger gegeben habe.<sup>1)</sup> Über den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit sind Nachrichten nicht mehr vorhanden.

In demselben Jahre am 15. Juli starb Johan Hunslar. Die Gemeinde wurde nunmehr 3 Jahre lang von dem Vikar Baymhuß aus Schermbeck bedient, bis am 2. September 1666 Theodor Hunslar, der Sohn des vorigen, die Pfarrstelle erhielt.

### § 12.

Im Jahre 1673 gaben die Truppen des Fürstbischöfs Christoph Bernhard von Galen den Evangelischen Anlaß zur Klage. Pastor Hunslar berichtet darüber folgendes:

„Es ist weltkundig und offenbar, daß alhie in der Freyheit Ghemen die vorgewesene Herrn Graffen von Schaumenburgh als Herren zu Ghemen vor hundert und mehr Jahren die Evangelische Religion unveränderter Augsburgischer Konfession eingeführt, von Zeit zu Zeit unverrückt dabey erhalten und continuirt, auch per instrumentum pacis confirmiret ist; ob nun wol dem also wahr und unläugbahr, so ist dennoch geschehen, daß bey gegenwehrtiger Kriges-Conjuncturen und harter Münstrischer Einquartierung zu Roß und Fuß alhie unter ander auch folgens der Herr Oberster Leutnant Massignay mitt hundert Man zu Fuß am Sambstag Abend den 6. May auff das Schloß Ghemen einkommen, und alhie daß Commando vermög fürstliche Ordre angetreten, und mich selbigen Abend an Johanne Buchholz Wohnbehausung zu sich foddern lassen, woselbst auch, nebenß andern, einen Geistlichen Darfußer Ordens von Breben gefunden. Wie ich nun von Wolgeb. H. Obersten Leutnant mitt hiesigen Bürgermeistern Dhing und Niland zur Taffel genötiget worden, hatt derselbige Kund gemacht, waß gestalt er als Commandant Vorhabenß wehre, den folgenden Morgen Sontages frühzeitig den Catholischen Gottesdienst in der Lutrischen Kirchen hieselbst halten zu lassen, weßwegen den vorgemelten Geistlichen zu solcher Verriichtung

<sup>1)</sup> Aus dieser Zeit stammt auch das oben erwähnte Attest des Schulmeisters Wentropff, das sich die Reformierten zwecks Nachweises ihrer Rechte verschafft hatten.

mitgebracht, welche auch mitt fürstliche Münstrische Bestallung, so ich und beide hiesige Bürgermeister gesehen und lesen hören, versehen war, daß nemlich selbiger Geistlicher alhie zu Ghemen den Catholischen Gottesdienst verrichten und monathlich pro salario acht Rdaler vom Commissario Winkelmann empfangen sollte, deswegen dan die Schlüssel zu Kirchen hinfür gefoddert. Ob nun wol ich und hiesige Bürgermeister dagegen so viel unß möglich instantias gemacht, wie das für hundert und mehr Jahren die Religion Augsburgischer Confession alhie zu Ghemen unverrückt sey continuiert, per instrumentum pacis stabiliret, auch außer Vorwissen unserer Gnädigen Grävinnen und Frauen, alß Dominae Collatricis, den Schlüssel von Henden zu geben nicht bey macht wehren, dananhero angehalten, daß unß mogte zugelassen werden, solches unserer Gnädigen Grävinnen und Frauen denselben Abend oder des andern Morgens frühzeitig zu entdecken, hatt doch solches wolgeb. H. Oberster Leutnant keines wegen verstaten wollen, sondern zur Antwort geben, er wolte denselben Abend die Schlüssel haben, wehre auch schon anbefohlen, daß weder denselben Abend, weder den anderen Morgen vor neuen Uhren biß der Catholische Gottesdienst in hiesiger Kirchen verrichtet wehre, jemand auffm Hauße Ghemen auff oder abgelassen werden solte, sonst bey Verweigerung wissen, waß er anbefohlener maßen thun wolte, solten an unserem Gottesdienst zur rechten Stunde nicht behindert werden und falls wir unß deswegen zu beschweren hetten, konten wir unß bey Ihro fürstl. Gnaden angeben und Klage führen. Entlich hatt wolgeb. H. Oberster Leutnant in selbiger Nacht um zwolff Uhren mitt einige gewehrte Soldaten die Schlüssel von des Cüsters Behausungh selbst abgeholt und des folgenden Sontages frühzeitig durch vorg. Geistlichen, ob wir zwarr in unser gewöhnliche Stunde nicht turbiret worden, darnach Meß und Predigt in den Kirchen hieselbst verrichten und biß auff heutige Stunde continuiere lassen, welches also wahr zu sein ich zeitlicher Pastor zu Ghemen himitt attestire, wie ich dan zu mehrer Befräftigung dißs mitt eigener Hand geschriben und unterschriben auch mitt mein pitschafft beglaubiget habe: Gehmen den 4. Juny Ao. 1673 p.

Johann Diderich Hunklar, Pastor in  
Ghemen mppria.

Nach einem Monat zogen die Truppen wieder ab, aber der katholische Geistliche hielt weiter in der evangelischen Kirche Gottesdienst, da er nach seiner Aussage noch keinen Befehl von Münster bekommen habe, davon abzulassen. Hierüber beschwerte sich die Gräfin Isabella beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm in einem Schreiben vom 20. Oktober 1674, indem sie die Rechte der Protestanten ausdrücklich anerkannte, und den Kurfürsten bat, beim Bischof in dieser Angelegenheit vorstellig zu werden. Das nächste von der Clever Regierung an die Gräfin erlassene Schreiben nimmt merkwürdiger Weise auf diese Bitte gar keinen Bezug, bezieht sich vielmehr auf eine unterdessen über den Rönch von den Evangelischen eingereichte Beschwerde und fordert die Gräfin auf, den Mifständen abzuheffen.

Das Antwortschreiben der Gräfin ist von großer Wichtigkeit, da es eine Anerkennung der von der Evangelischen auf freie Religionsübung gemachten Ansprüche enthält, indem sie zugibt, daß 1624, also im sogenannten Normaljahre, hier bereits die evangelische Lehre verkündet worden sei. Im übrigen bat die Gräfin um zuverlässigen Schutz gegen den Bischof, denn nur falls ihr dieser genügend zugesichert wurde, sei sie bereit, nach Rat und Anleitung des Kurfürsten den Franziskaner zu vertreiben.

Am 4. März 1676 ging darauf ein energisches Schreiben der Clevischen Regierung an den Bischof ab, in dem ihm vorbehalten wurde, daß „diese besagte Gemeinde von alters und absonderlich in und nach dem Jahr 1624 die Übung des Gottesdienstes in der angeregten Kirchen mit Ausschließung der Römisch-Catholischen allein gehabt und dabei gelassen werden und dann in dem Münsterischen und Osnabrüggischen Friedensschluß ausdrücklich enthalten ist, daß dergleichen Gemeinheiten bey der alleinigen Übung in den Kirchen gehandthabt und von niemanden turbiret werden sollen.“

Am 26. März kam eine wahrscheinlich bischöfliche Verfügung, daß sich der Pater wieder in sein Kloster begeben solle; die Sache scheint damit ihre Erledigung gefunden zu haben.

### § 13.

Theodor Günslar starb 1680; die Pfarrstelle blieb wegen ungenügender Dotierung, da die Herrschaft ihren Unterhalts-

verpflichtungen nicht in vollem Umfange nachkam,  $\frac{3}{4}$  Jahre lang unbesetzt.

Der Pfarrer war schon gewählt, Rötger Bonneken aus Galen; da es unmöglich war, von dem augenblicklich von der Herrschaft gewährten Einkommen, auf 125 Rtlr. gegen 144 Taler sonst bewertet, zu leben, blieb die Gemeinde ohne Pfarrer. Schließlich ließ sich der Graf bestimmen, von den fehlenden 16 Fudern Holz und 2 Kuhweiden, vorläufig wenigstens die letzteren zu bewilligen, wegen des übrigen sollte sich der Pfarrer bei „gutem Verhalten“ später wieder melden.

Die Verkürzung des Gehalts wurde damit begründet, daß das Holz und die Weiden „als in unserm Lagerbuch nicht erfindlich und nuhr ad revocationem ex liberali donatione dahbey ahngewiesen gewesen.“

Bönneken übernahm darauf die Stelle.

Während seiner Amtstätigkeit trug sich ein Fall zu, der auch für die politische Gemeinde nicht ohne Bedeutung war und deshalb hier besonders mitgeteilt werden mag.

Im Jahre 1684 war auf dem Schlosse eine alte Jungfer namens Brandel gestorben, die auf Wunsch der Herrschaft in der evangelischen Kirche beerdigt werden sollte. Als der Pfarrer und die Kirchenvorsteher um Zahlung der für einen solchen Plaz als Preis festgesetzten 10 Rtlr. baten, erhielten sie keine Antwort, statt dessen wurden die Kirchthüren mit Gewalt geöffnet und die Leiche unter katholischen Ceremonien beerdigt. Darüber waren die Träger so empört gewesen, daß sie sich geweigert hatten, mit in die Kirche zu gehen. Infolge dieser Weigerung wurde der Bürgermeister Dsing zu einer Strafe von 100 Goldgulden verurteilt, die seine Ehefrau „durch Helfershelfer“ zur einen Hälfte an Bar, zur andern in „Geschenken“ abbezahlte. Außerdem wurde Dsing, der beim Gemener Gericht Akturarius war, seines Amtes enthoben und ein Bruder des unten noch öfter zu erwähnenden gräflichen Amtmanns Lochhausen an seine Stelle gesetzt. Als bald darauf der evangelische Assessor des Gerichts, Johann Bruns, starb, kam ebenfalls ein Katholik an seine Stelle. Infolgedessen griff unter der Bürgerschaft die Vermutung Plaz, daß die Evangelischen in Zukunft von derartigen Ämtern ausgeschlossen werden sollten.

Bönneken starb im Jahre 1685.

## § 14.

Am 26. März 1686 bewarb sich Pastor Johann Gott-  
hard Vieffhaus aus Wetter um die Pfarre, die ihm auch  
sodort von der Gemeinde selbst übertragen wurde.

Wie sein Vorgänger, so hatte auch er über Gehalts-  
schmälerung zu klagen, weil ihm ebenfalls die 16 Fuder Holz  
und die 2 Kuhweiden entzogen wurden. Auf seine Bitte  
wurden ihm letztere wieder übertragen, „betreffend aber der  
16 Fuder Holz weilen denselben wegen abgang vieler Holz-  
fuhrdiensten dieselbe dies mahlen nicht füglich zugelegt wer-  
den könne, solle darüber bedacht werden, daß ihm ins  
Künftig dafür einige Ergeßlichkeit wiederfahren“.

In den folgenden Jahren erfolgten weitere Minderungen  
der Einkünfte, aber nicht nur des Pfarrers, sondern auch  
des Schulmeisters und der Kirchengemeinde selbst. In einem  
ungefähr aus dem Jahre 1680 stammenden Berichte setzt  
Vieffhaus das Nähere hierüber auseinander. Die wesent-  
lichsten Punkte sind folgende.

Stets hatte der Pastor vom Hause Gemen ein Gehalt  
von 30 Talern Kostgeld, jährliche Kleidung und 16 Fuder  
Holz erhalten, die ihm auch von der neuen katholischen  
Herrschaft ausbezahlt worden waren.

Die iura stolae sind dem Pastor ebenfalls „ohn Unter-  
schied der Religion“ stets bezahlt worden.

Die Armenintraden unterlagen immer der Verwaltung  
der lutherischen Gemeinde; sie wurden von alters her nicht  
nur zum Unterhalt der Hausarmen sondern auch zu Gunsten  
der Kirche, der Pastorat und des Schulhauses verwandt.

Der Schulmeister bezog vom Hause Gemen jährlich 6 Fuder  
Brennholz und eine Kuhweide.

Im Jahre 1666 entzog die Herrschaft dem Johann  
Theodor Hunsler die 30 Taler Kostgeld, im Jahre 1687  
die 16 Fuder Holz; dafür hatte sie ihm „einige Ergeßlichkeit  
versprochen, so aber bis dato, ungeachtet des vielen Suppli-  
cirens, noch nicht erfolgt.“

Dem Schulmeister wurden auf sein Ersuchen vom Bür-  
germeister und den Gemeindevorstehern als Ersatz für den  
Gehaltsausfall gestattet, „den die Bürgermeisterei zukom-  
menden Tinz auß des Klumpers Rotte auf dem Hartbrod  
am Huntschneiding gelegen — ad einen Reichs-Thaler drey-

zehn und einen halben Stüber, auf St. Johanny des Täufers fällig — jährlich zu erheben und zu genießen mit diesem Beding und allezeit Vorbehaltung, daß solches nicht erblich bey der Schulle verbleiben solle, sondern daß es nach sein Verhalten allezeit bey den also regierenden Bürgermeistern und Gemeinheitsleuthen frey stehen und verbleiben soll.“

#### IV. Abschnitt.

##### Die Streitigkeiten während der Jahre 1704—1715.

##### § 15.

Die jetzt folgenden Streitigkeiten und Bedrückungen der Gemeinde während der Jahre 1704—1715 dürften wohl hauptsächlich auf die Initiative des gräflichen Amtmanns Lochhausen zurückzuführen sein, während es scheint, daß die Herrschaft selbst über die tatsächlichen Vorgänge möglichst in Unkenntnis erhalten wurde bezw. diese nur sehr entstellt zu Gehör bekam. Dies war um so leichter, als eine Frau, die Gräfin Amalie Elisabeth die Regierung führte, die allem Anschein nach stark unter dem Einflusse dieses Mannes stand. Ihr Gemahl war die meiste Zeit während dieser Jahre abwesend; in seiner Stellung als Oberst eines kaiserlichen Kavallerieregiments nahm er an den Türkenkriegen teil, so daß sich ihm kaum Zeit und vor allen Dingen Gelegenheit bot, tätigen Anteil an der Regierung seines Gebietes zu nehmen. Daß er sich wohl kaum im allgemeinen mit der Handlungsweise seines Amtmanns einverstanden erklärt hat, zeigt folgender Vorfall, der sich kurz vor seiner Abreise zum Kriegsschauplatz ereignete und die eigentliche Einleitung für die folgenden Vorkommnisse bildet.

Als er nämlich erfuhr, daß der Pastor Vieffhaus durch unbefugte Erteilung von Dimissorialien seitens des Amtmanns Lochhausen geschädigt worden war, ordnete er durch ausdrücklichen Erlaß vom 24. April 1704 die Auszahlung der hinterzogenen Stolgebühren an mit dem Zusätze, daß solange sich hier keine katholische Kirche befinde, dem Pastor die ihm zukommenden iura stolae gezahlt werden sollten. Die Ausführung dieses Erlasses unterbleibt jedoch infolge der Abreise des Grafen.



Ob der Erlass sich außerdem darauf bezog, daß man häufig katholische Geistliche aus dem Stift Münster kommen und durch sie Trauungen, Taufen und dergl. vornehmen ließ, oder ob dies erst nach der Abreise geschah, läßt sich nicht feststellen.

Mehr und mehr wußte der Amtmann die Gräfin zu veranlassen, die inneren Angelegenheiten der lutherischen Gemeinde einer drückenden Beaufsichtigung zu unterziehen, wozu folgender Vorfall den ersten Anlaß gab.

Die schon erwähnte, in ganz Deutschland bestehende tiefe Spaltung zwischen Lutheranern und Reformierten, die auch in Gemen hervortrat, suchte der Amtmann Lochhausen zu benutzen, indem er dem Pastor Bieffhaus erklärte, daß es ihm möglich sei, die geplante öffentliche Religionsausübung der Reformierten durch Bau einer Kirche und Anstellung eines Pfarrers zu verhindern, falls die Lutheraner dies wünschten und darum einkommen würden. Als Entgelt sollten sie auf ein ganzes oder halbes Jahr, ohne daß dadurch ein Präcedenzfall geschaffen würde, den Katholiken die Mitbenutzung ihrer Kirche gestatten. Der Vorschlag wurde jedoch von Pastor und Presbyterium einstimmig abgelehnt, was die Absetzung eines evangelischen Gemeindegewaltigen und des Bürgermeisters, sowie einige drückende Maßregeln namentlich hinsichtlich der Freiheit der Verwaltung des Kirchen- und Pfarrvermögens zur Folge hatte; Ungehorsam hiergegen wurde mit schweren Geldstrafen belegt. Die als unmittelbar bevorstehend angedrohte Eintreibung einiger dieser „Brüchten“ veranlaßte eine Deputation von Geistlichen aus Wesel an die Gräfin, die jedoch ihren Zweck, die Erwirkung einer Strafmilderung, nicht erreichte.

Als aber die Gräfin am 8. November 1708 eine katholische Leiche durch einen katholischen Priester auf dem evangelischen Friedhofe beerdigen ließ, wandte sich die Gemeinde durch Pastor und Vorsteher an die königlich Preussische Regierung nach Cleve.

Zwecks Prüfung der Beschwerden sandte das Clever Ministerium<sup>1)</sup> den Pastor Hauner und den Herrn Theodorus Stallknecht aus Wesel nach Gemen.

<sup>1)</sup> Zur Kirchenverfassung im clevischen Gebiete ist kurz Folgendes zu bemerken: Die einzelnen Kirchenprovinzen wurden in Klassen eingeteilt,

Als diese nach einigem Zögern am folgenden Tage vorgelassen worden waren, kamen die einzelnen Beschwerdepunkte zur Sprache.

Wegen der 30 Taler Kostgeld wurde erwidert, daß diese das Entgelt für das bei der früheren lutherischen Herrschaft vom Pastor gesprochene Tischgebet gewesen seien; die Auszahlung sollte sofort erfolgen, sobald der Pastor bereit sei, auf katholische Weise zu beten und die Messe zu lesen.

Betreff der Holzlieferung wurde geltend gemacht, daß die Mark, aus der das Holz früher genommen wurde, jetzt völlig verwüstet sei und nichts mehr an Holz auf ihr stehe. Doch sollte der Pastor nochmals eine Bittschrift einreichen.

Eine Verpflichtung zur Lieferung von Trauerkleidern wurde bestritten.

Hinsichtlich der Schmälerung der iura stolae und Dimissorialien wurde darauf hingewiesen, daß bei katholischen Leuten die Ceremonien von dem katholischen Schloßpfarrer vorgenommen würden.

Einen der wesentlichsten Streitpunkte bildete die Beerdigung katholischer Leichen auf dem evangelischen Kirchhofe, über den sich die Parteien schließlich dahin einigten, daß katholische Leichen bis zur Fertigstellung des katholischen Friedhofs ohne Ceremonien auf dem evangelischen Kirchhofe beerdigt werden dürften.

Das Übereinkommen wurde jedoch gleich nach der Abreise der beiden Herren gebrochen und die früher in Friedhofsangelegenheiten über die Lutherischen verhängten hohen Geldstrafen mit unnachlässiglicher Strenge beigetrieben.

Dieses Verfahren regte den alten Pastor Vieffhaus so auf, „daß er sich wie ein boder Mensch verbleichete, auch

---

denen die Gemeinden der entsprechenden Bezirke angehörten. Die Zusammenkünfte der Gemeindevertreter hießen Synoden. „Die lutherischen Gemeinden des ehemaligen Herzogtums Cleve bildeten eine besondere Provinzial-Synode, und die Geistlichen daselbst ein besonderes Ministerium, welches aus 3 Klassen, der clevischen, wesselschen und dinstelischen Klasse bestand.“ „Gehmen gehörte zwar nicht zu dem Herzogthum Cleve, allein die lutherische Gemeinde hielt sich stets zu der clevischen Synode und war der wesselschen Klasse incorporirt.“ Vgl. hierzu J. A. v. Redlinghausen, Reformationgeschichte Bd. III S. 346—348, ferner Friedberg Kirchenrecht S. 69, Mejer S. 196<sup>a</sup>.

sich nicht lang hiernach legte nieder und stürbe.“ Der Tod erfolgte Ende Januar 1709.

In dem auf diese Vorfälle von der Clevischen Regierung am 24. November 1708 gesandten Schreiben wurde die Gräfin aufgefordert, „daß gemeldete Beschwerden allerdings abgestellt, und hinfüro die gedrückten Evangelisch-Lutherischen bey ihren Rechten und Herkommen belassen werden, bey unvermutheter Entstehung dessen allerhochgemeldeter Sr. Königl. May. als mitauschreibender in hiesigen Niederrheinischen-Westphälischem Kreyse, Fürst, und Lehnherr Mittel zur Hand nehmen werde, wodurch dieselben gegen solche thätliche Beinträchtigung nachbrüchlich geschützt werden.“

Das hierauf folgende Antwortschreiben der Gräfin sprach sich sehr scharf über ihre Untertanen aus, die sogar als „Rebellen“ bezeichnet wurden, und mit ebensolcher Schärfe wandte es sich gegen die Clevische Regierung.

#### § 16.

Die Ende Dezember 1708 erfolgte Neuwahl eines Schulmeisters und der Widerspruch der Herrschaft hiergegen bildet die Einleitung zu dem fast hundert Jahre währenden Streite zwischen der Herrschaft und der Gemeinde, dessen Kernpunkt die Frage war, ob im Normaljahre, dem Jahre 1624, die Lutherischen in Gemen das freie Wahlrecht gehabt hätten, widrigenfalls der Herrschaft die Anstellung der Geistlichen zugestanden hätte. Die Darlegung des Verlaufs der Streitigkeiten im Einzelnen bildet die Aufgabe der folgenden Darstellung.

Dem neugewählten Schulmeister Rotger Bönneken versagte nämlich die Herrschaft die Zustimmung zu seiner Anstellung, er solle denn zuvor genau angeben, „worinnen 1<sup>mo</sup> January 1624 eines Lutherischen Schulmeisters Salarium bestanden“.

Das von Bönneken darauf eingereichte Verzeichniß wurde jedoch nicht für genügend erklärt, vielmehr sollte nun auch noch bewiesen werden, „daß 1<sup>mo</sup> January 1624 ein Lutherischer Roster und Schulmeister undt weissen Namens, alhie gewesen, und daß derselbe eben diese in der Beylage specificirte intraden pro annuo salari damahlen in Empfang und Genuß gehabt.“ Bis dahin sollten die Einkünfte niemandem ausgezahlt, sondern von den gräflichen Beamten

eingezogen werden. Der auf Schriftstücke des damaligen Pastors sich stützende Beweis sollte vorläufig keine Berücksichtigung finden.

Über den Ausgang des Streites liegen urkundliche Nachrichten nicht vor, aus der einige Wochen später erfolgten Absendung einer Abordnung nach Cleve kann man jedoch schließen, daß eine friedliche Lösung nicht zustande gekommen war.

### § 17.

Auf die Klagen der Deputation hin wurde am 6. Februar 1709 abermals ein Warnungsschreiben von der Regierung an die Gräfin abgelassen, dem der Bizkanzler v. Hymmen einen besonderen Brief an den Amtmann Lohhausen beigelegt hatte, „unter vester Versicherung, daß der Herr Amtmann dadurch auff andere Gedanken gebracht würde“.

Dieses Schreiben war jedoch für die ganze Bürgerschaft und zumal für die 3 Männer, die nach Cleve gewesen waren, von unheilvollster Wirkung. Der Amtmann war aufs äußerste empört, nannte sie Rebellen und ließ die 3 Bürger unverzüglich bei bitterster Kälte am 26. Februar in das Turmgefängnis bringen, wo sie aufs strengste überwacht wurden und die mannigfachsten Qualen zu erdulden hatten.<sup>1)</sup>

Ein aus Anlaß dieser Gefangennahme zunächst von Cleve entsandtes Schreiben blieb gänzlich unbeachtet. Ein ferneres Schreiben, das durch einen Kanzleiboten überbracht wurde, wurde zu erst von niemandem angenommen. Bei einem zweiten Versuche, den der Bote zwecks Übergabe bei dem Amtmann Lohhausen machte, wurde er von diesem mit drohenden Worten aus der Türe gewiesen.

### § 18.

Mit dem schon oben erwähnten, gegen Ende Januar 1709 erfolgten Tode des Pastors Bieffhaus beginnt der eigentliche Kampf der Gemeinde mit der Herrschaft um das Recht der freien Predigerwahl.

Laut Beschluß des Clevischen Ministeriums sollten die benachbarten Pfarrer die seelsorgerischen Verrichtungen in

<sup>1)</sup> Von dieser Gefangenschaft gibt eine von Pastor Lederer verfaßte Chronik eine lebhaft und sehr interessante Darstellung.

der Gemeinde zu Gemen während der Vakanz der Pfarrstelle wahrzunehmen. Dies war auch schon einige Wochen so gehandhabt worden, als plötzlich die Herrschaft Einspruch gegen dieses Predigen ohne ihre Genehmigung erhob und die schwersten Strafen auf eine etwaige fernere Abhaltung des Gottesdienstes sowohl für den Pastor als die Gemeindeglieder setzte. Um den Ostergottesdienst überhaupt feiern zu können, kam die Gemeinde schriftlich um die Erlaubnis dazu ein, die ihnen „auf Gnaden und nicht aus Schuldigkeit, mit Vorbehalt dero Rechts vordiehmahlen“ erteilt wurde. Ob schon das Verbot erst an diesem Tage erlassen war, wurden die Provisoren doch wegen ihrer „vorherigen Übertretung“ in eine Geldstrafe genommen.

Am folgenden Sonntage wurde die Erlaubnis, die schriftlich vom Pastor Kalle aus Hiesfeld selbst nachgesucht worden war, überhaupt rundweg verweigert, ebenso das zeremonielle Begräbnis einer evangelischen Leiche.

Ungefähr am 10. April erfolgte endlich das erste Verhör der Gefangenen durch den Amtmann selbst und einen Dr. Bonrath. Nach einigen Fragen wurde ihnen das von Dr. Bonrath verfaßte, schon bereitgehaltene Urteil verkündet, wobei nach Mitteilung der Gefangenen einige Fornisfehler hinsichtlich der Öffnung und Siegelung der Akten gemacht wurden.

Es lautete auf Geldstrafe, mit der Begründung, sie hätten sich dadurch verfehlt, daß sie es gewagt hätten, so kurz nach dem Tode des jungen Grafen, eines Kindes von einem halben Jahr, der Herrschaft solche „widrige Briefschaften“ zu überreichen, daß sie sich ferner in Cleve beschwert hätten und schließlich ihrer Herrschaft nicht die ihr gebührenden Titel hätten zukommen lassen, sondern sie nur „schlechterdings die Frau Gräfin“ genannt hätten.

Die Strafen waren sehr hoch, bis zu 300 Goldgulden für den Einzelnen, zahlbar binnen 14 Tagen; bei nicht pünktlicher Zahlung sollte Leibesstrafe hinzutreten und sich außerdem die Summe verdoppeln.

Nach der Verkündigung wurden die Gefangenen wieder abgeführt. Ihre Freilassung erfolgte erst am 25. April, nachdem Loehhausen sich bei der Gräfin dafür verwandt hatte; die Geldstrafen blieben trotz aller Bitten in voller Höhe be-

stehen. In einer Resolution der Herrschaft vom 19. April betreff der Ausübung des Gottesdienstes war es den Evangelischen freigestellt worden, dazu benachbarte Prediger kommen zu lassen. Doch sollten sie sich darüber erklären, ob sie das als ein Recht oder eine Gnade betrachten wollten und im ersteren Falle der Herrschaft binnen 2 Monaten die nötigen Beweise dafür erbringen „und alldann die rechtliche Entscheidung, auch ferner gnädiger Verordnung darüber erwarten.“ Hierzu wollte sich die Gemeinde jedoch nicht verstehen, da der Herrschaft über ihr gutes Recht keine Entscheidung zustehe.

### § 19.

Die Benutzung des evangelischen Friedhofs durch die Katholiken gab immer neuen Anlaß zu Streitigkeiten. Hohe Geldstrafen, in die der Bürgermeister und zwei seiner früheren Mitgefangenen, angeblich wegen Ungehorsams genommen waren, veranlaßten die Gemeinde, abermals den Schutz des Königs von Preußen anzurufen, der in einem Schreiben vom 10. Mai der Gräfin Erlaß der auferlegten Geldstrafe sowie freie Wahl eines Predigers und freie Religionsübung für die Gemeinde anbefahl. Wegen des Verhaltens des Amtmanns Lochhausen gegenüber dem Kanzleiboten zeigte sich der König besonders ungnädig und forderte auf das entschiedenste die nachdrückliche Bestrafung des Amtmanns.

Nach Ablauf der von der Gräfin für den Beweis, daß die Gemeinde bereits im Jahre 1624 die freie Pfarrwahl gehabt habe, gestellten Frist reichten die Lutherischen im Jahre 1709 eine Denkschrift des Inhalts ein, daß sie sich auf ihren gegenwärtigen Besitz dieses Recht bezogen und baten, dabei belassen zu werden, „weil ex possessione praesenti ad praeteritum praesumirt würde, als lange daß Contrarium nicht erwiesen wäre“.

Diese Schrift blieb vorläufig unbeantwortet.

### § 20.

Am 5. Juli beantwortete die Gräfin endlich in einem längeren Schreiben den königlichen Erlaß vom 10. Mai. Diese Verteidigungsschrift dürfte ein eingehenderes Interesse beanspruchen, da sich in ihr eine Darstellung der gesamten

Streitigkeiten findet, weshalb ihr Inhalt ausführlich wieder gegeben wird.

Sie führte darin aus, daß es durchaus nicht in ihrer Absicht gelegen habe, die Lutheraner in ihrer Religionsübung zu stören. Erst als diese gegen ihr ausdrückliches Verbot einen katholischen Toten begraben hätten, habe sie den ihr schuldigen Gehorsam erzwingen zu müssen geglaubt, zumal Reformierte und Katholiken jetzt ihr eigenes Begräbniß hätten. Sie würde sich um die ganze Sache auch nicht weiter gekümmert haben, wenn ihr nicht die Lutheraner einen Angriff auf die durch das J. P. O. verbürgten Rechte vorgeworfen hätten. Als diese nach dem Tode des Predigers und Schulmeisters auch das Präsentations- und Kollationsrecht bei einer Neuwahl für sich in Anspruch nahmen (vgl. unten §), habe sie sich endlich veranlaßt gesehen, den status von 1624, auf den sie sich immer beriefen, einmal nachzuprüfen, wobei sie zu dem Resultat gekommen sei, daß die Evangelischen sich auf das J. P. O. nicht berufen könnten, da es „ihnen gar nicht favorisire“. Die Clevische Regierung sei mit vielen Unwahrheiten hintergangen worden, doch habe der „indiskrete Religionseifer“ sie und ihren sel. Herrn Gemahl wenig angefochten. Sie hätten im Gegenteil die lutherische Kirche noch vor wenigen Jahren „sehr kostbarlich reparirt“, dem lutherischen Prediger sei noch beim Tode des Grafen ein Trauerkleid geschenkt worden, die Reformierten hätten zum Kirchbau 500 Taler erhalten, eine Spende, die den ebenfalls im Kirchbau begriffenen Katholiken noch nicht gemacht worden sei. Die neuerdings wieder verhängten Strafen sei sie zu erlassen willens gewesen, wofern ihre Untertanen nur einige Unterwerfung gezeigt hätten; doch könne man ihr nicht zumuten, sie in ihrer Unbotmäßigkeit, die durch das bereitwillige Gehör in Cleve immer größeren Umfang annehme, noch zu bestärken. Es habe ihr fern gelegen, irgend etwas gegen das J. P. O. zu unternehmen, wovon ja auch nicht die Rede sein könne, da der von den Evangelischen über den status von 1624 geforderte Beweis tatsächlich nicht erbracht sei. Doch sei sie trotz alledem bereit, auf „geziemendes Ansuchen ihrer Untertanen, wen schon nicht auß Schuldigkeit, gleichwohl Dero Königl. Majest. zum untertänigsten Respekt“ die Stelle wieder zu

befetzen, vermähre sich jedoch ausdrücklich dagegen, daß hierdurch ein Präcedenzfall geschaffen werde. Aus den fiskalischen Akten zu Ahaus gehe deutlich hervor, daß der Prediger H. Bönneken vom damaligen Grafen aus Dortmund nach Gemen berufen und ihm auch vom Grafen die Pfarrstelle übertragen sei. Wenn auch ihr Gemahl und dessen Vater „ex gratia vel connivendo“ zugelassen hätten, einen Prediger in Vorschlag zu bringen und zu empfehlen, so sei daraus immer noch kein Recht herzuleiten. — Dem Schreiben waren mehrere Abschriften von Urkunden als Belege beigelegt, die jedoch leider nicht mehr vorhanden sind.

### § 21.

Um diese Zeit schritt man in der lutherischen Gemeinde zur Neuwahl eines Pfarrers unter dem Vorſiße des Pastors Wald aus Gahlen; gewählt wurde der von der Regierung empfohlene Feldprediger Magister Keyſer. Das Geſuch der Gemeinde um Konfirmation des Gewählten, blieb von der Herrſchaft gänzlich unbeachtet; die Gemeinde ſollte erſt beweifen, daß ihr im Jahre 1624 freie Prediger- und Lehrerwahl zugestanden habe. Gleichzeitig mit dieſem Schreiben erging an die früheren Gefangenen die Mahnung, bis zum folgenden Tage die rückſtändigen Strafen zu bezahlen. Da dieſes letztere nicht möglich war, wurden ſie völlig ausgepfändet, worauf ſich die Gemeinde wiederum an das Cleviſche Miniſterium wandte, das darüber nach Berlin berichtete. Die Antwort hierauf langte am 25. Juli in Cleve an und wurde der Gräfin inhaltlich am 6. Auguſt übermittelt. Sie wurde in dem Schreiben aufgefordert, die gepfändeten Früchte und Ländereien frei zu geben, da die Leute durch dieſe Maßregel in die äußerſte Not geraten waren. Der Forderung leiſtete die Gräfin jedoch trotz wiederholter Mahnungen ſeitens der Regierung keine Folge.

### § 22.

Um Näheres über die Handhabung der Pfarrwahl bei den zuletzt in Gemen angeſtellt geweſenen Paſtoren zu erfahren und dadurch Beweiſe für ihr Wahlrecht zu ſammeln, wandte ſich die Gemeinde an den bereits ſeit 30 Jahren dem Cleviſchen Miniſterium angehörenden Paſtor Johann Wald in Gahlen, der ihnen folgende Mitteilung machte:



Nach dem Tode des Pastor Hunslar wurde die Pfarre zunächst von den Pfarrern des Clevischen Landes versorgt. Vom Pastor Wald wurde darauf der Gemeinde sein noch in Jena studierender Sohn in Vorschlag gebracht, der dann auch nach Abhaltung einer Probepredigt einstimmig gewählt und vom Grafen sofort bestätigt wurde; der Einführung des Pastors wohnte der Graf in eigener Person bei.

Nach dessen Tode fiel die Wahl der Gemeinde auf den Pastor Vieffhaus. Die Herrschaft wurde hiervon sofort in Kenntniß gesetzt und erteilte anstandslos die Kollation, erkundigte sich nur, ob es nötig wäre, „bey der Wahl eines Pfarrers so viel Werths zu machen,“ worauf ihr der Pastor Wald erwiderte, daß die Wahl der (Clevischen?) Kirchenordnung gemäß vollzogen sei.

Ferner bezeugten die Geschwister des 1680 verstorbenen Pastors Johann Diedrich Hunslar, Elisabeth und Heindrich Hunslar, daß ihr Bruder von der Gemeinde von der Universität Gießen weg zum Prediger berufen und ohne Schwierigkeiten von der Gräfin Isabella von Limburg-Stirum bestätigt worden sei.

### § 23.

In einem Schreiben vom 23. September machte die Clevische Regierung einen andern Versuch, den Konflikt auf gütlichem Wege beizulegen, indem nämlich der Gräfin der Vorschlag gemacht wurde, an einem von ihr zu bestimmenden Orte mit ihren Vertretern zu einer Konferenz zusammen zu kommen, und dabei das Nähere zu überlegen, „da wir sonsten bey unverhoffter Entstehung nach Anleitung Sr. Königl. Majest. allerhöchster Verordnung die Nothdurfft werden verfügen müssen“.

Von Cleve aus sollte darauf der Vizekanzler v. Hymmen nach Gemen gesandt werden, jedoch wurde ihm dort „diese Gütlichkeit gar abgeschlagen und es vor überflüssig geachtet, deswegen auf Gemen zu kommen oder sich zu bemühen, inmaßen obberührte Gräfinne von ihrer Meinung keineswegs absteigen würde“.

Über die sonstigen Vorkommnisse in der Gemeinde bis zum Schlusse des Jahres fehlen die Nachrichten. Aus einem Kostenverzeichnis über den Verzehr der Pastoren, die in

Gemen gepredigt haben, geht nur hervor, daß vom 21. September bis 14. Dezember daselbst überhaupt kein Gottesdienst stattgefunden hat.

#### § 24.

Die fortwährenden Unruhen in der Gemeinde hatten den oben erwähnten Feldprediger Keyser, der trotz des Widerspruches der Herrschaft einstimmig gewählt war, veranlaßt, seine Stelle in Gemen aufzugeben und einem anderweitigen Rufe zu folgen, so daß die Gemeinde wiederum ohne Pfarrer war.

Zu Anfang des Jahres 1710 sollte seitens der Herrschaft der Gemeinde jemand zum Pfarrer bestellt werden, der weder ein theologisches Examen abgelegt hatte, noch ordinirt war. Durch hohe Geldstrafen suchte man die Gemeindeglieder zu veranlassen, diesen Mann als ordentlichen Pfarrer anzuerkennen, was zu erneuten Beschwerden nach Cleve Anlaß gab. Die Regierung ließ den Bericht über diese neuesten Vorgänge nach Berlin gehen und teilte dem Könige gleichzeitig das Ergebnis der Untersuchungen über die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der Gräfin mit, daß nämlich „die berührte ev. Gemeinde jederzeit in possessione vocandi gewesen“. Da doch nach den bisherigen Erfahrungen alles Schreiben vergeblich schien, schlug die Regierung dem Könige vor, einige Truppen zum Schutze der Lutheraner nach Gemen zu beordern, um ihnen zunächst behülflich zu sein, wieder in den Besitz der noch immer nicht herausgegebenen Ländereien und sonstigen Vermögensstücke zu gelangen. Ferner sollte der Amtmann Lochhausen, sobald er königliches Gebiet beträte, ergriffen und für sein Verhalten dem königlichen Boten gegenüber nachdrücklich bestraft werden, zumal er doch der alleinige Unruhmifter in Gemen sei.

Eine den Evangelischen ungünstige Verordnung der Gräfin bezüglich der Kinder aus Wischehen veranlaßte eine abermalige, an die Gräfin diesmal in sehr energischem Tone gehaltene Vorstellung des Königs.

Leider ist die vom 27. Juni datierte Antwort der Gräfin hierauf nicht erhalten, soviel sich jedoch aus dem Antwortschreiben darauf ersehen läßt, enthielt es eine nochmalige Abweisung jeglicher Vermittelung durch Herrn von Hymmen.

## § 25.

Nach dem Weggange des Feldpredigers Keyser hatte die Herrschaft den von der Clevischen Regierung empfohlenen Pastor Lazarus Lederer von Berlin nach Gemen kommen lassen, um daselbst eine Probepredigt zu halten. Darauf wurde ihm von der Herrschaft zwecks der Bestätigung ein Revers mit folgendem Passus zur Unterschrift vorgelegt: „mit sicherem Vorbehalt gnädig konferiert mich auch als einen Prediger dazu vociret und erwehlt“.

Der Pastor erkundigte sich jedoch erst des Näheren über diesen Revers und unterschrieb ihn insofern der erhaltenen Auskunft nicht, sondern reiste mit eine Kopie desselben nach Berlin zurück.

Einen empfindlichen Druck übte die Gräfin auf die Gemeinde durch Entziehung der Kirchen- und Armenmittel aus. Diese wurde dadurch bewerkstelligt, daß zunächst katholische Provisoren zu der Verwaltung des Kirchen- und Armenvermögens herangezogen wurden, worauf dann der Befehl erging, daß sämtliche Zahlungspflichtige ihre Zahlungen nur an diese zu leisten hätten, die jedoch ihrerseits den Lutherischen das eingenommene Geld nicht herausgaben. Gesuche um Freigabe der eingezogenen Gelder blieben unbeachtet; der Zustand hat sich nachweislich bis 1712 erhalten.

## § 26.

In seinem Antwortschreiben auf das Schreiben der Gräfin vom 27. Juni erklärte der König, die Begründung ihres Patronatsrechts nicht als ausreichend anerkennen zu können, er forderte sie vielmehr auf, die bevorstehende Wahl des Pastor Lederer ungehindert vor sich gehen zu lassen und vor allem die oben erwähnte Klausel aus dem Bestallungspatente zu streichen. Ferner verlangte der König nochmals Bestrafung des Amtmanns Vochhausen und Abschaffung des wegen der Mischehen ausgeübten Gewissenszwanges. Erfolg hatte auch dieses Schreiben nicht.

Die Gemeinde hatte am 7. Oktober den Pastor Lederer einstimmig gewählt und suchte am 28. d. M. dessen Konfirmation nach, die aber nicht erteilt wurde, trotzdem die Schreiben hin und her gingen und der General v. Lottum der Gräfin die ernstesten Vorstellungen machte. Inzwischen

kam auch der Pastor mit seiner zahlreichen Familie an, dem trotz der Mahnungen der Clever Regierung jede gottesdienstliche und seelsorgerische Verrichtung strengstens untersagt wurde. Da ihm natürlich jegliches Gehalt von der Herrschaft entzogen war, war die Gemeinde angewiesen, ihn samt seiner Familie zu unterhalten, was ihr doppelt schwer fiel, da einerseits Kirchen- und Armenvermögen sich in den Händen der Katholiken befand und andererseits die fortwährenden Geldstrafen die Leute selbst vollständig mittellos gemacht hatten.

### § 27.

Am 5. Januar 1711 machte die Regierung einen letzten Versuch zur gütlichen Beilegung und sandte 2 Kommissare, den Freiherrn v. Diepenbrock und den Regierungsrat Rickers nach Gemen.

Der Amtmann Lochhausen suchte anfangs den Herren glaubhaft zu machen, daß man nicht die Absicht habe, die Evangelischen in ihrer Religionsübung zu stören, man wolle nur den Beweis dafür, daß das Präsentations- und Kollationsrecht den Evangelischen schon im Jahre 1624 zugestanden habe. Im Laufe der Verhandlungen ließ er sich jedoch zu dem Ausrufe hinreißen, „daß man von dem Kollationsrecht nimmermehr absteigen, noch darunter was nachgeben würde, wenngleich der oberste Stein vom Schloß untergeworfen werden sollte, gestalt dann auch der Herr Lederer in Ewigkeit kein Prediger werden würde, wenn er den Revers, welches vorhin die anderen Prediger auch getan hätten, nicht unterschreiben täte.“ Die weiteren Verhandlungen ergaben jedoch, daß ein derartiger Revers keinem einzigen der früheren Pastöre vorgelegt war.

Obgleich sich die Gemeinde nicht für beweispflichtig hielt, legte sie am folgenden Tage, den 6. Januar, verschiedene Beweisstücke vor, die von den Kommissaren als solche anerkannt wurden.

Durch die Clevische Regierung waren die Pastöre der benachbarten Ortschaften aufgefordert worden, der Ordination des Pastor Lederer beizuwohnen, die am folgenden Tage, den 7. Januar in ihrer und der Kommissare Gegenwart unter den üblichen Feierlichkeiten vor sich ging.

Am Nachmittage wurde den Kommissaren plötzlich mitgeteilt, die Gräfin habe einen Protest an die Kirchthüre anschlagen lassen, der sofort zu Protokoll genommen wurde.

Die Regierung schien auf Widerstand irgendwelcher Art vorbereitet gewesen zu sein, denn schon am folgenden Tage rückten unter dem Kommando eines Hauptmanns ein Fähnrich, 3 Korporale, ein Wachtmeister und 48 Dragoner in Gemen ein, und zogen Quartier bei den katholischen Bürgern und gräflichen Beamten; dabei wurden einzelne Häuser mit 3, 4, 5 und sogar 8 Mann belegt.

Noch am selben Tage wurde mit der Gräfin verschiedentlich über die Ausstellung des Kollationspatentes verhandelt, doch ohne Erfolg. Sofort sandte jedoch die Gräfin einen Boten nach Münster, der dem Bischof Nachricht von dem Geschehen bringen und seinen Rat einholen sollte.

Am folgenden Tage, den 9. Januar, erfolgte noch eine Vernehmung des Pastors Wald aus Gahlen über die Richtigkeit der von ihm über die Pfarrwahl gemachten Angaben, die er mit einem Eide unverzüglich bekräftigte. Ebenso beschworen viele ältere Bürger aus Gemen, darunter auch zwei Provisoren der reformierten Gemeinde, daß die lutherische Gemeinde den verstorbenen Pastor Vießhaus selbst gewählt und der Herrschaft zur Konfirmation präsentiert habe, jedoch wußte niemand etwas von dem vom Amtmann Lochhausen behaupteten Unterschreiben eines Reverfes. Nachdem der Gräfin auch diese beiden Aussagen mitgeteilt worden waren, ließ sie sich endlich bereit finden, das Kollationspatent des Pastors Lederer zu unterzeichnen, und sich ebenso schriftlich zur Abstellung sonstiger Beschwerden zu verpflichten. Betreff der gepfändeten Vermögensstücke einigte man sich schließlich auf Rückgabe binnen 8 Tagen.

### § 28.

Raum hatten sich die Kommissare von der Gräfin gegen Abend verabschiedet, als diese durch den bischöflichen Notar Pottgießer gegen die von ihr unterzeichneten Schriftstücke einen Protest aufnehmen ließ, an welchem sie feierlichst erklärte, nur unter dem Drucke militärischer Macht ihre Unterschrift gegeben zu haben.

Am folgenden Morgen, den 10. Januar, verließen die Kommissare Gemen; gleichzeitig rückten auch die Dragoner ab.

Die Gräfin sandte nunmehr weiteren Bericht an Kur-Mainz und Kur-Pfalz, die sich beide in ihren späteren Antwortschreiben sehr entrüstet über den Truppeneinfall aussprachen.

Am Nachmittag des 10. ging auch die Antwort von Münster ein; der Bischof riet der Gräfin, sich unverzüglich an den Kaiser zu wenden und versprach, seinen Kanzler von Cochenheim anzuweisen, die Sache auf dem Kreistage in Köln zur Sprache zu bringen.

Die Evangelischen, die in Diensten der Gräfin standen, wurden noch am selben Tage entlassen und die Bürgerschaft selbst durch Drohungen in große Aufregung versetzt. Das Gerücht, daß in der Nähe von Brünen 2—300 Mann Dragoner ständen, um im Notfalle nach Gemen zu rücken, bewog die Gräfin zwar, unter Protest den Leuten die gepfändeten Sachen zurückzugeben, doch suchte sie nach ihrer eigenen Aussage die Angelegenheit im übrigen möglichst in die Länge zu ziehen.

Am 20. Januar traf die Antwort des Bischofs aus Bamberg ein, der die militärischen Maßregeln des Königs als einen Bruch der Reichsverfassung bezeichnete und ebenfalls riet, den Kaiser und den Reichstag zu Regensburg anzugehen.

Bemerkenswert ist noch ein Schreiben der Gräfin vom 21. Januar 1711, in dem sie dem Bischof von Münster gegenüber erklärt, keinerlei Gewissenszwang durch Verordnungen hinsichtlich Tausen, Trauungen und dergl. ausgeübt zu haben.

Ferner ist ein Schreiben vom 10. Februar beachtenswert, ebenfalls an den Bischof von Münster, worin sie diesem gegenüber zugibt, die Obligationen „inter alias causas“ deswegen eingezogen zu haben, weil ihre Untertanen zu Cleve gegen sie geklagt und dabei versucht hätten, sie der Clever Regierung „suspekt“ zu machen.

### § 29.

Am 22. Januar benachrichtigte die Clevische Regierung ihren Residenten in Köln von den Vorkommnissen in Gemen, damit dieser auf jeden Fall informiert sei, falls die Gräfin die Angelegenheit auf der nächsten Kreisversammlung vorbringen würde. Dies geschah auch in der Tat, am 8. März

brachte der Kanzler von Cöthenheim die Angelegenheit mit dem Truppeneinfall zur Sprache und suchte mit allen Mitteln eine der Gräfin günstige Entscheidung zu erwirken. Er drang jedoch nicht durch, da er die evangelischen Stände gegen sich hatte.

Ebenso wenig Erfolg hatte die Gräfin mit einer Appellation an den Reichstag zu Regensburg, die Reichsversammlung vermochte ihre Auffassung, daß das gewaltsame Vorgehen des Königs einen Landfriedensbruch darstelle, nicht zu teilen und wies ihr Ersuchen um Reichshülfe gegen den König zurück.

### § 30.

Trotz mehrmaliger Mahnungen von Cleve aus war in den Gemener Zuständen für die Lutheraner noch keine Besserung eingetreten, die Beunruhigungen und Störungen durch allerhand Maßregeln dauerten fort. Ein peinlicher Zwischenfall veranlaßte den König, der Gräfin seine schärfste Mißbilligung auszusprechen. Der katholische Pater hätte nämlich den lutherischen Pastor aufs ärgste beschimpft, worauf letzterer von dem katholischen Küster noch durchgeprügelt wurde. Hierfür verlangte der König „ohne weilläufigen Prozeß“ strenge Bestrafung des Paters und Küsters und vollkommene Genugthuung für den Pastor. Es war in dem Schreiben sogar die Rede davon, das Vergehen „ex capite commissae feloniae“ einzuziehen und zu kaduzieren, was der Gräfin auf Befehl des Königs von Cleve aus noch besonders mitgeteilt wurde.

Die Pläne der Gräfin gingen dahin, den Katholiken auch das Übergewicht in der politischen Gemeinde zu verschaffen, wozu die nächsten Gemeindevahlen Gelegenheit boten. Da die Lutheraner sich weigerten, von ihrem althergebrachten Wahlmodus abzugehen und dem von der Herrschaft angeordneten zu folgen, griff diese in die Wahl selbst ein und bestimmte, daß vorläufig die Magistratsleute des vorigen Jahres auch für dieses bleiben sollten. Ein Bericht über diesen Fall an die Clevische Regierung hatte nur zur Folge, daß die Gräfin kurz hintereinander zweimal aufgefordert wurde, vermöge den Reichsabschieden die Gemeinde bei ihrem Herkommen zu belassen; jedoch kümmerte sich die Gräfin nicht im geringsten um diese Erlasse.

## § 31.

Trotz der oben erwähnten nachdrücklichen Warnung währten die bisherigen Streitigkeiten wegen Bestallung des Pfarrers und Schulmeisters fort, ebenso die Angriffe auf die lutherische Bevölkerung. In einem längeren Schreiben, datiert „Haag, den 7. Juli 1711“ forderte der König wiederum die Gräfin auf, Abhülfe der Beschwerden zu schaffen, der Gemeinde das Benennungsrecht sämtlicher Kirchendiener zu belassen und sich mit der Bestätigung der ernannten zu begnügen. Ferner sollte die Gräfin einen andern Revers für den Pastor ohne Klauseln aufstellen, ihm für alle erlittene Unbilden Genugthuung verschaffen, und das durch den katholischen Pater weggenommene Gehalt wieder zurückgeben. Um eine endgültige und unanfechtbare Lösung der Sache herbeizuführen, sollte sich die Gräfin zu alledem schriftlich verpflichten. In diesem Schreiben erhielten auch die Lutherischen eine sehr ernste Mahnung zum Gehorsam gegen die Gräfin, widrigenfalls ihnen der König seinen Schutz zu entziehen drohte.

In ihrer Rechtfertigung auf dieses Schreiben wies die Gräfin den Vorwurf, die Evangelischen aus dem Räte verdrängen zu wollen, mit aller Entschiedenheit zurück. Die Herrschaft habe stets bei Streitigkeiten in die Wahl eingegriffen, ohne daß jemals von irgend einer Seite Klage darüber geführt worden wäre. Zum Schluß sprach sie die Bitte aus, „selbiges zu untersuchen, und noch recht schleunigst secundum acta et probata, nicht aber den Klägern gleich ad nuda narrata glauben bezumessen.“

## § 32.

Um den zahlreichen „Behelligungen“, die sich in letzter Zeit noch gemehrt hatten, etwas nachdrücklicher entgegenzutreten, erteilte der König am 6. August dem General von Lottum und dem Justizrat Mosfeld den Auftrag, sich persönlich nach Gemen zu begeben, um einerseits der Gräfin jegliche Beeinträchtigung „gegründeter Gerechtsame“ der lutherischen Gemeinde zu untersagen, als auch letzterer Gehorsam gegen die Herrschaft einzuschärfen, widrigenfalls „wir selber dahin behülflich sein werden, daß dergleichen straffbare Widerseßlichkeit an ihnen gehörig geahndet werden solle.“



Daraufhin ersuchte die Gräfin den Fürstbischof von Münster, ihr den Vizekanzler von Cochenheim, der sie auch in Köln vertreten hatte, als Beistand zu geben, um in der geplanten Konferenz ihre Interessen gegenüber den königlichen Beamten wahrzunehmen, was ihr der Bischof bereitwilligst zusagte.

Infolge Krankheit und geschäftlicher Abhaltungen des Grafen Lottum zog sich das Zustandekommen der Konferenz hin. Am 11. November sandte Mogfeld dem Grafen Dohna einen Generalbericht über alle seit 1649 vorgekommenen Streitigkeiten, in dem er zu dem Ergebnis kommt, daß die eigentliche Ursache aller Unruhen die katholischen Geistlichen gewesen seien, „welche aus einem ungemäßigten Religionshaß dieses innerliche Feuer in mehrgemelter ihrer Herrschaft angezündet und ihre darunter fast ohnversüchtige und schädliche Consilia gegeben haben mögten“.

Die Vorverhandlungen zogen sich weiterhin endlos in die Länge, wozu wohl auch der inzwischen eingetretene Regierungswechsel beitragen mochte. Als außerdem der König erfuhr, daß Kurpfälzische und Münstersche Abgeordnete die Verhandlungen für die Gräfin führen wollten, erklärte er, unter solchen Umständen sich auf nichts einlassen zu können; da die Gräfin jedoch darauf beharrte, gab dieser Zwischenstreit Veranlassung zu weiteren langwierigen Verhandlungen, bis schließlich die Gräfin nachgab.

### § 33.

Am 12. Januar 1712 langten endlich die beiden königlichen Kommissare in Gemen an. Die für die Herrschaft zur Beilegung der Zwistigkeiten gestellten Bedingungen waren so milde, daß an deren Annahme nicht gezweifelt wurde; jedoch erklärte die Gräfin nicht eher sich auf ein schriftliches Abkommen einlassen zu können, als bis sie mit ihrem Bruder, dem General von Belen zu Raesfeld darüber gesprochen habe. Vor allem ließ sie sich nicht dazu bewegen, die Geldstrafen nachzulassen, um der Gemeinde zu zeigen, daß sie die Strafe verdient habe, wenn sie sich beim Könige beschwere. Infolgedessen zerklüften sich die Verhandlungen und die Kommissare mußten unverrichteter Sache wieder abreisen. Ebenso ergebnislos scheint eine zweite Konferenz gewesen zu

sein, deren Zustandekommen ebenfalls mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen war.

Die Mittel der Gemeinde waren völlig erschöpft, ihre Mitglieder zur Zahlung weiterer Beiträge völlig unvernünftig. Um das Äußerste abzuwenden, entschloß sich die Gemeinde zu einer Kollekte, die vom preussischen Ministerium befürwortet wurde. Groß scheint ihr Ertrag nicht gewesen zu sein; die Chronik des Pastor Lederer, die gerade bis zu diesem Zeitpunkte reicht, schließt mit folgenden Worten, die einen Einblick in die Zustände der Gemeinde erstatten:

„Pastorat, Kirchen- und Armenmittel sind ihr entzogen, Predigermittel aber für die Brüche geopfert, das übrige Armengut durch langwierige Kospflitterungen verzehrt, Gott weiß, woher man fernerhin Unterhalt nehmen soll.“

Die Nachrichten aus den beiden folgenden Jahren sind äußerst dürftig, so daß sich für diese Zeit kein klares Bild über die weitere Entwicklung der Ereignisse gewinnen läßt.

Eine Besserung der Zustände trat für die Gemeinde jedenfalls nicht ein, die Not stieg im Gegenteil immer mehr. Der Pastor sah sich sogar genötigt, seine Bücher zu verkaufen, um Geld für ferneren Lebensunterhalt zu bekommen. Am Oftertage 1714 gedachte er sein Amt niederzulegen, da keine Aussicht auf Besserung der Verhältnisse vorhanden war; die dringenden Bitten des Clevischen Ministeriums bewogen ihn jedoch vorläufig zum Bleiben.

Auf einer Klassikalsynode zu Schermbach wurde nochmals die Abhaltung einer Kollekte beschlossen, die aber ebenso wie die vorige nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben scheint.

Pastor Lederer verließ wahrscheinlich Ende des folgenden Jahres, 1715, die Gemeinde und ging nach Minden.

## V. Abschnitt.

### Die Einsetzung und Tätigkeit des Pastor Wieffel in der Gemeinde, 1715—1753.

#### § 34.

Als einzige schriftliche Nachricht aus den Jahren 1715/16 ist ein Brief des Pastor Lederer erhalten, in dem

er die Gemeinde durch geistlichen Zuspruch über ihr Schicksal tröstet, ein Zeichen, daß die Ruhe noch nicht wiederhergestellt war.

Nach dem Weggange des Pastor Leberer verschlimmerte sich die Lage der Gemeinde noch durch selbstverschuldete innere Zwistigkeiten.

Das durch die Kollekten eingekommene Geld wurde von den Provisoren überhaupt nicht abgeliefert, sondern einfach unterschlagen und dem Clevischen Ministerium jede Rechnungsablage rundweg verweigert, was auch in der Gemeinde eine große Erbitterung gegen die Provisoren hervorrief. Um die Besetzung der Pfarrstelle kümmerten sich letztere überhaupt nicht, so daß diese volle zwei Jahre unbesetzt blieb.

Um dieser Mißwirtschaft ein Ende zu bereiten, sah sich die Herrschaft schließlich veranlaßt, im Jahre 1717 die erledigte Pfarrstelle neu zu besetzen und zwar durch den Pastor Johann Wießel. Sofort beschwerte sich die Gemeinde in Cleve aufs bitterste über diesen Eingriff in ihre Rechte, was zur Folge hatte, daß am 25. Januar 1717 ein sehr ungnädiges Schreiben von dem inzwischen zur Regierung gelangten Könige Friedrich Wilhelm I. einlief, das in kurzen, scharfen Worten unter besonderer Betonung der Stellung als Lehnsherr der Gräfin anbefiehlt, binnen 3 oder 4 Monaten die Gemeinde klaglos zu stellen, widrigenfalls die Gräfin kurzerhand der Felonie angeklagt werden würde.

Eine anderweitig sich findende Nachricht besagt jedoch, daß sich die Regierung mit dem Vorgehen der Herrschaft einverstanden erklärt habe. Der Widerspruch läßt sich leicht dahin erklären, daß die Regierung zuerst nur diese eine Darstellung der Tatsachen kannte, und eine Berichtigung durch die Herrschaft erst später auf dieses königliche Schreiben hin erfolgt ist.

An dieser Stelle ist noch einer wichtigen Entscheidung zu gedenken. Der Verhandlungen mit Cleve müde, hatte sich der Graf bei dem Reichshofrat in Wien darüber beschwert, daß seine Untertanen trotz der Reichsunmittelbarkeit ihrer Herrschaft stets nach Cleve Zuflucht nähmen, obwohl die dortige Regierung gar nicht zuständig sei. Es erging daraufhin vom Reichshofrat am 10. Dezember 1717 ein Urteil des

Inhalts, daß den Gemeinern bei Strafe von 10 Mark lötligen Goldes unterlagt wurde, in Zukunft in Cleve Schuß zu suchen, da hierfür Wien der allein zuständige Ort sei.

Ebenso verbat sich der Kaiser durch ein an König Friedrich Wilhelm gerichtetes Schreiben jeglichen Eingriff in seine Jurisdiktion seitens des letzteren und forderte ihn auf, in Zukunft die Klagen der Gemeinde abzuweisen.

Eine Besserung der Zustände in der Gemeinde war dadurch nicht erreicht worden; die einen gingen zu dem eingesetzten Pastor überhaupt nicht in die Kirche, während andere sich den Reformierten anschlossen.

Um den langen Streitigkeiten ein Ende zu bereiten, beantragte der Graf beim Reichshofrat im Jahre 1720, der Gemeinde einen Termin von 2 Monaten zu setzen, binnen welchem sie den Beweis für ihre Ansprüche zu erbringen hätten, „sub poena perpetui silentii“ im Falle des Mißlingens der Beweisführung.

Der König scheint die oben erwähnte Einrede des Kaisers wegen Ausübung der Jurisdiktion in dieser Angelegenheit anerkannt zu haben, da er die Gemeinde am 28. Juli 1721 aufforderte, betreff der Zuständigkeit Cleves „mit solchem Beweis gehörig einzukommen und deshalb nichts zu verabsäumen“.

### § 35.

Bald nach seinem Amtsantritte hatte sich Pastor Wieffel wahrscheinlich auf Veranlassung der Gräfin stillschweigend von der Weselschen Klasse getrennt, der die Gemeinde 30 Jahre angehört hatte. Am 19. Mai lief von dem damaligen Vorsitzenden die Anfrage ein, ob sich die Gemeinde nicht zu ihrem eigenen Vorteil für den Fall abermaliger Nöte und Verfolgungen und der Ordnung halber der Klasse wieder anschließen wolle; das Nähere sollte dann auf einer Synode beraten werden.

Das Fernbleiben der Gemeinde suchte Wieffel damit zu entschuldigen, daß die Zustände in der Gemeinde bisher einem solchen Anschluß hindernd im Wege gestanden hätten; auch mußte erst die Erlaubnis der Herrschaft eingeholt werden, doch wolle er alles daran setzen, um den Anschluß zu stande zu bringen. Die Sache zog sich jedoch lange hin, denn erst in einem Schreiben vom 10. April des folgenden Jahres

erklärte sich der Präses der Synode bereit, nach Einsicht der die Angelegenheit betreffenden Akten selbst die Hindernisse aus dem Wege räumen zu wollen. Pastor Wieffel machte daraufhin den Versuch, die Erlaubnis zum Anschlusse zu erlangen; sie wurde ihm aber mit der Begründung verweigert, das Ministerium habe sich in den vorigen Jahren gegen die hiesige Herrschaft nicht so aufgeführt, daß sie die Commemoration so schlechthin zugeben könnte. Den Anschluß gegen den Willen der Herrschaft herbeizuführen wagte Wieffel nicht, da er fürchtete, die endlich für die Gemeinde eingetretene Ruhe zu stören, und so unterblieb die Sache vorläufig.

### § 36.

Zu der Gemeinde selbst stand Wieffel in einem sehr wenig guten Verhältnis. Fortgesetzt hatte er Streitigkeiten mit den Provisoren, teils über Gehaltsansprüche, teils über innere Gemeindeangelegenheiten, wobei sogar der gerichtliche Weg beschritten wurde. Der Kirchenbesuch war ständig sehr schlecht, so daß Wieffel die Gräfin bat, den Leuten Befehl dazu zu geben.

Reichlichen Stoff zu Zwistigkeiten gab die im Jahre 1743 erforderliche Neuwahl eines Schulmeisters. Da die Gemeinde sich weigerte, den von der Herrschaft vorgeschlagenen Sohn des Wieffel, Arnold Wieffel zu wählen, weil dieser seine Unfähigkeit zu diesem Amte in genügender Weise dargethan hatte, sah sie sich selbständig nach einem Schulmeister um, dem jedoch von der Herrschaft die Bestätigung versagt wurde. Ein Gesuch an den in Ungarn weilenden Grafen August von Limburg-Stirum wurde von diesem sehr ungnädig aufgenommen und der junge Wieffel kurzerhand als Schulmeister eingesetzt. Gleichzeitig verbot er jegliches Angehen des Ministeriums in dieser Angelegenheit, was aber die Gemeinde trotzdem tat, da sie den Verlust ihrer Unabhängigkeit fürchtete.

Die Vorstellungen des Ministeriums veranlaßten den Grafen, in einem ebenso höflichen wie bestimmten Schreiben sich jede Einmischung in die Angelegenheiten seiner Herrschaft zu verbitten, zumal ihm auch gerade für besagten Fall das alleinige Collationsrecht ohne irgend welche Präsentationsrechte der Gemeinde zustehe. Ebenso wies er jeglichen An-

schluß an die Klassikalsynode zurück, da er keinem Ministerium irgendwelche Aufsicht in seiner Herrschaft gestatten könne.

Infolge der fortgesetzt schlechten und teilweise anstößigen Amtsführung des Wieffel und seines ihm von der Herrschaft als Gehülfsen beigeordneten ältesten Sohnes sah sich das Clever Ministerium veranlaßt, am 31. Mai 1744 über die Gemener Vorkommnisse an den König zu berichten, was jedoch ohne Wirkung blieb. Die zahlreichen Petitionen um Absetzung des jungen Wieffel, dessen Unfähigkeit sich je länger je mehr herausstellte, blieben unbeachtet. Zwar befahl der König der Clevischen Regierung, den Grafen in „convenablen terminis“ dazu anzuhalten, doch blieb dies ohne Erfolg.

Da schon im November dieses Jahres die Rede von einer Pfarrwahl ist, muß man annehmen, daß der alte Pastor Wieffel um diese Zeit starb. Trotz energischen Sträubens blieb sein Sohn weiter im Amte; die allgemeine Abneigung der Pfarreingesessenen gegen ihn wurde noch dadurch vergrößert, daß er sich dem Trunke ergeben hatte. Die dringenden Bitten der Gemeinde um Beseitigung solcher Zustände blieben ohne Wirkung; die von der Clever Regierung versprochene Entsendung eines Kommissars von Berlin ist niemals erfolgt.

## VI. Abschnitt.

**Die abermaligen Streitigkeiten der Gemeinde mit der Herrschaft wegen der Pfarrwahl in den Jahren 1753—1755.**

### § 37.

Am 7. Mai des folgenden Jahres 1753 starb, obschon infolge seiner Trunksucht bereits länger leidend, doch ziemlich unerwartet auch der junge Wieffel.

Die erste Sorge der Gemeinde ging nun dahin, ungehindert von der Herrschaft die Wahl eines Pfarrers vornehmen zu können, weshalb sie sich sowohl an die Herrschaft als an die Clevische Regierung wandte. Der Graf erklärte hierauf, über diese Angelegenheit erst weitere Rücksprache nehmen zu müssen.

Zur Predigt für den nächsten Sonntag hatten die Lutherischen heimlich den Pastor Kramer aus Schermbeck kommen lassen, wovon der Graf erst erfuhr, als der Nachmittagsgottesdienst bereits gehalten war. Sofort erging darauf strenger Befehl, daß kein Geistlicher mehr in Gemen ohne herrschaftliche Erlaubnis die Kanzel betreten dürfe. Eine Intervention der Clever Regierung verbat sich der Graf sehr energisch unter Hinweis auf die oben erwähnten kaiserliche Dekrete von 1717 und 1721. Auf weitere Schreiben der Regierung ließ er sich in der Folgezeit nicht mehr ein mit der Begründung, daß für Beschwerden über ihn nur der Reichshofrat in Wien zuständig sei.

Statt des für den folgenden Sonntag trotz des gräflichen Verbotes nochmals gebetenen, aber durch Krankheit verhinderten Pastor Kramer erschien plötzlich ein Kandidat Namens Bastian aus Essen, der auf Befragen des Presbyteriums erklärte, zur Vertretung für einen vom Grafen gebetenen Pastor Kruse geschickt zu sein. Er blieb darauf vorläufig in Gemen und nahm auf dem Schlosse Wohnung; mit der Gemeinde selbst kam er wenig in Berührung.

Für die Abendmahlsfeier zu Pfingsten war es dem Grafen nur mit Mühe gelungen, einen Feldprediger aus Wesel zu bekommen; die vom Clever Ministerium geschickten Pfarrer wies er beständig zurück. Als die ganze Sachlage weiterhin bekannt wurde, weigerten sich schließlich auch die Feldprediger, sowie die umwohnenden, nicht dem Clever Ministerium unterstehenden Geistlichen seiner Aufforderung zur Abhaltung von Gottesdienst in Gemen Folge zu leisten, so daß solcher daselbst überhaupt nicht mehr stattfand. Schließlich gelang es dem Grafen, beim Essener Konsistorium die Ordination des Bastian zu erwirken, der dann am 7. Juli unter mancherlei Tumult seinen Einzug in Gemen hielt.

### § 38.

Die auf diese Vorfälle hin von der Gemeinde nach Cleve gesandten Schreiben waren lange nicht beantwortet worden, bis schließlich der König am 14. Juli wieder unter Hinweis auf seine Stellung als Oberlehnsherr die Herrschaft aufforderte, die Gemeinde bei ihren Gerechtsamen zu belassen. Doch scheint man in Berlin dieser Angelegenheit allmählich

müde geworden zu sein, da die Gemeinde in einem besonderen Schreiben aufgefordert wurde, sich doch möglichst mit dem Grafen in Güte zu einigen. Das in seiner Begründung sehr ausführliche Antwortschreiben des Grafen wies wieder auf die Unzuständigkeit Cleves in dieser Angelegenheit hin, die jetzt auch plötzlich von dem Advokaten der Gemeinde zugegeben wurde.

Der Gemeinde wurde ihre Beweisführung dadurch erschwert, daß man verschiedene wichtige Urkunden und Rentenverzeichnisse nicht mehr im Pfarrarchive vorfand und es wurde der Verdacht geäußert, daß sie von der Jungfer Wieffel, die nach ihres Bruders Tode noch fast ein Vierteljahr das Pfarrhaus bewohnt hatte, im Verein mit einem gräflichen Rentmeister bei Seite geschafft worden seien.

Irgendwelche Wendung zum Bessern hatte das königliche Schreiben natürlich nicht gebracht, es wurden im Gegenteile hohe Strafen über die Provisoren verhängt, da man sie für den schlechten Kirchenbesuch verantwortlich machte, und ebenso wurde für die Gemeindeglieder selbst auf jedes Fernbleiben vom Gottesdienst eine Strafe gesetzt.

### § 39.

Der Prozeß tritt nunmehr in ein neues Stadium ein. Auf die erwähnten eingehenden Darlegungen des Grafen vom 14. August erklärte der König in einem Schreiben vom 15. September, daß diese Ausführungen vieles für sich hätten und verwies die Gemeinde, falls sie keine anderen Beweise für die Zuständigkeit des Königs in dieser Angelegenheit hätte, an das Reichskammergericht. Die Gemeinde geriet darüber in große Bestürzung und fürchtete, daß ihre Gerechtsame nunmehr „durch einige gewissenlose Juristen disputierlich gemacht werden möchte“.

Mittlerweile hatte sich der Graf selbst an den Reichshofrat nach Wien gewandt und sich über die ungerechtfertigten Klagen der Gemeinde sowie über die Verletzung des Rechtsweges beschwert. Daraufhin machte der Kaiser dem Könige den Vorwurf, die kaiserliche Jurisdiktion beeinträchtigt zu haben und der Gemeinde, den in den Rescripten der Jahre 1717 und 1721 vorgeschriebenen Instanzenzug nicht berücksichtigt zu haben. Gleichzeitig wurde letzterer bei 20 Mark Strafe in Gold verboten, jemals beim Könige



von Preußen Schutz in solchen Angelegenheiten zu suchen und ihr befohlen, entweder den ihr aufgetragenen Beweis zu erbringen, daß sie im Jahre 1624 die freie Wahl in Pfarr- und Schulangelegenheiten gehabt hätte oder die vom Grafen behaupteten Rechte anzuerkennen. Der Befehl betreff des Instanzenzuges wurde nunmehr dadurch umgangen, daß sich jetzt die Clever Regierung für die Gemeinde nach Berlin wandte und dort beim Könige als „Lehnsherrn“ um Schutz für sie bat. Da die Willkürlichkeiten des Grafen überhand nahmen und die Gemeinde ein schlimmes Ende der Sache fürchtete, erklärte sie sich zu einem Vergleiche mit der Herrschaft bereit, wovon ihr aber dringend abgeraten wurde.

Am 15. Dezember forderte der König die Gemeinde auf, Beweise aus den alten Urkunden dafür zu erbringen, daß ihm das Recht zustehe, den Grafen als Vasallen zu maßregeln und ihm Befehle zu erteilen; ferner sollte sie Nachforschungen darüber anstellen, wie es mit der Immunität der Herrschaft und ihrem privilegium de non evocando et appellando der Herzöge von Cleve in Bezug auf die Herrschaft Gemen bestellt sei.

Trotzdem die Gemeinde seit September bereits mit insgesamt 200 Talern Strafe belegt war, wurden noch fortgesetzt weitere Geldstrafen verhängt.

Während dessen bekümmerte sich Bastian selbst wenig um die Gemeinde, er brachte seine Zeit mit Jagd und Kartenspiel zu, wobei der Graf erklärte, man könne auf seine Lehre, Leben und Wandel nichts sagen. —

In einer ausführlichen Verteidigungsschrift, in der alle Schriftstücke angeführt waren, die ein direktes oder indirektes Anerkennnis der Herrschaft betreffs der Oberlehnsherrlichkeit der Herzöge zu Cleve enthielten, suchten die Lutheraner den vom Könige erforderten Beweis zu erbringen. Er scheint dem Könige jedoch nicht genügt zu haben, denn am 19. Januar 1754 erging nochmals die Aufforderung, unwiderlegliche Beweise beizubringen und gleichzeitig Vorschläge zu machen, wie der Graf, „ohne großes bruit zu machen, am besten ad aequa et iusta zu bringen sein möchte.“

Zu einem Ergebnis gelangte man nicht; es wurde noch manches Schriftstück hin und hergewechselt, ohne daß eine

Klarstellung über die beiderseitigen Rechte betreffs der Pfarr- und Schulmeisterwahl erfolgt wäre.

Im Juli 1755 verwies der König die Gemeinde an den Reichshofrat, da er zur Entscheidung derartiger Streitigkeiten nicht zuständig sei. —

Über den weiteren Verlauf des Prozesses im Einzelnen fehlen zwar die Nachrichten, doch ist soviel bekannt, daß er das Schicksal mancher anderen Sache am Reichshofrate teilte, indem er nämlich daselbst unentschieden liegen blieb. Sein tatsächlicher Ausgang unterliegt jedoch keinem Zweifel, denn Bastian blieb Pfarrer in der Gemeinde. Zwar hatte der König ihr seine Unterstützung für den ferneren Verlauf des Prozesses versprochen, infolge des Ausbruches des 3. schlesischen Krieges war es ihm jedoch wohl nicht mehr möglich, sich eingehender mit der Sache zu befassen. Es blieb alles beim alten und die Gemeinde sah sich infolge fortwährender Bedrückungen genötigt, den Bastian als Pfarrer anzuerkennen.

#### § 40.

An dieser Stelle<sup>1)</sup> dürfte es sich empfehlen, das soeben dargelegte Streitverhältnis einer kritischen Würdigung zu unterziehen und zwar zunächst in rechtlicher Hinsicht.

Der Schwerpunkt des Streites liegt in der Frage, ob der Gemeinde das freie Wahlrecht in Pfarr- und Schulangelegenheiten zugestanden habe. Die Möglichkeit dessen war für die Gemeinde in dreifacher Hinsicht gegeben:

1. sie konnte das freie Wahlrecht schon gleich bei ihrer Gründung, also im Jahre 1525 erhalten haben;
2. sie konnte im Jahre 1624 in dessen unge störtem Besitze gewesen sein;
3. sie konnte es durch Verjährung erworben haben.

Die Möglichkeit, daß der Gemeinde das Wahlrecht bei ihrer Gründung im Jahre 1525 zugestanden habe, ist als gänzlich ausgeschlossen zu betrachten. Daß der Graf wirklicher Patron der neugegründeten Kirche war, ist bereits

---

<sup>1)</sup> Der folgende Wahlkampf der Jahre 1786/87 bietet zu eingehender Behandlung weder genügend Neues noch Interessantes. Um den Zusammenhang nicht zu zerstören, wurde daher die kritische Ausführung schon hier gebracht.

oben ausgeführt; daraus folgt aber ohne weiteres, daß er dann auch die mit dem Patronat verbundenen Rechte gehabt haben muß, deren vornehmstes ja eben das Besetzungs- bzw. Vorschlagsrecht war.

Hätte die Gemeinde es im Jahre 1624 befehen, so hätte sie gemäß den Bestimmungen des J. P. O. art. 5 § 31 von der Herrschaft dabei belassen werden müssen. Da die Herrschaft aber um jene Zeit noch evangelisch war, ist nicht anzunehmen, daß mittlerweile ohne ersichtlichen Grund eine Verschiebung des Wahlrechts zu Gunsten der Gemeinde stattgefunden habe. Des weiteren ist aber auch von der Herrschaft dargelegt worden, daß Rotger Bönneken gerade im Jahre 1624 von Dortmund nach Gemen berufen worden sei, und diese Behauptung ist von den Lutherischen in keiner Weise widerlegt worden.

Schließlich wäre aber noch die Frage zu prüfen, ob die Gemeinde etwa das Präsentationsrecht ersehen bzw. die Herrschaft dasselbe durch Verjährung verloren habe.

Für die Beantwortung dieser Frage kommen die Bestimmungen des kanonischen Rechts zur Anwendung,<sup>1) 2)</sup> da etwaige abändernde spätere Provinzialgesetze, Statuten oder dergl. nicht erlassen worden sind. Ihnen zufolge ist der Untergang des Patronatsrechts und zumal seines wichtigsten Bestandteiles, des Präsentationsrechtes durchaus möglich<sup>3)</sup> und zwar erlischt das Laienpatronat durch nonusus seitens der Herrschaft und usucapio libertatis durch einen andern in 30 Jahren. Da nun die Gemeinde nach dem Zeugnis der Geschwister Hunsler, dem von der Herrschaft nicht widersprochen worden ist, im Jahre 1666 den Theodor Hunsler von der Universität Gießen weg sich zum Pfarrer berufen hat, ist das Präsentationsrecht der Herrschaft als verjährt anzusehen, denn gegen die Wahl des Pastor Bieffhaus im Jahre 1680 ist, wie auch von Rieserl<sup>4)</sup> zugegeben wird, Einspruch nicht erhoben worden, so daß der im Jahre 1708 anlässlich der Neuwahl eingelegte Protest der Herr-

<sup>1)</sup> c. 11 X h. t.

<sup>2)</sup> Vgl. Meyer S. 52, Friedberg S. 92.

<sup>3)</sup> Friedberg S. 268, Meyer S. 412.

<sup>4)</sup> Quellen z. Gesch. d. Prot. in Gemen (Manuscript).

schaft als verspätet anzusehen ist und demnach die Gemeinde mittlerweile das Wahlrecht erworben hatte.

Die Frage nach der Zuständigkeit des Königs von Preußen für die Entscheidung dieser Angelegenheit bedarf keiner weiteren Erörterung, da der König selbst seine Unzuständigkeit eingeräumt hat.

### § 41.

Nach dieser Betrachtung der rechtlichen Seite der Streitigkeiten erübrigt noch ein kurzes Eingehen auf deren politische.

Was zunächst die Stellung der Herrschaft in dieser Frage betrifft, so wechselte diese mit der jeweiligen politischen Lage. So lange noch die Gefahr bestand, unter die Landeshoheit des Bischofs von Münster zu geraten, nahm die Herrschaft, sobald sich der Bischof Eingriffe in die Rechte der Lutherischen erlaubte, durchaus Partei für die Gemeinde und suchte den Schutz der Clever Regierung. Doch ist nicht zu verkennen, daß schon im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts kurz nach Antritt der Regierung der katholischen Linie Limburg-Stirum das Verhältnis der Herrschaft zu den Lutherischen nicht mehr ganz ungetrübt blieb, und der Versuch gemacht wurde, der katholischen Lehre in dem völlig protestantischen Gemen Eingang zu verschaffen.

Nachdem dann im Jahre 1700 der fast hundertjährige Streit mit dem Bischof von Münster seine Erledigung zu Gunsten der Herrschaft gefunden hatte, nahmen diese Bestrebungen einen immer weiteren Umfang an. Die Tatsache, daß die Untertanen anderen Glaubens waren wie die Herrschaft, stand ja im Widerspruch mit der absolutistischen Auffassung der Landeshoheit in jener Zeit und man dürfte nicht fehl gehen, wenn man auch diesem Momente in den Streitigkeiten einige Bedeutung zumißt. Die Triebfeder dieser Bestrebungen war der Amtmann Lochhausen, dessen Glaubensfanatismus wohl als die schwerwiegendste Ursache aller Religionsunruhen anzusehen ist. Seine Pläne, die lutherische Gemeinde in Gemen möglichst zu unterdrücken und dem Katholizismus eine herrschende Stellung einzuräumen, wurde nicht zum mindesten dadurch unterstützt, daß, wie schon oben erwähnt, das Regiment in den Händen einer

Frau lag und die Gräfin Charlotte Amalie völlig unter dem Einfluß dieses Mannes stand.

Bei dem zweiten Wahlkampf der Gemeinde tritt neben, ja vielleicht sogar vor dieses religiöse Moment ein politisches, nämlich die Behauptung der Reichsunmittelbarkeit gegenüber der preussischen Krone durch Ablehnung des Königs als Richters in diesen Streitigkeiten, deren Richtigkeit ja schließlich auch von Friedrich II. zugegeben wurde, nachdem bereits 1717 und 1721 der Reichshofrat in diesem Sinne entschieden hatte.

Die Stellung der Clevischen Regierung in diesem Kampfe blieb sich wenigstens bis zum Jahre 1755 im wesentlichen gleich. Die absolutistische Strömung jener Zeit brachte es mit sich, daß die jeweilige persönliche Stellungnahme eines Herrschers zu irgendwelchen Fragen durchaus und einzig die der gesamten Regierungspolitik war. In ihrer Stellung zu religiösen Fragen und namentlich zum Katholizismus sind sich aber die drei ersten Herrscher der hier in Betracht kommenden Periode durchaus gleich gewesen: sie zeigten sämtlich eine tiefe Abneigung gegen den Katholizismus. Waren sie auch tolerant gegenüber bestehenden Rechten der Katholiken, so waren sie doch eifrig darauf bedacht, jegliches Anwachsen der katholischen Kirche zu verhindern. Zumal Friedrich Wilhelm I. wandte sich „aufs schärfste gegen das sogenannte Simultaneum, d. h. gegen die Lehre vom Rechte des Landesherrn, neben dem Bekenntnis des Normaljahres noch ein anderes „einzuführen“. <sup>1)</sup> Gerade dieser Fall lag nun in der Herrschaft Gemen vor, es ist deshalb nicht weiter verwunderlich, daß die Regierung sich so eifrig der bedrängten Lutherischen annahm, wobei sie oft die notwendige Unbefangenheit des Urteils vermissen ließ. Das Moment einer tiefeingewurzelten religiösen Überzeugung kann bei Friedrich II., dessen Gleichgültigkeit gegen jedes kirchliche Wesen ja zur Genüge bekannt ist, nicht in Betracht kommen, der Streit in den Jahren 1753 ff. dreht sich auch weit mehr um die Frage der Zuständigkeit des Königs in dieser Angelegenheit überhaupt als um die Streitfrage selbst. Ihr Ende erreichten die Verhandlungen, wie schon oben er-

<sup>1)</sup> Lehmann, Preußen und die katholische Kirche Bd. I, S. 408.

wähnt dadurch, daß sich der König in dieser Angelegenheit für unzuständig erklärte.

Bereits oben ist dargelegt worden, daß die Gemeinde mit ihren Ansprüchen im Recht war. Gewiß waren die Mittel, welche die Herrschaft zur Durchsetzung ihres Patronatsrechts anwandte, nichts weniger als einwandfrei und gingen in ihrer Härte weit über Maß und Ziel hinaus, so daß sehr wohl von wirklicher Bedrückung der Gemeinde gesprochen werden kann; auch die Willkürlichkeiten, die sich die Herrschaft vielfach zu Schulden kommen ließ, könnten einen unbefangenen Leser der Verhandlungen zunächst glauben machen, daß das Verhalten der Herrschaft gegenüber der sich bona fide wehrenden Gemeinde durchaus unberechtigt gewesen sei. Mag das nun wirklich auch in vielen Fällen zutreffen, so ist doch auch die Gemeinde nicht von jeglicher Schuld freizusprechen. Im Vertrauen auf ihr gutes Recht und den Schutz der Clever Regierung scheint sie in ihrer Nichtbeachtung gräflicher Verordnungen und Gesetze ebenfalls zu weit gegangen zu sein, wenngleich der in den Akten vielfach gebrauchte Ausdruck „Rebellen“ doch wohl zu hart sein dürfte. Worin die Verfehlungen im Einzelnen bestanden, ist aus den vorliegenden Akten nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln, doch scheinen sie sich mehrfach gegenüber Steuerforderungen widerspenstig gezeigt zu haben, so daß sie sogar von der Clever Regierung und dem Könige selbst mehrere Male getadelt und zum Gehorsam ermahnt wurden. Diese Weigerung der Steuerzahlung stand ja an und für sich in gar keinem Zusammenhange mit den übrigen Streitigkeiten; es ist jedoch sehr verständlich, wenn in diesen Zeiten gegenseitiger äußerster Erbitterung die Gegensätze auf religiösem Gebiet auch auf das politische übertragen wurden.

Das Endergebnis dürfte dahin zusammen zu fassen sein, daß die Herrschaft infolge ihres gewalttätigen Vorgehens die Hauptschuld trifft, wodurch sie es auch verhinderte, daß die Clevische Regierung mit der nötigen Unbefangenheit an die sachliche Prüfung der Frage herantrat und wodurch die Gemeinde ihrerseits wieder zu Unbotmäßigkeiten gegenüber der Herrschaft gereizt wurde.

## VII. Abschnitt.

Die Gemeinde bis zu ihrer Vereinigung mit den  
Reformierten im Jahre 1818.

## § 42.

Bis zum Jahre 1770 fehlen wichtigere Nachrichten; aus diesem Jahre ist ein Erlaß erhalten, in dem der Graf die Zahl der katholischen und protestantischen Feiertage um nicht weniger als 18 heruntersetzt.

Das Vertrauen und die Sympathieen der Gemeinde hat sich Bastian nicht erworben, beständig wurde über ihn Klage geführt. Auch scheint er nicht auf rechtgläubigem Boden gestanden zu haben, da er einer Frau gegenüber einmal die Möglichkeit einer Auferstehung Christi in Abrede stellte, worauf ihn die Frau verklagte und ihm vorwarf, „er habe ein Gewissen wie ein Scheunentor“.

Sonstige Nachrichten über die Wirksamkeit Bastians liegen nicht vor; er starb am 11. Juni 1777.

## § 43.

Die Wahl des folgenden Pfarrers stieß auf keine Schwierigkeiten. Die Herrschaft war infolge von Erbfolgestreitigkeiten unter preußische Verwaltung gekommen, Sequestrator war der preußische Landrichter Siegfried, der sich der Gemeinde gegenüber sehr wohlwollend zeigte.

Von den 3 in Vorschlag gebrachten Predigern wurde einstimmig Pastor Johann Heinrich Bernhard Matorp aus Werden a. d. Ruhr gewählt, dessen Konfirmation durch die Regierung am 3. Januar 1778 erfolgte.

Eine der ersten Bitten des Pastors war die, daß ihm das vom Schlosse gebührende Gehalt in Höhe von 30 Reichsthalern und 16 Fudern Brandholz ausbezahlt werden möchte, welches seinem Vorgänger gänzlich entzogen worden war. Ferner bat er um Bauholz zur Wiederherstellung der verfallenen Pastorat und um 20 Fuder schlechten Brandholzes für einen Ziegelofen, in dem die nötigen Steine für die Reparatur hergestellt werden sollten. Seinen Bitten wurde entsprochen, nachdem er ihre Berechtigung dem Landrichter Siegfried nachgewiesen hatte.

Bald nach seinem Amtsantritte erfolgte auch der Anschluß an die Weselsche Klasse, den Graf Otto Ernst nicht hatte dulden wollen; im Jahre 1782 wurde Ratorp zum Präses dieser Klasse gewählt.

Im Jahre 1786 nahm er einen Ruf nach Sahlen an, er hat aber auch noch von dort aus der Gemeinde sehr große Dienste geleistet, indem er als Präses der Weselschen Klasse ihre Rechte gegenüber der Herrschaft verteidigte, als es sich um die Wahl seines Nachfolgers handelte. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Bastian stand er zur Gemeinde in einem sehr guten Verhältnis: „Sein Andenken ist in Segen geblieben“ schreibt noch im Jahre 1823 der damalige Pastor Ueberweg.

#### § 44.

Bei der durch den Rücktritt des Pastors Ratorp erforderlich gewordenen Neuwahl erhob sich abermals ein großer Streit, obschon der im Jahre 1782 zur Regierung gelangte Graf Ferdinand von Limburg-Stirum den Evangelischen sonst nicht ungünstig gesinnt war. Da sich der Streit in nichts von den früheren Zwistigkeiten unterscheidet, wollen wir ihn nur ganz kurz betrachten.

Als der Wahlakt in der Kirche vorgenommen werden sollte, wurde die Versammlung durch den gräflichen Oberamtsdirektor aufgelöst und 50 Goldgulden Strafe sollte der bezahlen, der noch weiter wählen würde. Seitens der Herrschaft wurde auch hier wieder die Einrede der Unzuständigkeit des Königs, an den sich die Gemeinde gewandt hatte, geltend gemacht; auch in diesem Falle wollte der Graf der Gemeinde einen Prediger aufdrängen. Abermals war die Gemeinde ohne Pfarrer, die für Widerseßlichkeit verhängten Strafen betrugen insgesamt 2000 Reichstaler.

Am 10. Oktober 1787 erklärte sich der Graf endlich unter feierlicher Wahrung seiner Rechte für die Zukunft, zur Anerkennung des freien Wahlrechts der Gemeinde bereit. Um die Beseitigung dieser Protestklausel entspann sich noch ein längerer Streit, der schließlich im Mai des Jahres 1789 mit der völligen Anerkennung des freien Wahlrechts der Gemeinde endigte.



Die Wahl war auf den Pastor Bernhard Ludwig Natorp aus Hattingen gefallen, der jedoch schon im Jahre 1791 die Gemeinde wieder verließ, um einem Rufe nach Bochum zu folgen.

### § 45.

Am 12. Dezember 1791 fand die Neuwahl statt, zum ersten Male seit 100 Jahren ohne den Einspruch der Herrschaft; gewählt wurde der Pastor Sunten aus Dortmund, der im Jahre 1794 nach Wesel ging.

Sein Nachfolger war Peter Wilhelm Wertshagen, der ebenfalls nur kurze Zeit blieb und im Jahre 1797 nach Herschede in der Grafschaft Mark übertrat.

Der folgende Pfarrer, Johann Christoph Lachenwitz aus Wesel legte 1816 „aus Widerwillen gegen das Predigtamt“ sein Amt nieder, ohne vorher auch nur eine Abschiedspredigt gehalten zu haben. Seinen fernern Unterhalt suchte er durch Erteilung von Privatstunden in Borken zu erwerben.

Bemerkenswert ist noch, daß der Gemeinde im Jahre 1802 von der Herrschaft ein Kirchhof angeboten worden war, der aber aus Besorgnis vor Unzuträglichkeiten erst nach einigem Zögern angenommen wurde.

Unter dem Nachfolger von Lachenwitz, Peter Kaspar Philipps aus Duisburg fand im Jahre 1817 die große 300jährige Jubelfeier der Reformation statt, die besonders durch den Erlaß König Friedrich Wilhelms III. betreffs der Vereinigung der lutherischen und reformierten Kirche bemerkenswert ist.

Am Tage der Jubelfeier predigte der reformierte Pastor Werleemann in der lutherischen und Pastor Philipps in der reformierten Kirche; letzterer hielt auch die Ansprache bei der gemeinsamen Abendmahlsfeier, die in der Weise stattfand, daß der lutherische Pfarrer das Brot und der reformierte den Kelch austeilte. Eine Ausschmückung der Kirche war unterblieben, um die Gefühle der katholischen Mitbürger nicht zu verletzen. Von einer größeren Schulfeyer hatte man mit Rücksicht auf die geringe Zahl der Schulkinder abgesehen und sich mit einer Katechisation über die Reformationsgeschichte begnügen müssen.

Der Union stand in der Gemeinde nichts entgegen, nur konnte zuerst keine Einigung wegen der beiden Kirchen er-

zielt werden, da keine Gemeinde die ihr lieb gewordene Kirche verlassen wollte; so fand denn zuerst abwechselnd in der lutherischen und der reformierten Gottesdienst statt. Die Frage erledigte sich später infolge der Bausälligkeit der lutherischen Kirche von selbst, so daß seit 1822 Gottesdienst nur noch in der bisherigen reformierten Kirche stattfand.

Die Vereinigung beider Kirchen vollzog sich im Jahre 1818. Pastor Werlemann trat mit seiner sehr kleinen Gemeinde — ungefähr 100 Seelen — der Union bei und ließ die Pfarrstelle dem Pastor Philipps; er selbst erhielt vom Könige eine Pension von 200 Talern. Die lutherische Gemeinde hatte nunmehr als solche zu bestehen aufgehört, an ihre Stelle trat die unierte evangelische Gemeinde.

### III.

## Aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallizin.

Neues an Briefen, Mittheilungen.

---

Von

Professor Dr. Jos. Wormskall.

---

### I.

#### Vorbericht.

#### Über Entstehung und Verbleib der Originalquellen: Briefe, Tagebücher, Schriften.

Der Fürstenberg-Gallizin-Kreis ist bereits von zünftigen Schriftstellern, vornehmlich auf Grundlage der reichlich hinterbliebenen Originalkorrespondenzen, nahezu erschöpfend behandelt worden. Die Briefe und Tagebücher der Theosophin haben, wie auch ein Menschenalter später manche Handschriften der Dichterin Annette von Droste, wunderliche Wanderungen durchgemacht, deren literarische Aufzeichnung nicht ohne Interesse sein dürfte.

Die erste bedeutsame Druckschrift über das Leben der Fürstin Adelaide Amalia von Gallizin lieferte der Münsterische Domkapitular und Professor Theodor Katerkamp. (Bei Theissing 1828.)

Derselbe, früher Hausgeistlicher bei der Familie von Droste-Bischoffing, war eine Zeitlang Geistlicher im Hause der Fürstin Gallizin und intimer Freund von deren Hauspriester und Beichtvater Bernard Overberg.

Letzterem hatte die Fürstin vor ihrem Tode 1806 einen sehr reichen Vorrat von Tagebüchern und an sie gerichteten Briefen (von ihren Kindern, von Fürstenberg, Hemsterhuis, Hamann, Sprickmann, Stolberg u. a.) zum Eigentum übergeben, zwecks künftiger literarischer Benutzung.

Schon hatte Owerberg eine Darstellung des Jugendlebens der Fürstin niedergeschrieben, da verhinderte ihn an der Fortsetzung der Schrift die Übernahme der mit Amtsrarbeit überhäuften Stelle eines Regens am Priesterseminar, und er übergab seine Arbeit, auch den Bericht über die letzten Tage der Fürstin und sämtliche Schriftstücke vor seinem Tode an Katerkamp. (S. dessen Mitteilung in der Einleitung des gen. Buches.)

Auch muß an Owerberg noch vor der Übergabe der Briefakten an Katerkamp, ein von der Tante, der Mutter Schwester der Fürstin, einer Freiin von Riffar (Riffor, Ruffart) geschriebener Bericht über die Jugendjahre ihrer Nichte übergeben worden sein, nach der Fürstin Tode 1806; die Tante starb in ihrem 74. Lebensjahre.

Ihr Bericht findet sich einzig in den Mitteilungen eines Anonymus, erschienen bei Liesching, Stuttgart 1868 (Briefe und Tagebücher der Fürstin Gallizin, Anhang S. 192). Diese Mitteilungen bei Liesching entstammen sicher der Owerberg'schen an Katerkamp überlassenen Sammlung, über deren Zerstreuung in verschiedenste Hände im Nachfolgenden die Rede sein wird.

Außerdem aber hat Katerkamp leihweise in Besitz gehabt einen Teil des großen Fürstenberg'schen überreichen Nachlasses, der nicht nur die Briefe der Fürstin an den Minister und Generalvikar, sondern auch eine größere Menge von andern Schreiben berühmter Zeitgenossen an denselben, sowie dessen eigne Aufzeichnungen, Akten und Tagebücher enthielt.

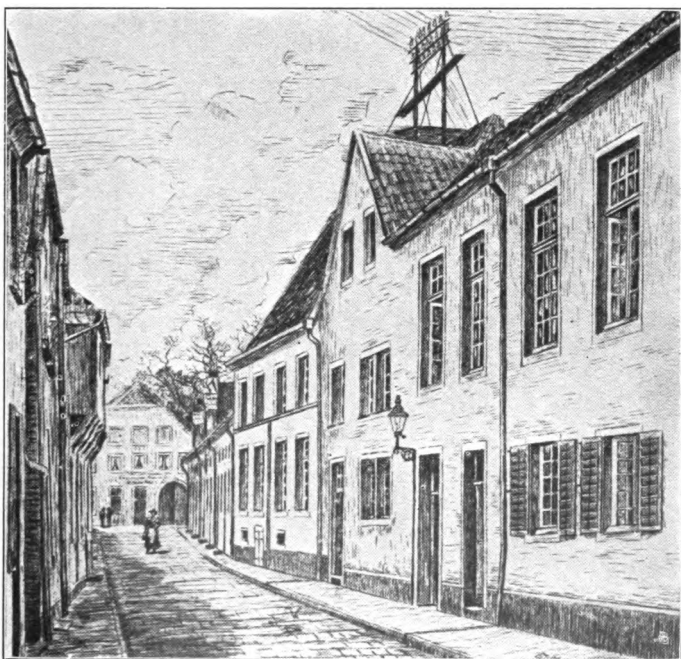
Dieser ganze schriftliche Nachlaß Fürstenbergs ist nach dessen Tode 1810 nicht an das F. Familien-Archiv im Schloß zu Herdringen (bei Hüsten, Kr. Arnberg) gekommen, sondern nach Bestimmung des Erblassers in den Besitz seines Testamentsvollstreckers gelangt, des Freiherrn Caspar Marx von Droste-Bischoering, der den Handschriftenschatz im Archiv von Schloß Darfeld niederlegte, wo er noch heute beruht.<sup>1)</sup>

Die von Katerkamp daraus zwecks literarischer Benutzung entliehene Partie von Briefen und Schriftstücken ist nicht nach Darfeld zurückgelangt, sondern nach seinem Tode

<sup>1)</sup> S. Archiv-Inventar des Kr. Coesfeld I, 120 von Dr. Schmitz-Kallenberg. 1904.



Haus Angelmodde



Haus der Fürstin Gallitzin in Münster, Grüne Gasse 32-33-34



(1834) nebst dem ganzen vorgenannten reichen Overberg'schen Brieffchatz in Besitz seiner Schwester und Erbin, der Frau des Schloßgarten-Inspectors Haas übergegangen. Von dieser erbt die Sachen ihr Sohn, der Art.-Leutnant, später Hauptmann a. D. Haas in Münster.

Dieser begann im Verlaufe der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts Briefe und Tagebücher der Fürstin von Gallizin einzeln und partienweise, meist an Gelehrte, käuflich, auch geschenktweise zu überlassen.

Einen Hauptteil hat erhalten ein sehr sachkundiger Mann, dessen Name leider bis heute unbekannt geblieben ist, der die Schriftstücke bei W. Liesching in Stuttgart 1868 (f. o.) erscheinen ließ; diese Firma ist erloschen.

Dann erhielt Professor Christoph Schlüter in Münster nacheinander massenhaft Manuskripte, teils direkt durch Kauf von dem genannten Besitzer, teils aus zweiter Hand von seiner Freundin, der Rätin Lombard, und gab im Verlage von A. Rüssel, Münster, während der Jahre 1874 und 1876 unter dem Titel: Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Gallizin eine reichste Auswahl in mehreren Bänden heraus.

Dann erschien in der ersten und dritten Vereinschrift der Görresgesellschaft für das Jahr 1880 von dem geistlichen Schriftsteller Joseph Galland eine bedeutende Arbeit unter dem Titel: „Die Fürstin Amalie von Gallizin und ihre Freunde“, die in Kritik und Quellenkenntnis viel Neues bot und die Benutzung bisher unbekannter Originalien aufwies; desgleichen Galland's Aufsätze über die „Familia sacra in Münster“ in den Hist. pol. Blättern, bes. in Bd. 85 und 86. Das Gräflich Drosté'sche Archiv zu Darfeld lieferte dem Vorgenannten vornehmlich das Quellenmaterial für die Fürstenberg-Gallizin-Zeit.

Ein nicht unbedeutender Teil der vertrauten Familienbriefe des Gallizinschen Archivs ist an den geistlichen Sohn der Fürstin, Demetrius, nach Amerika gesandt worden.

Große Stücke aus der Korrespondenz mit den Philosophen Hemsterhuis und Jacobi, Fürstenberg u. a. bewahrt das Familienarchiv des Herrn von Druffel zu Welbergen.

Die vorgenannte großartige Schlüter'sche Sammlung von Manuskripten aus der Fürstenberg-Gallizinzeit, von

Briefen berühmter Zeitgenossen, vornehmlich auch von Poesien und Zuschriften der Dichterin Annette von Droste, sowie eigener Tagebücher, ging, abgesehen von freundschaftlichen Einzelschenkungen während seines Lebens, nach des Besitzers Tode im Jahre 1884 testamentarisch nebst Bücherei über in die Hand seiner verdienstvollen Vorleserin und Hausdame Fräulein Dähne aus Quakenbrück.

Nach deren bald darauf erfolgtem Tode kam das ganze Material durch Erbschaft in den Besitz von nächsten Verwandten derselben, aus deren Händen käuflich mehrere bedeutende Annetten-Manuskripte (u. a. ein großer Teil des „Geistlichen Jahres“) an die Bibliothek des Provinzialvereins in Münster, der Massenbestand aber von einer verwandten Familie in Necklinghausen in zahlreichen Kisten durch Verkauf in den Besitz des Kaplans Happe in Fuchtorf gelangte.

Nach dessen Tode im Jahre 1897 erstand käuflich von den Erben den Brief- und Handschriftenbestand der Universitäts-Professor Dr. Franz Jostes in Münster.

Anzumerken ist noch, daß die durch Jahrzehnte von Schlüter geführten Tagebücher aus der Sammlung durch Kauf nach dem Tode Happe's in Besitz des Pfarrers Lic. Heidkötter in Eimen bei Warendorf übergegangen sind.

## II.

### Aus der Münsterischen Zeit der Fürstin.

Über die Fürstenbergzeit und die Kreise der Fürstin von Gallizin, ist, wie im Vorbericht schon angedeutet, nach dem Quellenmaterial so ausgiebig von namhaften Schriftstellern des 19. Jahrhunderts gehandelt worden, daß wesentlich Neues nur wenig mehr erwartet werden kann.

Doch haben sich, stammend aus der erwähnten Katerkamp-Haas'schen Sammlung, noch mehrere hochinteressante ungedruckte Schriftstücke vorgefunden, von welchen die zwei, hier zum erstenmal vollständig veröffentlichten, ein neues Licht werfen werden auf das vielbesprochene einzigartige Verhältnis der beiden großen Seelen.

Ghe wir jedoch den Wortlaut der Fürstenberg'schen Niederschrift (Nyctologe) und eines bewegten Briefes der Fürstin an den Freund zur Kenntnis bringen, wird es für das Sachverständnis von Interesse sein, wenn wir vorher



aus der Münstlerischen Zeit der berühmten Frau, deren Säkular-Todesjahr das laufende (1906) ist, einigen Hauptpunkten und Einzelheiten unser Augenmerk zuwenden.

Die Fürstin, geborene Gräfin von Schmellau, geb. am 28. August 1748 zu Berlin, als Tochter der zweiten, katholischen Gattin des evangelischen Feldmarschalls, einer Freitin von Riffer, erzogen als Kind in einem katholischen Frauenkloster in Breslau, später im Vaterhause zu Berlin, dann Hofdame der Prinzessin Ferdinand von Preußen, seit 1768 nach Trauung in Aachen Gemahlin des spätern Russischen Gesandten im Haag, Fürsten Dimitri von Gallizin, kam Ende Juli 1779 von dem Landgute Rithuis als Mutter von zwei Kindern, Marianne (Mimi) geb. 7. Dez. 1769, und Dimitri (Mitri) geb. 22. Dez. 1770, auf der beabsichtigten Reise nach einem Gute ihres Gemahls, dem Schloß Lavigny am Genfer-See, über Münster, wo sie den ihr schon bekannten Minister Franz von Fürstenberg besuchte und in Betreff der künftigen Kindererziehung mit selbem mehrmals Rücksprache nahm.

Möbel und Hausrat waren schon weitweg voraus auf dem Wege zur Schweiz. Da starb plötzlich Dentan,<sup>1)</sup> ein junger, Schweizerischer Gelehrter und Staatsmann, der vom Fürsten Gallizin bei seinem Aufenthalt in Holland ausersehene künftige Gouverneur seines Sohnes, ein bedeutender auch von der Fürstin hochgeachteter Mann. Dies gab den Ausschlag für ihren, durch die Bekanntschaft mit Fürstenberg schon still genährten Wunsch, Genf zu quittieren und in Münster Wohnung zu nehmen — womit sich dann auch der Fürst einverstanden erklärte.

Erst mietete, dann kaufte sie auf der grünen Stiege (Gasse), einer schmalen Straße, das massiv, in einfachen Formen gebaute adelige Haus mit den niedrigen massiven Nebenhäuschen und dem sehr großen, damals fast bis zum Stadtwall reichenden Garten von einem Major v. Tönnemann in Warendorf, der es vom Freiherrn v. Drosse-Wischering, nach der Erbauung des Erbdrostenhofes erworben hatte.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Bei einigen Biographen: Denton genannt.

<sup>2)</sup> Nach dem Tode der Fürstin erstand das Haus ein Freiherr von Ascheberg, der es 1850 an Kaufmann Schütte verkaufte, welcher letztere das Besitztum zwecks Kirchen- und Klosterbau den Jesuiten überließ, die

Nicht lange darauf mietete sie einen dem Grafen Merfeld gehörenden Pachtthof, mit Wappen über dem Scheunentor, beim Dorfe Angelmödde unweit Münster zur Sommerwohnung, ein am Weserfluß reizend gelegenes, von einem Kranze mächtiger Eichen umgebenes altes Gehöft, wo vornehmlich das Familien-Idyll ihres Münsterischen Daseins seine Stätte gefunden hat.

Was den religiösen Standpunkt der Fürstin bei ihrer Ankunft in Münster anbetrifft, so war sie, abseits vom Christentum, im fast völligen Vergessen ihrer klösterlichen Kindeszeit, schon als heranwachsende Dame in den Berliner Kreisen ihres väterlichen Hauses eine Anhängerin der damaligen französischen Aufklärungsphilosophie geworden.

Als Fürstin verkehrte sie in Holland zeitweise mit philosophischen Freunden ihres Gemahls, den Encyclopädisten Helvetius, Diderot, auch Voltaire, lenkte aber, als sie den geistvollen holländischen Staatsmann und Platoniker Hemsterhuis kennen und schätzen gelernt, ihr Denken in die ernsteren Bahnen altgriechischer Philosophie — doch immer abseits vom positiven Christentum.

Gleichwohl wurde sie, wenn auch in stetem Verkehr bleibend als Diotima mit ihrem Sokrates (dem Philosophen Hemsterhuis), nun eine intime Freundin Fürstenbergs, des großen systematischen Denkers, gemütreichen, Kunst- und Wissenschaft liebenden priesterlichen Staatsmannes.

---

nach Fertigstellung der gen. Neubauten, das Gallizin'sche Haus, in welchem sie eine kleine massive Kapelle unten erbaut hatten, räumten und mit einer Mauer gegen Garten und Neubau abschlossen. Nach dem Weggange der Ordensleute 1872 wurde in deren Räumen eine höhere Töchterchule eingerichtet; das berühmte Wohnhaus an der grünen Stiege (Gasse) Nr. 32, 33, 34, wird seit dem Neubau der Jesuiten bis heute von Mietern bewohnt; als Besitzer zeichnet Graf Droste. Das klassische Haus hatte seine Wirtschafts-, Bohn- und Schlafräume, sowie auch das berühmte Betzimmer mit Altar, die Hauskapelle genannt, wo auch des gräflichen Paares Stolberg feierliche Conversion unter Overberg am Pfingstfest 1800 stattgefunden, in dem Flügel oben links (von der Straße gesehen), während im Flügel rechts oben mehrere höhere Gemächer, und in einem Hauptzimmer die Bibliothek, Gemälde und Büsten in reicher Auswahl sich befanden, wo auch die philosophischen münsterischen Berühmtheiten jener Tage, geistliche und weltliche, unter ihnen als Gäste Claudius, Hemsterhuis, Jacobi, Lavater, Sailer, Goethe und Hamann, der Magus aus Norden, ihre Zusammenkünfte gehalten haben.

Aus diesen ersten Jahren ihrer Bekanntschaft (leider fehlt den Blättern das Datum) muß auch der hochideale Freundschaftserguß stammen, der mit der Überschrift: „*Noctologe*“ d. i. Nachtgespräche (in fingiertem Dialog) von Baderborn aus, wo Fürstenberg auch Domherr war, in den folgenden Blättern im Wortlaut sich darbietet.

Im Jahre 1783 erkrankte die Fürstin sehr schwer und machte ein Testament, in dem sie unter Hinweis darauf, daß ihr der Fürst alle Gewalt nicht bloß in Ansehung der Erziehung, sondern auch der künftigen Bestimmung der Kinder übertragen habe, ihren Freund Fürstenberg für den Fall ihres Ablebens zum Vormund ihrer Kinder ernannte.<sup>1)</sup>

Sie ward wieder gesund, machte 1784 mit Fürstenberg und den Kindern eine Reise nach Hofgeismar, Kassel, zum Harz; reiste 1785 mit ihm und den Freunden Hemsterhuis und Sprickmann nach Halle, Jena, Weimar, wo Goethe und Herder ihre Bekanntschaft machten, die der Erstgenannte Anfang Dezember 1792 durch seinen fünftägigen Besuch der Fürstin in Münster erneuerte. (Beschrieben in seinen Werken, XX. S. 133—142.)

Schon auf diesen Reisen ging unter Einwirkung ihres geistesmächtigen Freundes Fürstenberg, dann nach ihrer Rückkunft in Münster, unter Rücksichtnahme auf eine fromme Erziehung ihrer erwachsenden Kinder, bei eifrigem Lesen der Bibel und der Schriften des h. Augustinus eine völlige Wandlung in ihrer Seele vor. Sie ging zur Beichte und Kommunion (1786) und gewann in den nächsten Jahren den Geistlichen Overberg zu ihrem Hauspriester, Beichtvater und Miterzieher ihrer Kinder.

Die Erstkommunion ihrer Kinder fand statt in der Kirche zu Angelmobde am 3. Juni 1787.

Es war ein Freudentag für die hohe Frau, für ihren neugewonnenen Freundeskreis, für die ganze ihr so ergebene Bewohnerchaft des freundlichen Dorfes.

Aber ihre Mitteilung hierüber muß den im Haag weilenden Fürsten sehr aufgeregt haben. Als hätte ihn seine Gemahlin entgegen früherer Abmachung über seine Mitentscheidung betr. die Erstkommunion mit einer vollendeten

<sup>1)</sup> Abschrift aus Fürstenbergs Nachlaß, die Galland vorgelegen; s. dessen Arbeit in der Görres-Zeitschrift 1888, S. 59.

Tatsache überrascht, hat er ihr, wie aus ihrem Schreiben an Fürstenberg hervorgeht, einen vollständigen Abjagebrief geschrieben, in dem er ihr sogar die bisher bezogene Jahresrente kündigt.

Große Aufregung. Helfer in der Not muß wieder Fürstenberg sein, dem sie brieflich ihre Gedanken und Gefühle über die Sache vorträgt; Freund Franz spielt wiederum mit glücklichem Erfolge die Vermittlerrolle. Der Fürst hat sich versöhnen lassen und erscheint bald darauf wieder zum Besuch der Gemahlin in Münster.

Die letzten zwei Jahrzehnte ihres Lebens, man könnte sie die Overbergzeit nennen, bilden die eigentliche, von sonnigem Abendgold umflossene Höhe ihres Daseins. Aus der souveränen Philosophin war eine demütig gläubige Christin geworden. Ihr Verkehr mit Georg Hamann, dem bibelgläubigen Philosophen aus Königsberg, der nach einjährigem Aufenthalt in Münster dort am 20 Juni 1788 starb und auf ihren dringenden Wunsch in ihrem Garten begraben wurde, bleibt geschichtlich monumental, wie der Grabstein, den sie ihm setzen ließ. (Seit 1851 ruhen die Gebeine mit erneuertem Denkmal auf Überwasser-Friedhof.)

Im Jahre 1790 trauerte sie um den Tod ihres verehrten Sokrates, des Philosophen Hemsterhuis. Aber Fürstenberg, ihr „Grand homme“ und getreuer „Franz“ blieb ihr Berater auch im neuen Kreise, wo die jungen Drost, Erbdrost Adolf und seine geistlichen Brüder Franz, Caspar Max und Klemens August neben Overberg und ihrem Geistlichen Vaterkamp, sich um die Fürstin und deren erwachsene Kinder scharten.

Im August 1792 ging ihr Sohn Dimitri, den sein Vater für den russischen Offiziers- und Staatsdienst bestimmt hatte, auf Wunsch der Eltern mit dem Geistlichen Brosius nach Amerika, um unter Washington auf Reisen praktische Staatsverwaltung zu studieren. Aber es kam anders; er wurde dort Geistlicher, berühmter Missionar und Kirchengründer. Er ist nicht nach Europa zurückgekommen; er starb zu Loretto in Pennsylvanien, 70 Jahre alt.<sup>1)</sup> Seine Schwester

<sup>1)</sup> S. über sein „Leben und Wirken“ P. Heinrich Vemke, Münster, Coppenrath 1861. — Life of D. Aug. Gallitzin prince and priest by Sarah Brownson. New-York 1873.

Marianne war die Gemahlin des Fürsten von Salm-Reifferscheid geworden.

Unter den neuen Bekanntschaften der 1790er Jahre ist die auf ihren Reisen mit Oeverberg und den Drostern nach Wandsbeck zu Claudius, nach Eutin zum Grafen Stolberg eingeleitete intimere Bekanntschaft der Fürstin mit der gräflichen Familie, die sich durch Stolbergs Wegzug nach Münster und dessen Conversion im Jahre 1800 zu herzlichster persönlicher Freundschaft gestaltete, ein ihre letzten Jahre hochbeglückendes Ereignis gewesen.

Eine ideal gefasste, in lebensgetreuen Portraits malerisch schön dargestellte Freundschafts-Szene, wo unter den Bracheichen des Hauses Angermünde Fürstenberg zum Willkommen den Familien- und Freundeskreis der Fürstin dem gräflich Stolbergischen Paar und Kreise mit empfehlender Begrüßung vorstellt, hat in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts der hochverdiente Historienmaler Theobald v. Der geschaffen. Wir lassen hier die Angabe der bildlich dargestellten Personen folgen, noch bemerkend, daß der Maler auch den weitfern in Amerika weilenden Prinzen Demetrius im Hintergrunde vor einem Kreuze betend hineingetragen hat. Das Bild, vervielfältigt in Kupfer-, Stein- und Lichtdruck, ist seit Jahren zu einer heimatllichen Zimmerzierde geworden.

Personen des Bildes, von links nach rechts.

1. Buchholz, Gutsbesitzer in Welbergen, † 1812.
2. v. Druffel, Dr. med. Schwiegersohn von Buchholz 1763-1857.
3. Georg Kellermann, Erzieher der Söhne d. Gr. Stolberg geb. 1776, später Dechant † 1847 als designierter Bischof.
4. Andreas, junger Graf Stolberg, zweiter Sohn erster Ehe 1786.
5. Christian, junger Graf Stolberg, zweit. Ehe, fiel 1815 b. Wigny.
6. Gräfin Stolberg, geb. Gräfin Hedern.
7. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg 1750—1819.
8. Adolf Freih. v. Droste-Bischoffing 1769—1826.
9. Freih. Franz v. Fürstenberg, Minister, 1728—1810.
10. Amalia Fürstin Gallizin 1748—1806.
11. Bern. Oeverberg 1754—1826.
12. Franz Freih. v. Droste-Bischoffing, Domherr 1771—1826.
13. Clemens August, Freih. v. Droste, Domherr, 1836 Erzbischof von Köln, 1773—1845.

14. Marianne (Mimi) Tochter der Fürstin geb. 1769, später verheiratet mit Fürst Salm-Reifferscheid, † 1823.
15. Caspar Mar Frh. v. Droste-Vischering, Weihbischof 1795, Bischof von Münster 1826—1846; geb. 1770.
16. Hyacinth Ristemaker, Gynn.-Dir. u. Professor d. Exegese 1754—1838.
17. Joh. Matth. Sprickmann, Prof. jur. 1749—1833.
18. Theodor Katerkamp, Erzieher des Freiherrn v. Droste, Professor, 1764—1834.
19. Prinz Demetrius (Dimitri, Mitri) v. Galligin, Missionar, 1770—1840.

Der Fürst von Galligin ist gestorben am 6. März 1803 in Braunschweig, die Fürstin am 27. April 1806 in ihrem Hause auf der grünen Gasse, nach längerer, schmerzlicher Krankheit. Ihre Leiche wurde unter dem Gefolge der Freunde übergeführt nach Angermünde, wo ihr Grab an der Südmauer der Dorfkirche mit Inschrift und dem monumentalen Steinkreuzifix ein hehres Andenken an die hohe Frau seit Generationen bildet.

### III.

#### Wortlaut einer Korrespondenz zwischen der Fürstin und Fürstenberg,

und zwar:

1. Nyctologe. (Stück aus Fürstenbergs ungedruckten Tagebüchern.)
2. Brief der Fürstin an ihren Freund.

Bei meiner Ankunft in Paderborn.

#### 1. Nyctologe.

„Liebe Wohnung meiner jugendlichen Jahre, wo ich den stürmischen Frühling meines Lebens habe zugebracht. Vertraute meines Leidens und Ringens, meiner tobenden Leidenschaft, und dann meines Unwillens gegen mich, meines Kammers, meines Hinabsinkens und Strebens, meines ängstlichen Suchens und Grübelns nach Wahrheit, meines tiefsten Sehns nach dunkler Nacht nach Licht. Und dann fiel bisweilen ein wahrer Trost und Ruhe auf meine verdorrte Seele, wie ein Thau vom Himmel. Es ist mir, als riefeft Du mir zu: hast du dann noch keine Ruhe gefunden? O niemals verlangte ein anderer so nach Labung, wie der Hirsch nach einer Brunnennquelle, als ich nach Ruhe sehne; herumgetrieben wie ein Kreisler, in einem unaufhaltbaren Wirbel, fahren unzählige Bilder, auch meines, wie

Augenblicke durch meine Seele. Meine Eingeweide sind zusammengezogen, mein Gaumen trocken und brennend, mein Kopf gespannt und oft ganz starr, meine Haut klebt fröstig an meinem Gebein. Ruhe! Einzigster Genuß! Der größte meines Daseins! Da käme das ganze Bild der Schöpfung durch alle meine Sinne, in meine Seele, der Wieberglanz der Allmacht — darin würde ich mich verlieren. Ich würde den sich durchkreuzenden Wirkungskreisen unzählbarer Wesen nachspüren und dem für mich bezeichneten Laufkreis, meiner Bestimmung. Ich lebte in Fülle der Betrachtung, jede neue Stunde neues Licht, jede tilgte einigen Irrthum, schwächte einige mißthönende Neigung in mir. Wo fände ich dich, Ruhe? Wo für mich eine kleine Stätte im einsamen Thal an der sich windenden Bahn? Ich kenne deine Wunden, Liebe! Deine Wunden, Liebe, von Golgatha's Höhen! Fürne nicht! Ich sehne nicht nach der Ruhe, welche Du niemals gehabt hast. Nicht lästige Ruhe, nicht ein Schlummern inmitten der Rennbahn. Ich strebe zu Dir; laß' meine Hand nicht! Hinaus mit Dir den steilen Pfad hinauf, so rauh und dornicht er seyn mag, mit Blut bezeichnet oder mit Blut getränkt! <sup>1)</sup>

Liebe! Dir folgen ist Ruhe und Seligkeit. Alles, was in mir empfindet, in mir wirkt, stimmt da in eins, keines widersteht, keines hemmt, keines schränkt das andre ein. Unaufhaltjam der Gang, hoch die Ruhe und Harmonie. So verläßt ein Kriegsschiff bey günstigem Wetter den Hafen. Die gestellten Segel empfangen den mächtigen Windstoß, und der weise Steuermann lenket mit dem Ruder den Lauf schneller als ein Falke oder ein Pfeil, und im Schiffe ist alles ruhig; es merket kaum sein Fliegen über die Wogen; ihm scheint das Gestade und die hochgethürmte Stadt und das Gebürge sich zu entfernen. So fährt die Seele in Liebe auf Cherubimsflügeln. Sie genießet das Gefühl einstimmiger, ungehemmter Kraft, die Wonne jedes Guten, jedes gelinderten Schmerzes, jeder abgetrockneten, jeder mitgeweineten Thräne, auch schon zum Voraus die Hoffnung jedes Guten, welches sie zu stiften strebet. Liebe! Seltsame Quelle von Ruhe! Begeisterin zu Thätigkeit! Wo wohnst du, Liebe, Liebe, Liebe? Denn was ist lieber als Liebe? Wo wohnst du, daß ich Dich auffuche und Dir mein ganzes Herz hingeb, ob du darin wohnen willst und es mir beßer werde? Es streben in mir Reize mit Reizen, Entwürfe mit Entwürfen, bis meine Kräfte erschöpft und dahin sind. Und da sitzt meine Seele öde und eingeschrumpft, sieht den Wirrwarr und sich selbst muthlos an. Es verdrückt ihr fast, sich zu rühren, unterdessen fließen die Augenblicke vorbey, wie die Körner der Sanduhr. Mein Leben wird dahin seyn, und ich habe Nichts oder doch nicht Viel gethan.

<sup>1)</sup> Vergl. Galland I. c. S. 159 (Abdruck dieser Stelle).

D. Guten morgen Lieber! wie ist Dir heute morgen, was machst Du?<sup>1)</sup>

F. Ich habe eben einige Gedanken aufgeschrieben, ein Gedicht, so in meiner Art.

D. Das wirst Du mir doch geben?

F. Du weißt ja, daß, was ich denke und schreibe, Dein ist; lies es, wenn es Dich freut.

D. Ich bin für Deine Gesundheit besorgt, bist du heute hypochondrisch? Ein Teil Deines Gedichtes ist Hypochondrie: Du hättest nichts gethan, nichts gewürkt. — —

F. Ja, aber bei welchem nicht was ich konnte und sollte; doch das ist vorbey. Aber auch jetzt ist meine Liebe größtentheils ohne innere Ruhe und ohne Thätigkeit.

D. Ich bemerke schon lange, daß Dich dieser Gedanke quälet; würde es Dir nicht zu viele Mühe kosten, ihn zu entwickeln? so bitte ich darum; denn diese Hypochondrie ängstigt mich.

F. Ich will Dir alles so gut auseinandersetzen als ich kann und wann mir der Ausdruck zu dem, was ich sagen möchte, fehlt, so hilf mir als Psychologin rathe, was ich wohl sagen wollte.

D. So erzähle mir Deinen ganzen Monidealismus.

F. Ich werde etwas weitläufig sein, denn ich muß mein System, wie mein Vetter sagt, aus dem Grunde herausholen. Es beruhet auf dem Grunde welchen Du mir so oft gepredigt hast, daß von Liebe alles ausgeht; Jahre lang habe ich nachgedacht, daß so wie Liebe das Band der ganzen Schöpfung ist, so sie es allein ist, welche als Trieb und Richtung den Menschen nach eigener und allgemeiner Vollkommenheit und Glückseligkeit streben heißt. Die unumschränkte Allmacht ist gütig und allliebend aus ihrer Wesenheit. Gott und einen allliebenden Gott fühlen ist: ihn lieben; es ist Mitgefühl seiner alles umfassenden Liebe, Vereinigung des ganzen Willens in Liebe. Sie dehnt sich aus auf alle Geschöpfe nach Maße, wie ihre Vollkommenheit auf uns wirkt und in unserm Wirkungskreis liegt, und sie konzentriert sich auf den, welchen wir bis zur Identifikation umfassen oder besitzen. Der Liebe ist nicht, was einen andern Menschen angeht, fremd; sie leidet, sie freut sich, ahndet, entwirft, bewirkt fremde Glückseligkeit und Vollkommenheit wie ihre eigene. Alles ist ihr leicht, sie folgt nur ihrem Triebe, Stillstehn würde Anstrengung sein. Ich kenne das alles als Wahrheit, aber ohne lebendiges warmes Gefühl. Fängt auch einmal ein Fnklein, so löscht der erste beste Gegenstand, der in meine Sinne oder Einbildungskraft fällt, das Fnklein wieder aus. Klein, kalt, mit tausend Dingen beschäftigt und mit gar nichts — wenn das nicht wäre, so ginge alles besser,

<sup>1)</sup> Der Buchstabe D bedeutet Diotima (die Fürstin).

„ „ F „ Franz (Fürstenberg).



es würde die Einrichtung verändern, ich kann das verwirrte Bild von Unordnung, welches sich dabei mir darstellt, Dir nicht auf einmal zeichnen.

D. Es wäre mir leid, wenn Du bei unbefangener Gemüthsverfassung Dir einbildetest, Dir solche Vorwürfe machen zu können, siehst Du nicht selbst, wieviel in demselben übertriebenes ist? Einige Vorwürfe haben sich hierin auch die vollkommensten Menschen zu machen und ich sehe noch nicht, wie Du Dir einen solch' entsetzlichen machen kannst.

F. Ja ich hoffe selbst, daß die Augenblicke, da ich so schlecht bin, die gewöhnlichsten nicht sind, aber wenn ich mich auch in diesem Augenblick mir selbst schlechter dargestellt habe, als ich vielleicht bin, so bleiben mir dennoch hierüber noch Vorwürfe genug, welche mir gar zu offenbar sind. Durchgehe einmal alle meine Obliegenheiten, wie ich mehr thun könnte: inspiciere, revidiere, zurede und Vorschriften geben, sogar dir selbst; wieviel könnte ich Dir nützlicher sein!

D. Du weißt, mit welcher Wärme ich Deine herrlichen Entwürfe und Absichten fühle; ich halte dich gewiß von der Ausführung nicht zurück; aber dennoch freut es mich, wenn ich erfahre, daß Du etwas mehr gewöhnt oder geschlossen hast, wenn ich auch nicht weiß, daß Du es eben in dem Augenblick bedurftest; denn ich will Dir nicht verbergen: Dein gewöhnlicher Zustand ist Müdigkeit des Geistes; wo will das hinaus, wenn Dein Kopf und Deine Gesundheit auch noch so viel aushalten kann! Ist dann mehr daran gelegen, daß Du in einem Jahr Deine Entwürfe mit Erschöpfung Deiner Kraft ein wenig mehr, sogar viel mehr beförderst, oder daß Du noch jahrelang zu befördern fortsetzest, bis sie ihre Festigkeit und Konsistenz und Du einige Nachfolger erhalten hast?

F. Das ist ganz wahr, meine liebste Adelheide, aber so ist es auch nicht gemeint, daß ich mich mehr ermüden, mehr erschöpfen will; ich hoffe das Gegentheil soll die Folge sein. Wann ich mich gründlich verbessere, mit mehr Liebe in klarer Vorherempfindung des Guten, was ich stiften kann, handle, so handele ich freudiger, leichter, und das ist gesund; meine Arbeit giebt mir Zufriedenheit, Ruhe, und das ist gesund. Jede Augenblicke zur Arbeit sind mir kostbar; ich muhe sie, versplittere keine Zeit, messe Nahrung, Ruhe u. genau ab, so geminne ich Muße zur Erholungsstunde und genieße sie froh und richtig, alles das ist gesund.

D. In dem, was Du da sagst, ist viel wahres; aber bedenke eins: Wann Du Vollkommenheit mit so viel Angstlichkeit suchest, so schränkst Du Dir Deinen Geist ein, und mattest ihn ab.

F. Diese Beobachtung ist freylich wichtig, ich habe daran gedacht und sie wird mir allezeit zur Vorschrift dienen; ich will nicht ängstlich, aber doch mit Ernst, ordentlich und unablässig an mir

arbeiten; ich erinnere mich sehr wohl der Anordnung, die Du gemacht hast über diejenigen, welche sich mit einer Menge sittlicher Regeln quälen; alles muß aus einem Hauptgrund, aus einer Quelle fließen: dieses ist Gefinnung, Gefühl des Herzens; aber dann braucht es doch noch eines Plans zur besten Richtung unsrer Kräfte. Diese Vorschrift ist geschafft und hierin muß freylich die Sorge, das Analysiren nicht zu weit getrieben werden, sonst vertrocknet die Quelle des Herzens und unter lauter Vorschriften von Handlung und unter zuviel Grübeln und Tabellen rechnen, wie Du sagst, stirbt der Erzieher selbst.

D. Wie weit bin ich noch von der Vollkommenheit zurück!

F. Wenigstens nicht so weit, als ich; Du bist mehr von allen Gemächlichkeitsfehlern entfernt; schreiben und Unterredungen, auch lange, mit überlästigen Menschen kostet Dir weniger. Dein Mitgefühl ist leiser und schneller; der einzige Fehler, welcher mir bei Dir bisweilen noch auffällt, ist Hastigkeit oder Schnelligkeit, und wenn ich dann darüber reflektiere, so finde ich bisweilen, daß Du ganz recht hattest, oder aber, wenn es mir noch ein Fehler schien, so hörte er unter diejenigen, welche zu vermeiden, fast übermenschliche Vollkommenheit ist.

D. Ich wünschte Dir einmahl, ein paar Kinder erziehen zu müssen, so würdest Du besser urtheilen, daß man nicht allezeit genau in der Stimmung bleiben kann, worin man wohl wollte.

F. Es ist nicht möglich ohne eigene Erfahrung sich da ganz hineinzuwenden. Doch so weit habe ich mich hineingebacht, daß ich die Schwierigkeit, hierüber jederzeit richtig zu urtheilen, klar erkenne. Vielleicht ist bei Dir etwas zu viel, so bei mir zu wenig ist.

D. Nur werde nicht hypochondrisch, systematisch, stillschweigend &c.

F. Bei Dir komme ich täglich dem ingenu wieder näher; die verzweifelte Hülle, welche meine Ungebulb im Hören (zum sichern Grad auch die Deine), mein definitiver, abstrakter Dissertationston, über uns gezogen, wird dünner und verschwinden.

Hemsterhuyzens Vorschlag ist wohl in gewöhnlichen Zufällen von einigem Belange, aber im Grunde nicht, es kommt aber darauf an, in der Seele wieder Harmonie herzustellen, um glücklich zu sein, und das kann ein Werk der Griechischen Kunst nicht.

Möchte ich doch heut oder morgen die Zelle meines ersten Briefes wissen, welche Dir etwas gut gethan hat? Denn ich schreibe sofort, wie mir es der Sinn eingeht und wenn ich nur den geringsten Theil, so ich Dir schreibe, gedacht habe, so erinnere ich mich des geschriebenen nicht.

Laß Deine guten Kinder Dir doch Trost geben. Ich drücke sie mit Dir an mein Herz, liebste einzige Uebelheit! — — —

Die Natur zur Begeisterung erhöhen, fühlen, daß der Geist seinem Plan gemäß uns vollkommen macht, und eben dadurch Quelle eines neuen Genußes wird: könnte ich so die große Maschine, in welcher ich auch ein kleines Werkzeug bin, weniger oder mehr durchschauen! Ich fühle es fast, wie in jedem Augenblick, durch jede meiner Handlungen, ich eben dem unendlichen Plan gemäß, mich, auch andre Menschen vollkommener, glücklicher machen kann; wie jeder Genuß, jede eigene, jede fremde Vollkommenheit, Quelle einer neuen seyn muß, wie sich alle Zufriedenheit durch das Gefühl der Harmonie mit Gottes Willen erhöht, bis sich endlich im Ewigen Leben Alles in eine Harmonie zusammenhüllt; in eine Seligkeit, wovon die Ähnlichkeit noch in keines Menschen Herz gestiegen ist. Welche Munterkeit, welche Wonne würde jede, auch die mühsamste Handlung begleiten! Wie würden wir die Disharmonie jedes zweckwidrigen Genußes, jeder zweckwidrigen Handlung empfinden, noch ehe sie geschehen! wie würden wir den angefangenen Schritt zurückziehen! Dieses Ideal ist von lang her mehr der Zweck meiner Wünsche, als eines ernstern Bestrebens gewesen; dennoch habe ich mich aber in etwa bestrebt. Dieses Ideal hab ich in Dir gefunden, liebste Aelcheyde, mit der wärmsten, tiefesten Empfindung: Hier liegt der Grund des reinen unzertrennlichen Bandes von Liebe. Wenn wir auf diese Art uns beständig vollkommner machen, inniger mittheilen (und das können wir), so ist ja unsre Liebe ewig und nimmt beständig zu. Warum zweifelst Du Beste? woher die Schwärze verfliegen, die über Dir liegt. Dein Geist ist nicht vermindert, deine Kraft wird höher und größer erscheinen als jemahls; sie wird harmonischer gestimmt seyn; denn dieses ist die Folge innerer überstandener Leiden: Fängen wir uns an Gott mit Kindsvertraun, Kindsfurcht und Kindsiebe. Mit diesen Gedanken ginge mein erster Abend vorbey, ich kann sie noch niederschreiben, weil sie mir die folgenden Tage halb unter dieser, halb unter jener Verbindung durch den Sinn gingen. Ich habe vieles mehr darüber gedacht und empfunden, aber so würde des Briefes kein Ende seyn. Den Mittwoch bin ich herumgegangen. Es wälzten sich meine Gedanken wunderbar durcheinander; über nichts, was mich anlang, wurden sie deutlich. Meine verflohenen Jahre, mein jetziger Gemüthszustand, mein ganzes Moralisches Gebäu, alles drang sich so verwirrt herbey, daß ich darüber ermüdete, dennoch soweit kam, daß ich mir für gestern etwas beßeres versprach. Aber wie ich gestern in meiner besten Anlage war, kommt Merveld und Galen, um mir von Geschäften zu sprechen und bleiben mir zu Mittag. Nachmittags fieng ich an, dir dieses zu schreiben, nachdem ich aber ein Blatt geschrieben hatte, so wurde was ich schreiben wollte, wie ein Klumpen, den ich nicht entwickeln und auf das Papier kriegen konnte, bis heute Morgen. Ich bitte Dich um ein paar

Zeilen, aber um Gotteswillen quäle Dich nicht mit einem großen Briefe in Deinem Zustand. Ein Wort, ob ich kommen soll; Du bist mir heilig. Jetzt ist es für uns Beiden wesentlicher, Dir zu helfen, als für meine Beruhigung zu arbeiten. Denn ich fühle Dich doch — klar oder dunkel — beständig in mir.“

## 2. Brief der Fürstin an Fürstenberg.<sup>1)</sup>

„Die Punkte, die und wie zu beantworten mir so wichtig scheint, daß es besser wäre, nichts mehr zu antworten, als diese zu übergehen:

I. Anmerken die sophistische Art des Pr. im beständigen Falllassen der Gegenbeweissgründe, als wären sie ihm nicht geschrieben, um die alte Sache fortbehaupten zu können, wobei alles Raisonnieren vergeblich wird, und sich der Geist der Leidenschaft, die Recht haben will, zeigt.

II. Aufhebung der Hauptwidersprüche, wodurch Er sich selbst festfährt:

A. daß Mitri die Communion hätte auslassen können sans risquer son salut, heißt Religion nicht kennen. Wenn der Prinz keine hat, so ist ja genug, daß wir es tolerieren; aber er mußte nicht bestimmen wollen, was einer, der wirklich glaubt, ohne risque de son salut auslassen darf, da die Worte Xstus<sup>2)</sup> über Communion alle ConfeSSIONen als wesentlich zum Heile annehmen.

B. Er sagt selbst: et à l'age de la raison il aurait fait ce qu'il aurait voulu — nun es ist ja à l'age de la raison geschehen — was Er selbst als billig eingestehet. Daß er sich aber immer im ganzen Briefe ausdrückt, als wäre es anders, als wäre er von Kindheit auf durch die römische Proselytensucht unterjocht, beweist nur, daß Er uns alle zu Bügnern zu machen strebe, aber nicht, daß Er Recht habe. L' . . . . à aller tous les jours à messe; à jeuner, être entouré de devots, und alles, was Er aus dem Hemsterhais geschöpft haben soll — lauter Unwahrheiten, die gegen alles schon Geschriebene geradezu streiten.

III. Der wichtigste Punkt, bei welchem es mir um so nötiger scheint, daß F.<sup>3)</sup> einen etwas hohen Ton nehme, da ich wegen dem Grade des Beleidigenden, da mir Ehrlichkeit abgesprochen wird, es zu hoch nehmen möchte und dadurch eine unschickliche Correspondenz veranlassen könnte — ist der Punkt des gebrochenen Contrakts, dessen in so emphatischer Weise 2mal erwähnt wird, daß man wohl sieht, welchen Gebrauch man sich davon verspricht. Sieh unter anderm nur acht, daß, falls ich überzeugt werden könnte, daß ich meiner

<sup>1)</sup> Vergl. o. S. 8. <sup>2)</sup> Christus. <sup>3)</sup> Franz.

Signature untreu geworden bin — der Prinz ja der seinigen — wodurch er mir auf Zeitlebens 8000 Gulden verschreibt zum Unterhalt für mich und die Kinder ja auch verloren sein kann!!!

Hier muß er die Medusa sehen, sehen, daß man einerseits die Rechten zu wohl kennt, sich dergleichen aufbinden zu lassen und andererseits, daß gegen so injurieuse Anschuldigungen mit Unrecht, der Mensch sich zu regen schuldig ist und daß dann in diesem Falle die Schande auf den Ankläger allein fällt 2c. 2c.

Wie das zu sagen und einzurichten, wirst du am besten wissen; ich möchte gern, daß Er wüßte, daß ich nicht schreiben will noch kann, solange dergleichen Injurien nicht zurückgenommen werden.“

---

#### IV.

### Das Herzogtum Westfalen in der letzten Zeit der kurkölnischen Herrschaft.

---

Von  
Aloys Meister.

---

Über 600 Jahre hatte das Herzogtum Westfalen zum Erzstift Köln gehört, als es am 25. Februar 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt als Entschädigung für dessen verlorene linksrheinischen Besitzungen zugesprochen wurde. Die eigentliche Länderverteilung hatte Napoleon schon im Sommer 1802 in Paris vorgenommen; die Reichs-Deputation hatte nur die Aufgabe gehabt, die Verfügungen des Corsen in die rechtliche Form zu bringen.

Diese formellen Arbeiten der Reichsdeputation dauerten aber den Fürsten, die bei der gewaltsamen Korrektur der deutschen Landkarte einen Länderzuwachs erhalten hatten, zumeist viel zu lange; die Preußen sind schon am 2. August 1802 in ihren neuen Besitz eingerückt, die Hessen am 8. September.

Man war in Darmstadt nur im allgemeinen über den Begriff und die geographische Lage des Herzogtums Westfalen unterrichtet, aber genauere Kenntnisse hatte man nicht. Über den realen Inhalt des Herzogtums, den Flächenraum, die Bevölkerungszahl, die wirtschaftlichen Zustände, selbst über manche Punkte der Verfassungsfrage war man im Unklaren und es war auch zunächst gar nicht leicht, etwas Genaueres darüber zu erfahren. Denn die ersten Erkundigungen, die man über das Land einzog, ergaben, daß es an den allgemeinsten statistischen Aufzeichnungen fehlte, die eine gesicherte Unterlage für genauere Kenntnis des Landes hätten bieten können.

Das erklärt uns denn auch, daß die Größe des Herzogtums ganz verschieden überliefert wird, beinahe gleichzeitige Angaben schwanken zwischen 55, 76 und 93 □m. Ganz ähnliche Schwankungen zeigen uns die Berichte über die Einwohnerzahl; sie variieren zwischen 83 000, 97 000 und 110 000. Die letzte Zahl ist berechnet auf Grund der Register der Feuer-Sozietät, bei der 19 000 Häuser eingetragen waren, unter Annahme von 5 bis 6 Personen pro Haus. Eine solche Schätzung konnte auf Genauigkeit keinen Anspruch machen. Eine wirkliche Volkszählung hatte das Herzogtum Westfalen nie erlebt. Übrigens hatte man doch seit der Regierung des Kurfürsten Max Friedrich den Anfang mit einer Personenstatistik gemacht, indem er im Jahre 1779 eine Verordnung erlassen hatte, daß bei den Pfarreien und Ortsgerichten genaue Tauf-, Trau- und Sterberegister geführt werden sollten.<sup>1)</sup>

Das Herzogtum Westfalen grenzte vor dem Reichsdeputationshauptschluß im Norden an das Bistum Münster und die Grafschaft Lippe; im Osten an das Bistum Paderborn und das Fürstentum Waldeck; im Süden hatte es die meisten Nachbarn, nämlich das Landgrafentum Hessen-Darmstadt, die Grafschaft Witgenstein, die Grafschaft Nassau und das Herzogtum Berg; im Westen lehnte es sich ebenfalls an das Herzogtum Berg und an die Grafschaft Mark an. Die politische Gliederung des Herzogtums teilte das Land in vier Quartiere: Rügen mit dem Hellweg, Werl mit der Grafschaft Arnsberg, Brilon mit dem Haarsirang, und Bilslein; ferner in 43 Ämter und Gerichte mit insgesamt 25 Städten und 11 Freiheiten.<sup>2)</sup> Dazu kamen noch 24 geistliche Korporationen und 11 Unterherrschaften, meist freiherrlichen Familien gehörig.

<sup>1)</sup> Scotti, Provinzial-Gesetze III. Sammlung: Kurfürstentum Köln. Nr. 723.

<sup>2)</sup> Die Zahl der Freiheiten wird verschieden angegeben 9, 10 u. 11.

## 1. Der Landesherr und seine Organe.

Die Verfassung des Landes war eine landständische Verfassung. Sie beruhte auf der Erblandsvereinigung vom 10. Juni 1463,<sup>1)</sup> die von der Ritterschaft und den Städten des Herzogtums während der Sedisvakanz des Kölner Erzstuhls mit dem Kölner Domkapitel abgeschlossen, am 6. Juli 1590 erneuert worden war und die seitdem von jedem neuen Erzbischof zugleich mit der Wahlkapitulation bestätigt werden mußte. Die ständische Verfassungsurkunde selbst erhält dadurch den Charakter einer Wahlkapitulation.<sup>2)</sup> Eine solche Urkunde war naturgemäß nicht so umfassend, daß sie alle Kompetenzen der Stände ein für allemal geregelt hätte. Ihre Unvollständigkeit leistete einer Verschiebung der Kompetenzen Vorschub und ohne eine Veränderung in den Grenzen der Verfassung ist denn auch das Verhältnis von Ständen und Landesherrn in Westfalen ebensowenig geblieben wie anderwärts. Wie überall in den geistlichen Territorien haben die Landstände auch hier in Westfalen im Laufe der Zeit den Kurfürsten weitere wertvolle Rechte abgerungen, so daß sie einen weitreichenden Einfluß auf die gesamte Verwaltung des Landes ausübten. Es kam ihnen dabei zu statten, daß der Landesherr und seine Regierung nicht im Herzogtum, sondern im Kurfürstentum Köln ihren Sitz hatten, noch mehr aber, daß die Kurfürsten selbst Landfremde waren und daher weniger Interesse für die Eigenart westfälischer Entwicklung haben konnten. War doch der Kölner Erzstuhl von 1583—1761, beinahe 200 Jahre eine Sekundogenitur von Bayern und zuletzt am Ende des 18. Jahrhunderts eine Sekundogenitur von Österreich. Im Kölner Domkapitel, dem eine verfassungsrechtliche Mittelstellung zwischen Kurfürst und Land gesichert war, saßen nicht minder Landfremde, reichsunmittelbare Herrn, die kein näheres Verständnis für die westfälischen Verhältnisse mitbrachten und so blieb das Land meist sich selbst überlassen. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Sachlage dem Herzogtum zum großen Nachteil gereichte, und

<sup>1)</sup> Sacomblet, niederrhein. Urkundenbuch IV. Nr. 325.

<sup>2)</sup> Über den Zusammenhang landständischer Urkunden mit den Wahlkapitulationen. Vergl. v. Below, Territorium und Stadt, S. 177, Anm. 1.



daß ein offenkundiger Rückstand die Folge der Gleichgiltigkeit war, die man in Bonn den westfälischen Zuständen vielfach entgegenbrachte.

Erst die beiden letzten Kurfürsten Max Friedrich 1761 bis 84 und Max Franz<sup>1)</sup> 1784—1801 haben eine regere Fürsorge für das Herzogtum Westfalen bewiesen. Max Friedrich traf eine ganze Reihe von Anordnungen, die das Wohl des Landes bezweckten, Maßregeln zur Milderung der durch den Krieg verursachten Lasten und Schulden, Erlasse zum Schutz der heimischen Eisenindustrie, Verbote gegen Kleiderluxus und Hazardspiele u. a. m. darunter schon einige weitreichenden Neuerungen wie die Errichtung einer Brandsozietät vom Jahre 1778. Max Franz, der Diebungsbruder des Kaisers Josef II, war von gleichem reformfreundlichen Willen beseelt und mit einem gleich weiten Blick begabt wie sein kaiserlicher Bruder; aber von Naturell bedächtiger als dieser, mit nüchternem Sinn für das Naheliegende und Erreichbare blieb er vor stürmischen Mißgriffen eines Josef II. im ganzen bewahrt.

Der Kurfürst hatte als Landesherr von Westfalen kein absolutistisches Regiment zu entwickeln vermocht. Er war, wie das ja bei Wahlfürsten so häufig der Fall war — und geistliche Fürsten waren immer Wahlfürsten — in seinen Rechten durch die Stände sehr beschränkt.<sup>2)</sup> Schon die Erblandsvereinigung hatte ihm das Recht der Kriegserklärung und das Bündnisrecht zu Gunsten der Stände beschnitten; andere Einschränkungen waren gefolgt; selbst über Domänen

<sup>1)</sup> „Überhaupt hat der verstorbene Kurfürst Maximilian sich für dieses Land weit väterlicher erwiesen als für das Bistum Münster“ Gruner, meine Wallfahrt 1803 II. S. 410. Indessen meint Gruner, die Milde und Güte sei dem Lande nur schädlich gewesen; „weniger Güte aber mehr Gerechtigkeit und Tätigkeit hätten seine Bewohner glücklicher gemacht“. Er schließt sein allgemeines Urteil damit: „daß das Herzogtum Westphalen äußerst schlecht regiert sei. a. a. O. S. 411. Gruners Urteil ist vielfach einseitig und äußerlich, aber hier ist es nicht ganz unbegründet.

<sup>2)</sup> Gruner (Meine Wallfahrt 1803 II S. 408) hatte bei seiner Wanderung durch das Land den Eindruck, daß der Landesherr noch wirklich regierte: „Fürst und Landstände regieren das Land, doch haben die letzteren bloß einen konsultativen Anteil, solange der Fürst nichts Verfassungswidriges beschließt. Ferner S. 409: und der Einfluß des Fürsten gewinnt am Ende immer die Oberhand.

und Lehnsgüter verblieb ihm nur ein beschränktes Verfügungsrecht. Nur das Obergerichtsrecht, ius supremae inspectionis, und das Recht, die höheren Justizbeamten zu ernennen, waren ihm schließlich als hauptsächlichste Vorrechte verblieben.

Gerade aber bei diesem Obergerichtsrecht setzte Max Franz ein, um seiner Landeshoheit einen neuen Inhalt zu geben. Das Obergerichtsrecht hat zur Ergänzung die Pflicht des Landesherrn: Kontrolle auszuüben, damit Unzulänglichkeiten und Mißbräuche entdeckt und abgestellt werden könnten. So wenigstens legte Max Franz das ius supremae inspectionis aus und er gab dazu die weitere Erklärung: „Wenn Mißbräuche geradezu in der Verfassung begründet [seien], dann werde er zweckmäßige Abänderungen treffen“. Freilich fügte er vorsichtig bei: „wenn er dazu aufgefordert“ würde, und die Abänderungen — versprach er — sollten „nicht zum Schaden der Verfassung“ sein. Aber diese Erklärungen waren sehr dehnbar und gestatteten der Auslegung weiten Spielraum. Wenn daher der Kurfürst Neuerungen einführte und deshalb Beschwerden einliefen, dann antwortete er immer, er unternehme nichts zum Schaden der Verfassung. Den Städten, die einmal wegen Änderung des städtischen Wahlmodus klagten, erwiderte er: „er betrachte es als seine Pflicht in den städtischen Verfassungen diejenigen Einrichtungen zu treffen, die seine Untertanen vor ferneren Nachteilen sicherten“. Max Franz wagte es sogar, den auf ihre Vorrechte allzu eifersüchtig bedachten Ständen die ernste Lehre zu erteilen, daß die Erhaltung der Verfassung „ebenso sehr von der gewissenhaften Verehrung der Rechte des Landesherrn als von der Bewahrung der ständischen Befugnisse“ abhängen, und daß daher „die Nachgiebigkeit der Stände ebenso notwendig“ sei, als „zur Zufriedenheit des Landesherrn“ gereiche.<sup>1)</sup> Er hatte die schwache Stelle entdeckt, wo ein Vorstoß mit Umsicht ausgeführt einigen Erfolg versprach, er hatte vor allem erkannt, daß sich die Interessen der Stände gegeneinander auspielen ließen nach einem klug berechneten divide et impera. Dem Kurfürsten stand für die oberste Verwaltung des Herzogtums keine besondere Behörde zur

<sup>1)</sup> Bericht v. Grollmanns. Münster St.-M. Arnberg A. 14.

Verfügung; die Centralbehörden des Erzstiftes wurden vielmehr auch mit den Aufgaben der westfälischen Landesverwaltung betraut. Der kurfürstliche Hofrat, die Hofkammer, das Hofkriegsratskollegium, seit 1786 das kurfürstliche Revisionsgericht und das Oberappellationsgericht hatten vom Kurfürsten auch Zuständigkeit für Westfalen erhalten.

Der zweite Faktor, der für die Landesregierung in Betracht kam, liegt in der eigentümlichen Stellung, die das Kölner Domkapitel zum Herzogtum Westfalen einnahm. Zunächst hatte das Domkapitel dem Landesherrn gegenüber dieselbe beschränkende Wirkung, wie sie den westfälischen Landständen zukam. Darüber hinaus hatte es noch das besondere Vorrecht, daß der Landesherr ohne Einwilligung des Domkapitels keine Leih-Schuld machen durfte. Streitigkeiten des Landesherrn mit seinen Untertanen sollten vor das Kapitel gebracht werden, damit es einen gütlichen Ausgleich versuche. Wenn ein solcher fehlgeschlug, dann konnte das Kapitel Edelleute, Ritter und Städte zu einer Versammlung berufen; in der die Streitsache gütlich oder rechtlich entschieden werden mußte. Alle Reklagen der Untertanen mußten vor dem Domkapitel erörtert und entschieden werden. Dadurch, daß im kurfürstlichen Hofrat stets 2 Mitglieder des Domkapitels sitzen sollten, hatte es einen steten Einfluß auf die Landesregierung. Aber auch der westfälische Landtag stand unter der Aufsicht des Domkapitels; es durfte kein Landtag ohne die Bewilligung des Kapitels ausgeschrieben werden und es mußten auf jedem westfälischen Landtag bevollmächtigte Gesandte des Domkapitels anwesend sein. Denjenigen, die gegen diese Vorschriften sich verhielten und in Abwesenheit der Kapitelsgesandten verhandelten, war mit Verlust ihrer Privilegien und Lehngüter gedroht worden. Das wichtigste Vorrecht des Domkapitels bestand aber darin, daß es in wichtigen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, „wenn es solches für nützlich und nötig erachtet“, die westfälische Ritterschaft und die Städte zu sich citieren konnte, die dann einen Ausschuß von 12 Personen „unweigerlich“, auf Kosten des Erzstiftes, an das Kapitel entsenden mußten. Besonders dann sollte das Kapitel zu diesem Mittel greifen, wenn der Landesherr die Erblandsvereinigung nicht beobachtete oder wenn er in Religion und Kirchenordnung Neuerungen vornehme und sie auf Ersuchen des Kapitels nicht abstelle.

Wenn dann der Landesherr nicht sofort Abhilfe schaffe, dann sollten „Ebelleute, Ritterschaft, Städte, Räte, Amtsleute und die gemeine Landschaft bei dem Kapitel bleiben und diesem gehoramen, nicht aber dem Landesherrn und den Seinigen“. Schließlich stand bei Sedisvakanz dem Domkapitel die Landesregierung zu; aber die Stände sehen es ungern, wenn in dieser Zeit Gesetze erlassen wurden.

Daß sich allein von der kurfürstlichen Residenz aus die Interessen des Landesherrn in Westfalen nicht genügend wahrnehmen ließen, das hatte sich schon früher gezeigt und hatte zur Aufstellung eines Vertreters des Landesherrn im Lande selbst geführt. In älterer Zeit hatte der Marschall von Westfalen diese Aufgabe gehabt,<sup>1)</sup> seitdem aber dieses Amt im Jahre 1442 erloschen war, wird die eigentliche Vertretung des Herzogs im Lande ausgeübt durch den Landdrost und beigeordnete Räte, die beide zusammen „die westfälische Regierung“ genannt wurden und in Arnberg ihren Sitz hatten. Es war dies eine Verwaltungs- und Justizbehörde zugleich. Ihre Hauptaufgabe war die Verwaltung der Landespolizei und die Ausübung der Kriminaljustiz im ganzen Lande mit Ausnahme einiger Patrimonialgerichtsbezirke, in denen den Patrimonialherrschaften durch besonderes Privileg auch die Kriminalgerichtsbarkeit zustand. In Zivilsachen waren sie nur dann zuständig, wenn eine Partei darum nachsuchte. Anfangs hatten Landdrost und Räte direkt dem Landesherrn unterstanden; später hatte sich der Hofrat zu Bonn dazwischen geschoben. Lange schwankte jetzt das Verhältnis der westfälischen Regierung zum kurfürstlichen Hofrat hin und her. Zuweilen wurde sie dem Hofrate als untergeordnete Regierungsbehörde unterstellt, aber immer wieder mußte sie zuletzt mit dem Anspruch durchzudringen, daß sie nur unmittelbar dem Kurfürsten unterstände.<sup>2)</sup> Der Kurfürst Josef Clemens, der in Verwaltungssachen auf strenge Unterordnung von „Landdrost und Räte“ unter den Donner Hofrat drang, sah sich doch genötigt, auf dem Gebiete der Justiz „Landdrost und Räte“ selbständiger zu stellen und

<sup>1)</sup> Vergl. M. Jansen, die Herzogsgewalt der Erzbischöfe von Köln in Westfalen § 13 das Marschallamt, S. 125 f.

<sup>2)</sup> Näheres bei J. Rathje, die Behördenorganisation im ehemals kurfürstlichen Herzogtum Westfalen. Abschn. I.

ihnen das *Jus recipiendi appellationes in causis iudiciariis* zuerkennen. Die westfälische Regierung hat es auch verstanden, sich einen gewissen Grad der Selbständigkeit zu wahren. So haben die meisten westfälischen Beamten ihren Amtssitz vor Landdrost und Räten und nicht vor dem kurfürstlichen Hofrat abgelegt. Kommt doch auch in der Titulatur „unsere westfälische Regierung“ oder „heimgelassene westfälische Regierung“ diese Sonderstellung zum Ausdruck. Unter Clemens August von 1724–39 haben „Landdrost und Räte“ völlig gleichwertig neben dem Hofrat gestanden; der Hofrat hatte zwar protestiert und alle möglichen Schwierigkeiten zu machen gesucht, aber der Kurfürst war für die Arnberger eingetreten. Indessen die Herrlichkeit selbständiger Machtsfülle der Arnberger Regierung dauerte nicht lange. Der Protest des Kölner Domkapitels brachte sie schließlich zu Fall; die kurfürstliche Verordnung von 1724 wurde schon 1739 widerrufen. Sogar der Titel „Regierung“ wurde „Landdrost und Räte“ abgesprochen. Sie waren wieder eine dem Bonner Hofrat unterstellte Behörde geworden. Trotzdem kam der Streit der beiden Rivalen nicht zur Ruhe; „Landdrost und Räte“ suchten nach wie vor sich der Bevormundung seitens des Hofrates zu entziehen und wo irgend angängig, selbständig zu handeln. Einen willkommenen Vorwand, ihre Emanzipations-Gelüste von neuem zur Geltung zu bringen, bot ihnen die Flucht der kurkölnischen Regierung aus Bonn im Jahre 1789. Ein Teil der kurkölnischen Beamten war als Regierungsausschuß nach Redlinghausen verlegt worden. Die westfälischen Landstände erklärten<sup>1)</sup> nun, auf diesen Regierungsausschuß finde die Verordnung von 1739 keine Anwendung, der Hofrat habe aufgehört zu existieren, den in Redlinghausen befindlichen Gliedern des Hofrates seien sie, sich unterzuordnen, nicht schuldig. In diesem gespannten Verhältnis befanden sich die Dinge, als die Hessen die Regierung übernahmen. Der hessische Rat v. Großmann, der im Jahre 1803 beauftragt wurde, eingehende Aktenstudien über das Verhältnis der landesherrlichen Regierung zur landständischen Verfassung zu machen, gewann die Auffassung, daß die Land-

<sup>1)</sup> Eingabe an das Domkapitel 1802. Vergl. Landtagsprotokolle 1802 im St. A. zu Münster; Rathje S. 41.

Rände „von Selbständigkeit und Unabhängigkeitsideen geplagt“ wurden<sup>1)</sup> und daß sie die Bonner Collegia gehaßt hätten. Die Landstände traten ganz naturgemäß für größere Selbständigkeit der Arnberger Regierung ein, denn nicht nur waren die Mitglieder der letzteren Westfalen, die Mehrzahl gehörte auch gleichzeitig als Mitglieder der Ritterschaft dem Westfälischen Landtage an. Kein Wunder, daß das Land mehr ihnen zuneigte, als dem Bonner Hofrat. Den Landdrost und die Räte betrachteten die Westfalen mehr oder weniger als die Ihrigen, dagegen haben sie die Bonner Behörden stets als Landfremde betrachtet und beargwöhnt. Es hing ganz von der Person des Kurfürsten ab, wie sich die Stellung von Landdrost und Räte gestaltete. Schwache Kurfürsten, die sich wenig um die Eingliederung Westfalens in die Kurlande kümmerten, haben dem Streben nach größerer Unabhängigkeit der Arnberger Regierung nachgegeben. Einsichtsvolleren Landesherrn konnte der politische Mißgriff nicht entgehen, der darin bestand, daß die einzige Vertretung des Kurfürsten im Lande so enge mit einem Stande dieses Landes verknüpft war. Immerhin haben aber gerade deshalb Landdrost und Räte trotz aller Anfechtungen faktisch es verstanden, ihre Stellung sich zu wahren, weil sie mit den Landständen verknüpft waren und an diesen einen Rückhalt hatten. Der Kurfürst konnte nicht zu streng aufzutreten, er mußte sonst befürchten, daß dann die Geldebewilligung besonders seitens der Ritterschaft knapper ausfiel.

Das Kollegium von Landdrost und Räten bestand aus dem Landdrost als Präsident und einer Anzahl adeliger und gelehrter Räte. Der Landdrost und die adeligen Räte sollten aufgeschworene westfälische Ritter sein; es ist bisher nur ein Landdrost nachgewiesen, der nicht westfälischer Ritter war, nämlich ein Graf Solms, der 1602 starb.<sup>2)</sup> Der Landdrost

<sup>1)</sup> v. Grollmann, Vortrag über die Verfassung der Landtage in dem Herzogtum Westfalen . . . 1803. Münster St. A. Arnberg A. 14. Vergl. dort im Anhang die Bemerkungen ad §§ 67 u. 68.

<sup>2)</sup> Rathje S. 45. Dasselbst S. 47 ist auch der Einspruch der Stände gegen einen adeligen Rat v. Schenk 1734 erwähnt, der nicht aufgeschworener Ritter war. Vergl. die Denkschrift westfälischer Landstände gegen den Landgrafen von Hessen-Darmstadt 1803, Münster St. A. Das Privileg des westfälischen Indigenats aufgeschworener adeliger Räte datierte vom 12. Sept. 1726, Scotti I, S. 696 Nr. 381.

mußte beim Hofrat seinen Beamtenseid ablegen, wenigstens seit der Verordnung von 1789. Alle landesherrlichen Anordnungen wurden dem Lande durch den Landdrost vermittelt. Vor allem bewerkstelligt er die Einberufung des Landtags im Namen des Landesherrn. Die Zahl der adeligen Räte wechselte. Bei Erneuerung der Erblandsvereinigung 1590 waren es 6, im Jahre 1652 waren es 4, und am Ende des 18. Jahrhunderts werden 12 genannt. Großen Einfluß werden sie auf die westfälische Regierung nicht gehabt haben. Im Unterschied zu den gelehrten Räten legten sie keine Prüfung ab und erbrachten auch sonst keinen Beweis ihrer Qualifikation. Bitter bemerkte der Landdrost v. Spiegel 1784: es geschehe oft, daß sie kaum schreiben konnten.<sup>1)</sup> Bei der Stellung Spiegels als Präsident der westfälischen Regierung und seiner gleichzeitigen Zugehörigkeit zu demselben von ihm getadelten westfälischen Adel — er hatte außer seinen Besitzungen im Paderbornischen auch in Westfalen landtagsfähige Güter — fällt seine Bemerkung um so schwerer ins Gewicht. Es war außerdem die Unsitte eingerissen, daß die adeligen Räte zu den gewöhnlichen Sitzungen der Regierungsbehörde nicht erschienen; sie kamen nur, wenn gleichzeitig der Landtag tagte oder sonst eine Ständesitzung stattfand, zu der sie schon als Mitglieder der Ritterskurie kommen mußten. Sie bekamen früher eine Besoldung von je 50 Goldgulden, im 18. Jahrhundert 100 G. Bezeichnender Weise bemerkt derselbe v. Spiegel dazu: „Das ist so wenig, daß es den Namen einer Besoldung nicht verdient; aber da die Adeligen gar keinen Dienst dafür als nur nach ihrer Bequemlichkeit thun, so ist es doch immer unverbienter Lohn“. Die adeligen Räte wurden herangezogen zu den landesherrlichen Landtagskommissionen, ferner zur Teilnahme an den Quartalkonventionen oder später den Semesterkonventionen.

Bei dieser Sachlage war es klar, daß das Schwerkraft der Wirksamkeit von „Landdrost und Räten“ bei den gelehrten Räten lag. Sie waren die eigentlichen arbeitenden Beamten. Sie hatten auch vor der Anstellung ihre Befähigung darzutun, durch eine Proberelation, die sie beim

<sup>1)</sup> Promemoria des Landdrosten v. Spiegel im Münsterschen St.-A.

Hofrat in Bonn ablegen sollten.<sup>1)</sup> Der Bonner Hofrat hat deshalb auch wiederholt versucht durch die gelehrten Räte Einfluß auf die westfälische Regierung zu gewinnen. Ihre Zahl belief sich später regelmäßig auf 5, von denen einer Kanzleidirektor war; früher scheinen weniger gelehrte Räte üblich gewesen zu sein. Leider wissen wir noch nicht, wann sie zuerst aufkamen, jedenfalls sind in der Erblandsvereinigung von 1590 schon ihrer 3 erwähnt. Mit Ausnahme des Kanzleidirektors erhielten die übrigen 4 gelehrten Räte eine Besoldung, die sich im 18. Jahrhundert auf 200 Gulden belief; außerdem hatten sie noch Nebeneinnahmen. Auch sie wurden, wie die adeligen Räte, bei den Quartalkonventionen hinzugezogen und sie haben ferner den Städten als Städte-deputierte gedient.

Zur westfälischen Regierung gehörte weiterhin ein Sekretär, der den Titel „Landschreiber“ führte.<sup>2)</sup> Er war der Protokollführer der Sitzungen von Landdrost und Räten und mußte die amtlichen Schriftstücke unterzeichnen. Wir werden ihm aber auch im Dienste der Stände als Sekretär der Ritterskurie begegnen, wiederum ein Zeichen der intimen Verknüpfung der westfälischen Regierung mit den ständischen Interessen. Und weil der Landschreiber somit auch bei der Ritterskurie und in den Quartalkonventionen<sup>3)</sup> als Protokollführer tätig war, so erhielt er neben seiner Regierungsbesoldung noch einen vierteljährlich ausbezahlten Gehalt von den Ständen<sup>4)</sup> und mußte diesen einen Verschwiegenheitsseid leisten.<sup>5)</sup>

Zwei Kanzlisten und ein Registrator vervollständigten das Personal der westfälischen Regierung.

<sup>1)</sup> Promemoria des Landdrosten v. Spiegel a. a. O. Kap. II § 1.

<sup>2)</sup> Rathje S. 53 konnte ihn am 1. Februar 1587 zum erstenmale nachweisen.

<sup>3)</sup> S. weiter unten.

<sup>4)</sup> v. Grollmann Vortrag . . . . Münster St.-A. Arnberg A. 14.

<sup>5)</sup> Münster St.-A. Landtagsprotokoll vom Jahre 1804. Aussage des Geh. Rat Arnolds.



## 2. Der westfälische Landtag und die Gerechtsame der Landstände.

Die eigentliche Beschränkung der landesherrlichen Gewalt ging aus von den Landständen. Wie die westfälischen Landstände entstanden sind, wer ursprünglich dazu gerechnet wurde und ob zeitweise noch andere Landsassen als Ritter und Städte landständische Rechte hatten, — das wissen wir noch nicht; wir besitzen noch keine Geschichte der westfälischen Landstände, die vielleicht darüber Klarheit bringen kann. Vielleicht auch nicht — denn die noch erhaltenen Landtagsprotokolle beginnen erst mit dem Jahre 1583. Zuweilen wird neben Ritterschaft und Städten auch die „gemeine Landschaft“ genannt, z. B. in § 1 der 1590 erneuerten Erblandsvereinigung von 1463, oder es werden neben den Rittern andere westfälische Landsassen „denen es gebührt“ zum Landtag eingeladen, aber zweifellos haben Ritterschaft und Städte früher schon allein gehandelt und durch ihr Handeln das Land vertreten. Die erste Vereinigung zwischen den Ständen der Grafschaft Arnberg und denen des „Marshallamtes in Westfalen“ die *Prima unio seu Pactum mutuae defensionis inter status Westfaliae erectum* vom Jahre 1437 zeigt uns schon Ritterschaft und Städte als allein handelnde Stände. Und auch in der Erblandsvereinigung sind von seiten des Landes die eigentlich Vertragsschließenden die Ritter und die Städte.

Es ist auffallend, daß sich in dem Herzogtum, dessen Landesherr ein geistlicher Kurfürst war, keine Prälatenkurie gebildet hat.<sup>1)</sup> Es fehlte nicht an geistlichen Körperschaften im Lande und auch auswärtige Stifte und Klöster waren in Westfalen begütert. Vielleicht kamen sie in der Zeit der Entstehung der landständischen Verfassung als Steuerzahler zu wenig in Betracht; ihre Privilegien oder die Schonung

<sup>1)</sup> Ich möchte mir nicht versagen, die treffliche Bemerkung v. Belows (Territorium und Stadt S. 188) zu unterstreichen: „Warum bringt es nun die Geistlichkeit unter offenbar gleichen Verhältnissen das eine Mal zur Landständenschaft, das andre Mal nicht? Man wird sich daran zu erinnern haben, daß die Verfassungsgebildungen das Resultat von Kämpfen sind, in denen außerordentlich viel von den Konjunkturen des Augenblicks abhängt. Der unberechenbare Faktor der Persönlichkeit, die den Vorteil bald rasch ergreift, bald aus der Hand fahren läßt, spielt hier mit.“

durch den Landesherrn schützte sie so, daß sie keine Veranlassung zum förmlichen Zusammenschluß hatten. Ritter und Städte haben ihre Rechte in der Erblandsvereinigung während einer Thronerledigung 1463 sich gesichert; vielleicht ging es den Geistlichen in Westfalen unter dem Kölner Krummstab so gut, daß sie kein Bedürfnis verspürten auf Kosten des Landesherrn sich eine Landstandschaft zu erringen.

Nicht jeder westfälische Ritter war ohne weiteres landtagsfähig; er bedurfte vielmehr einer persönlichen und dinglichen Befähigung. Persönlich mußte der Ritter aufgeschworen sein, d. h. er mußte den Nachweis von 16 Ahnen, nämlich 8 väterlicher- und 8 mütterlicherseits, erbracht haben.<sup>1)</sup> Dinglich mußte er den Besitz eines landtagsfähigen Rittergutes nachweisen. An das Gut, nicht an den Ritter erging das Ausschreiben. Der landtagsfähige westfälische Ritterstand hat durch diese Forderungen sein Ansehen zweifellos gesteigert, aber die Kehrseite davon war der zahlenmäßige Rückgang im Bestande der Ritterschaft. Manche Ritterfamilien sind ausgestorben und wurden nicht durch neue ersetzt, anderseits häuften sich mehrere Rittergüter in der Hand eines Einzelnen, oder sogar sie gingen, trotzdem man es zu vermeiden suchte, an Nicht-Adelige über — kurz die Zahl der vollberechtigten westfälischen Ritter verminderte sich mehr und mehr. Bei Abschluß der Erblandsvereinigung im Jahre 1463 konnten 130 Ritter den Vertrag unterzeichnen; im Jahre 1800 waren nur noch 20 Ritter landtagsfähig.

Den Vorsitz, das sog. Direktorium der Ritterschaft, führte der Landdrost, aber nicht in seiner Eigenschaft als kurfürstlicher Regierungsbeamter, sondern als angesehenster westfälischer Ritter. Als einmal ein nicht-westfälischer Adelliger Landdrost war, hatte deshalb die Personalunion des Landdrostenamtes und des Ritterdirektoriums unterbrochen werden müssen. Beim Tode des Landdrosten hatte bis zur Ernennung eines neuen, der älteste westfälische Ritter das Direktorium zu führen.<sup>2)</sup> Immerhin bedeutete diese Vereinigung eines Regierungsamtes mit dem Vorsitz bei dem ausschlaggebenden Landstande der Ritter eine bedenkliche Amterkummulation, die

<sup>1)</sup> [Arndts] statistische Notizen a. a. O. § 32.

<sup>2)</sup> Ebenda.

leicht zu einer Kollision der Pflichten führen konnte. Dem Landdrost stand ein Protokollführer zur Verfügung, dem er das Protokoll diktierte. Diese Protokollführung war nun aber ihrerseits wieder dem Landeschreiber, d. h. dem landesherrlichen Sekretär bei „Landdrost und Räten“ übertragen. So hatte demnach die Personalunion des Chefs der Landesregierung und des Ritterschafsdirektors zur unmittelbaren Folge eine Personalunion des Regierungssekretärs und Protokollführers der Ritterkurie. 1792 versuchte die Ritterkurie die Behauptung zur Geltung zu bringen, daß ihr das Recht zustehe, den Ritterschafts-Protokollführer frei zu wählen; sie ist aber mit diesem Rechtsanspruch nicht durchgedrungen.<sup>1)</sup> Als besondere selbstgewählte Beamte fungierten bei der Ritterschaft noch 4 Deputierte, deren Aufgabe es war, die Anträge der Stände an den Landesherrn zu bringen oder der Landtagskommission des Landesherrn vorzutragen. Auch lag ihnen ob, die Beschlüsse der Ritterschaft während des Landtags der Städtekurie zu übermitteln.

In der Städtekurie hatten das Recht vertreten zu sein die 25 Städte des Herzogtums und die Freieiten. Eine Beschränkung der städtischen Landstandschaft auf die 4 Hauptstädte, wie es sonst anderwärts vorkam,<sup>2)</sup> war in Westfalen nicht eingetreten.

Die vier Hauptstädte Brilon, Mithen, Geseke und Wert hatten jedoch den Vorzug, daß sie diese Vertretung durch je 4 Abgeordnete, in der Regel jede Stadt durch 2 Bürgermeister und 2 weitere Magistratsmitglieder, unter denen sich meist der Stadtkämmerer befand, ausübten. Die übrigen Städte und die Freieiten waren nur durch je 2 Mitglieder vertreten, durch den Bürgermeister und den Kämmerer. Arndts erörtert in seinem Berichte von 1802 die Frage, ob die Städte auf den Landtagen auch durch andere Bürger ihr Vertretungsrecht ausüben lassen dürften und kommt zu der Auffassung, daß dem im Grunde nichts entgegenstehe. Ja es sei dem gemeinen Wesen nur von Nutzen, wenn die kleineren Städte anstatt ihrer Magistrate, die oft kaum ihren Namen schreiben konnten, besser unterrichtete und unabhängige

<sup>1)</sup> [Arndts] statistische Notizen a. a. O. § 32.

<sup>2)</sup> So in Gelnhausen, in Tülich und Berg. Vgl. u. Below Landtagsakten von Tülich-Berg I S. 20.

Männer schieden.<sup>1)</sup> Das Direktorium im Städtetkollegium führte die Stadt Brilon als die erste Hauptstadt. Auch hier war die Folge davon, daß der Brilonische Stadtschreiber gleichzeitig Protokollführer des Städtetkollegiums wurde, was denn auch noch zu einer weiteren Verknüpfung der Stadt Brilon mit den Angelegenheiten der Städtekurie insofern führte, als die Protokolle der Städtekurie im Archiv der Stadt Brilon niedergelegt und aufbewahrt wurden. Auch das Städtetkollegium besaß 4 Deputierte,<sup>2)</sup> deren Hauptaufgabe es war, die Beschlüsse des städtischen Korpus der Ritterkurie zu übermitteln. Aber diese städtischen Deputierten sind im 18. Jahrhundert nicht aus der Reihe der Städtevertreter gewählt worden, sondern aus den gelehrten Räten der westfälischen Regierung; sie hatten deshalb auch im Städtetkolleg keine beschließende sondern nur eine beratende Stimme. Die Wahl der 4 Deputierten kam so zu stande, daß in jedem Quartier von den Städten und Freiheiten ein Deputierter gewählt wurde.

Die Einberufung der beiden Kurien zum Landtag stand dem Landesherrn zu; das freie Versammlungsrecht war den westfälischen Landständen nicht zugebilligt.<sup>3)</sup> Der einzige Landtag, der ohne landesherrliche Einberufung zusammentrat, der Landtag im Spätherbst 1795, erklärt sich aus der Notlage dieses Kriegsjahres. Der Kurfürst bestätigte die Beschlüsse dieses Landtags und hatte dabei die ungewöhnliche Art des Zusammentritts unerwähnt gelassen. Die Einberufung geschah im Auftrag des Landesherrn meist unter Vermittlung von „Landdrost und Räten“ durch Ausschreiben an die landtagsfähigen Güter, an die Städte und Freiheiten. Der Ort der Versammlung war seit dem 16. Jahrhundert meist Arnsberg; jedoch haben einzelne Landtage auch in anderen Orten Westfalens getagt, so 1582 in Rütthen, 1586 in Geseke, 1600 in Meschede, 1602 in Menden, 1671 in Attendorn, 1733 in Berl, 1735 in Erwitte, aber niemals in der Hessi-

<sup>1)</sup> M. St. A. III, 17 [Arndts] statistische Notizen über die politische und lokale Verfassung des Herzogtums Westfalen 1802, § 32 b, 2.

<sup>2)</sup> Rathje, S. 98, findet sie zum erstenmale auf dem Landtage zu Meschede im Jahre 1600 erwähnt.

<sup>3)</sup> v. Grollmann, Vortrag a. a. O. § 11. Gruner Wallfahrt II, S. 409. Das Gegentheil behauptet: Ründe, über die Erhaltung der öffentlichen Verfassung in den Entschädigungslanden . . . 1805 S. 262.

benz des Landesherrn in Bonn. Zur Anwesenheit des Kurfürsten beim Landtag lag keinerlei Verpflichtung vor, aber wir finden ihn doch des öfteren gleichzeitig in Arnsberg anwesend.<sup>1)</sup> Diese Anwesenheit konnte zufällig sein, da die ergiebige Jagd um Arnsberg genügende Veranlassung zum Aufenthalt daselbst bot. Auch war Arnsberg der gegebene Ruhepunkt auf den Reisen der Kurfürsten von Bonn in ihre Fürstentümer Münster und Paderborn und Klemens August hatte deshalb an Stelle des verfallenen Schlosses ein geräumiges Renaissance-Schloß dort um 1730 bauen lassen, das zur Einklehr lockte.<sup>2)</sup> Indessen mochte in manchen Fällen doch auch die Hoffnung, durch die Anwesenheit in Arnsberg einen Druck auf die Verhandlungen ausüben zu können, bes. Steuerbewilligungen durchzusetzen, bestimmend mitgewirkt haben. Über die Zeit und die Häufigkeit der Wiederkehr des Landtags war rechtlich nichts festgelegt; ein Anspruch auf jährlichen Zusammentritt konnte weder durch ein schriftliches Recht noch durch ein lückenloses Herkommen seitens der Stände begründet werden. Es war ganz in das Ermessen des Landesherrn gestellt, wann er den Landtag einberufen wollte. Da aber die Stände die Steuern nur auf ein Jahr zu bewilligen pflegten, so war es sein eigenes Interesse, jedes Jahr einen Landtag abhalten zu lassen. Und so ist denn auch in der Regel,<sup>3)</sup> von Kriegsjahren und turbulenten Zeiten abgesehen, jedes Jahr ein Landtag ausgeschrieben worden. Von 1795 bis 1800 ist wegen der Kriegszeit kein Landtag gehalten worden; der Kurfürst erhielt daher auch während dieser Zeit keine landständischen Steuern; in dessen sind ihm doch nachträglich die Kammerzieler, zu deren

<sup>1)</sup> So 1587, 1600, 1619, 1652, 1656, 1657, 1660, 1662, 1668, 1664, 1667, 1669, 1695, 1697, 1700, 1726, 1728, 1729, 1732, 1737, 1739, 1741, 1742, 1743, 1749, 1763, 1765, 1766, 1767. Vgl. von Grollmann Vortrag . . . a. a. D. § 3.

<sup>2)</sup> Schon 1762 ist es von den Alliierten unter Herzog Christian von Braunschweig wieder zerstört worden. *Jéaux de Sacroix Geschichte Arnsbergs* S. 441 f.

<sup>3)</sup> In folgenden Jahren sind im landständischen Repertorium nach v. Grollmanns Vortrag a. a. D. § 1 keine Landtage erwähnt 1588—91, 1593, 1598, 1599, 1601, 1603—11, 1613, 1615—18, 1620—26, 1629—38, 1640—47, 1649—51, 1653, 1655, 1659, 1665, 1676, 1679, 1701, 1702, 1714, 1724, 1658—62, 1795—1800.

Zahlung, die Stände reichsrechtlich verpflichtet waren, für jedes Jahr ausbezahlt worden. Meist war der Zeitpunkt des Zusammentritts des Landtags auf Mitte August anberaumt, damit zu Beginn des neuen Rechnungsjahres die Gelbbewilligung geregelt war.

Die Eröffnung des Landtags wurde durch den Landesherrn vorgenommen, oder wenn er nicht anwesend war, in seiner Vertretung durch seine Kommissare. Eine solche kurfürstliche Kommission war bei jedem Landtag anwesend; sie hatte Vollmacht den Landtag zu eröffnen, mit den Ständen zu verhandeln und den Landtag zu schließen. Die Zusammenfassung der Kommission war in das Ermessen des Kurfürsten gestellt; meist verwandte er dazu Räte der westfälischen Regierung und gesellte ihnen noch den einen oder anderen Hofrat oder Kurfürstlichen Rat bei. Daß auch das Kölner Domkapitel durch eine Kommission beim Landtage vertreten sein mußte, ist oben erwähnt.

Der Hauptgegenstand der Landtagsverhandlungen war immer die Steuerbewilligung; daneben konnte der Landesherr durch sog. Landtagspropositionen beliebige Angelegenheiten zur Beratung vorlegen und andererseits konnten auch die Stände Beschwerden und Vorschläge vorbringen.

Das Steuerbewilligungsrecht der Stände war so alt wie ihre politische Stellung überhaupt, es ist ihnen das Recht daher auch nie bestritten worden. Das einzige Mal, wo ein Kurfürst den Versuch machte, dieses Vorrecht der Stände zu ignorieren, mußte er ein Scheitern seiner Ansprüche erleben. Das passierte dem Kurfürst Josef Clemens, der 1696 Kontributionen selbständig ausschrieb, und der sich dafür eine Zurechtweisung seitens des Reichshofrates durch einen Urteilspruch vom 5. Oktober 1702 gefallen lassen mußte.<sup>1)</sup>

— Die Steuerbewilligung mußte auf offenem Landtage geschehen, eine andere Form der Bewilligung war unzulässig.<sup>2)</sup> Man faßte diese Steuerbewilligung auf als eine freiwillige Unterstützung des Herzogs, als ein subsidium charitativum, seit man eingesehen hatte, daß dieser aus den Einkünften

<sup>1)</sup> Runde S. 261. Rathje S. 78.

<sup>2)</sup> Die Quartalsstände weigerten sich 1804 an einer Schatzauschreibung teilzunehmen mit dem Hinweis, daß Schatzauschreibungen nur auf offenem Landtag bewilligt werden könnten. Rathje S. 75.

der Domänen die Landeskosten nicht bestreiten konnte. Die Höhe des subsidium charitativum schwankte zwischen 40 000 und 60 000 Reichstaler; nur ein einziges Mal stieg es auf die ungewöhnliche Höhe von 72 000 Reichstalern.<sup>1)</sup> Dieses Steuerbewilligungsrecht ist nun aber in der Hand der Stände zu einer wirkungsvollen Waffe gegen die landesherrliche Regierung und zu einem mächtigen Werkzeuge zur Wahrung ständischer Sonderrechte geworden. Denn nicht nur hingen meist alle Neuerungen von der Gutwilligkeit der Stände ab, weil sie stets mit neuen Geldkosten verknüpft waren, sondern die Stände machten die Bewilligung abhängig von der Erfüllung ihrer Wünsche und Forderungen; sie schoben die Steuerbewilligung hinaus bis ans Ende des Landtags und übten dadurch einen Druck aus auf alle vorhergehenden Verhandlungspunkte, insbesondere im Interesse der von ihnen vorgebrachten Beschwerden.

Der Gang der Landtagsverhandlungen schrieb getrennte Beratungen nach Kurien vor. Deshalb gab es auch keine Abstimmung nach Stimmenmehrheit der erschienenen Abgeordneten, sondern eine Abstimmung nach Kurien. Da aber bei zwei Kurien die Möglichkeit eines Stimmenmehrheitsbeschlusses nicht vorhanden war, so suchte man durch Kompromisse und Zwischenverhandlungen möglichst einen Ausgleich der Meinungen herbeizuführen. In einem besonderen Konferenzzimmer kamen die schon genannten Deputierten der Kurien zusammen und vermittelten den Ausgleich. Die Städtekurie hatte das besondere Vorrecht, in Geldangelegenheiten das erste Votum abgeben zu dürfen; ihr Beschluß wurde dann der Beratung der Ritter zu Grunde gelegt; sonst war es umgekehrt der Fall. In allen Geldebewilligungssachen mußte Einstimmigkeit der beiden Kurien erzielt werden; wurde diese nicht erreicht, so sollte der niedrigere Anschlag der beiden von einander abweichenden Bewilligungen maßgebend sein. In allen anderen Fragen, in denen keine Stimmeneinheit herbeigeführt werden konnte, gingen die Anträge der beiden Kurien getrennt an den Landesherrn und dieser traf dann die Entscheidung. Dieses Entscheidungsrecht

---

<sup>1)</sup> Runde S. 192. Gruner a. a. O. II. S. 410 nennt 30 000 bis 40 000.

ist ihm allerdings bestritten worden, aber die Stände haben es schließlich geduldet als einziges Mittel die Meinungsverschiedenheiten zu beseitigen.

Merkwürdiger Weise ist die Frage der Mitwirkung der Stände bei der Gesetzgebung nicht ganz geklärt. Dieser wichtige Punkt ist bei den Beurteilern der Westfälischen Verfassung insbesondere bei den zeitgenössischen Gutachtern zu Anfang des 19. Jahrhunderts strittig gewesen. In der Erblandsvereinigung ist ein solches Recht der Stände auf Anteilnahme an der Gesetzgebung nicht ausgesprochen. Einerseits ist aber, und zwar z. T. schon in ältester Zeit, die Befragung und Einwilligung der Stände bei allen wichtigen Landesgesetzen bezeugt. Gerichtsreformen, Polizeiordnung, Münzreform, Forst- und Markenregelung, Wegeerlasse, Kanzleiordnung, Einrichtung der Brandsozietät geschehen nur mit Zustimmung der Stände.<sup>1)</sup> Der Kaiser selbst bestätigt die Ausdehnung des Privilegium de non appellando auf das Herzogtum erst „nachdem nun auch solche landschaftliche Einverständnis nachgetragen worden.“<sup>2)</sup> — Und andererseits sind doch auch immer Gesetze und Verordnungen ohne Erwähnung der Stände erlassen worden.

Wir besitzen ein ausführliches Rechtsgutachten über die Verfassung im Herzogtum Westfalen und speziell auch über diese Frage von Göttinger Rechtslehrer Prof. Justus Friedrich Runde; aber die Darlegungen Runde's, in denen er für das Recht der Stände auf Mitwirkung bei der Gesetzgebung eintritt, sind durchaus nicht unbedingt überzeugend.

Wohl haben die Stände das Recht gehabt zu protestieren, wenn eine landesherrliche Verordnung in ihre Privilegien eingreift und auf dieses Protestrecht gründet sich wiederholt ihr Einspruch und die in Folge dessen nötig gewordene Verhandlung, zur Erlangung ihrer Einwilligung. Das ist die unverkennbare Grundlage ihres Verhaltens in der Frage der Ausdehnung des „illimitierten“ Privilegiums de non appellando auf Westfalen. Der Kurfürst Max Heinrich von Köln hatte sich nach dem Vorgang des Kurfürsten von Mainz im Jahre 1653 ein illimitiertes Privilegium de non appellando

<sup>1)</sup> Runde, S. 50 f.

<sup>2)</sup> Runde, S. 59.



vom Kaiser geben lassen, nachdem er bisher trotz der Goldenen Bulle nur von einem limitierten Privileg, das die Appellationen bei einem Wertobjekt unter 500 G. und seit 1610 bis 1000 Goldgulden verbot, Gebrauch gemacht hatte. Gegen dieses illimitierte Privileg hatten die rheinischen und westfälischen Landstände Widerspruch und Beschwerde beim Reichstage erhoben und es hatte deshalb der Reichshofrat die Entscheidung getroffen, der Kölner Kurfürst solle sich erst mit seinen Landständen ins Einvernehmen setzen, denn es sollten etwa vorhandene Privilegien der Landstände nicht verletzt werden. Erst daraufhin hatte der Kurfürst mit seinen Landständen unterhandelt. Mit den rheinischen Landständen ist 1655, also nach 2 Jahren, ein Einverständnis zustande gekommen, die westfälischen Landstände aber protestierten auf dem Landtag von 1656 dagegen und hielten ihren Widerspruch auch unter den folgenden Kurfürsten aufrecht, bis endlich — es ist dies sehr bezeichnend für den Unterschied der beiden Länder — im Jahre 1786, also nach 130 Jahren, eine Vereinbarung erzielt wurde. Erst nachdem dies geschehen war, hat Kaiser Josef II. im Jahre 1786 „nachdem nun solche landschaftliche Einverständniß nachgetragen war“ das illimitierte Privileg auch für das Herzogtum Westfalen bestätigt. Die Landstände haben bei diese Frage nicht auf ihr Mitwirkungsrecht bei der Gesetzgebung gepocht, sondern ihr ganzer Einspruch rührte daher, daß in der That die faktischen Rechte des Landes durch das beabsichtigte Gesetz stark beeinträchtigt wurden, indem der Instanzzug an die Reichsgerichte abgeschnitten werden sollte.

Ähnlich verhielt es sich auch sonst bei der Stellungnahme der Stände gegen neue Gesetze. Sie haben das „an sich schuldlose Demonstrations- und Petitionsrecht“ gehabt. Das schloß einerseits ihren Einspruch ein gegen wirkliche und vermeintliche Verletzung ihrer Privilegien, anderseits aber ließ es auch ihre Anregung und Bitte um bestimmte Verordnungen zu. Ihre Anträge haben dann oft Veranlassung zu Gesetzen gegeben. Faktisch haben sie demnach vielfach beim Zustandekommen von Gesetzen mitgewirkt; diese Gesetze sind aber nicht auf Grund ihres Mitwirkungsrechtes zustande gekommen. Der Grund, daß sich die Stände überhaupt in dieser Weise beteiligen konnten, lag

in der geringen Einsicht des Landesherrn in die westfälischen Verhältnisse und oft in ihrer Gleichgiltigkeit gegenüber den dortigen Zuständen. Es fehlte ihnen die Landeskenntnis, die sie zur eigenen Initiative auf dem Wege der Gesetzgebung befähigt hätte. Deshalb haben die Stände, die die Mißbräuche besser kannten und mit Hab und Gut interessiert waren, vielfach die Anregung zu Gesetzen gegeben. Ein Unrecht auf unbedingte Teilnahme an der Gesetzgebung ist dadurch nicht begründet worden, was schon daraus hervorgeht, daß auch Anträge der Stände sowohl auf Einführung von Verordnungen als auf Zurückziehung von Gesetzeserlassen erfolglos geblieben sind.

Auf dem Landtag werden die gemeinsamen Beamten der Stände erwählt und angestellt, nämlich von jeder Kurie ein Syndikus, der als juristischer Berater und Sachwalter seiner Kurie besonders in Prozessen der einen Kurie gegen die andere fungierte; ferner die *advocati patriae*,<sup>1)</sup> Rechtsbeistände der Landstände, vielleicht in Prozessen der Gesamtstände gegen den Landesherrn; die schon genannten Deputierten jeder Kurie; ein landständischer Archivar, der das Ständearchiv verwalten sollte; ein adeliger Landeshauptmann, über dessen militärische Aufgaben wenig bekannt ist; ein Landtrompeter; der Landpfennigmeister<sup>2)</sup> gleichbedeutend mit Generaleinnehmer; die Schatzrezeptoren, die die Steuern auf dem platten Lande einzutreiben hatten; ein Botenmeister und Woten.

Der Landtag war für den Landesherrn mit nicht unerheblichen Kosten verknüpft, denn er mußte die Landtagsdiäten der Abgeordneten bezahlen. Jeder adelige Abgeordnete erhielt 4, jeder städtische Vertreter 3 Königstaler, der Landdrost 6 Königstaler pro Tag. Dabei hatte sich der Mißbrauch eingeschlichen, daß ein Tag der Anwesenheit genügte, um die Diäten für die ganze Dauer des Landtages

<sup>1)</sup> v. Spiegel, *Promemoria* . . . a. a. D. Abschn. II § 8 nennt 2 *advocati patriae*; Runde S. 92 f. spricht von den *advocati patriae*. Es ist mir unersichtlich, wie Rathje S. 103 unter Berufung auf diese Stelle Runde's von der Forderung nur eines *advocatus patriae* reden kann. Seine Vermutung, daß die *advocati patriae* keine ständigen Beamten waren, ist ansprechend.

<sup>2)</sup> Über ihn siehe weiter unten.

zu erhalten. Ein Zwang zum Erscheinen<sup>1)</sup> scheint nicht bestanden zu haben. Mit Recht macht 1803 v. Grollmann in seinem Vortrag über die Landstände vor der Organisationskommission der Hessen, darauf aufmerksam, es sei doch ein Widerspruch, Arnberger Landtagsdiäten zu beziehen und gleichzeitig die Leipziger Messe zu besuchen. Außerdem war es Herkommen, daß der Kurfürst während der ganzen Dauer des Landtags Landtagstafel halten ließ, an der freilich aus Mangel an Raum nicht alle täglich teilnehmen konnten. Immerhin stiegen auf diese Weise die Kosten des Landtags auf 8—10000 Rtlr., die von dem ersten Quartal der Steuererhebung wieder abgehalten wurden, so daß der Reinertrag dieses ersten Quartals für den Landesherren oft sehr gering ausfiel.

Die Landstände haben von den ihnen durch die Erblandeinsingung zustehenden besonderen Rechten: daß der Kurfürst ohne ihre Einwilligung kein Land und Gut in Westfalen veräußern oder verpfänden, daß er keinen Krieg anfangen und Bündnisse schließen oder alte Bündnisse lösen dürfe ohne der Stände Zustimmung, daß die Mitglieder des Bonner Hofrates erzstiftige Untertanen sein sollten, zunächst dieses letztere Indigenatsrecht, das ursprünglich sich nur auf den Hofrat bezog, zu erweitern verstanden, indem sich die westfälischen Stände 1662 von Max Heinrich das Privilegium erteilen ließen, daß alle Ämter und Landesstellen fortan mit Eingeborenen Westfalen und Angehörigen der Landesreligion besetzt werden sollten.<sup>2)</sup> Eine Ausnahme wurde nur insofern ermöglicht, daß die Landstände einzelnen Landfremden das Indigenatsrecht erteilen konnten.

Eine andere Erweiterung ihrer Befugnisse erlangten die Stände im Anschluß an ihr Steuerbewilligungsrecht, nämlich das Recht, die Landessteuern selbst zu erheben und die Steuerkasse als Landeskasse zu verwalten, beides unter landes-

<sup>1)</sup> Daß während des Landtags Ständemitglieder abreisten, hat v. Below (Landtagsaltan I S. 38) auch für Jülich-Berg nachgewiesen.

<sup>2)</sup> 1662 Aug. 23. Vgl. Scotti I Nr. 105 S. 290. Dieses Privilegium wurde bestätigt vom Kurfürsten Max Heinrich am 12. Mai 1682, vom Kurfürsten Josef Klemens am 10. Sept. 1695, von Klemens August am 8. August 1724, von Max Friedrich am 21. Sept. 1763 und von Max Franz am 22. Aug. 1784.

herrlicher Mitwirkung. Die vom Landtag bewilligten Steuern wurden von Landdrost und Räten und den Ständen gemeinsam ausgeschrieben, die Stände waren nicht befugt, eine Steuer ohne Genehmigung des Landesherrn zu erheben. Die Steuerrechnungen wurden deshalb auch unter Mitaufsicht von Landdrost und Räten aufgestellt und geprüft.<sup>1)</sup>

Die Landstände hatten das Beschwerderecht und sie machten davon auch einen ausgiebigen Gebrauch. Kaum ein Landtag verging, ohne daß Gravamina vorgebracht wurden.

Wie in den meisten anderen Territorien haben auch im Herzogtum Westfalen noch neben dem Landtag ständische Ausschüsse bestanden. So gab es einen Ausschuß, die Quartalsstände genannt, der 1643 eingesetzt wurde und 1657 seine endgiltige Organisation empfing.<sup>2)</sup> Dieser Ausschuß entsprang aber nicht dem Wunsche des Landesherrn, nur mit wenigen zu verhandeln und dadurch vom Landtag unabhängiger zu werden,<sup>3)</sup> sondern er ist von den Ständen selbst ins Leben gerufen worden aus dem Bedürfnis der Rechnungskontrolle. Diese Quartalsstände kamen in sog. Quartalkonventionen, jedes Vierteljahr einmal, am 7. Januar, 7. April, 7. Juli und 7. Oktober, und seit der im Jahre 1800 mit landesherrlicher Erlaubnis erfolgten Umwandlung in Semestralkonventionen, jedes Jahr zweimal, im Juni und Oktober, mit Landdrost und Räten und den Amtsdrosten zu Tagungen zusammen, auf denen die laufenden Geschäfte erledigt wurden.<sup>4)</sup> Die Quartalsstände bestanden aus 4 Vertretern der Ritterschaft und 4 städtischen Deputierten der Hauptstädte, die nicht nach Ständen sondern nach Stimmenzahl abstimmten. Ihre Aufgaben waren hauptsächlich: 1. die Rechnungen der Landpfennigmeisterei zu prüfen,

<sup>1)</sup> Arndts schreibt in seinem Bericht: nach allgemeinem Staatsrecht stehe dem Landesherrn das Recht zu, die Rechnungen einzusehen und darüber Vorschriften zu geben; so sei es auch im Herzogtum Westfalen, „wiewohl einige es gegen den Landesherrn behaupten wollen“.

<sup>2)</sup> Über Vorstadien Vgl. [v. Nagel] synchronistische und rechtliche Zusammenstellung der wichtigsten Dokumente und Urkundenstücke, welche die Verfassung des Herzogtums Westfalen ausmachen. S. 43 f. Rathje S. 67 und 84.

<sup>3)</sup> Vgl. v. Below, Territorium und Stadt, S. 226 f.

<sup>4)</sup> Der Rec. perp. conc. ist auffallender Weise nicht auf einem Landtag, sondern auf einer Quartalkonvention zum Abschluß gekommen.

2. die Anordnungen zwecks geregelter Steuererhebung auf dem platten Lande zu treffen und die nötigen Vorkehrungen zu veranlassen, um Steuerrückstände beizutreiben und 3. dafür zu sorgen, daß die Landtagsbeschlüsse ausgeführt wurden, eventuell den Landesherrn durch erneute Anträge an die gravamina der Landstände zu erinnern und seine raschere Entschließung herbeizuführen. Seit der Umwandlung in Semesterkonventionen beschäftigte sich eine Tagung im Juni mit dem Abhören der Rechnungen des Landpfennigmeisters, während eine Oktoberversammlung die Termine der Schatzungen bestimmte.

Es war kein Vorteil für die Erledigung der Geschäfte, daß die Quartalkonventionen in Semestralkonventionen verändert wurden; für die Eintreibung der Steuerrückstände wäre im Gegenteil eine häufigere Mahnung und Kontrolle durch eine stets zusammenbleibende Kommission von Nutzen gewesen, denn die Kassenbeaufsichtigung durch die Quartallstände war mehr wie mangelhaft.<sup>1)</sup> Unsere Berichte sprechen von „Abhören“ der Rechnungen. Es geht daraus unzweideutig hervor, daß das Verfahren der Rechnungsprüfung ein ähnliches gewesen sein muß, wie im kölnischen Erzstift. Die einzelnen Posten wurden der Reihe nach vom Landdrost vorgelesen, wobei sich eine genaue Übersicht nicht gewinnen ließ. Zu jeder Anweisung wurde die dazugehörige Quittung von dem ältesten adeligen Deputierten verlesen, und wenn Anweisung und Quittung miteinander stimmten, war der Posten gerechtfertigt. Eine derartige Rechnungsprüfung war gar nicht in der Lage, Vorschläge zu machen, wie Ersparnisse zu erzielen oder eine bessere Verteilung von Ein- und Ausgaben vorzunehmen sei. Es sind deshalb auch nur sehr selten von den Quartalkonventionen Ausstellungen an den Rechnungen gemacht worden.

Außer dem Ausschuß der Quartallstände gab es noch einen beständigen Zwölfer-Ausschuß, der durch die 1590 erneuerte Erblandsvereinigung in Artikel 23<sup>2)</sup> vorgesehen war. Dieser Ausschuß bestand aus zwei westfälischen Räten, die das Domkapitel ernannte, aus fünf Mitgliedern der Ritterkurie und

<sup>1)</sup> Gruner, *Meine Wallfahrt* II S. 409.

<sup>2)</sup> f. o. S. 101.

fünf Vertretern der Städte nämlich aus Brilon, Rütten, Gesecke, Werl und Arnsherg. Da dieser Ausschuß dem Rufe des Domkapitels gewärtig sein mußte, so haben die Kommissare des Domkapitels auf den Landtagen die Aufgabe gehabt, sich zu überzeugen, ob noch alle Mitglieder am Leben waren, und sie mußten eventuel Neuwahlen vornehmen lassen. Eine große Rolle hat dieser Ausschuß nicht gespielt.

Die verfassungsmäßigen Rechte der westf. Landstände, wie wir sie bisher kennen gelernt haben, waren nicht gering; sie waren aber auch nicht derart weitgehend, daß sie in Willkür ausgeartet wären. Im allgemeinen ist die Einrichtung der westf. Landstände von den Zeitgenossen als eine günstige gerühmt worden, selbst von solchen Männern, die im Grunde eine wirksamere Ausgestaltung der Regierungsgewalt des Landesherrn wünschten. Die Verbindung der landesherrlichen Beamtenstellen mit den ständischen Elementen hat viel dazu beigetragen, daß die landständische Verfassung so lange Bestand in Westfalen gehabt hat; sie hat aber auch verhütet, daß eine landfremde Regierung in Bonn allzuviel Schaden durch Rässigkeit und Unkenntnis anrichten konnte. In der landständischen Verfassung steckte ein gutes Stück altgermanischer Freiheit; hier betätigte sich der geschichtliche Drang nach Selbstverwaltung, das den Germanen innewohnende Streben nach Teilnahme an der Regierung. Wir wissen, daß gerade in der westfälischen und rheinischen landständischen Verfassung kein geringerer als der Freiherr vom Stein diesen Geist der germanischen Freiheit kennen und schätzen gelernt hat.

Natürlich hat die westfälische landständische Verfassung anderseits dieselben Schattenseiten gehabt, wie alle ständischen Verfassungen. Zwischen den beiden Kurien Ritterschaft und Städte gab es häufig Reibereien und Interessenspaltungen, innerhalb ein und derselben Kurie oft Sonderinteressen und Meinungsverschiedenheiten, die nicht der Rücksicht auf den Vorteil des Landes entsprangen sondern egoistischen Motiven. Häufig hat bei den schließlichen Entscheidungen List über Recht gesiegt, zur Überrumpelung und Übervorteilung der Gegenpartei scheute man nicht vor bedenklichen Manipulationen zurück. Eintracht und Gemeinfinn war stets nur da am stärksten in die Erscheinung getreten, wo es sich um Proteste

gegen den Landesherrn und seine Regierung handelte. Der Hauptnachteil auch der westfälischen landständischen Verfassung lag aber in der Unterdrückung der Interessen der nicht im Landtage vertretenen Stände, besonders in der Vernachlässigung und Niederhaltung des Bauernstandes.

### 3. Das Finanzwesen.

Die landständische Verfassung führte in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens zu einem Dualismus, der so recht eigentlich die charakteristische Eigenart des alten Territorialstaates ist. Dieser Dualismus: Die Landesherr, die Landstände! zeigt sich am ausgeprägtesten im Finanzwesen. Einheit des Rassenwesens kennt man nicht; einer landesherrlichen Klasse steht eine landständische Klasse gegenüber; jede dieser Klassen hat ihre eigene Verwaltung.

Für die eigentlichen alten landesherrlichen Einkünfte aus dem Herzogtum gab es eine besondere zentrale Behörde, die kurfürstliche Hofkammer zu Bonn. Es war dies keine spezielle Hofkammer nur für Westfalen, sondern die allgemeine Hofkammer für das gesamte Kurfürstentum. Als die kurfürstlichen Behörden 1794 aus Bonn vor den Franzosen flüchten mußten, wurde ein Ausschuß der Hofkammer in das Herzogtum selbst, nach Brilon, gelegt und an seine Spitze als Präsident der Freiherr v. Spiegel zu Cannstein, „ein Mann von vielen Einsichten und ausgebreiteter Geschäftskennntnis“<sup>1)</sup> gestellt. Das war für die Verwaltung der Kammereinkünfte im Herzogtum von unschätzbarem Werte, denn die Hofkammerräte in Bonn hatten in Westfalen viel zu wenig Landeskenntnis besessen, als daß ihre Verwaltung eine ersprießliche gewesen wäre.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> [Arndts] statistische Notizen . . . 1802 § 31.

<sup>2)</sup> Spiegel berichtet hierüber 1784: Der Kurfürst werde bei Antritt seiner Regierung wahrnehmen, „daß keiner aus dem corpus der Hofkammerräte zu Bonn die geringste Kenntnis von Cameralwissenschaften hat; kaum kennen sie den Namen davon. Zu dieser allgemeinen Unwissenheit tritt noch bei ihnen eine Lokal-Unwissenheit von hiesigen Landes- Umständen ein, und dennoch regieren selbige das hiesige Kameralwesen, verpachten die Güter und Pachten alle 12 Jahr“. Vergl. Promemoria des Landdrosten Spiegel zum Desenberg über den Zustand des Herzogtums Westfalen 1784. Absch. III, Cap. 1, § 2, Münster St.-A. III 13a.

Dieser Oberbehörde waren in Westfalen an lokalen Domänenämtern unterstellt: a. die alte Oberkellnerei zu Arnsberg, b. die Kellnereien zu Bielefeld, Balve und Anröchte, c. die westfälischen Forst- und Bergämter und d. das Salz- und Zollamt zu Werl und Minden.

Die landesherrlichen Einkünfte selbst setzten sich zusammen aus dem Ertrage von liegenden Gütern, aus Pächten, Zehnten von Eisen, Kupfer, Erzen, vom Salze, aus Zöllen und Forstabgaben; dazu kamen noch Dienste gewisser Bauern, sofern diese als Einkünfte gerechnet werden können, und vor allem der Schatz.

Die Domänenländereien bestanden einerseits aus „freideligen Gütern“, die von den Kurfürsten angekauft waren, und zu denen z. T. beträchtlicher Wald und sonstige Gerechtsame gehörten, anderseits aus sog. Kammerhöfen. Sie sollten in der Form von Gewinnsgütern alle 12 Jahre meistbietend verpachtet werden, aber es war doch vielfach eine faktische Erbpacht eingetreten, indem die Pächter und ihre Kinder, solange sie ihren Verpflichtungen nachkamen, nicht entsetzt zu werden pflegten. In Fällen der Neuverpachtung durch die Hofkammerräte in Bonn scheinen Unregelmäßigkeiten vorgekommen zu sein,<sup>1)</sup> deßhalb trat der Landdrost v. Spiegel 1784 für die Erbpacht ein oder für Parzellierung und Verpachtung an die Nachbarn also nicht an die Meistbietenden. Die Pächte selbst wurden in natura erhoben, sie schwankten daher je nach dem Ertrage; ein besonders dafür besoldeter Empfänger nahm sie entgegen oder der Bauer mußte sie

---

<sup>1)</sup> Promemoria des Landdrosten Spiegel . . . 1784, I. c. Abschn. III, 1 § 3. Es sei bei der Verpachtung an den Meistbietenden zwar die Pacht erhöht worden, aber das sei nur Schein; denn jedesmal, wenn ein Pächter bei der Hofkammer in Bonn wegen der Pacht vorstellig wurde, sei ihm ein Nachlaß von seiner Pacht bewilligt worden. „Und da die Leute wissen, welche Mittel zur Erreichung dieses Zweckes nötig sind, so melden sie sich auch jederzeit.“ Die Erbpacht sei in jeder Hinsicht das Beste; wenn man sie aber nicht wolle, dann müßten die Güter parzellenweise an die Einwohner des Ortes, wo das Kammergut gelegen ist, verpachtet werden. Bei derartigen Verpachten sei oft bis doppelt soviel zu erzielen von dem was sie sonst getragen haben; auch würde dadurch ein besonderer Einnehmer gespart.



mühsam in die Oertellnerei zu Arnsberg bringen, was bedeutende Kosten und Zeitaufwand erforderte.<sup>1)</sup>

Zu den liegenden Gütern des Landesherrn sind auch mehrere Kammermühlen zu rechnen, die zum Teil in Erbpacht verliehen waren. Nicht zu verwechseln damit sind die Einkünfte aus dem landesherrlichen Mühlenregal. Überhaupt zog der Kurfürst aus den Regalien beträchtliche Einnahmen; besonders ertragreich war das Bergregal, da viel Bergbau im Lande Westfalen vorhanden war. Gegen Abgabe des zehnten Fuders konnte jeder ein Bergwerk betreiben; diese Zehnten wurden jedoch nicht mehr in den Naturalien entrichtet, sondern sie waren gegen bares Geld verpachtet. Auch vom geschmolzenen Metall erhielt der Landesherr den Zehnten, ebenso von der einen Hälfte der Salzfiedereien in Werl; von der andern Hälfte und von dem sog. „Neuwerk“ bekam er sogar den Fünftel, während er jedoch von den Salinen auf der Hoppe und denen in Westernkotten nichts bezog. Der Landdrost v. Spiegel schätzte die Kammer-einnahmen aus den „Salzzehnten“ auf 5000 Reichstaler.<sup>2)</sup>

Für die Einkünfte aus dem Zollregal war in Menden ein Zollamt errichtet, von dem aus die einzelnen Zollstätten verpachtet wurden. Bis 1790 befanden sich die Zollstationen mitten im Herzogtum, nämlich an den Grenzen der ehemaligen Grafschaft Arnsberg, wo sie sich schon vor der Vereinigung der Grafschaft mit dem Herzogtum befunden hatten.<sup>3)</sup> Erst Max Franz hatte die Zölle an die Grenzen des Herzogtums gelegt. Ohne Widerspruch war die Verlegung des Zolls übrigens nicht erreicht worden; die Edelleute in der Lippegegend haben Klage dagegen erhoben, die bis zum Reichsgericht gegangen ist; sie waren ja, da früher in dieser Gegend kein Zoll erhoben worden, durch die Verlegung benachteiligt. Bis zu seiner Regierung befand sich das Zollwesen

<sup>1)</sup> „Da es aber ein Haupterfordernis der Finanzwissenschaft ist, die Einkünfte so bestimmt als möglich zu machen, um die Auskünfte darnach einrichten zu können“, so wäre es besser auf eine Anzahl Jahre die Pächte, dort wo sie erhoben werden, dem Meistbietenden zu übertragen, „was auch hin und wieder geschieht“. Spiegel a. a. D.

<sup>2)</sup> Promemoria Spiegels a. a. D. Abschn. III, 1 § 6. Vergl. auch Mehler, Gesch. d. Stadt Werl, S. 109 f.

<sup>3)</sup> Es bedarf noch der Aufhellung, ob sie dort von Seiten des Herzogtums erhoben wurden oder von Seiten der Grafschaft.

überhaupt in unbeschreiblicher Unordnung; die Zolleinnehmer hatten keinen Tarif, es war ihnen nur bei der Verpachtung gesagt worden, was an Waren ein- und ausgehe, bezahle Zoll. An eine Unterscheidung der Produkte in der Verzollung war nicht gedacht worden und es hatte somit der Zoll nicht im geringsten die Aufgabe der Beeinflussung des Handels im Sinne einer wohlwollenden Handelspolitik gehabt. Max Franz traf auch hierin gründlich Remedur, indem er nach Verhandlungen mit den westfälischen Landständen eine ausführliche Zollordnung erließ.

Weitere Einnahmen bezog der Kurfürst aus den Forsten und Jagden, sowie aus den Abgaben der Judenschaft. Allerdings war es mit dem Ertrage der landesherrlichen Waldungen bis auf Max Franz schlecht bestellt; das Forstamt in Hirschberg scheint seine Pflicht nicht sonderlich erfüllt und seine wesentliche Aufgabe in der Verhängung von Strafgeldern gesehen zu haben. Was schließlich die Geleitsgelber der Juden betrifft, so konnte sie der Kurfürst nicht durch unbegrenzte Vergleitung von Juden steigern; er war an die Zahl von 107 Judenfamilien im Herzogtum gebunden.<sup>1)</sup> Die Landstände beanspruchten das Recht, darüber zu wachen, daß der Landesherr nicht mehr als 107 Judenfamilien im Herzogtum „vergleitete“. Immerhin trugen Geleitsregal, Judentribut und die sonstigen jüdischen Abgaben<sup>2)</sup> noch ein Erhebliches ein.

Auch Dienste standen dem Kurfürst-Herzog als dem Rechtsnachfolger des Grafen von Arnberg von den Bauern dieser Grafschaft zu. Aber er hatte in sofern keinen Vorteil davon als die Kammerbeamten diese Dienste für sich aus-

---

<sup>1)</sup> Außerdem war das landesherrliche Judenregal noch dadurch beschränkt, daß auch dem Domkapitel und einigen dazu berechtigten Unterherrschaften der Judenschutz zustand. Vgl. Scotti Provinzialgesetze: Kurfürstentum Köln I Nr. 50, 79, 244. Selbst Städte und Gemeinden haben in Westfalen „zum Nachteil des landesherrlichen Regals“ Juden angenommen und ihnen Geleitsbriefe ausgestellt. Vgl. Scotti a. a. O. Nr. 505, vom Jahre 1747.

<sup>2)</sup> Über die Steuern der Juden im Territorium Münster, vergl. C. Rixen Geschichte und Organisation der Juden im ehemaligen Stifte Münster, Münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung N. F. 8, S. 58 f.

nugten;<sup>1)</sup> auch waren die Dienste zweifelhafter Natur, weil die Bauern oft von weiter Entfernung mit ermüdetem Zugvieh in Arnsherg oder Hirschberg, wo die Dienste geleistet werden sollten, ankamen. Der Landdrost v. Spiegel hatte deshalb vorgeschlagen, daß diese Dienste „unter Einschränkungen, die die Lokalamstände forderten,“ in Geld umgekehrt werden müßten und er hatte zu diesem Zwecke schon unter dem Kurfürsten Max Friedrich einen ausführlichen Plan eingereicht.

Die wichtigste landesherrliche Einnahme war längst der Schatz, eine pflichtmäßige Bede, die schon früh fixiert ist und die von den schatzpflichtigen Leuten als öffentliche Abgabe zu entrichten war. Frei von der Schatzpflicht waren die Geistlichen und die Ritter.

Die Steuerfreiheit des Ritterstandes war ursprünglich in erster Linie als Entgelt für den Kriegsdienst mit Ross und Reißigen begründet worden. Als der Ritterdienst für die Kriegsführung mehr und mehr entbehrlich wurde, ist die Steuerfreiheit damit gerechtfertigt worden, daß der Ritter gestattet habe, daß vom verpachteten Land der darauffitzende Bauer Steuern bezahle; der Staat habe also die von diesem Pachtgut gezahlten Steuern, dem die Erlaubnis erteilenden Eigentümer, dem Ritter, nicht dem zahlenden Bauer zu danken. Dieser eigentümliche Standpunkt ist in staatsrechtlichen Auseinandersetzungen öfters vertreten worden und er hatte in der That auch eine praktische Wirkung, insofern als gerade wegen der Steuern die Pacht nicht erhöht werden durfte. Es wird sogar gemeldet, die Ritter hätten zuweilen auf die Pacht verzichtet, damit der Pächter seine Steuern zahlen konnte,<sup>2)</sup> was indessen der lokalen Nachprüfung bedarf. Jedenfalls kam es der Steuerkraft der Pächter zu Gute, daß die Erbschaft des Besitzes ihnen zugebilligt wurde gegen eine geringe, nicht erhöhbare Entschädigung. Die Steuerfähigkeit des Pächters wird in einem Landtagsbeschlusse vom

<sup>1)</sup> Dieser Mißstand ist auch anderwärts beobachtet worden. v. Below spricht mit Bezug darauf bezüglich der Amtsleute in Süllich-Berg von einer wahren Pachtawirtschaft. Landtagsakten S. 118 und 153.

<sup>2)</sup> Köster, Etwas über die Verfassung des Herzogtums Engern und Westfalen 1802 S. 26.

23. Nov. 1716<sup>1)</sup> geradezu als Grund angegeben dafür, daß die Pacht ohne erhebliche Ursache nicht erhöht werden dürfte. Und eine Verordnung von 1782 hat den Gutsherrn nochmals eingeschärft, die Pächte ihrer Kolonen nicht zu erhöhen, „damit die Untertanen zu Abtragung gemeiner Landes-Lasten nicht außer Stand gesetzt werden“.<sup>2)</sup> Die Anschauung, daß der Bauer eigentlich die Steuer des Ritters bezahlte, liegt auch offenbar dem Erlaß des Kurfürsten Max Friedrich vom 9. Mai 1766<sup>3)</sup> zu Grunde, wonach der Ritter von seinen Bauern nicht eher seine jährlichen Pächte beitreiben durfte, als bis der Bauer seine Steuern gezahlt hatte. Insofern hat wenigstens mittelbar der Ritterstand das Steuerwesen unterstützen müssen.

Im übrigen war es allgemeiner Gebrauch, daß nicht der Eigentümer eines schatzpflichtigen Gutes, sondern der Inhaber den Schatz bezahlen mußte. Es wird also im Einzelfalle festzustellen sein, ob der Pächter nicht an sich schatzpflichtiges Gut gepachtet hatte, das aus ritterlichen Neuerwerbungen stammte oder ob er altes schatzfreies Gut in Pacht erhalten hatte. Es war sehr die Frage, ob bei neuen Erwerbungen den Rittern Schatzfreiheit zugebilligt werden sollte. Wiederholt ist es deshalb zwischen den Städten und der Ritterschaft zu Differenzen wegen der Auslegung der ritterlichen Schatzfreiheit gekommen. Die Städte wollten wenigstens durchsetzen, daß die Steuerfreiheit nur auf altadeligen Ritterbesitz beschränkt werden solle, während neue Landerwerbungen des Adels zu besteuern sei. Sie erreichten nun zwar dieses Zugeständnis nicht und mußten in einem Vertrag mit dem Ritterstande, dem *Recessus perpetuae*

<sup>1)</sup> Kunde a. a. D. Anlagen Nr. 4 S. 14 f. Scotti a. a. D. I Nr. 89 S. 259.

<sup>2)</sup> Auch anderwärts ist über die Ausdehnung der Schatzfreiheit der Ritterbürtigen gestritten worden. Vgl. v. Below, die landständische Verfassung in Jülich und Berg. Buchausgabe der in der Ztschr. des bergischen Geschichtsvereins erschienenen Aufsätze III, 1 S. 16 f. H. Weis, Staatssteuern von Kurtrier im Mittelalter S. 23 f.; v. Below, Landtagsakten von Jülich-Berg I S. 150.

<sup>3)</sup> Sommer, Rechtsverhältnisse der Bauerngüter in Westfalen S. 245 erwähnt die Behauptung des westfälischen Adels, daß er in schlechten Zeiten oft an seiner Pacht Verluste erleide wegen der Steuer seiner Meier.

concordiae<sup>1)</sup> vom 4. Sept. 1654 dessen Steuerfreiheit anerkennen, aber sie erlangten für sich wenigstens, daß ihr Steueranschlag ermäßigt und auf den für immer feststehenden Schatzungskontingent von 1400 Königstaler = 1555 Reichstaler und 30 Schillinge für die Städte und 313 Rgstlr. = 347 Reichstaler 42 Schilling für die Freiheiten herabgesetzt wurde.<sup>2)</sup> Diese Ermäßigung war damals sehr wohl begründet in den vielfachen Plünderungen und Heimsuchungen, die die Städte im 30jährigen Kriege erlitten hatten. Aber es war doch immerhin bezeichnend für die egoistische Politik der Stände, wenn wir hier sehen, wie die Städte ihren Widerspruch aufgeben, weil sie einen privaten Vorteil erringen, während der Bauerstand die Kosten zahlen mußte.

Die an sich schon ungleich verteilte Steuer war durch den Recessus perpetuae concordiae noch mehr zu Ungunsten des Bauernstandes verschoben worden. Die gewöhnliche Schätzung war auf 9145 $\frac{1}{2}$  Königstaler = 10161 Reichstaler 36 Schilling normiert, von denen die Bauern allein 7432 $\frac{1}{2}$  Königstaler = 8258 Reichstaler 18 Schilling aufzubringen hatten. Eine solche Schätzung wurde nun aber mehrmals, etwa 10mal im Jahre, im Jahre 1766 sogar 12 mal, gegen Ende des 18. Jahrhunderts 8 mal im Jahre erhoben. Da läßt sich leicht ermessen, wie schwer der Bauernstand von der Steuerlast betroffen wurde. Nun scheinen aber gleich bei der Veranlagung zu dieser Steuer Dinge vorgekommen sein, die eine ungleiche Verteilung der Lasten unter den Bauern selbst zur Folge hatten. Steuereinheit war der Morgen. Die Steuer wurde ganz äußerlich nach der Anzahl der Morgen, die ein Bauer besaß, bemessen. Dabei wurde keine Rücksicht auf bessere oder schlechtere Lage des Morgens,<sup>3)</sup> reicheren oder geringeren Ertrag genommen;

<sup>1)</sup> Köster a. a. D. S. 29.

<sup>2)</sup> Scotti I 2, Nr. 615. Köster a. a. D. S. 28.

<sup>3)</sup> Für Jülich-Berg ist schon zum 16. Jahrh. eine gewisse Pönitierung zu Steuerzwecken nachgewiesen. Vgl. v. Below Geschichte der direkten Staatssteuern von Jülich-Berg. Ztschr. des Berg. Gesch.-Ver. Bd. 28 1892 S. 25, Bd. 28 S. 31. Auch sonst scheint der Wert des zu besteuern den Landes berücksichtigt worden zu sein. Vgl. Korrespondenzbl. der Westdeutschen Ztschr. I S. 22.

auch die darauf ruhenden Belastungen,<sup>1)</sup> privatrechtliche Abgaben, Pächte u. dergl. wurden nicht berücksichtigt; es wurde rein schematisch die Vermessung vorgenommen und jeder Morgen wie der andere besteuert. Ob außerdem noch dabei Unregelmäßigkeiten derart mit unterlaufen sind, daß der Landdrost v. Landsberg, unter dem die Veranlagung begonnen worden, und sein Nachfolger v. Fürstenberg, unter dem sie vollendet ist, ihre Kolonen bei der Berechnung der schatzpflichtigen Morgenzahl einseitig begünstigt hätten, das läßt sich nicht mehr nachweisen; jedenfalls ist es auffallend, daß der Landdrost v. Spiegel in einer offiziellen Eingabe an den Kurfürsten Max Franz diese Behauptung ausspricht und sich dabei auf die Aussagen der Kundigten im Lande beruft. Eine unbillige Ungleichheit der Belastung der Bauern hat jedenfalls existiert. Deshalb hatte auch v. Spiegel auf dem Landtag des Jahres 1779 eine neue Vermessung des bäuerlichen Grundbesitzes vorgeschlagen und der Landtag hat auch einen dahinzielenden Beschluß gefaßt. Allein enttäuscht berichtet Spiegel über den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit: „Diejenigen, deren Interesse es fordert, dies Geschäft ins Stocken geraten zu machen, suchten durch Rabalen die Art der Vermessung so schwierig zu machen, daß es bisher ein Wunsch gutgejunter Bürger geblieben ist.“<sup>2)</sup>

Der durch den Recessus perpetuae concordiae geordnete gewöhnliche Schatz sollte dazu dienen, die pflichtmäßigen Beiträge des Herzogtums für die Reichs- und Kriegsteuern zu decken sowie die Ausgaben für die Landesverteidigung und die Kosten für die Kreistagsgesandten zu bestreiten. Eifersüchtig machten die Landstände darüber, daß andere notwendige Ausgaben nicht auf diese sog. Ordinari-Schatzung übernommen würden. Und umgekehrt wehrten sie sich sehr dagegen, wenn bei Vermehrung der Reichsteuern, also bei Erhöhung der Römerrnate die kurfürstliche Regierung eine Extra-Schatzung vom Lande forderte. Schon im Recessum perpetuae concordiae waren auch außerordentliche Steuern vorgesehen, an denen sich auch die sonst

<sup>1)</sup> Es scheint dies das Regelmäßige gewesen zu sein, daß die Grundstücke ohne Rücksicht auf etwaige Hypotheken besteuert wurden. Vgl. v. Below a. a. O. S. 19.

<sup>2)</sup> Promemoria v. Spiegel a. a. O.

steuerfreie Mitterschaft und die Besitzer adeliger Güter freiwillig zu beteiligen versprochen hatten. Es war nun stets Gegenstand der Verhandlung auf den Landtagen, ob eine notwendige Ausgabe in den Bereich der ordentlichen Steuern gehörte oder durch außerordentliche Schätzung aufgebracht werden sollte; naturgemäß waren die Städte dann meist für eine außerordentliche Steuer, die Ritter dagegen, wenn irgend angängig für gänzliche oder doch teilweise Deckung mittels der ordentlichen Steuer.

Neben den Schatz trat das oben genannte subsidium charitativum, dessen Ertrag mehr der eigenen Landesverwaltung zu Gute kommen sollte.

Daß die Landstände die von ihnen beschlossene landständische Steuer selbst in Empfang nahmen, kontrollierten und verwalteten, ist schon gesagt; der Beamte, der in ihrem Dienste diesen Verpflichtungen oblag, war der Landpfennigmeister.<sup>1)</sup> Es war nun wiederholt bestimmt worden, daß der Landpfennigmeister in keinem anderen Dienstverhältnis stehen sollte und von keinem andern Herrn, auch vom Kurfürsten nicht, Gehalt beziehen dürfe; aber trotzdem bezog er in der Regel vom Kurfürsten eine Besoldung von 200 Rtl. Ja, als einmal ein Kurfürst, Klemens August, sich auf den Boden des Rechtes stellen wollte, und dem Landpfennigmeister unter Hinweis auf die Vorschriften der Landstände die Auszahlung eines Gehaltes verweigerte, da mußte er es erleben, daß er auf Widerstand stieß, so daß er sich schließlich dazu bequemen mußte, erst 100 Rtlr. und dann auch wieder seit 1741 200 Rtlr. als jährliches Gehalt dem Landpfennigmeister zukommen zu lassen. Auch Hofstetler wie kurfürstlicher Hofrat oder Hofkammerrat wurden den Landpfennigmeistern verliehen, gewiß auch ein Zeichen ihrer Beziehungen zu dem Landesherrn. Diese bestanden im Grunde nur darin, daß der Landpfennigmeister das subsidium charitativum nach Bonn zu bringen und an die kurfürstliche Regierung abzuliefern hatte. Der Kurfürst durfte keine Zahlungsbefehle an ihn erlassen und keine Anweisungen an seine Kasse geben, ebenso wenig das Domkapitel in Zeiten der Sebisvakanz. Die Zahlungsbefehle gingen von den Landständen aus, jedoch nicht etwa willkürlich und einseitig,

<sup>1)</sup> Über den Landpfennigmeister, vgl. Rathje S. 85 f.

sondern unter einer gewissen Kontrolle von Landdrost und Räten. Im übrigen hatte der Landpfennigmeister den Ständen den Eid der Verschwiegenheit geleistet; Auskunft über die Bestände der Kasse an andere zu geben war ihm untersagt. Rechnungen und Belege wurden vollkommen als Eigentum der Stände angesehen und deshalb auch im landständischen Archive deponiert; das Obergerichtsrecht des Landesherrn über die Landchaftskasse war dadurch ziemlich illusorisch,<sup>1)</sup> zumal da auch die Beziehungen von Landdrost und Räten zu den landständischen Steuern, bei der eigentümlichen Verquickung dieser Behörden mit den Landständen, wenig den Charakter landesherrlicher Mitwirkung im Steuerwesen in Anspruch nehmen konnte.

Die auf Grund des Steuerbewilligungsrechtes den Landständen zustehende Beschlussfassung über die Steuern richtete sich ursprünglich auf die Bewilligung direkter Steuern. Aber im Prinzip waren indirekte Steuern nicht ausgeschlossen und so sehen wir auch bald die Erhebung von indirekten Steuern an die Einwilligung der Landstände geknüpft.

Der Landtag bestimmte bezüglich des Schatzes gewöhnlich nur die Gesamthöhe der aufzubringenden Steuersumme; der *Recessus perpetuae concordiae* gab dann die weitere Norm der Steuerverteilung. Bei indirekten Steuern wurden die steuerpflichtigen Objekte im Landtage besonders beschlossen. Bei direkter Besteuerung wurde den Städten nur die Gesamtsumme mitgeteilt, die matrikelmäßig auf die einzelne Stadt entfiel. Den städtischen Magistraten blieb es denn überlassen von den eigenen Bürgern nach eigener Matrikel und eigenen Fristen die Beiträge einzutreiben. Auf dem platten Lande, bei den Bauern, wurden die Steuern durch die landständischen Schatzrezeptoren erhoben. Die Regelung der Zahlungsfristen, der Teilzahlungen oder sogenannten Schatzungen, sowie die Behandlung der Steuerrückstände wurden durch die Quartalsstände geordnet.

---

<sup>1)</sup> Im Jahre 1801 hatte der Kurfürst einmal Einsicht in die Original-Belege verlangt. Nach langer Verhandlung und anfänglicher Verweigerung der Einsendung der Landesrechnungen hatte man zuletzt beschlossen, ausnahmsweise, aber nur auf kurze Zeit, die Rechnungen zu überfenden, aber man hatte sich durch Klauseln gesichert, daß diese Neuierung nur eine Ausnahme und für die Zukunft nicht präjudicialerlich sein sollte. Landtagsprotokoll von 1801. Rathje, S. 94 f.



War das subsidium charitativum gewissermaßen die ordentliche Beihilfe, die von den Landständen zu den Kosten der Landesverwaltung beige-steuert wurde, so beweist der den Schatz betreffende Recessus perp. conc., der sich als offenkundigen Vertrag der beiden Landstände mit einander unter landesherrlicher Bestätigung charakterisiert, daß die Stände auch bei der Festsetzung des Schatzes nicht unbeteiligt waren. Vielleicht liegt darin eine Nachwirkung des ursprünglichen Charakters des Schatzes, nämlich einer freiwilligen Leistung. Naturgemäß geben wiederum in erster Linie die Landstände den Ausschlag, wenn es sich um eine außerordentliche Schatzung handelte. Der Landesherr konnte sie nicht einfach verfügen.

Die gewaltigen Kriegskosten und die langjährigen Ausgaben, die der Krieg im Gefolge hatte, besonders zu Zeiten des 30jährigen Krieges, des siebenjährigen Krieges und des Reichskriegs gegen Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts heischten gebieterisch die Aufnahme außerordentlicher Steuern. Schon 1622 wurde eine außerordentliche Vermögenssteuer bewilligt, 1633 wurde eine zweimalige Schornsteinschatzung beschlossen, 1639 eine Akzise und eine Viehsteuer. 1648 eine außerordentliche Kopfsteuer. Die Türkenkriege hatten 1664 und 1665 zu Schornsteinsteuern, 1685 und 1717 zu einer Kopfsteuer geführt. Der 7jährige Krieg gab Veranlassung, daß 1759 eine Akzise für den Zeitraum eines halben Jahres erhoben wurde, 1764 wurde ebenfalls eine Akzise eingeführt und am 2. Okt. 1764 auf ein Jahr verlängert. Zur Deckung der durch denselben Krieg aufgelaufenen Landesschulden wurde von den Ständen 1767 beschlossen, daß bis auf Widerruf jährlich eine Viehsteuer bezahlt werden sollte und damit nicht genug — ebenfalls zu demselben Zwecke sind 1759, 1764 und 1767 direkte Kopfsteuern beschlossen worden.<sup>1)</sup> Die Viehsteuer wurde 1773, 1777 und 1781 wiederholt; eine Kopfsteuer<sup>2)</sup> nochmals 1773 bewilligt und zwar die sog. große Kopfsteuer für die Jahre 1775 und 1779, die kleine Kopfsteuer für 1773, 74, 76, 77, 78, 80, 81 und 1782. Dieselben Kriegsschulden hatten am 20. Februar 1764 zur Einführung von westfälischem Stempelpapier in

<sup>1)</sup> Scotti I, S. 785 Nr. 558; S. 847 Nr. 589; S. 867 Nr. 628.

<sup>2)</sup> Scotti I, S. 924 f.

5 Klassen und zur Stempelpflicht der Quittungsbücher, der Kalender und der Spielkarten geführt.

Wie wir sehen, befanden sich unter diesen außerordentlichen Steuern sowohl direkte wie indirekte Steuern. Das Recht, auch indirekte Steuern bewilligen zu können, war aber für die Landstände sehr wertvoll, denn es verhinderte die einseitige landesherrliche Anordnung indirekter Besteuerung, wodurch er das Steuerbewilligungsrecht der Stände hätte sprengen können.<sup>1)</sup> Die Erhebung direkter Steuern wurde zum ersten Male unmittelbar nach dem 30jährigen Krieg als notwendig befunden.<sup>2)</sup> Natürlich haben sich bei jeder Personen-Schätzung die Ritter formell ihr Privileg der Steuerfreiheit durch eine Klausel gewahrt, etwa der Art, daß dadurch kein Stand an seinen hergebrachten Privilegien und Freiheiten präpubliziert werden solle. Die allgemeine Kopfsteuer ist auch auf die Geistlichkeit und auf die Judenschaft ausgedehnt worden. 1767 hatte die Geistlichkeit den Vorzug erhalten, daß sie sich durch ein bestimmtes Quantum abfinden dürfte.

Die große und die kleine Kopfsteuer, die 1773 beschlossen wurden, unterschieden sich dadurch von einander, daß Dienstboten, Gesinde, Handwerksgesellen, fremde Kaufleute und Krämer, sowie die Juden von dem Tarif der Kopfsteuer, der 1759 festgelegt worden war und der die große Kopfsteuer betraf, ausgenommen wurden und für sie ein ermäßigter Tarif als kleine Kopfsteuer eingeführt wurde.

Es ist bemerkenswert, daß alle diese Versuche über die Schuldenlast des Landes Herr zu werden, zu keinem endgiltigen Resultate führten. Deshalb wurde 1782 beschlossen, daß zur völligen Tilgung der Schulden 10 Jahre lang, von 1783 bis 1792 eine neue Personensteuer mit neuem Tarif erhoben werden sollte, wonach Adelige, Bürger, Handwerker, Bauern und Dienstboten mit 2 Rtlr. bis zu 4 $\frac{1}{2}$  Groschen, die Juden mit 4 Rtlr. bis zu 18 Groschen und fremde Kaufleute und Krämer mit 4 Rtlr. jährlicher

<sup>1)</sup> Sommer, Von Deutscher Verfassung in Preußen, S. 37. Rathje S. 74.

<sup>2)</sup> Köster S. 16. Rathje S. 78 f. kennt weder diese noch die Kopfsteuern von 1685 und 1717 und sieht deshalb irrtümlich die direkte Steuer als eine Folge des 7jährigen Krieges an. Vgl. Köster S. 25 und 26.

Abgabe besteuert werden sollten. Aber auch das reichte nicht aus. Neue Kriege kamen und neue Schulden waren ihr Gefolge. Man hatte bisher 10000 Taler jährlich zur Schuldentilgung verwandt; jetzt mußte 1793<sup>1)</sup> beschlossen werden, daß diese 10000 Taler zur Deckung der neuen Kriegskosten dienen sollten. Die gewöhnliche Steuerklasse, der Landlasten, sollte jedoch die Zinsen davon erhalten, die Steuerklasse wurde also zur Gläubigerin. Gleichzeitig wurde mit Genehmigung des Landesherrn beschlossen, daß zu demselben Zwecke jährlich von Befreiten und Unbefreiten mit Zuziehung der Geistlichkeit und der Judenschaft ein Beitrag von ungefähr 26000 Reichstaler beigesteuert werde und zwar in dem Verhältnis, daß die befreiten Stände  $\frac{1}{3}$ , die Unbefreiten  $\frac{2}{3}$  davon aufbringen sollten. Wenn das noch nicht genügte, die mittlerweile auf  $1\frac{1}{2}$  Millionen angestiegene Schuldenlast zu tilgen, so sollte eine Anleihe aufgenommen werden. Der Kurfürst verzichtete schließlich aus Rücksicht auf die Finanzlage des Landes seit 1795 auf das subsidium charitativum.<sup>2)</sup>

Alles half nichts. Kriegskontributionen, französische Requisitionen und notwendige Zahlungen für die Demarkationsanstalt stellten immer höhere Anforderungen, so daß sich alle Zahlungsmittel als zu gering erwiesen. Man stand schließlich vor der „verderblichsten aller Finanzoperationen“<sup>3)</sup> nämlich vor der Frage, neue Schulden zu machen um die Zinsen der alten Schulden zu bezahlen. Es war klar, daß etwas geschehen mußte, aber es war nicht leicht Rat zu schaffen. Denn sobald man nunmehr auf dem Landtag des Jahres 1800 ernstlich daran ging, diese wichtige Frage in einer eingehenden Verhandlung zu regeln, da entstand ein heilloser Zwiespalt zwischen den beiden ständischen Kurien. Die Ritterschaft hatte eine neue Vermessung und Bonitierung der Grundgüter in Vorschlag gebracht und hatte gleichzeitig mehrere Beitragsarten wie Viehsteuer und Kopfsteuer proponiert. Die Städte hatten sich gegen diese Anträge der Ritterschaft ausgesprochen mit der Begründung, daß nach

<sup>1)</sup> Dem folgenden liegt zu Grunde: [Arnolds] statistische Notizen a. a. D. § 34 Kleine Digression auf den Schuldenzustand des Landes.

<sup>2)</sup> Gruner, Meine Wallfahrt II S. 410.

<sup>3)</sup> [Arnolds] a. a. D.

dem Vertrag von 1773 die Befreiten, also die Ritter,  $\frac{1}{3}$  von allen Kriegskosten zu zahlen verpflichtet seien.<sup>1)</sup> Dieses Vertragsverhältnis werde jetzt zum Nachteil der Befreiten durch die neuen Steuervorschläge der Ritter verschoben. Schließlich, da doch etwas geschehen mußte, weil der Landestredit auf dem Spiele stand, baten beide Kurien den Kurfürsten um ein Provisorium; natürlich hoffte jeder Stand, daß es nach seinen Wünschen ausfallen würde. Der Kurfürst Max Franz erließ auch im Jahre 1800 ein solches Provisorium und zwar in dem Sinne, daß für ein Jahr der durch den Vertrag von 1793 festgesetzte Beitrag „so oft zu erhöhen sei, als die Zinsen-Deckung und neue Kriegsausgaben es nötig machten“. Damit war aber die Ritterschaft nicht zufrieden, sie wurde beim Reichskammergericht vorstellig und verlangte, daß das Provisorium aufgehoben werde und daß sie frei bleibe von Kopf- und Viehsteuer. Das Reichsgericht entschied, daß zu den kaiserlichen Lieferungen, zu den „französischen Requisitionen und Kontributionen sowie zu den Demarkationskosten jeder ohne Unterschied des Standes nach Verhältnis seines Vermögens beitragen müsse“. Es war somit einerseits gegen die Städte die stillschweigende Festsetzung getroffen worden, daß der Vertrag von 1793 nur auf die Reichskontingentskosten Anwendung finde, dagegen war anderseits gegen die Ritter die Entscheidung ausgefallen, daß zu den übrigen Kriegskosten alle beitragen mußten. Hierfür sollte also nunmehr eine Vermögenssteuer eintreten und das Domkapitel von Köln — das bei der inzwischen durch den Tod des Kurfürsten erfolgten Sedisvakanz die Regierung führte — sollte einen ausführlichen Plan vorlegen, wie die Vermögenssteuer am besten angelegt werden könnte. Bei der Ausarbeitung eines solchen Planes machte sich nun aber wieder der notorische Mangel der nötigen statistischen Unterlagen geltend, so daß allein die Vorbereitungen 3—4 Jahre dauern konnten. So wurden im Jahre 1800 wieder interimistische Zahlungsmittel vorgeschlagen, die ebensowenig wie die früheren zum Ziele führten. Neue Verhandlungen auf einem Landtage im Jahre 1802 brachten kein Resultat und so war die Schuldentilgungs-

<sup>1)</sup> Arnolds teilte diese Anschauung der Städte nicht.

frage noch ungelöst, als die Hessen die Regierung des Herzogtums übernahmen.

Die große Schuldenlast hat schwer auf dem Lande gelegen. Die Bauern, die ja den größten Teil der Schatzungen und der landständischen Steuern aufzubringen hatten, gerieten vielfach in die ärgste Bedrängnis und wußten nicht, wie sie die Steuern erschwingen sollten. Wiederholt mußten deshalb kurfürstliche Verordnungen ergehen, daß man schonend denen begegne, die mit ihren Zahlungen im Rückstand blieben. Am 14. Januar 1770 wurde hinzugefügt, daß von allen „wüsten und unkultiviert liegenden“ Gütern und Häusern die Schätzung ganz zu erlassen sei. Wiederholt wird den Richtern und anderen Beamten, den Gutsherrn und Gläubigern eingeschärft, sie möchten bei Eintreibung von Rückständen an Pächten und Zahlungen milde und schonend vorgehen. Vor allem machen landesherrliche Erlasse Front gegen die Gutsherrn, die bei Neugewinnung von Gewinnsgütern die Pächte und Abgaben erhöhten. Es war dies strengstens untersagt und dennoch sehen wir immer wieder, daß die Ritter zu diesem Mittel griffen ihre Einnahmen zu steigern ohne Rücksicht darauf, daß dadurch der Druck, der auf den Bauern ruhte, noch vermehrt wurde. Die Städtevertreter haben endlich eingesehen, daß an der beschwerlichen Lage des Bauernstandes das ganze Steuersystem schuld sei, daß durch den Recessus perp. concordiae festgelegt war und so haben denn die Städte 1794 die Aufhebung des Rec. perp. conc. beantragt mit der Begründung, daß dieser Vertrag zwischen 2 Ständen zum Nachteil eines dritten, der gar nicht gefragt war, abgeschlossen sei.

Zweifellos ist in dieser Begründung der Einfluß der Lehren der französischen Aufklärer zu erkennen. Die Ideen, die seit 1789 von Paris aus der Welt verkündet wurden, waren auch ins westfälische Sauerland gedrungen und hatten dort willige Ohren gefunden. Aus einem kurfürstlichen Erlaß vom 2. Juni 1794 geht hervor, daß „in verschiedenen Gegenden unseres Herzogtums Westfalen einzelne Untertanen, durch unrichtige Begriffe geblendet, sich einfallen lassen, eigenmächtig und willkürlich sich ihren anerkannten Verbindlichkeiten und schuldigen Abgaben und selbst dem Gehorsam gegen ihre vorgeordnete Obrigkeit zu entziehen und daß sogar hin und wieder pflichtvergeffene Untertanen sich ein Geschäft

„daraus machen, ihre Mitbürger durch Verbreitung ihrer „ruhestörenden Gesinnungen zu gleicher Widerseßlichkeit gegen „ihre Vorgesetzte und zu strafbaren Eigentaten zu verleiten“. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir in dem Steuern-Druck, der auf den Bauern lastete, die Erklärung suchen für das Einbringen revolutionärer Anschauungen in Westfalen.

Die Städte haben 1794 bei ihrem Antrag auf Aufhebung des Rec. perp. conc. sich bereit erklärt, ein Opfer zu bringen, wenn auch die Ritter ein solches bringen wollten. Sie wiesen ausdrücklich auf den schuldenbeladenen Bauernstand, der täglich mehr in Verfall gerate. Das Opfer, das die Ritter bringen sollten, war natürlich der Verzicht auf ihre Steuerfreiheit. Wiederholt hatten die Städte die Steuerfreiheit des Adels bekämpft.<sup>1)</sup> Es war stets vergebens gewesen. Auch jetzt weigerten sich die Ritter; sie wollten den Rezeß von 1654, der ihnen die Steuerfreiheit gewährleistete, nicht preisgeben.

Man erbat ein Rechtsgutachten der juristischen Fakultät von Marburg und als dieses ankam, da war es zu Gunsten der Ritterschaft ausgefallen. So war auch die Frage, ob dem Adel die Steuerfreiheit verbleiben sollte, noch nicht erledigt, als die Hessen das Finanzwesen des Herzogtums in ihre Verwaltung nahmen.

---

<sup>1)</sup> Kleinsorgen Kirchengeschichte von Westfalen III S. 271. Vgl. auch Rathje S. 76, 77 weist gegen Sommer a. a. O. S. 39 richtig nach, daß die Städte nicht aus liberaler Gesinnung ein Jahrhundert lang gegen die Steuerfreiheit des Adels ankämpften, sondern daß sie auch zu jeder Zeit bereit waren, die Lasten auf die Bauern abzuwälzen. Liberale Gesinnung war bei ihnen früher nicht zu verspüren, wenn sie selbst einen Vorteil erlangen konnten auf Kosten des Bauernstandes.

## V.

# Die Siegelkammer der Bischöfe von Münster.

Von  
Dr. Josef Feiler.

### Einleitung.

Die Besiegelung, wie wir sie im Mittelalter antreffen,<sup>1)</sup> ist von den Römern übernommen und war bei diesen sowohl im öffentlichen wie im Privatverkehr sehr verbreitet; jedoch diente das Siegel nur zum Verschuß der Briefe und Urkunden, um unberechtigtes Öffnen und Fälschungen zu verhüten. — Die Entwicklung der später so weittragenden Bedeutung des Siegels als Beglaubigungsmittel vollzog sich in fränkischer Zeit an der Königsurkunde. Vorbereitet wurde dieser Übergang durch die merowingischen Könige, die ihr Siegel als äußerliches Erkennungszeichen und wesentliches Merkmal den Urkunden aufdrückten, und gefördert durch die seit den ersten Arnulfingern immer mehr schwindende eigenhändige Unterschrift der Könige, bis in spätkarolingischer Zeit die Entwicklung zum Abschluß gebracht und das Siegel das „allein maßgebende Beglaubigungsmittel“<sup>2)</sup> der Urkunden wurde. —

Seit der Mitte des 10. Jahrh. kommen auch die Siegel bei den Schriftstücken der geistlichen Fürsten Deutschlands in Anwendung, und am Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrh. sind sie in sämtlichen Bistümern allgemein üblich. Sie dienen in geistlichen Fürstentümern nicht nur zur Besiegelung bischöflicher Akten, sondern werden auch nicht selten zur Mitbesiegelung oder zur alleinigen Beglaubigung fremder

<sup>1)</sup> In der Hauptsache bin ich hier Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien, I. Bd., Leipzig 1889 und Aloys Schulte in der Einleitung des dritten Bandes des Urkundenbuches der Stadt Straßburg gefolgt.

<sup>2)</sup> Breßlau, a. a. O. S. 518.

Angelegenheiten, an denen der Bischof nicht beteiligt ist, verwandt. —

Den Kirchenfürsten folgen die städtischen Behörden bald nach, und auch sie drücken den Geschäften, die das Rechtsgebiet der Stadt betreffen, ihr Siegel auf. — Ebenso besiegeln die Gerichte, geistliche wie weltliche, Rechtsakte jeder Art. — Insbesondere ist es das bischöfliche Hofgericht, an das man sich „in den allermeisten Fällen um Beurkundung wandte“, <sup>1)</sup> und das den nachhaltigsten Einfluß auf das Urkunden- und Siegelwesen der Bischöfe ausgeübt hat. — Entstanden ist dieses vom Bischofe abhängige Gericht im 13. Jahrh. als notwendige Folge des in Deutschland seit dem 12. Jahrh. gebräuchlichen, an das römische Recht sich anlehnenden kanonischen Prozeßverfahrens, das eine höhere, dem Bischofe zumeist abgehende juristische Bildung erforderte, und als Gegengewicht gegen die stets wachsende und den bischöflichen Interessen sehr oft entgegengesetzte Gerichtsbarkeit der Archidiaconen. — Der Richter des geistlichen Hofgerichts ist der Offizial; „nächst ihm scheint die angesehenste Person der sigillifer gewesen zu sein“. <sup>1)</sup> Dieser „bewahrte die Gerichtssiegel; erst die Beisetzung des Siegels verlieh den gerichtlichen Urkunden Kraft und Gültigkeit. Zu diesem Zwecke mußte er zuvor die „Ordnungsmäßigkeit und Formrichtigkeit der Erlasse prüfen“. <sup>2)</sup>

Im Laufe der Zeit hat sich im Bistum Münster aus dem Amt des sigillifer eine Behörde, die Siegelkammer, entwickelt, die jedoch nicht allein Beziehung zum geistlichen Hofgericht hatte, sondern auch seit ihrem Bestehen mit der bischöflichen Kanzlei und seit Anfang des 15. Jahrh. auch mit dem Generalvikariate in enge Verbindung trat. — Der Entstehung und ersten Ausbildung dieser Behörde nachzugehen, kann nicht Aufgabe der folgenden Abhandlung sein, weil die dazu erforderlichen Vorarbeiten über das mittelalterliche Kanzleiwesen und das bischöfliche Hofgericht im Bistum Münster fehlen und vor Mitte des 16. Jahrh. weder auf dem hiesigen Staatsarchiv noch, soweit sich ermitteln ließ,

<sup>1)</sup> Schulte, a. a. O. S. XXVII.

<sup>2)</sup> Jof. Müller, Die bischöflichen Diözesansynoden, insbesondere das bischöfliche Ordinariat, S. 20; in Stutz, Kirchenrechtliche Abhandlungen, 15. Hft, Stuttgart 1905.



auf dem Domarchiv Urkunden und Akten über die Siegelkammer vorhanden sind. Deshalb beschränkt sich vorliegende Arbeit darauf, die Tätigkeit der Siegelbehörde in erster Linie im 16. und 17. Jahrh. zu verfolgen.

## I. Abschnitt.

### Der Siegler und die Siegelkammerdiener.

Der sigillifer, auch sigillarius, sigillator, signator genannt, deutsch Siegler oder Siegelbewahrer, ist ein Beamter des Bischofs, wird von diesem ernannt und in Dienst-eid genommen. Seine enge Beziehung zur Kanzlei und zum geistlichen Hofgericht, Behörden, bei denen er vor seinem Amtsantritt gewöhnlich längere Zeit tätig gewesen ist, erfordert eine juristische Vorbildung, und deshalb ist er zumeist Doktor oder wenigstens Licentiat der Rechte. — Bis zum 17. Jahrh. konnte nur ein Geistlicher, der oft noch ein anderes klerikales Amt bekleidete, das Sigilliferat inne haben. Seitdem sind nicht einmal die niederen Weihen unbedingt erforderlich: ja 1621 wird der vorgeschlagene Petrus Niko-lartius einstweilen zurückgewiesen mit der Begründung, daß „einem zeitlichen Sieglern seiner täglichs fürfallend beschaffenheit nach solche verrichtungen obliegen, die einem Theologo, was er nicht zugleich in praxi etwa erfahre, zu expediirn beschwerlich fallen wolte“. <sup>1)</sup>

Auch die Reformationen des geistlichen Gerichts vom 5. Juli 1586 <sup>2)</sup> und vom 2. Dezember 1651 <sup>3)</sup> verlangen vom Siegler nicht die geistliche Würde, sondern nur das katholische Bekenntnis und treue Pflichterfüllung. <sup>4)</sup> —

<sup>1)</sup> Dieses vom 7. Juli 1621 datierte Aktenstück befindet sich im Domarchiv zu Münster in einem Paket, betitelt: „Münsterische Thumbkapitels gravamina. Item Archidiaconum gravamina“. Eine nähere Angabe bei Akten des Domarchivs ist nicht möglich, weil dasselbe nicht geordnet ist.

<sup>2)</sup> Ungedruckt, Bibliothek des Staatsarchivs Nr. 8603 (Abschrift).

<sup>3)</sup> Ebenfalls nicht gedruckt; in der Bibliothek des Altertumsvereins Msfr. 130, von Tücking, Geschichte des Stifts Münster unter Christoph Bernard von Galen, Münster 1865, S. 278 erwähnt; eine Abschrift befindet sich auch im Staatsarchiv.

<sup>4)</sup> Es heißt da: „Sigillifer curiae super omnia deum timeat, religionisque sit catholicae et orthodoxae, laudabilis vitae et con-

Im Laufe des 18. Jahrh. bildet sich das Amt des sigillifer mehr zu einem Ehrenposten aus, der, gut bezahlt und viel umworben — 1756 melden sich sogar acht Bewerber —, fast immer von Mitgliedern hoher westfälischer Adelsfamilien bekleidet wird.

Bei Überhäufung der Geschäfte erhält der Siegler zuweilen einen Beisitzer oder commissarius, der gleiche Macht wie er besitzt; z. B. wird 1619, als Johannes Hartmann zu dem Sigilliferat noch das Dechanat von Bonn erhält, zu dessen „assessor“ der Referendar und Licentiat der Rechte Heinrich Dettens ernannt.<sup>1)</sup>

Als ständige Gehülfen stehen dem sigillifer zwei, seit dem Anfang des 16. Jahrh. nachweisbare „camerae sigilli ministri“ zur Seite, ein älterer und ein jüngerer. — In den vierziger Jahren des 17. Jahrh. wird in Anbetracht der schlechten finanziellen Lage der Siegelkammer mehrfach der Vorschlag gemacht, sich mit einem Diener zu begnügen,<sup>2)</sup> doch verschiedene Gründe sprechen dagegen, und so nimmt man davon Abstand. — Die Siegelkammerdiener, die eine höhere wissenschaftliche Bildung genossen haben, auf der Kanzlei und bei einem öffentlichen Notar vorher tätig gewesen und nicht selten auch rechtskundig sind,<sup>3)</sup> werden vom Siegler ernannt und sind verpflichtet, nicht nur diesem und

---

versationis, sigilli et emolumentorum camerae fidelem diligentemque curam agat“.

<sup>1)</sup> Die Aktenstücke hierüber befinden sich im Domarchiv, Batet unter: „Vicarius in spiritualibus Monasteriensis D. Joannes Hartmann, 1617“. Die von Hartmann ausgesprochene Bitte zur Ernennung Dettens ist datiert vom 24. Mai 1619; die Bestätigung vom 2. Juni und die Bedingung der Übernahme vom 7. Juni 1619.

<sup>2)</sup> M. E. A. (= Münsterisches Landesarchiv auf dem Staatsarchiv) 48., Schreiben des Sieglers Nikolaus an den Erzbischof Ferdinand vom 10. Okt. 1642; es heißt da: „Preterea, clementissime domine, altero ministrorum camerere ante octiduum defuncto putaram initio, pro aliquali sublevamine onerum camerae uno dumtaxat ministro uti et substitutionem secundi ad tempus suspendere, cum vero hoc ipsum D. cancellario aliisque inconsultum videretur et a diversis competitoribus molestarer atque etiam rumor spargeretur, diversus (a me, ex causis, nihil impetrantes) ad Serenissimum . . . suis instantiis in quietandum recurrere velle, ad nominationem alterius ministri camerae procedendum duxi“. — Ähnliches in einem Schreiben vom 28. Juni 1640, ebenfalls M. E. A. 48.,

<sup>3)</sup> Vgl. S. 7 Anm. 3.

dem Bischof den Treueid zu leisten, sondern auch dem Domkapitel.<sup>1)</sup> — Ihre Aufgabe ist es, den Edikten und Publicationen der Kanzlei und des Bischofs, den Urteilen des geistlichen Gerichts, den Testamenten der Geistlichen, den Schriftstücken von Privatpersonen, die darum nachsuchten, das Siegel des bischöflichen Offizialatsgerichts aufzudrücken, über die besiegelten Akten wie über die Einnahmen genau Buch zu führen und jeden Samstag dem Siegler Rechnung zu legen. — Schlüssel und Aufsicht über die Kasse hatte nur der sigillifer, und diese sind ihm auch trotz heftiger Anfeindung von seiten des Offizials im zweiten Viertel des 17. Jahrh. stets verblieben.<sup>2)</sup> — Das Inventarverzeichnis vom 6. Oktober 1561, vom Siegler Jakob Vos angefertigt, erwähnt als zur Siegelkammer gehörig drei Siegel, ein großes und zwei kleine;<sup>3)</sup> seit dem Anfang des 17. Jahrh. werden fünf Siegel genannt,<sup>4)</sup> und zwar:

1. ein großes silbernes Siegel des Hofgerichts,
2. ein großes kupfernes und
3. drei kleine silberne Siegel des geistlichen Gerichts.

Das dritte kleine Siegel wurde zu dem Zwecke angeschafft, daß „man die Dienere bisweilen mit zu viel arbeit (wie sub Bispinck<sup>5)</sup> et Hartmanno<sup>6)</sup> oftmals geschehen) überhäuffet, ein tertius dabey adhibirt werden und zum sieglen helfen könnte.“<sup>7)</sup>

Sehr interessant und daher näherer Betrachtung wert ist ein 1634 entstehender, über ein Jahr sich hinziehender Streit um die Befetzung des Siegelbieneramtes<sup>8)</sup>:

<sup>1)</sup> Vgl. die Bestallung des Petrus Ricolartius vom 11. Aug. 1621, M. E. N. 48; „Und weil die beiden Dienern der Siegelkammer nicht allein in eines zur Zeit regierenden Landesfürsten u. Sieglers, sondern auch zu besserer aufsicht zugleich in des Thumb-Capittuls beaidung bisanhero gestanden, so sol es hinfuran darbei verpleiben“.

<sup>2)</sup> Hierüber ein „Memoriale in puncto nonae serae et clavis in camera sigilli“ vom 25. Februar 1651, M. E. N. 48; ferner ein Aktenstück vom 28. Juni 1640, M. E. N. 48.

<sup>3)</sup> M. E. N. 48.

<sup>4)</sup> Inventarverzeichnisse von 1614 u. 1621, beide M. E. N. 48; sodann „Nachricht über die zur Siegelkammer gehörigen Schlüssel u. die Investitur oder Installation des P. sigilliferi“, ohne Datum, wahrscheinlich von 1636, M. E. N. 48.

<sup>5)</sup> Um 1600. — <sup>6)</sup> Von 1613—1621.

<sup>7)</sup> Undatiertes Schriftstück, wahrscheinlich von 1636, M. E. N. 48.

<sup>8)</sup> Umfangreiches Aktenmaterial hierüber liegt M. E. N. 48.

Der Siegler Nikolartius hat vor seiner Abreise nach Cöln den Weihbischof Nikolaus Claessens<sup>1)</sup> zum Stellvertreter ernannt; in der Zeit seiner Abwesenheit stirbt der Siegelkammerdiener Johann Schotteler. Von den drei Bewerbern um die erledigte Stelle, die von hochstehenden Persönlichkeiten befürwortet werden, wählt der Suffragan Nikolaus den öffentlichen Notar Johann Mising aus, der auch vom Domkapitel bestätigt und in Eid genommen wird, und der auch durch Unterstützung seines Schwiegervaters, Sekretarius Heinrich Hothausen, die übliche Kaution hinterlegt. Bei seiner Rückkehr erklärt Nikolartius die Ernennung für richtig, weil es ein althergebrachtes Recht des Sieglers sei, den Siegeldienst mit einer qualifizierten Person zu besetzen, und er bei der Abreise sich „casus speciales et extraordinarios“<sup>2)</sup> vorbehalten habe; deshalb bestimmt er zum Nachfolger Schottelers den Johann Distermann. — Da letzterer ein Geistlicher, Mising ein Laie ist, so wird lange verhandelt, ob die Siegelkammerdiener Kleriker oder Laien sein sollen. Für die Laien wird geltend gemacht,<sup>3)</sup> daß sehr oft weltliche Sachen und Personen „concernirt“ würden, daß das Amt so viel Mühe und Sorgfalt erfordere, wie sie ein in Gottes Dienst stehender Kleriker nicht darauf verwenden könne und daß in den letzten Dezzennien nur weltliche Diener angestellt worden seien. — Andererseits wird behauptet, daß es vorteilhafter sei, den Dienst mit einem Geistlichen zu besetzen, der, in der Siegelkammer wohnend, stets „zur schleunigen Expedition bei der Hand“ sei, als mit einem Weltlichen, der in der Stadt wohne und bei eiligen Sachen oft nicht aufzutreiben sei, und daß daher die Gefahr der „Verschmälerung“ der Siegelkammereinkünfte vorliege.<sup>4)</sup> — So-

<sup>1)</sup> Vgl. über ihn Libus, Weihbischöfe S. 167 ff.

<sup>2)</sup> Schreiben vom 11. September 1634, M. E. N. 48.

<sup>3)</sup> In dem Schreiben des Domdechanten und Domkapitels an die heingelassenen Räte vom 26. Januar 1635 heißt es: „Dieser dienst ist ganz weltlich u. erfurdert stetige aufwartung ihn der siegelkammer, thuet auch mehrtheils weltliche Partheien und sachen concerniren u. soll daher einem Priester, so ihn Gottes dienst occupirt u. oftmalen zum altar u. hochheiligen opfer der weß gehen muß, alsolcher weltliche sachen u. dienste nicht woll anstehen, wie dan auch für 30, 40 u. mehr jaren hero keine geistliche, sondern allein weltliche diener darzu gebraucht seinbt“. Ähnliches in einem Schreiben vom 24. August 1634. — M. E. N. 48.

<sup>4)</sup> Aktenstück vom 14. September 1634. M. E. N. 48.

dann versichert der frühere Siegelkammerdiener Walter Have in einem Schreiben vom 12. April 1635 feierlich, daß die Diener „bey menschen gedenten geistlich clerici et beneficiati“ gewesen seien.

Trotz dieses letzten Zeugnisses ist wohl als sicher anzunehmen, daß seit 1600 gewöhnlich Weltliche zum Siegeldienst angenommen wurden, wenn sich auch klerikale Siegelkammerdiener zu jeder Zeit finden; denn der Bischof Ferdinand von Bayern (1612—1650) berichtet selbst,<sup>1)</sup> daß seine Vorfahren „aus sonderlich erheblichen ursachen“ es für ratsam befunden hätten, diesen Dienst mit weltlichen Personen zu besetzen. Hatte ein Kleriker das Amt inne, so mußte er auf andere Präbenden verzichten.<sup>2)</sup>

In dem genannten Streite ist auch die wissenschaftliche Qualifikation ein wichtiges Moment für die Ernennung. Nising hat nach dem Zeugnis des Offizials Heinrich Detten<sup>3)</sup> in Münster die studia humaniora absolviert, in Mainz sich 2 Jahre der Rechtswissenschaft befaßt und bei dem Notar des geistlichen Gerichts Hermann Schreiber sich weiter ausgebildet. — Distermann ist nach Absolvierung der humanistischen und philosophischen Studien bei dem Notar Vorbedewitz und darauf fünf Jahre in der Siegelkammer als „amanuensis“ tätig gewesen,<sup>4)</sup> ein Beweis, daß an die Bewerber, namentlich in praktischer Tätigkeit nicht geringe Anforderungen gestellt wurden. — Nach langen Verhand-

<sup>1)</sup> Schreiben vom 13. September 1634. M. L. N. 48.

<sup>2)</sup> Berichte vom 29. August u. 19. September 1634. M. L. N. 48.

<sup>3)</sup> Der Offizial berichtet am 18. September 1634, daß er sich „über Johansen Nising's Person u. dessen Qualifikation erkundigt u. befunden, das derselb allhie die studia humaniora absolvirt u. Moguntiae ad duos annos in studio juris, auch hernacher allhie in praxi et scribendo bei weilandt Hermansen Schreiber, judicii officialatus notario, sich geübet, wie aus beiliegender attestations mitt mehrnen zu ersehen und ich examinando eundem, scriptaque illius in libris institutionum revidendo befunden, das also derselb täglich genugsamb den verordneten dienst in der Siegelkammer zu vertreten, bevorab weilß mir wol bewußt, das die vorige ministri camerae ehe u. bevor dieselbe acceptiert in jure et praxi sich nicht so viel exercirt, gleichwohl den dienst in der Siegelkammer woll verrichten kennen, welches E. Hochwölebl. hiemitt zu erforderlichen Ansicht nicht verhalten wollen“. — Ähnliches unter dem 15. September 1634. Beide M. L. N. 48.

<sup>4)</sup> Schreiben vom 14. September 1634 und vom 12. April 1635. M. L. N. 48.

lungen erhält durch persönliches Eingreifen des Bischofs der Johann Nising die vielumworbene Stelle, wobei dessen weltlicher Stand und bessere wissenschaftliche Ausbildung ausschlaggebend gewesen zu sein scheinen, jedoch das seit alters übliche, in den Bestallungen ausdrücklich erwähnte Recht des Sieglers, die Siegelkammerdiener zu erneuern, umgangen wird.

Eine ähnliche Mißachtung der Machtbefugnis des Sieglers finden wir im Jahre 1642. Der sigillifer Nikolaus hat die erledigte Stelle des Siegelkammerdieners mit dem öffentlichen Notar Johann Trave besetzt,<sup>1)</sup> als ein Schreiben des Fürstbischofs eintrifft,<sup>2)</sup> worin dieser, ohne den Siegler um seine Meinung zu fragen, das Amt dem Jakob Stöven zuweist. Nikolaus erklärt sich zwar damit einverstanden,<sup>3)</sup> macht aber besonders auf sein altes Recht aufmerksam und hofft zuversichtlich, daß dieses auch fürderhin dem Siegler verbleiben und der von ihm vorgeschlagene Notar Trave mit der nächsten vakanten Stelle betraut werde. — Für die Beliebtheit des Siegeldienstes spricht die Tatsache, daß man sich im 18. Jahrh. nicht selten einem Inhaber dieses Amtes „abjungieren“ ließ, ohne Entgelt oft Jahre lang einen Teil seiner Arbeiten verrichtete, und das Recht hatte, bei dessen Tode ohne weitere Ernennung von seiten des Bischofs in das Amt einzutreten.<sup>4)</sup>

Bei dem Gehalt des Sieglers spielte, wie bei dem aller Münstereißen Beamten, „in der Zeit vor 1574 die Natural-

<sup>1)</sup> Aktenstück vom 10. Oktober 1642, M. E. A. 48.

<sup>2)</sup> Dattiert vom 9. Oktober, ebenda.

<sup>3)</sup> Schreiben vom 17. Oktober, ebenda: „Serenissimae . . . hisce adjungo copiam scripti a Capitulo Cathedrali ante septennium in simili vacantia ad me directi, ex quo . . . liquido constat, nominationem et praesentationem ministrorum sigilli antehac ab immemoriali penes pro tempore sigilliferum extitisse . . . . Unde humillime confido, non solum istius officiali nominationem et praesentationem ex clementissimo Serenissimae C. V. placito pro tempore sigillifero permansurum, sed et meum quondam ministrum (modo non sine rubore suo et meo despectu patienter cedentem) proxima aliqua vacante gratia seu officio latoris literarum vel praefecturae clementissime povidendum fore.“

<sup>4)</sup> Bezeugt ist dieses von Gerard Kumpers, der fünf Jahre vor seiner Ernennung beim Siegeldienerramt tätig war, Aktenstück vom 14. Juni 1747, und von Arnold Greveler, Aktenstück vom 9. September 1775.

leistung die Hauptrolle“; <sup>1)</sup> im 17. Jahrh. wird das Gehalt nur in baarem Gelde gezahlt; es beträgt, abgesehen von vielen Nebenverdiensten, 240 Thaler. <sup>2)</sup> In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. haben sich die Einnahmen des sigillifer um mehr als das Doppelte erhöht. Sodann steht dem Siegler eine Dienstwohnung zur Verfügung; dieselbe lag nach Kerssenbrock am Domplate in der Nähe des Spiegelturms und führte den Namen „Siegellammer“. <sup>3)</sup> Es hat den Anschein, daß erst nach Einführung in diese Wohnung, deren Tür beim Tode eines Sieglers sofort „verpüzieret“, d. i. versiegelt wurde, und nach Überreichung der Haus- und Schrankschlüssel und der Siegel durch die Münsterischen heimgelassenen Räte der sigillifer sein Amt antreten durfte, auch wenn er die Bestallung des Fürsten schon früher hatte; eine solche Investitur oder „Installation“ ist ausdrücklich bezeugt von Johann Nikolaus im Anfange des Jahres 1686. <sup>4)</sup> — Damit hängt auch zusammen, daß beim Antritte ihres Amtes die Siegler, wie uns Berichte aus den Jahren 1561, 1581, 1614 und 1624 <sup>5)</sup> zeigen, verpflichtet waren, eine genaue Aufzeichnung des Inventars der Siegellammer zu machen, die-

<sup>1)</sup> Vgl. hierüber Reinhard Lüdicke, Die landesherrlichen Zentralbehörden im Bistum Münster. Ihre Entstehung und Entwicklung bis 1650. Ersch. in der Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumskunde, Bd. 59 (1901) S. 109. — Nach der Rechnung von 1566/67 stehen dem Siegler jährlich mehrere Ochsen zu; aber schon zu der Zeit wird dafür Geld gezahlt, u. zwar ist ein Ochse zu 17 M. 10 S. berechnet.

<sup>2)</sup> Ein Thaler ist hier gleich 28 S., während er 1566/67 nur zu 24 S. gerechnet wird.

<sup>3)</sup> „Hermann a Kerssenbrock, anabaptistici furoris Monasteriensium inclitum Westphaliae metropolim evententis historica narratio“, hrgbn. von Dehmer, Münster 1900, Die „Geschichtsquellen des Bistums Münster“, 5. Bd. S. 92.

<sup>4)</sup> M. E. A. 48.

<sup>5)</sup> Das Inventarverzeichnis vom 6. Oktober 1561 ist von Jakob Bos, das vom 22. Juni 1501 von Lubbert Meier, das vom 3. Oktober 1614 von Joh. Hartmann, das vom 11. August 1621 von Petrus Nikolartius verfaßt; alle befinden sich im Staatsarchiv, M. E. A. 48. — Die Aufzeichnung L. Meiers ist 6 Tage nach seiner Bestallung verfaßt, die vom 16. Juni 1581 datiert ist (M. E. A. 110 und von Keller, Die Gegenreformation in Westfalen u. am Niederrhein, Publ. aus d. R. Preuß. Staatsarchiven Bd. 9, 83 u. 82, I. Teil S. 508 abgedruckt), während das Verzeichnis des Nikolartius vom gleichen Tage wie seine Bestallung, vom 11. August 1621, datiert.

selbe mit der ihres Vorgängers zu vergleichen und das Fehlende besonders zu vermerken. — Aktenstücke über häufige, oft Jahrzehnte lang dauernde Streitigkeiten der Siegelkammer mit ihrem Nachbarn, dem Domdechanten von Baer, über Benutzung eines Tores, eines Brunnens u. a. sind noch in Menge vorhanden.<sup>1)</sup> — Zu Beginn des 18. Jahrh. ist die Wohnung so schlecht, daß die Siegler sie nicht mehr beziehen,<sup>2)</sup> sondern sie vermieten, gewöhnlich an den Domsekretär, und die Miete für sich einziehen, bis im Jahre 1793<sup>3)</sup> die Siegelkammer neu errichtet und wieder zur Dienstwohnung des sigillifer wird. — Auch die Diener wohnten, wenn sie Kleriker waren, in diesem Gebäude; die weltlichen hatten eine Privatwohnung in der Stadt. Der ältere Siegelkammerdiener erhielt ein Gehalt von 81, der jüngere von 71 Talern; ihre Nebeneinnahmen vermehrten sich im 18. Jahrh. ganz beträchtlich, und daher wurde in dieser Zeit das Amt so viel umworben. — In der Bestallung des Petrus Nitolartius vom 11. August 1621<sup>4)</sup> wird ausdrücklich hervorgehoben, daß sowohl er wie der Fürst den geschlossenen Vertrag durch eine halbjährliche Kündigung jeder Zeit lösen kann. Wenn dies in den Bestallungen anderer Siegler nicht angegeben ist, so „darf man daraus wohl kaum auf einen Verzicht auf das Kündigungsrecht schließen; seine Erwähnung unterblieb wohl nur, weil es in den Regierungsartikeln ausdrücklich gewährleistet war“. <sup>5)</sup> — Verläßt ein Siegler seinen Dienst, was im allgemeinen selten vorkommt, so soll er alle Sachen, die er zu verwalten

<sup>1)</sup> M. E. N. 48, und Gymnasialarchiv auf dem hiesigen Staatsarchiv I<sup>11</sup> Nr. 8.

<sup>2)</sup> Fr. Münster (Staatsarchiv) Cab. Regist. Eccl. IV Lit. A Nr. 4: „Wegen des zum Sigilliferat gehörigen Hauses“; besonders das Aktenstück vom 20. Juli 1790.

<sup>3)</sup> Aktenstück vom 21. Juli 1793, ebenda.

<sup>4)</sup> M. E. N. 48: „Im fall uns oder unsern Nachkommen nicht gelieben würde, vielgenannten Vicentiaten Nitolartium lenger bei bedienung obengenannter embter zu lassen, oder auch ime nicht gelegen were, dieselb lenger zu bedienen, als wollen wir u. unser Nachkommen, auch er Nitolartius beiderseits macht haben, solches ein halb Jar zu vorn schriftlich oder mündlich uns zu künden, wie er dan auch alsdan mit gnaden erlaubt u. ime seine verdiente Besoldung pro rata temporis aller gebuer endrichtet u. bezalet werden solle.“

<sup>5)</sup> Reinh. Eubide, a. a. D. S. 107.



hatte, wohlgeordnet dem Bischof oder dem Domkapitel abliefern, wie auch über den Geschäftsverkehr und eventuelle Geheimnisse der Siegelkammer strengstes Schweigen beobachten.<sup>1)</sup>

## II. Abschnitt.

### Die Kasse der Siegelkammer.

#### § 1. Einnahmen.

Eine Hauptaufgabe der Siegelkammer war die Verwaltung der Siegelgebühren und der Sporteln des geistlichen und zum geringen Teil des 1571 von Johann von Hoya<sup>2)</sup> begründeten weltlichen Hofgerichts. — Der Siegler hatte die Aufsicht über die Kasse, des Samstags die Rechnungsbücher der Siegelkammerdiener zu prüfen und monatlich oder auf Verlangen jeder Zeit dem Bischof, dem Domkapitel und den heimgelassenen Räten Rechnung zu legen. Diese letztere Vorschrift wurde oft wiederholt, und die Siegler mußten nicht selten mehrfach dazu aufgefordert werden.<sup>3)</sup> — Auch der Offizial strebte zuweilen nach Einfluß auf die Kassenverwaltung; wohl meistens ohne Erfolg. Wenigstens wird ein solcher Versuch im Jahre 1640, wo der Offizial den Siegler der Untreue und Unehrllichkeit beim Bischof bezichtigt und ebenfalls einen Schlüssel zum *aerarium* verlangt, zurückgewiesen.<sup>4)</sup> 1651 schlägt ein ähnlicher Plan des Offizials

<sup>1)</sup> Bestallung des Petr. Nisolarthus: „Wosern auch ueber kurz oder langt mehr genannter Siegler auf andere order verziehen oder befurdert werden mochte, so sol er sich gegen uns u. unser Thumb-Capittul reuersirn, daß er solchenfalls alle sachen, so bei tragenden seinen dienst oder sonsten erfahren u. zur wissenschaft gebracht insgeheimb halten u. niemanden offenbaren, auch alle geistliche registoren, urkunden u. anderen nachrichtungen, so einigermassen zu seinen handen kommen oder ime anvertrawet werden, ohne verweigerung völigk restituirn, in den formen, als sie ime zukommen, wiederumb einliefern.“

<sup>2)</sup> Vgl. Lüdcke, a. a. O. S. 90 ff.

<sup>3)</sup> Aktenstücke darüber vom 13. März 1656 und 10. Februar 1659, M. E. N. 48.

<sup>4)</sup> (Undatiertes) Aktenstück vom 25. Februar 1651, M. E. N. 48, berichtet: „Memorale in puncto novae serae et clavis in camera sigilli. Consideranda circa appensionem novae serae et clavis ad mensam in camera sigilli, cuius custodia esse debeat apud D.

ebenfalls fehl.<sup>1)</sup> — Für die Besiegelung der verschiedenen Aktenstücke war der Preis durch eine feste Ordnung bestimmt; jedoch begegnen wir häufig Klagen über Nichterhaltung der Siegeltaxe. Bei nicht vorgesehenen Fällen blieb die Festsetzung der Taxe dem Siegler überlassen. Als in den 30er und 40er Jahren des 17. Jahrh. die Siegelkammer arg verschuldet ist, werden verschiedentlich Vorschläge zur Erhöhung der Siegelgefälle gemacht,<sup>2)</sup> und zwar soll die Taxe der wegen der Unkosten gefürchteten Brachien erniedrigt, der häufiger vorkommende *minora mandata* aber vermehrt werden. — Die Abgaben für das geistliche Gericht

*Officialem*. . Sigillifer pro tempore clavem mensae, in qua camerae obventiones ex sigilli provenientes asservantur, semper habuit et habet de praesenti, idque ex ordinatione iudicii et vi commissionis, quod patere potest inspicienti. — Sigillifer administravit hanc sui officii partem fideliter et cum satisfactione eorum, quorum quocumque modo interesse videtur. — Primus et solus, qui de altera clave mentionem fecit, fuit D. Officialis Detten, seductus passione et temporis occasione; hic anno 1640 apud Capitulum Cathedrale causatus est indebitam . . Sigilliferi administrationem: — Causa delata est per Capitulum ad DD. Consiliarios et hi putarunt audiendum sigilliferum, literis ad eundem sub dato 19. Junii datis. — Sigillifer rationibus et veritate vitens ita calumnias D. Officialis refutavit suumque et officii sigilliferatus honorum vindicavit, ut petitio Officialis reiecta sit ipsique fama et administratio manserit imperturbata.“ — Vgl. auch das Schriftstück vom 28. Juni 1640, M. L. N. 48.

<sup>1)</sup> Aktenstück vom 25. Februar 1651, M. L. N. 48.

<sup>2)</sup> Undatiertes Aktenstück, wahrscheinlich von 1642, M. L. N. 49.<sup>10</sup>: „Herwerden verlauf zu verhueten mußten nohtwendig mittel gefunden werden, die Siegelgefälle bey dieser Beitt etwan zu verbessern; u. ist darauf dieses bedenten, salvo eniuscunq. saniori iudicio, weil der Siegelkammer Intraden sumemblich von den bancallproceffen herühren, wovon zwar auch die *minora mandata* ausgefertigt werden, deren Siegel auch 3 oder 6 den. kostet. Wans aber ad brachium kommen, dessen Siegel mit 6 sol. zu bezahlen, aus schaw vor der unkosten damit zurückgehalten wirdt, so solte woll nicht undientlich sein, daß die *minora mandata* u. alle citationes, deren siegell geringer taxiert ist, durchgehends u. ohne unterscheidt bis auf 1 sol. erhöht wurden, welches ad quattuor *minora mandata* nur 2 schilling machet, welche hingegen von den brachiis, damit selbige durch schen des Siegelgeldtes nicht liegen bleiben, remittirt u. nachgelassen u. die brachia gleich anderen Exetutorialbriefes auf 4 sol. gesetzt werden mugten, pßeibe also zuletzt taxa expensarum brachii in primana quantitate, daß auch die subditi damit nicht gravirt wurden.“ — Eine Siegeltaxe ist abgedruckt in der Reformation von 1571, cap. XXV, S. 47.

waren nur im allgemeinen geregelt, die Gebühr für den einzelnen Fall richtete sich nach der Art der verhandelten Sache, nach der Schwere des Verbrechens oder — bei Testamentsapprobationen und Erbschaften — nach der Größe des Vermögens.

Das Rechnungsjahr begann und wurde abgeschlossen mit Michaelis (29. September), einem Termin, an dem auch die Münsterischen Amtsrentmeister Bericht erstatten mußten.<sup>1)</sup> — Als Rechnungsmünze gilt die Mark zu 12 solidi und ein solidus zu 12 denarii. — Über die Einnahmen läßt sich aus den erhaltenen Siegelkammerrechnungen folgende Tabelle (Seite 14 u. 15) aufstellen.

Der bei weitem größte Teil der Einnahmen fließt aus den Besiegelungen und den „minora mandata“. 1567 kommt hieraus durchschnittlich jede Woche 30—35 M. ein, 1625 schon 150—160 M., also fünfmal soviel. — Diese Steigerung ist besonders zur Zeit des Sieglers Dr. Johannes Hartmann (1613—21) erfolgt, der kraftvoll und energisch sein Amt verwaltete und unter dem die Siegelkammer zur höchsten Blüte gelangte.<sup>2)</sup> — Von Mitte Dezember bis Anfang Januar und von Mitte Juli bis Anfang September ist der Ertrag aus dieser Einnahmequelle geringer, dagegen in der Fastenzeit und um Ostern höher; nur 1567 ist in der Osterzeit keine Steigerung zu bemerken. Daß von Aschermittwoch bis Ostern mehr besiegelt wurde, können wir auch bei dem kölnisch-westfälischen Offizialate bemerken, und zwar sind hier die Differenzen noch viel höher als im Münster, 1438 erreichen sie um Palmsonntag das Vierfache und um Ostern das Achtfache der regelmäßigen Einnahmen.<sup>3)</sup> — Seit 1625 geht im Bistum Münster der Ertrag für Besiegelungen und niedere Mandate, wie der aller Einnahmequellen, bedeutend zurück. Erst unter Christoph Bernard tritt allmählig eine Steigerung der Einkünfte ein. — Der Ertrag der übrigen Tätigkeit des geistlichen Gerichts ist sehr gering und steht im Verhältnis zu der Zahl Abschn. IV §. 5 angeführten Fälle. — Die etwas größeren Einnahmen der Abt: „De variis

<sup>1)</sup> Vgl. Lüdtke, a. a. O. S. 76.

<sup>2)</sup> Undatiertes Aktenstück; M. L. N. 48<sub>10</sub>. Vgl. Ann. im III. Abschnitt, §. 2.

<sup>3)</sup> Vgl. Hansen, S. 40;

	1566/67	1624/25	1635/36	1636/37
1. für Befehlungen und minora mandata	1322 m. 8 s. 11 d.	weltl. Gericht 93 m. 11 s. geistl. Gericht 6461 m. 4 s. 7 d.	60 m. 2129 m. 1 s. 9 d.	55 m. 3 s. 9 d. 1825 m. 2 s.
2. De testamentis	32 m. 2 s. 6 d.	19 m.	25 m.	25 m.
3. De permutationibus	—	2 m.	5 m.	—
4. De excessibus	10 m.	21 m. <sup>1)</sup>	—	—
5. De dispensationibus	6 m. 6 s. 6 d.	5 m. 6 s.	5 m. 6 s.	—
6. De variis procuracionibus	162 m. 11 s. 6 d.	weltl. Gericht 71 m. 2 s. geistl. Gericht 328 m.	13 m. 4 s. 260 m. 1 s.	25 m. 111 m. 6 s.
7. De sententiis matrimo- nialibus	51 m. 6 s. 4 d.	—	18 m.	25 m.
8. De absolutionibus	49 m. 5 s. 7 d.	—	—	—
Summa summarum	1635 m. 5 s. 4 d.	7001 m. 7 s. 7 d.	2516 m. 9 d.	2056 m. 11 s. 9 d.

<sup>1)</sup> Hier ist ein Fehler in der Addition; es muß statt 21. 22 m. heißen; infolgedessen ist auch das Endergebnis um 1 m. zu niedrig.

	1637/38	1638/39	1639/40	1661—64
1. für Befehlungen und minora mandata	weltl. Gericht 59 m. geiftl. Gericht 1678 m. 8 s.	55 m. 7 s. 6 d. 1141 m.	85 m. 5 s. 1280 m. 9 s.	199 m. 8 s. 4471 m. 5 s.
2. De testamentis	59 m. 4 s.	15 m. 2 s.	17 m.	46 m. 8 s.
3. De permutationibus	—	—	—	De sigillis submis- sionum 425 m. 9 s.
4. De excessibus	—	—	—	—
5. De dispensationibus	5 m.	6 m.	3 m.	48 m. 8 s.
6. De variis procuracionibus	weltl. Gericht 73 m. 6 s. geiftl. Gericht 99 m. 6 s.	44 m. 88 m. 10 s.	43 m. 160 m. 11 s.	117 m. 8 s. 286 m. 8 s.
7. De sententiis matrimoni- alibus	—	—	—	De remedio revi- sorio 26 m.
8. De absolutionibus	—	—	—	—
Summa summarum	1975 m.	1350 m. 7 s. 6 d.	1589 m. 10 s.	5626 m. 6 s.

procuracionibus“ rühren vielfach auch aus Besiegelungen her, und zwar außergerichtlicher Sachen, die dem Offizialat zur Beglaubigung vorgelegt wurden.

## § 2. Ausgaben.

Trotz der großen Einnahmen der Siegelkammer sind ihre Ausgaben in der Regel höher; folgende Tabelle (S. 17) möge das Verhältnis in der Zeit von 1565—1665 veranschaulichen.

Von den in der Tabelle angegebenen acht Jahren haben nur zwei, 1635/36 und 1639/40, einen Überschuß zu verzeichnen, sonst hat man immer mit einem Defizit abgeschlossen. Dies wird auch seit Mitte des 16. Jahrh. das Gewöhnlichere gewesen sein, weil die Bischöfe die Siegelkammer beim Wachsen der Einnahmen zu vielen außerordentlichen Leistungen herangezogen. — Bettgenhäuser<sup>1)</sup> nimmt für das kölnische Offizialatgericht in Werl Überschuß als das Gewöhnliche an und Defizit als Ausnahme; für das 15. und den Anfang des 16. Jahrh. mag dies zutreffen. Aber schon die Tatsache, daß die eine von den in Betracht kommenden Rechnungen<sup>2)</sup> ein Minus aufweist, läßt darauf schließen, daß vielleicht auch der Gerichtskasse in Werl nach und nach so hohe finanzielle Aufgaben vom Kölner Erzbischof auferlegt wurden, daß sie diese zu erfüllen nicht mehr imstande war. — Die Ausgaben lassen sich einteilen in ordentliche und außerordentliche; dabei haben manche der letzteren im Laufe der Zeit, ähnlich wie am kölnisch-westfälischen Gericht,<sup>3)</sup> mehr den Charakter der ordentlichen Abgaben erhalten.

### a. Ordentliche Ausgaben.

Als Gerichtskasse hat die Siegelkammer in erster Linie die Unkosten des geistlichen Gerichts zu decken. Die Ausgaben für die Gerichtskanzlei, für Wachs, Tinte, Papier und

<sup>1)</sup> a. a. D. S. 152.

<sup>2)</sup> Bettgenhäuser teilt die Rechnungen von 1495, 1499 und 1515 mit; bei dem Vergleich zwischen Einnahmen und Ausgaben kann die Rechnung von 1495 nicht in Betracht kommen, weil die Ausgaben hier „unvollständig“ sind; vgl. S. 154 Anm. 1 u. S. 151 Anm. 2.

<sup>3)</sup> Vgl. Bettgenhäuser, a. a. D. S. 153.

	1566/67	1624/25	1635/36	1636/37
Einnahmen . .	1635 m. 5 s. 4 d.	7001 m. 7 s. 7 d.	2516 m. 9 d.	2056 m. 11 s. 9 d.
Ausgaben . . .	2249 m. 10 s. 1 d.	7069 m. 1 s. 5 d.	2278 m. 9 d.	2435 m. 9 s. 8 d.
	— 614 m. 4 s. 9 d.	— 67 m. 5 s. 10 d. <sup>1)</sup>	+ 238 m.	— 378 m. 9 s. 11 d.

<sup>1)</sup> Dies ist die richtige Summe und nicht 67 m. 6 s. 2 d., wie es in der Rechnung heißt.

	1637/38	1638/39	1639/40	1661—64
Einnahmen . .	1975 m.	1340 m. 7 s. 6 d.	1589 m. 10 s.	5626 m. 6 s.
Ausgaben . . .	2438 m. 10 s.	1416 m. 7 s. 2 d.	1847 m. 5 s. 9 d.	5677 m. 5 s. 10 d.
	— 463 m. 10 s.	— 75 m. 11 s. 8 d.	+ 242 m. 5 s. 9 d.	— 50 m. 11 s. 10 d.

ähnliches belaufen sich 1567 auf 61 m. 10 s. und 1625 auf 162 m. 6 s. — Nach und nach sind auch die Gehälter der Beamten, des Offizials, des Sieglers, der Siegelkammerdiener, der Gerichtsassessoren und des Fiskals zu regelmäßigen Ausgaben der Siegelkammer geworden. In der Zeit von 1566—1640 steigt das Gehalt des Offizials von kaum 80 auf 400 und das des Sieglers von 24 auf 240 Taler.<sup>1)</sup> Der Grund für die auffallende Steigerung liegt darin, daß vor 1574 die Naturalleistung bei dem Gehalt der Beamten noch eine Hauptrolle spielte;<sup>2)</sup> z. B. erhielt der Siegler jährlich mehrere Ochsen, statt deren aber schon 1566 Geld gezahlt wurde. — Der ältere Siegelkammerdiener erhielt jährlich 81 und der jüngere 71,<sup>3)</sup> die Gerichtsassessoren je 150 Taler und der Fiskal 4 Taler, 8 solidi. — Auch andere Personen, die zum geistlichen Gericht in keiner Beziehung standen, empfingen jedes Quartal aus der Siegelkammer eine bestimmte Summe; vielleicht sind dies bischöfliche Renten, die dieser Klasse überwiesen wurden: Der Suffragan (177 Tlr.), die Kammerkleriker (10 T.), die examinatores ordinandorum (für jedes Examen je 1 T.)<sup>4)</sup>, der succentor (11 s.) und die Domküster (jeden Sonntag 6 s.). Die Ausgaben für die Frühjahrs- und Herbstsynode sind vielleicht auf die später zu erwähnenden<sup>5)</sup> Stiftungen Klunsevoets und des Bischofes Gerhard zurückzuführen, die in diesem Falle von der Siegelkammer verwaltet wurden oder deren Rentenauszahlung ihr vom Bischof auferlegt war. Sodann erhielten um Weihnachten alle Gerichtsbeamten „juxta antiquam et hactenus laudabilem observatam consuetudinem“ ein Geldgeschenk, das sich von 1566—1624 mehr als verdoppelte. — Die Leistungen der Siegelkammer gegenüber der Kanzlei, die in Lieferung von Bureauartikeln, von Drucksachen, in der Stellung der Boten und Bezahlung des Botenmeisters und in Verpflegung der Kanzlei auf Reisen bestand, werden weiter unten mitgeteilt.<sup>6)</sup> — Auch die Kosten der Reisen des Sieglers gehören, wie in Werl so auch in Münster, „wenigstens teilweise“ zu den ordentlichen Ausgaben. — In dem zweiten Viertel des 17. Jahrh. konnten bei dem Verfall der geist-

<sup>1)</sup> Ein Taler ist hier gleich 28 sol. Vgl. S. 145 Anm. 2.

<sup>2)</sup> Vgl. darüber Eüdick, a. a. O. S. 109 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. S. 146. — <sup>4)</sup> Vgl. Abschn. V § 2.

<sup>5)</sup> Abschn. V § 4. — <sup>6)</sup> S. 157 ff.



lichen Jurisdiktion und besonders bei den geringen Einkünften für Besiegelungen, die man auf jede mögliche Weise zu umgehen suchte, nicht alle Verpflichtungen der Siegelkammer erfüllt werden, zumal der damalige Bischof Ferdinand von Bayern immer noch höhere Ansprüche an sie stellte. Namentlich wird seit 1636 die Finanzlage der Siegelkasse sehr schlecht, und die Rückstände an Gehaltszahlungen für die Beamten erlangen eine bedeutende Höhe. Über 1642 ist uns eine Aufstellung der Schuldenlast der Siegelkammer erhalten.<sup>1)</sup> Der Offizial hat bis zu diesem Jahre 352, der Siegler 500, die Siegelkammerdiener 384, die Assessoren 824 und der Suffragan 1107 Taler zu wenig ausgezahlt erhalten.

#### b. Außerordentliche Ausgaben.

Als im 15. und 16. Jahrh. die Einnahmen der Siegelkammer nicht unerheblich sich vermehrten, legte ihr der Bischof verschiedene, außer ihrem Bereich liegende Leistungen auf. Manche davon wurden mit der Zeit zu ordentlichen Abgaben, wie die Gehälter einiger bischöflicher Beamten, die Kosten für die Diözesansynoden und die Schlussprüfung der Ordinanden. Nach und nach erreichten die außerordentlichen Ausgaben eine solche Höhe, daß sie die Einnahmen weit überstiegen. Insbesondere machte sich seit der Mitte des 16. Jahrh., wo die Bischöfe, angefangen mit Johann von Hoya, energisch und zielbewußt auf die Wiederherstellung des katholischen Glaubens im Bistum Münster hinarbeiteten, das Streben bemerkbar, die Siegelkammer für die gegenreformatorische Tätigkeit der Kirchenfürsten gleichsam auszubeuten. Die Siegelkasse mußte beisteuern für die Errichtung des Priesterseminars, für die Ausbreitung und die Missionen der Franziskaner, Kapuziner und Klarissen und für den Neudruck der Missale und Breviere. Auch die Jesuiten erhielten nicht selten Geldspenden aus der Siegelkammer, und ein großer Teil der Abgaben unter der Rubrik „*Exposita vigore diversarum Commissarialium*“ war für ähnliche kirchliche oder religiöse Zwecke bestimmt. — Auf Befehl des Bischofs wurden außerdem für die verschiedensten Personen und Angelegen-

<sup>1)</sup> M. S. N. 48; das Aktenstück ist ohne Datum, doch lassen verschiedene Bemerkungen mit Sicherheit auf 1642 schließen.

heiten: Zahlungen geleistet, z. B. an den Rätgermeister vom Münster, an den Domburjar, Domscholafter, für Gesandtschaften, für die vier Offizianten der Marienkapelle im Domumgang, für den Pastor und Vikar in Ahaus, für die Armen der Lambertipfarre, Jahrgeld an den Hofmedikus, für den Bedell und Pförtner des bischöflichen Hofes, für notleidende Mansfeldische Soldaten im Emsland, Unterstützung für die Errichtung eines Hospitals in Rheine, für Brandschaden in Münster und ähnliches. — Gerade diese außerordentlichen Ausgaben, die zumeist mit dem geistlichen Gericht oder der Siegelkammer in keiner Beziehung standen und oft eine beträchtliche Höhe, so 1624/25 annähernd 4000 Mt., erreichten, fielen der Kasse schwer zur Last, sodaß sie, wie erwähnt, nicht einmal zur Leistung der regelmäßigen Abgaben imstande war. — Im Jahre 1642 beträgt die gesamte Schuldenlast die enorme Summe von 8035 Taler, 23 solidi. — An eine Abzahlung dieser Schulden war trotz der Erhöhung der Siegeltage und anderen Versuchen zur Aufbesserung der finanziellen Lage nicht zu denken. — Christoph Bernard, der allmählich wieder ein geordnetes Kassensystem einführte, scheint zur Abtragung der Rückstände die Kasse des Landrentmeisters und die Pfennigkammer benutzt zu haben.

### III. Abschitt.

#### Siegelkammer und bischöfliche Kanzlei.

Die Entstehung der Siegelkammer liegt im dunklen; wenn es auch wahrscheinlich ist, daß ihr Ursprung mit dem Aufkommen und der Tätigkeit des geistlichen Hofgerichts im Zusammenhang steht, so ist doch andererseits die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß die Siegelkammer sich von der bischöflichen Kanzlei abgezweigt hat, und zwar, um die rein technischen Arbeiten derselben zu übernehmen und um die Einkäufe zu machen. Zwar tnen die ältesten erhaltenen Münsterischen Kanzleiordnungen vom 2. März 1581, vom Jahre 1603 und vom 5. Februar 1605<sup>1)</sup> dieser Be-

<sup>1)</sup> Alle drei liegen auf dem Staatsarchiv: Münsterische Hofkammer Ib; die letzte ist abgedruckt bei H. Lüdtke, a. a. O. S. 155 ff.

hörte keiner Erwähnung, aber sicher ist, daß ein Teil der Tätigkeit der Siegelkammer in früherer Zeit Aufgabe der Kanzlei gewesen ist; und gegen diese hat sie stets bestimmte Verpflichtungen zu erfüllen gehabt. Die erste, mehr ins Einzelne gehende Siegelkammerrechnung vom Jahre 1566/67<sup>1)</sup> gibt genau Zeit und Höhe der Leistungen an die Kanzlei an.

### § 1. Lieferung von Bureauartikeln.

Die Siegelkammer war in erster Linie eine Kassenverwaltung. Aus dieser Kasse wurden bestritten alle für den beschriebenen Betrieb der Kanzlei erforderlichen Sachen; dieselben wurden durch den Kanzleischreiber abgeholt. — Aus den Rechnungen ergibt sich, daß die Kanzlei ungefähr alle vierzehn Tage eine Flasche Tinte von der Siegelkammer bezog; diese berechnete die einzelne Flasche zu 7 solidi 6 denarii. Für das Geschäftsjahr 1566/67 beträgt die ganze Lieferung an Tinte 12 marc. 9 sol. 9 den.; farbige Tinte scheint nicht verwandt worden zu sein.

Dagegen wurde zweierlei Wachs in der Kanzlei benutzt, rotes und grünes. Mit rotem Wachs zu siegeln galt seit dem Ende des Mittelalters als ein besonderes Vorrecht, das sich geistliche wie weltliche Fürsten eigens vom Kaiser verleihen ließen; der Bischof von Münster hat demnach dieses Privilegium gehabt. Die Siegelkammer siegelte nur mit grünem Wachs. Die an die Kanzlei in dem genannten Jahre in 9 Rosten abgelieferte 15 Pfund grünes Wachs sind zwar in der Rechnung aufgeführt, aber nicht besonders berechnet, weil sie von dem Wachs der Siegelkammer genommen wurden, daß diese in größerer Menge einkaufte und von dem sie das von der Kanzlei gewünschte Quantum — gewöhnlich waren es ein oder zwei Pfund — herunternahm. Fast ebensoviel wie mit grünem siegelte die Kanzlei mit rotem Wachs, von dem sie 1566/67 in 7 Lieferungen

<sup>1)</sup> Diese befindet sich auf dem Erzbischoflichen Privatarchiv in Darsfeld; sie ist in Abschrift beigelegt; Dr. Schmitz-Kallenberg, durch dessen Vermittelung mir die Rechnung zugänglich war, erwähnt sie in dem Verzeichnis der „Inventare der nichtstaatlichen Archive der Prov. Westf.“, hrsgbn. v. d. hist. Kommission, Bd. I, Heft 3, Kreis Coesfeld, Münster 1904, S. 177.

14 $\frac{1}{2}$  Pfund zu 13 marc. 10 sol. 6 den. erhielt. Notes Wachs ist ungefähr dreimal so teuer wie grünes, was entweder auf die mehr Arbeit erfordernde Umwandlung des ursprünglich gelben Waxes durch Bleichen an der Sonne und zeitweises Begießen mit Wasser — dieses geschah, wie aus den in dem Inventarverzeichnis aufgeführten Gerätschaften zu schließen ist, in der Siegellammer — oder auf den hohen Preis der Zusatzstoffe, Zinober oder Mennig, zurückzuführen ist.

Den einzelnen Posten über Lieferung von Papier oder Pergament ist in der erwähnten Rechnung gewöhnlich eine Abschrift der Mitteilung beigegeben, in der die Kanzlei um Übersendung des betreffenden Quantums ersucht; zuweilen ist ausdrücklich bemerkt, daß ein Teil sofort nach Empfang des Schreibens der Kanzlei, die sich in jener Zeit zumeist in Ahaus oder Iburg befand, übermittelt werden soll, da sie nur sehr wenig Papier mehr habe, das übrige könne bei „vorfallender soer von unserm hove tho Munsther“ besorgt werden. Papier und besonders Pergament kaufte die Siegellammer gewöhnlich zur Zeit des Sendes ein. Pergament, von dem das des Anton Dynynd, eines Buchhändlers aus Leuwarden in Holland, bevorzugt zu sein scheint, gebrauchte die Kanzlei verhältnismäßig wenig; der Preis war ziemlich hoch; die gelieferten 3 $\frac{1}{2}$  Duzend „twy-schafftyges“ (d. i. an beiden Seiten gleich glattes) Pergament kosteten 16 marc. — Papier wurde umso mehr benutzt: 360 Bücher „besten papyrs“ zu 51 marc. 6 sol.

Auch Bindgarn für die Befestigung der Siegel an den Urkunden lieferte die Siegellammer; ja auf Befehl der Kanzlei mußte sie sogar an den Dompräfecten und an das Kloster zu Bentheim Papier senden.

Alle diese Angaben gelten für das Jahr 1566/67. In den Rechnungen des 17. Jahrh.<sup>1)</sup> sind die Lieferungen von Bureauartikeln an die Kanzlei nicht mehr einzeln aufgeführt, sondern sie fallen hier unter den allgemein gehaltenen Abschnitt „In usum sigilli“. Doch läßt sich wohl mit

<sup>1)</sup> Es konnten eingesehen werden die Rechnungen aus den Jahren: 1624/25, 1635/36, 1636/37, 1637/38, 1638/39, 1639/40 und 1661—63; sie liegen alle M. E. N. 48<sub>10</sub>.

Sicherheit aus der Höhe des verzeichneten Betrages schließen, daß die Leistungen dieser Art gegenüber früher keineswegs geringer geworden sind.

## § 2. Lieferung von Drucksachen.

Wünschte die bischöfliche Kanzlei die Drucklegung von Mandaten, Publikationen oder ähnlichem, so wandte sie sich an die Siegelkammer, die für den Druck zu sorgen und deren Kosten zu tragen hatte. Von ihr wurde der damals berühmteste Buchdrucker Münsters, Dietrich Tzwyssell, mit der Arbeit betraut; dieser hatte die gedruckten Exemplare der Siegelkammer abzuliefern, von wo sie entweder sofort verbreitet oder in die Kanzlei gelangt wurden. Es werden im Jahre 1566/67 Edikte folgenden Inhalts gedruckt:

Ein Erlaß der niederländischen-weißfälischen Kreisstände, eine Landtagsauschreibung, eine Ermahnung zum religiösen Leben, an das Niederstift gerichtet, eine Aufforderung des *secundarius clerus* zu einer Versammlung betr. Bewilligung der auf dem Reichstage zu Augsburg beschlossenen Türkensteuer beim Bischofe zu erscheinen — diese Steuer wird abgelehnt —, Landtagsbriefe, eine neue Münzordnung, Erlasse gegen Aufrührer und Mordbrenner und anderes.

Ist die Verfügung für den *secundarius clerus* bestimmt, so werden regelmäßig 250 Exemplare gedruckt, was in etwa auf die Anzahl der Priester in der Diözese schließen läßt. Wurden auch mehr oder weniger Exemplare als 250 gewünscht, so war der Preis doch nicht höher oder geringer; deshalb scheint für 250 als Normalzahl ein bestimmter Preis zwischen Siegelkammer und Buchdrucker vereinbart zu sein.

Zuweilen ließ der Druck zu wünschen übrig; dann wies die Kanzlei in ihrer Mitteilung ausdrücklich darauf hin, daß mit „lesbarenn letterenn gesetzt und korrekt gedrucket“ werden soll. — Einige Male hat auch der Drucker den Inhalt der Edikte zu früh bekannt gegeben und Exemplare verkauft. Darüber ist die Kanzlei nicht wenig erbost, und sie beauftragt den Siegler zur Verhütung solcher Vorkommnisse dem Drucker das eidliche Versprechen abzunehmen, nichts von dem Inhalt der Druckwerke vor deren Publikation verlauten zu lassen.

Auch die Drucklegung des Ediktes für die Einführung des gregorianischen Kalenders im Bistum Münster wird dem Siegler übertragen.<sup>1)</sup> In einem Schreiben des Administrators Johann Wilhelm vom 6. November 1583<sup>2)</sup> geht dem damaligen sigillifer Lubbert Meier die Aufforderung zu, für einen schleunigen Druck der Publikation, die am 10. November erfolgen soll, sorgen zu wollen, da für das Inkrafttreten des neuen Kalenders der 17. November vorgesehen ist. — Die Druckkosten für die neuen Braviere<sup>3)</sup> im Jahre 1589 und für neue Missele im Jahre 1630 werden auf Anweisung der Kanzlei und des Domkapitels der Siegelkammer auferlegt; diese hat das Geld nicht vorrätig, sie muß es erheben und die Zinsen aus ihrer Kasse bezahlen. 1630 werden überdies noch der Siegelkammer die üblichen Exemplare, die sie zu verkaufen hatte, um davon die Zinsen bezahlen zu können, entzogen und so ihre an und für sich schon hohen Schulden noch vergrößert.<sup>4)</sup>

### § 3. Botenwesen, Verpflegung der Kanzlei auf Reisen und anderes.

Die bischöfliche Kanzlei befand sich im 17. Jahrh. zumeist nicht in Münster, sondern dort, wo gerade der Bischof residierte, z. B. in Ahauß, Iburg oder Wolbeck. Diese Abwesen-

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu E. Schmitz-Kallenberg, Die Einführung des gregorianischen Kalenders im Bistum Münster, in der Festschrift, enthaltend vornehmlich vorreformationsgeschichtliche Forschungen, Heinrich Fink zum 7. August 1904 gewidmet von seinen Schülern. Münster 1904, S. 371—400.

<sup>2)</sup> Schmitz-Kallenberg, a. a. O. S. 390/91; das Aktenstück liegt Domarchiv, Landtagsakten 1583—86, fol. 164—166; vgl. auch den Brief vom 7. November 1583, ebenda S. 392, Konzept liegt M. L. N. 2 I, Nr. 9.

<sup>3)</sup> Akten hierzu befinden sich auf dem Domarchiv in einem Batri, das die Jahreszahl 1589 trägt; Schreiben vom 10. 11. u. 13. Juni; am 11. Juni heißt es: „Ezlich betreffend die Druckung der Braviere, wehre solches ein überaus nötig wert, sintemal die vorige fast verloren u. sonsten aus denn handen kommen wehren, da dan Ihre Churf. G. dahin gnedigst verstehen wollen, das man das erste verlag aus der Siegelkammer nemen mochte, u. dan secundarius clerus auch etwas dazu thete, were zu verhoffen, man würde in kurzer Zeit die Pfennung daraus loesen konnen, zumahl wenn synodis ein Edikt publizirt würde, das alle Pfarrherrn und andern Geistliche Ihnen dieselb kauffen solten“.

<sup>4)</sup> Undatiertes Aktenstück, M. L. N. 48<sub>10</sub>.

heit von Münster und die enge Beziehung der Kanzlei zu den in Münster ansässigen Behörden machten, zumal die öffentlichen Posten erst im Entstehen begriffen waren, ein geordnetes Botenwesen zum dringenden Bedürfnis. Im Laufe der Zeit wurde es eine Pflicht der Siegelkammer, der Kanzlei die Boten zu stellen, auf deren Treue und Zuverlässigkeit zu achten und ihnen, wie auch dem „magister nuntiorum“, dem Botenmeister, den Lohn auszusahlen. In der Rechnung von 1566/67 ist der Name eines abgesandten Boten, die Zeit seiner Abreise, der Ort seiner Bestimmung, der Name des Empfängers und sehr oft auch der Inhalt des zu übermittelnden Schreibens angegeben, genau entsprechend der in der Kanzleiordnung vom 5. Februar 1605 getroffenen Bestimmung.<sup>1)</sup> In gleicher Weise hat die Siegelkammer die Vorschrift, „daß ungefähr zur selben Zeit fertige und in dieselbe Gegend bestimmte Schreiben möglichst durch einen Boten befördert“<sup>2)</sup> und auswärtigen Boten, wenn möglich, auf ihrer Rückreise ebenfalls Befellungen aufgetragen werden, in ihrem Geschäftsverkehr beobachtet, wie die Rechnungen dartun. — Die Verbreitung des Ediktes betr. Einführung des gregorianischen Kalenders wird dem Siegler Lubbert Meier übertragen, der für die Publikation verantwortlich ist und der durch seine Boten „allen pastoren und pfarhern“ des Stifts Mitteilung macht.<sup>3)</sup>

Vereiste der Bischof sein Land, so begleitete ihn nicht selten die Kanzlei; die Kosten für die Verpflegung des Kanzleipersonals fiel der Siegelkammer zur Last. So hat sie unter anderem bei der Reise des Bischofs und seiner Kanzlei in den Groninger und Friesischen Landen vom 4. August bis 7. November 1567 nach Abzug verschiedener Spenden und Stiftungen eine Ausgabe von 149 marc. 10 sol.

<sup>1)</sup> Münst. Hofkammer I b und abgedruckt bei R. Lüdicke, a. a. O. S. 162 ff. „Er (d. i. der Botenmeister) wird befehligt, die Expedition der Boten zu besurdern u. dabey aufzumerten u. in specio zu verzeichnen, umb welche Zeit, mit was Schreibens an wehne oder was Orth ein jeglicher Pott abgefertigt u. davon richtige Registra halten“.

<sup>2)</sup> R. Lüdicke, a. a. O. S. 59.

<sup>3)</sup> Vgl. die Nachschrift des erwähnten Briefes vom 6. November 1683 bei Schmitz-Rallenberg, a. a. O. S. 391, ferner den Brief vom 7. November, ebenda S. 392; das Edikt selbst datiert vom 8. November und ist ebendort abgedruckt, S. 393.

Im gleichen Jahre wird der Siegelkammer eine Rechnung der Kanzlei zur Bezahlung von 35 marc. 7 sol. vorgelegt, die letztere „vonn etzlychenn jarenn her, eynstheyls zu unsers G. F. eygnenn nutz und cynn theyls ynn verpflegungen ausgegebenn“.

Auch noch zu andern Leistungen wird die Siegelbehörde herangezogen: Vom 23.—28. Februar 1567 weilen Osnabrückische Kanzleibeamte in Münster, jedenfalls in Sachen des im Oktober 1566 erwählten, aber nicht bestätigten Bischofs Johann von Hoya, der schon vorher das Bistum Osnabrück inne hatte. Drei von ihnen muß der sigillifer auf Anweisung der Kanzlei beherbergen, und diese trinken zusammen mit ihrem Diener in den Tagen 33 Krüge Wein, ein Beweis für die Trinklust der Kanzleibeamten jener Zeit, worüber des öfteren Klage geführt wird.<sup>1)</sup> — Als der Bischof „zu Intauffungh etlycher unser Taffelwyne“ 200 Taler von der Kanzlei fordert, beauftragt diese durch Schreiben vom 7. April und 1. Juni 1567 die Siegelkammer zur Lieferung der genannten Summe, die am 21. Juni desselben Jahres durch den Siegelkammerdiener Heinrich Woltermann bei der Kanzlei in Ahaus abgegeben wird.

#### IV. Abschnitt.

##### Siegelkammer und geistliches Hofgericht.

Die ursprüngliche Tätigkeit des Sieglers beim geistlichen Hofgericht bestand in der Bewahrung des Gerichtssiegels und dessen Ausdrückung auf die vom Richter gefällten, von den Notaren ausfertigten Urteile und auf andere vom Offizialate beglaubigten Schriftstücke. Schon früh wurde dem Siegler auch die Verwaltung der für die Besiegelungen einkommenden Gelder und die Aufsicht über sonstige Einnahmen des geistlichen Gerichts übertragen. Dadurch stieg seine Bedeutung. Fournier, der in seinem Buche „Les officialités au moyen âge“<sup>2)</sup> die Zeit von 1180—1328 behandelt und

<sup>1)</sup> Vgl. R. Lübtz, a. a. D. S. 59.

<sup>2)</sup> Etude sur l'organisation, la compétence et la procédure des tribunaux ecclésiastiques en France. Paris 1880.



dessen Schilderungen im allgemeinen auch für Deutschland zutreffen,<sup>1)</sup> nennt bereits den Siegler „le personnage le plus important de la cour apres l' official“, und für Straßburg liegen aus sehr früher Zeit Zeugnisse für die hohe Bedeutung des sigillifer vor.<sup>2)</sup>

Im Bistum Münster scheint jedoch der Siegler bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrh. wesentlichen Einfluß auf die eigentliche Jurisdiktion nicht gehabt zu haben, während die Rassenverwaltung ihm hier schon lange vorher anvertraut war. Erst der um die Münsterische Justizreform hochverdiente Johann III. von Hoya (1566—74) verleiht dem Siegler eine hohe juristische, die Macht des Offizials nicht wenig beeinträchtigende Stellung. Er bemerkt in der „Reformatio Ecclesiasticae Jurisdictionis“ vom 31. Oktober 1571<sup>3)</sup> ausdrücklich, daß er, dem Beispiele seiner Vorgänger folgend, die dem Offizial zwei Assessoren zur Seite gestellt haben, zu Nutz und Frommen seiner Untertanen den zeitigen sigillifer dem geistlichen Gericht „affociieren“ wolle.<sup>4)</sup> Fortan

<sup>1)</sup> Vgl. darüber: „Literar. Rundschau“ 1884, S. 492 ff. und „Archiv für kath. Kirchenrecht“ Bd. 46 (1881) S. 195 ff.

<sup>2)</sup> Urkundenbuch der Stadt Straßburg, 3. Bd., hsgbn. von Aloys Schulte.

<sup>3)</sup> Wenn auch diese vom Kanzler Sted verfaßte, 1571 und nicht 1572 (Olfers) bei Theod. Zwysell gedruckte Gerichtsreformations nach Olfers, „Beiträge zur Geschichte der Verfassung und Zerstückelung des Oberstiftes Münster“, Münster 1848, S. 16 und nach Ebdicke, a. a. O. S. 99 infolge des Widerspruches der Geistlichkeit, der manches in ihr unliebsam war und die den ganzen Verlag für 300 Taler auslieferte, nicht in Wirksamkeit getreten ist und statt dessen eine andere vom Generalvikar u. Siegler Jakob Bos aufgestellte Gerichtsordnung, die mir nicht zugänglich war, Geltung fand, so zeigen doch die späteren Gerichtsreformationen, daß die in der ersten Ordnung dem Siegler zugetheilten Nachbefugnisse bestehen geblieben ist.

<sup>4)</sup> Die betr. Stelle steht pag. 3 und lautet: „Quoniam experientia docet sanaque ratio dictat, unius personae Judicium memoriam ac laborem arduarum causarum directioni decisionique non sufficere. Ideoque non improvide antecessores nostros Officiali nostro pro tempore existenti aliquod Assessores, qui una cum ipso in causis cognoscerent, adjunxisse intelleximus. Nos quoque eorundem vestigiis insistentes cupientes que in hac parte subditorum utilitate consulere, statuimus et ordinamus, ut in posterum quilibet pro tempore existens sigillifer Curiae nostrae Ecclesiasticae assessoratus officio in dicto Judicio Ecclesiastico fungatur“.

soll der Offizial alle wichtigen Sachen mit dem sigillifer beraten und ohne dessen Zustimmung „in causis definitivis aut interlocutoriis, quae magni momenti sunt“ kein Urteil fällen. Der Siegler soll stets der Vertreter des Offiziats sein und in dessen Abwesenheit den Vorsitz bei den Gerichtsverhandlungen führen. Beiden gemeinsam liegt die Leitung des geistlichen Gerichts ob.

### § 1. Die gemeinsame Tätigkeit des Offiziats und Sieglers.

Offizial und Siegler sollen sich gegenseitig bei der Rechtspflege nach Kräften unterstützen, auf Beobachtung der Gerichtsordnungen und -reformationen ein wachsames Auge haben und deren „violatores et contemptores“ gebührend bestrafen. Bischof Christoph Bernard von Galen weist in der Gerichtsreformation vom 2. Dezember 1651 diese beiden Beamten an, besonders darauf zu sehen, daß diejenigen Sachen und Personen, die das Privilegium haben, unter dem geistlichen Gericht zu stehen, nicht vor ein anderes Gericht gebracht werden; es sind dort als zum Machtbereich des Offiziats gehörend angeführt: Alle Kleriker, deren Handlungen und Güter, sie mögen jemanden vor Gericht belangen oder selbst belangt werden; nur wenn ein Geistlicher in einer weltlichen Sache einen Laien lieber vor ein anderes Gericht fordern will, so bleibt das seinem freien Belieben überlassen; ferner die Diener, Knechte, Klienten und Cerogensualen der Kleriker, die Armen, Witwen und Waisen, die sich feierlich unter den Schutz des geistlichen Gerichts gestellt haben; sodann alle Benefizial-, Patronats- und Ehesachen, Streitigkeiten über die Legitimation der Kinder und über den kirchlichen Zehnten und über Entbindungen von Eid und Gelübde.

Offizial und Siegler sollen stets auf schnelle und korrekte Abfertigung der Parteien bedacht sein, keine zweifelhaften und bedingten, sondern nur klare und sichere Urteile sprechen, sowie sich jeder Günst und Parteilichkeit für irgend welche Personen enthalten und überhaupt ihre Rechte und Pflichten so verwalten, daß sie weder der Würde des Bischofs, der sie eingesetzt hat, noch dem Ansehen des geistlichen Gerichts, noch ihrer eigenen Stellung Abbruch tun. Um Begünstigung der Verwandten des Offiziats und Sieglers vor Gericht zu ver-

hätten, schreibt die Reformation von 1651 beiden Beamten vor, in den zur Verhandlung kommenden Angelegenheiten ihrer Angehörigen auf Bericht und Stimme gänzlich zu verzichten, ja nicht einmal solchen Sitzungen beizuwohnen, jedoch in der Ausführung des Beschllossenen nicht minder streng zu verfahren wie sonst. — Offizial und Siegler sollen Mißstände des geistlichen Gerichts bei der jährlich oder wenigstens jedes zweite Jahr stattfindenden Visitation genau angeben und zugleich Vorschläge zu deren Abhilfe machen. Ihre Pflicht ist es, für Einhaltung der festgesetzten Termine Sorge zu tragen, vor der Gerichtsverhandlung die Akten zu prüfen, ob sie vorschriftsmäßig von den Notaren verfaßt und „rubriziert“ sind. Bezeichnend für den Ordnungssinn jener Zeit, vielleicht auch nur eine Erleichterung für die Berechnung der Sporteln, ist der Befehl, darauf zu achten, daß jede Seite soviel Linien und jede Linie soviel Silben enthält, als die Gerichtsordnung vorschreibt; sowohl 1571 wie 1651 sind für jede Seite 28 Linien und für jede Linie ungefähr 12 Silben bestimmt; für diese Form muß das Papier zugeschnitten sein. — Unkorrekte Aktenstücke dürfen beide Beamte auf Kosten der Notare zerreißen. — Über die Tätigkeit der Gerichtsbeamten haben sie zu wachen, ihre Vergehen und Nachlässigkeiten mit entsprechenden Strafen zu belegen und um Besserung bemüht zu sein; Geldstrafen sind innerhalb drei Tagen ohne Appellation und Widerspruch zu entrichten. — Die Schlichtung von Streitigkeiten, die nicht selten vorkamen, lag Offizial und Siegler ob. — Konnten sich die beiden genannten Beamten über eine Angelegenheit nicht einigen, oder lag eine sehr wichtige Sache vor, so wurden noch andere rechtskundige Männer hinzugezogen; diese durften jedoch nur einen Beschluß verkünden, der entweder mit der Aufsicht des Offizials oder der des Sieglers übereinstimmte. — Einem der letzteren hatten die beim geistlichen Gericht angestellten vier Notare — der vierte war vom Bischof Bernard von Raesfeld (1557—64) eingesetzt<sup>1)</sup> — vor ihrem

<sup>1)</sup> Kerffenbroch, a. a. O. S. 92: „Tres conceptores seu tabellionis, quos notarios vocant, quibus, cum vel negligentiores deprehenderantur vel controversiis omnibus scribendis minime sufficerent, Bernhardus, quinquagesimus secundus dioecesis praesul, quartum adianxit, scilicet Arnoldum Isfordingum, virum ut in sua parte peritum, ita ut sibi optime consulentem“.

Amtsantritt den üblichen Dienstfeld zu leisten. — Die Festsetzung der in der Gerichtsordnung nicht vorgesehenen Beträge für Dienstleistungen der Notare und Advokaten blieb Offizial und Siegler überlassen. — Beide werden in den Reformationen besonders gewarnt, bei Ausübung ihres Amtes sich durch Geld oder Geschenke bestechen zu lassen; hatte durch solche Bestechungen die Gerichtskasse Schaden erlitten, so mußten sie diesen zweifach ersetzen und wurden außerdem schwer bestraft.

Wenn auch die im Vorstehenden erwähnten Aufgaben der Siegler immer nur gemeinsam mit dem Offizial oder in dessen Vertretung auszuführen hat, so zeigen diese doch seine große Bedeutung für die Leitung und den Gang des geistlichen Gerichts zur Genüge; ohne Zweifel hat er nächst dem Offizial die größte Macht, und dieser hat in den verschiedensten Fällen mit ihm zu rechnen und sich mit ihm zu beraten. Zwar sind manche Rechte des Sieglers in Zeiten, wo noch andere Ämter und Geschäfte ihn sehr in Anspruch nahmen, den Gerichtsassessoren übertragen worden, aber die hervorragende, einflußreiche Stellung beim geistlichen Gericht ist ihm stets verblieben. — Dafür spricht unter anderem der Umstand, daß ein Teil der Geschäfte des Offizialats nicht durch eine feste Bestimmung in den Gerichtsreformationen, aber durch langjähriges Gewohnheitsrecht dem Siegler allein unterstellt war.

## § 2. Die „latores litterarum“ und die „expeditores“.

Für die Übermittlung von Aufträgen und Bestellungen und für die Ausführung der Beschlüsse des geistlichen Gerichts hatten die „latores litterarum“ zu sorgen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. wurde das Amt der Exekution den „expeditores“ oder „exsecutores“ übertragen, und den latores blieb nur der eigentliche „Brieffdregerdienst“. Die Behauptung Kerffenbrochs<sup>1)</sup>, daß diese Trennung schon lange

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 93: „Sunt tandem aliquot, quibus in capiendis pignoribus executio committitur, qui expeditores seu expandatores vulgo nominantur. Horum officium ante annos multos penes latores fuit, nunc vero expediendi juris finiendarumque litium causa proprium esse coepit“.

vor seiner Zeit (1573) erfolgt sei, halte ich für unrichtig, weil in der Gerichtsreformation von 1571 nur die *latores* und keine *Expeditorn* aufgeführt sind;<sup>1)</sup> diese letzteren finde ich zuerst 1586; es ist aber möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die *Expeditorn* durch die Gerichtsordnung von 1573 eingeführt sind.

Die *latores* und *executores* stehen in einigen Diözesen, z. B. in Köln,<sup>2)</sup> unter einem besonderen Magister oder Direktor. Im Bistum Münster hat über sie das Aufsichtsrecht der Siegler, ähnlich wie ihm das Botenwesen der bischöflichen Kanzlei unterstellt ist. — Beide Beamten sind bestimmten Bezirken zugeteilt und haben unter sich mehrere Diener, zu denen sie nur erfahrene, vereidigte, nicht jugendliche, untaugliche Leute verwenden sollen. — Die *latores* haben des Freitags von 2—4 und des Samstags von 12—4 Uhr unter Strafe von 6 *solidi* beim Gerichte anwesend zu sein, die ihnen zufallende Mandate eigenhändig zu unterschreiben und an die Pfarrer der Gemeinden zu übermitteln. Die Pfarrer sind verpflichtet, diese Mandate an Sonn- und Festtagen nach dem Gottesdienst öffentlich zu verkünden und außerdem dem Schuldigen den Inhalt des Mandats in deutscher Sprache mitzuteilen.<sup>3)</sup> Citationen, d. h. Vorladungen vor Gericht zu erscheinen, müssen die *latores* den Vorzuladenen persönlich oder bei deren Abwesenheit den Verwandten, Freunden oder Nachbarn überreichen; verweigern diese die Annahme, so ist die Citation an die Haustür des Betreffenden anzuhängen. — Untreue und Nachlässigkeit der *latores* führten häufig zu Klagen beim Siegler oder bei den heimgelassenen Räten. 1609 wurde eine Aufhebung des Instituts der *latores* beantragt, doch erst 1627 durchgeführt. Christoph Bernard sorgte für eine Wiedereinsetzung und

<sup>1)</sup> Seq. 18, cap. VIII: „De officio laborum litterarum seu nunciorum huius iudicii, qui vulgo Prießbreyer vocantur et quo modo executiones processuum facere debeant“.

<sup>2)</sup> Vgl. Ferd. Walter, „Das alte Erzstift und die Reichsstadt Köln“, Bonn 1856, S. 144.

<sup>3)</sup> Allgemein wurde die deutsche Sprache beim geistlichen Gericht erst durch die Verordnung vom 26. Juli 1724 eingeführt; nur in Ehe- und Benefizialfachen behielt man die lateinische Sprache bei. *Disers*, a. a. D. S. 24.

Reorganisation dieses Amtes, bei der sich der Siegelkammerdiener Gerhard Dettin besondere Verdienste erwarb.<sup>1)</sup>

Die früher oft verhängte Exkommunikation der Schuldigen, durch die gewöhnlich auch Unschuldige in Mitleidenſchaft gezogen wurden, fand ſeit Wilhelm von Ketteler (1553—57) nur noch ſelten ſtatt; dieſer Fürſt führte dafür die „*invocatio brachii saecularis*“<sup>2)</sup> ein. Die Ausführung ſolcher „Brachien“, wie derartige Schriftſtücke ſchlechtſin genannt werden, war Sache der Exeditoren und beſtand zu meiſt in einer Pfändung des Schuldigen. Die Exekution geſchah zunächſt gegen die Mobilien, in deren Ermangelung gegen die Grundſtücke und ſchließlich durch perſönliche Haft. Die gepfändeten Sachen durften die *executores* verkaufen, der Erlös fiel den Klägern zu; ihren Lohn von dieſem Gelde zu nehmen, war ihnen verboten. Unehrllichkeit und ſaumſelige Ausführung der Exeditoren in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. haben zum Niedergange des geiſtlichen Gerichts weſentlich beigetragen. Statt, wie ihnen befohlen war, die Brachien wöchentlich auszutragen, ließen ſie ſie Wochen, ja Monate und Jahre lang liegen zum größten Nachteil der Parteien und der geiſtlichen Jurisdiktion. Denn inſolge der allgemeinen Unzufriedenheit mit der Exekution des Offizialgerichts war es den Bögren und Unterrihtern ein leichtes, ihre Machtbefugnis auf Koſten des geiſtlichen Gerichts zu erweitern und Sachen, die ihrer Natur nach vor dieſes gehörten, vor ihre Gerichte zu ziehen.<sup>3)</sup> In den dreißiger Jahren des 17. Jahrh. verboten die niederen Richter in einem „*vermeintlichen statutum de non evocando*“ der zu ihrem Bezirk gehörenden Bevölkerung jede Anrufung des geiſtlichen Gerichts und der geiſtlichen Bannbriefe.<sup>4)</sup> Gute Diſziplin der Exeditoren iſt in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. nur zur Zeit des Sieglers Dr. Johannes Hartmann (1613—21) zu bemerken; er ließ ſie alle zwei Monate vor ſich beſcheiden und ſich über ihre Tätigkeit genauen Bericht erſtatten. Dieſe und andere Maßnahmen führten

<sup>1)</sup> Schreiben vom 15. September 1667 und vom 21. Oktober 1679, M. E. N. 48<sub>11</sub>.

<sup>2)</sup> Kerſſenbroch, a. a. O. S. 93.

<sup>3)</sup> Undatiertes Aktenſtück, M. E. N. 48<sub>10</sub>.

<sup>4)</sup> Undatiertes Aktenſtück, wahrſcheinlich von 1636, M. E. N. 48<sub>10</sub>.

zu einer großen Blüte der Siegestammer und des Offizialgerichts unter Johannes Hartmann.<sup>1)</sup> Unter seinem Nachfolger, Petrus Mikolartius, entbrannte ein Streit um die Aufsicht über die Exeditoren zwischen Siegler und Offizial; und als letzterer „contra antiquam consuetudinem“ die Leitung erhielt, scheinen die Mißstände besonders groß geworden zu sein; denn unter dem Offizial waren die Exeditoren „gleichsam acephali und selbstherrn; sie trugen die brachia und executoriales etliche Jahren, so lang sie ihres weggelbes genießen können, übernehmen die deliktore und eludiren die creditores.“<sup>2)</sup> — Die Aufsicht über die executores ist nicht lange beim Offizial verblieben; aber eine Besserung ist trotzdem vor Christoph Bernard nicht eingetreten. In der Zeit von 1620–1650 begegnen wir immer wieder Klagen über die Exekution und Vorschlägen zur Abschaffung der Übelstände.<sup>3)</sup> Unter anderem sollen die Exeditoren an einem bestimmten Tage des Jahres vor dem Siegler erscheinen und über ihre Tätigkeit Rechnung legen; zur selben Zeit konnten sich Parteien über die Exekution beschweren. Doch hierbei kam es meist zu scharfen Auseinandersetzungen und Streitigkeiten, da die Exeditoren behaupteten, an dem von den Parteien angegebenen Termine

<sup>1)</sup> Unbatiertes Aktenstück, vielleicht vom Jahre 1636, M. L. N. 48,0; es heißt dort: „Es thnet nicht wenig zu verkleinerung des geistlichen Gerichts u. folgens zu verschmälerung der Siegestammern Intraden die unordnung u. dissolation der Pfender oder Exeditoren. Dan bey des gottsfähigen Herrn Doktoris Hartmanni Zeiten (welcher die Exeditores in gueter Disziplin gehalten, u. auf Ihre verrichtung stets ein wachendes auge gehabt, selbige umb die sechste woche oder zweittle Monat vorbeschelden, daß sie von Ihrer Expedition rede u. andtwort geben muhen) ist die Siegestammer ihn Ihren höchsten wolstandt gewesen, wie solches derozett rechnungen wohl aufweisen werden.“ — Doch schon im Jahre 1619 beginnen die Klagen über die executores; dies kommt wohl daher, daß Hartmann bereits damals die Aufsicht über die Exeditoren dem ihm im Mai 1619 als Gehülffen zur Seite gestellten Referendar Heinr. Dettm übertragen hatte und dieser das Amt nachlässig verwaltete. — Die Akten hierüber befinden sich auf dem Domarchiv; vgl. S. 140 Anm. 1.

<sup>2)</sup> M. L. N. 48,0.

<sup>3)</sup> Vgl. Aktenstück vom 10. April 1619, vom 13. Januar 1620, vom 10. Aug. 1632 und ein unbatiertes Aktenstück, vielleicht von 1633, auf der Rückseite heißt es: „Brevis informatio pro praemobili strenuo equestri ordinis viro Theodoro ab Horst, cancellario et consiliario Monasteriensi etc.“ Alle liegen M. L. N. 48,0.

die Brachien nicht erhalten zu haben; so hatte dieses Mittel wenig Erfolg und wurde auch bald fallen gelassen.<sup>1)</sup> — Die bereits in der Reformation von 1586 erlassene und öfter wiederholte, aber wenig beobachtete Verordnung, daß spätestens innerhalb sechs Wochen die Expeditoren die Brachien entweder ausgelöst oder den Klägern und dem Offizialate als unausführbar zurückgegeben haben sollen, erneuert Fürstbischof Christoph Bernard, setzt hohe Strafe auf Nichterhaltung dieser Frist und kann nicht genug auf eine schnelle, getreue und sorgfältige Ausführung der Brachien hinweisen.

Daß auch in anderen Diözesen die Saumseligkeit und Nachlässigkeit der Exekutionsbeamten ein Hauptübel des geistlichen Gerichts war, zeigt die für das Erzbistum Köln am 24. August 1592 publizierte Ordnung des Exekutionsprozesses.<sup>2)</sup>

### § 3. Die „registratura brachiorum“.

Zur besseren und sorgfältigeren Beobachtung der Exekution richtet der Offizial und Siegler Hermann Bisping zu Beginn des 17. Jahrh. die „registratura brachiorum“ ein.<sup>3)</sup> Gewöhnlich wurde das Amt des Registrators einem

<sup>1)</sup> Vgl. das Memoriale für den Münsterischen Kanzler vom 13. Januar 1620, M. E. N. 48.: „Judicii ecclesiastici defectus potissimum in eo consistit, quod ab expeditoribus constitutis executiones rerum judicarum haberi nequeant. Cui malo occurendo statutus fuit aliquot annis dies, quo omnes expeditores in Camera sigilli convenirent factique et expeditionum quoad commissa brachia rationem redderent, et si tunc querelae contra easdem a partibus vel ante vel tunc apud R<sup>adm</sup> dominum sigilliferum depositae essent, iis ex tunc expeditores praedicti responderent. Sed parum aut nihil hoc consilium profuit, partibus, quod anno, mense et die de loco tali brachia expeditori pro expeditione facienda tradiderint, asservantibus, illis vero per expressum id ipsum negantibus, ut subinde inter partes et expeditores nil nisi rixae audirentur.“ — Vgl. auch das Altenstück vom 10. April 1619, M. E. N. 48.

<sup>2)</sup> Der Titel heißt: „Exekutions-Prozeß, Wie sich alle Ambtkeuth, Schultheiß, Scheffen, Pastoren und Gerichtsboten auf Anrufen des geistlichen Richters bei den Exekutorialibus in dem Erzbistum Cöllen verhalten sollen.“ Gedruckt bei Lambert Raesfeldt 1593.

<sup>3)</sup> Altenstück vom 10. April 1619, vom 13. Januar 1620 und ein undatiertes, wahrscheinlich von 1683, berichten dies; sie liegen M. E. N. 48.



Siegellammerdiener, und zwar zumest dem jüngeren übertragen. Als die Gerichtsvisitatoren gegen die Verbindung dieser beiden Ämter als „incompactibel“ Beschwerde führen, ersucht Hermann Bisping in einem Schreiben vom 25. Juni 1605<sup>1)</sup> die Münsterischen heimgelassenen Räte dringend, dieses so bestehen zu lassen, da der Siegellammerdiener für diesen Posten eine viel geeignetere Persönlichkeit sei als der von ihnen vorgeschlagene Bankalnotar. Nach dem Tode Bispings und Albert Modersohns, des ersten Registrators, wurde die Registrierung nachlässig betrieben, ein Umstand, der zu manchen Mißheiligkeiten Anlaß gab, sodaß die Registratur mit Zustimmung des Sieglers und der Parteien unterblieb. Um die Wiedereinsetzung dieses Amtes machte sich der Siegellammerdiener Johann Schotteler sehr verdient; nach langen Verhandlungen erhielt er 1620 die Stelle des Registrators, die er bis 1627 und von 1632—34 sorgfältig verwaltete.<sup>2)</sup> Trotz eifriger Tätigkeit in der Registratur vermochte er doch nicht dem allgemeinen Niedergange des geistlichen Gerichts Einhalt zu tun.

Die Expeditoren waren verpflichtet, alle Brachien dem Registrator zur Eintragung in die für jeden Expeditor bestimmte Rubrik vorzulegen. Der Registrator, der für die Registrierung eines jeden Brachiums 1 solidus von den Parteien empfing, mußte sowohl den Inhalt des Brachiums und die Zeit des Beschlusses, wie auch den vom Siegler den executores gegebenen Befehl genau „protokollieren“.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> M. L. N. 48.

<sup>2)</sup> Pal. Urkunden vom 10. April 1619 und 13. Januar 1620, M. L. N. 48. — Weßhalb Schotteler 1627 die Registratur genommen wurde, ist nicht bekannt; durch Schreiben vom 18. Juli 1630, vom 26. Juli 1631 und vom 29. Juli 1632 bewarb er sich wieder um die Stelle; M. L. N. 48.

<sup>3)</sup> Urkunde vom 10. April 1619, M. L. N. 48; der Siegler Hermann Bisping hat dem Alb. Modersohn befohlen, „alle erhaltene brachia fleißig zu registriren u. protocolliren, und die gepur eines Münsterischen schellings für einen jetwederen brachio, so gmelte Expeditoren schulbigh wehren, selbighen registratori erslich pro inscriptione zu präsentiren, auch für einen jetwederen Pfänder ein besondern registratio gehalten wurden . . . . . Kont also wolgemelter Herr Siegler auf der Barthien antrag alsdan ein richtiges protocollum bey der handt haben, daraus die clagten u. der Pfänderer nachleßigkeit alsbaltt zu ersehen, offt auch neue versiegelngh der brachien begirt werden, so abzugeben, das das siegell abgeschnitten, abgerissen oder sunst verwahrloset u. für disen

So war dem Siegler stets ein Mittel zur Hand, die häufig von den Parteien erhobenen Klagen zu prüfen und nachlässige Expeditoren zu bestrafen. Auch verhinderte die Registratur eine Umgehung der Besiegelung von Brachien, die man wegen der Kosten gern zu unterlassen suchte; auch benutzte sie Betrügereien bei Neubesiegelungen vor, wenn die alten Siegel defekt oder verloren waren, und Siegelfälschungen. — In der Gerichtsreformation Christoph Bernards ist die *registratura brachiorum* nicht erwähnt, doch deuten mehrfache Hinweisungen an, daß sowohl dieser Fürst wie seine Nachfolger die Registratur auch angewandt haben.

#### § 4. Die „*executores testamentorum*“ und die Jurisdiction über Sakrilegien.

Wie dem Siegler die Aufsicht über die *latores* und *expeditores* des geistlichen Gerichts zustand, so ist ihm in den Reformationen<sup>1)</sup> und Bestallungen<sup>2)</sup> die Beaufsichtigung der Exekution der Testamente besonders angelegentlich übertragen. Es kommen jedoch nur die Testamente der Geistlichen in Betracht, obwohl dies nicht ausdrücklich bemerkt ist. — Beim Tode eines Klerikers ließ der Siegler an das Vermögen des Verstorbenen das Gerichtssiegel anlegen; nach dem Begräbniß eröffnete er das Testament.<sup>3)</sup> Für rasche,

betzalt; konnte durch diese registration alle betrugh euthaben werden. Selbigher Registrator hatte auch der Parthien clagte zu verzeichnen, u. was vom Herrn Siegler decretirt schriftlich mitzutheilen.“ Vgl. auch ein undatiertes Aktenstück, M. L. N. 48<sub>a</sub>, betitelt: „*Rationes, quare expediat registraturam brachiorum Camerae sigilli annectendam et quomodo.*“

<sup>1)</sup> Es heißt in der Reformation von 1586 an sechster Stelle des Abschnitts „*De sigillifero*“: „*Executores testamentorum, ut in commisso officio fideles sint, ac praestituto ipsis tempore rationem reddant, [sigillifer] cogat atque committat.*“ Ähnlich die Reformationen von 1604 u. 1651.

<sup>2)</sup> In der Bestallung des Petrus Nkolartius vom 11. August 1621 (M. L. N. 48<sub>a</sub>) heißt es: Der Siegler soll „auch die *Executiones testamentorum* fleißig befördern, die verordneten *Executores* dazu treulich erinnern, u. im fal der nachlässigkeit mit geburlichen fleiß dahin, auch irer execution u. verrichtung halben richtige rechnung u. reliqua zu thun, ernstlich zwingen u. anhalten.“ — Dasselbe in der Bestallung des Arnoldten Werneke, ohne Datum, M. L. N. 48<sub>10</sub>.

<sup>3)</sup> Dies geschah auch in anderen Diözesen, z. B. in Mainz; vgl. Müller, a. a. O. S. 20.

gewissenhafte, dem Sinne des Toten entsprechende Tätigkeit der Testamentsexekutoren, deren Ernennung, falls der Verstorbene sie nicht selbst bestimmt hatte, dem Siegler oblag, war er verantwortlich. Nach Abschluß ihrer Tätigkeit mußten die Exekutoren dem sigillifer ausführlich Bericht erstatten. — Da auch hier oft arge Verichlappungen vorkamen, so bestimmte Christoph Bernard 1651, daß spätestens innerhalb eines Jahres alles geordnet sein sollte.

Die Gerichtsreformationen heben außerdem noch die besondere Jurisdiktion<sup>1)</sup> des Sieglers über die Entheiligen der Kirchen, der geweihten Orte und Sachen, sowie über die Verleger der kirchlichen Personen und der Synodal- und Provinzialstatuten hervor; durch den Fiskalprokurator soll er diese Leute belangen lassen. — Daß gerade dem Siegler die Rechtsprechung über diese Vergehen, gewöhnlich Sakrilegien genannt, zuerkannt wurde, ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß der Siegler sehr oft auch Generalvikar war, dem die allgemeine Aufsicht über den Klerus und die Kirchen der Diözese zustand. — Jedoch kommen wohl nur Sakrilegien geringer Art in Betracht; denn schwere derartige Verbrechen, die zumeist mit Exkommunikation bestraft wurden, sind jedenfalls dem Bischof zur Entscheidung vorgelegt worden.

## § 5. Die Tätigkeit des geistlichen Gerichts von 1565—1665 auf Grund der Siegellammerrechnungen.

In die Siegellammer flossen die Einnahmen des geistlichen Gerichts; diese wurden genau gebucht, und so läßt sich aus den Siegellammerrechnungen, wenigstens im allgemeinen, die Tätigkeit des Offizialats feststellen.

<sup>1)</sup> An vierter Stelle des Abschnitts „De sigillifero“ heißt es: „Sigillifer contra eos, qui loca sacra ac ecclesias prophanare, libertatem tam personarum quam rerum sacrarum contra Canones statutaque Synodalia et provincialia violare, Jurisdictionemque ecclesiasticam turbare, contemnere non pertimescunt (1651 erubescunt), ex officio procedat, ac per procuratorem fiscalem procedi curet (1651 ist noch hinzugefügt: et ne quid Camerae sigilli nostri decedat, sigillifer illa, quae ad tit. II [gemeint ist der Befehl, darauf zu achten, daß diese Sachen nicht vor ein anderes als das geistliche Gericht gebracht werden] superius statuta sunt, fideliter et tenaciter observabit et observari curabit).“

Aus dem Mittelalter ist keine Rechnung des Bistums Münster überliefert. Die älteste, uns bekannte Siegelkammerrechnung stammt aus den Jahren 1566/67; die folgende finden wir erst im 17. Jahrh., 1624/25. Die Rechnungen von 1635—40 sind alle erhalten, aber nur durch eine Abschrift oder Ausarbeitung von 1644; die letzte überlieferte faßt die Jahre 1661—64 zusammen.<sup>1)</sup>

In den Siegelkammerrechnungen sind die „minora mandata“, d. h. solche Mandate, die eine Sache mitteilen, deren Wert 20 Taler nicht übersteigt, und die gewöhnlich im sogenannten „Bankalprozeß“ in summarischem Verfahren behandelt und von den Bankalnotaren<sup>2)</sup> geschrieben wurden, nicht einzeln aufgeführt. Es ist nur der Betrag, den die „extranei latores“ für diese Mandate erhielten und jeden Samstag des Jahres an die Siegelkammer ablieferten, zugleich mit den Einnahmen für die Besiegelungen verzeichnet. Wahrscheinlich fällt ein recht großer, vielleicht der größte Teil der geistlichen Jurisdiktion unter diesen Posten; denn zu den *minora mandata* gehören alle Citationen, Inhibitionen, Monitorien, Brachien, Exekutorialen und anderes.

Nach den Einnahmen zu schließen hat sich die Anzahl der vom geistlichen Gericht ausgehenden niederen Mandate in der Zeit von 1566—1625, also in nicht ganz 60 Jahren, um mehr als das Vierfache erhöht, während die übrige Tätigkeit des Offizialats sich keineswegs dementsprechend vermehrte. Von 1625—39 nimmt die Zahl der niederen Mandate stets ab, hauptsächlich infolge der Wirren des 30-jährigen Krieges und der damit zusammenhängenden schlechten wirtschaftlichen und administrativen Verhältnisse im Bistum Münster. 1640 ist eine kleine Steigerung zu verzeichnen, doch erst unter Christoph Bernard scheint der frühere Stand von 1566 wieder erreicht worden zu sein.

<sup>1)</sup> Mit Ausnahme der ersten Rechnung, die bereits S. 157 Anm. 1 erwähnt ist, befinden sich alle auf dem Staatsarchiv in Münster, u. zwar M. E. N. 48<sub>10</sub>.

<sup>2)</sup> Seit der „*Visitatio curiae ecclesiasticae Monasteriensis habita*“ vom 7. Dezember 1604 (nicht gedruckt, eine Abschrift befindet sich Bibliothek des Staatsarchivs Nr. 8603) gab es am geistlichen Gericht 6 Bankalnotare, von denen 2 vom Bischofe und den heingelassenen Räten, 2 vom Domkapitel und 2 vom Offizial eingesetzt wurden.

	1566/67	1624/25	1635/36	1636/37	1637/38	1638/39	1639/40	1661—64
1. De testamentis	5	6	1	2	2	1	2	6
2. De permutationibus	—	1	1	—	—	—	—	—
3. De excessibus	1	6	—	—	—	—	—	—
4. De dispensationibus	2	4	3	—	1	1	1	38
5. De variis pro- curationibus	59	metl. Ger. 7 gñl. Ger. 99	6 75	3 38	6 34	6 24	5 33	16 62
6. De sententiis matrimonialibus	21	—	1	1	—	—	—	De remedio revisorio: 7
7. De absolutio- nibus	21	—	—	—	—	—	—	—
Summa . . .	109	123	87	44	43	32	41	129

Die Entwicklung der übrigen Tätigkeit des geistlichen Gerichts in den 100 Jahren von 1505—1665 sei durch die vorhergehende Tabelle (S. 39) veranschaulicht; es ist darin die Zahl der aus den Siegelkammerrechnungen erkennbaren, beim Offizialat verhandelten Fälle aufgeführt.

Die im Vorstehenden mitgeteilte Tätigkeit des Offizialats hat sich von 1566—1624 nur wenig vermehrt, mit Ausnahme der Fälle in Rubrik 5, die sich ungefähr verdoppelt haben. Beschlüsse in Ehefachen und Absolutionen kommen seit 1625 fast gar nicht mehr vor, wie überhaupt von dieser Zeit an ein allgemeiner Rückgang zu bemerken ist. Die geringe Steigerung von 1640 gegenüber dem Vorjahre ist wohl nur eine Ausnahme; denn daß gerade in den vierziger Jahren des 17. Jahrh. die geistliche Jurisdiktion im Bistum Münster arg in Verfall geraten war, zeigt ein undatiertes, wahrscheinlich aus dem Jahre 1642 stammendes Aktenstück.<sup>1)</sup> Es heißt darin: Die geistliche Gerichtsbarkeit ist in den Ämtern Stromberg, Ahaus, Dülmen, Bocholt, Horstmar völlig aufgehoben und in Wolbeck, Werne, Sassenberg, Rheine „mehrenteils gehemmet und von den heftigen verboten worden, als kaum der vierter theil dieses Stiffts uebrig (der auch beinhe ganz desolat und ohne einwohner ist) warein die Jurisdiktion exerciert werden kann“. — Auch unter Christoph Bernard tritt trotz der Neuordnung des geistlichen Gerichts vom 2. Dezember 1651<sup>2)</sup> nur sehr langsam ein Aufschwung ein.

<sup>1)</sup> M. L. N. 48<sub>10</sub>.

<sup>2)</sup> Karl Lüdning, Geschichte des Stiffts Münster unter Christoph Bernard von Galen, Münster 1865, spricht S. 281 von einer „fast völligen Umgestaltung“ des geistlichen Gerichtswesens unter Christoph Bernard, u. die Reformation von 1651 gehe „nur zum Theil auf die Visitation von 1604“ zurück; dem ist entgegenzuhalten, daß, wenn auch dieser Fürst manches änderte, doch von einer völligen Änderung der früheren Bestimmungen über die geistliche Jurisdiktion nicht die Rede sein kann. Sodann geht die Reformation von 1651 nicht so sehr auf die von 1604 zurück, sondern gleicht ihrem Inhalte und ihrer Anlage nach ganz der von 1586, die ihrerseits wieder auf der Gerichtsordnung Johann von Hoya's fußt. Das Verdienst Christoph Bernards um das Offizialat-gericht besteht darin, daß er gegen die eingerissenen Mißstände neue Bestimmungen einführte und im übrigen für eine genaue, strenge Durchführung der schon seit 1586 bestehenden, aber wenig beachteten Bestimmungen machtvoll und energisch eintrat.

Die an erster Stelle der Tabelle stehenden „testamenta“ sind Testamentsapprobationen von Geistlichen; wahrscheinlich waren die Kleriker hierzu verpflichtet. — Bei den Permutationen handelt es sich um Vertauschungen von kirchlichen Stellen; sie wurden vom Difzialat gerichtlich geordnet und vom Suffragan gebilligt. In den in der behandelten Periode vorkommenden zwei Fällen werden die Anna-Wisarie in Goessfeld mit dem Kanonikat in Horstmar unter Bernard und Johann Moiren und ein Kanonikat an der Kollegiatkirche in Breiden mit der Pfarrei derselben Kirche unter David Theodor und Christian Schenting vertauscht. — „Erzesse“ werden nach kanonischem Recht vorzugsweise die Verletzungen der Standes- und Amtspflichten genannt.<sup>1)</sup> In den Rechnungen ist die Art des Vergehens nicht angegeben; daß sie sehr verschiedener Natur waren, zeigt die verhängte Strafe, die zwischen 1 und 10 Mark schwankt. — Die Dispensationen erstrecken sich 1566/67 auf Abkündigung von Ehen, später fast ausschließlich auf die Erlaubnis, die Subdiakonat-, Diakonat- oder Priesterweihe zu empfangen; unter Christoph Bernard sind diese besonders zahlreich.<sup>2)</sup>

Der Abschnitt „De variis procuracionibus“ zeigt mannigfache Aufgaben des geistlichen Gerichts. Insbesondere sind hier die geführten Prozesse nebst den Namen der Kläger und Angeklagten, ohne jedoch den Streitgegenstand zu nennen, verzeichnet. 1566/67 wurden 13, 1624/25 67, 1635/36 36 und 1661/64 28 Prozesse verhandelt. Appellationen finden sich nur unter Christoph Bernard. — Häufig wurde auch das „silentium perpetuum“ auferlegt, d. h. hatte jemand gegen eine ihn betreffende Verfügung bis zu einem gewissen Termin nicht Berufung eingelegt, so war er an derselben gebunden und zu „ewigem Stillschweigen“ verpflichtet. — Ferner sind in dieser Rubrik die Sachen aufgeführt, die dem Difzialatgericht zur Bestätigung oder Beglaubigung vorgelegt wurden; dieses geschah durch Aufdrückung des Gerichtssiegels. Es sind dort genannt: Freilassung von Hörigen, Schenkungen, Kauf und Verkauf von

<sup>1)</sup> Vgl. Rif. München, „Das kanonische Gerichtsverfahren und Strafrecht“. Köln u. Neuß 1865/66, Bd. II, S. 664 ff.

<sup>2)</sup> Über die kanonischen Dispensationen handelt ausführlich: München, a. a. O. Bd. II, S. 249 ff.

Häusern, Ländereien und anderem, Übertragung der Vormundschaft, des Schuldenrechtes, des Vorschlags- und Ernennungsrechtes für eine kirchliche Pfründe, Antretung von Erbschaften, Verfügungen für Klöster, z. B. für die Nonnenstifte in Rottuln, Bocholt, Langenhorst, fromme und kirchliche Stiftungen, Verträge unter Privatpersonen und ähnliches. Diese Aufzählung zeigt, daß die Beurkundung des Offizialats sowohl bei Geistlichen wie bei Laien beliebt war und demnach eine große Beweiskraft hatte.

„De sententiis matrimonialibus“ handelt von richterlichen Entscheidungen in Ehesachen; im 17. Jahrh. kommen diese wenig vor. — Von den nur 1566/67 mitgeteilten Absolutionen beziehen sich 10 Fälle auf Exkommunikation, 5 auf Arme und Kranke und 6 auf Tote; denn auch diejenigen, die ohne von einer kirchlichen Strafe befreit zu sein gestorben sind, müssen absolviert werden, damit „die Überlebenden mit ihnen in Kirchengemeinschaft treten können“. <sup>1)</sup> — Das Revisionsverfahren begegnet uns nur in der Rechnung von 1661—64; der Antrag auf nochmalige Prüfung und ev. Abänderung des Urteils wurde von einem Notar des Hofgerichts, dessen Name verzeichnet ist, eingebracht.

Vergleichen wir die Tätigkeit des Münsterischen geistlichen Gerichts mit der des abwechselnd in Arnsherg und Soest und seit 1450 in Werl sich befindenden kölnisch-westfälischen Offizialatgerichts, deren Jahresrechnungen über 1438/39 von J. Hansen <sup>2)</sup> und über 1495, 1499 und 1515 von H. Bettgenhäuser <sup>3)</sup> veröffentlicht sind, so zeigt sich sofort, daß hier die Zahl der aufgeführten Fälle ungleich größer ist. Der Grund hierfür liegt darin, daß in den Kölnischen Rechnungen alle behandelten Fälle, auch die Zahl der „minora mandata“ verzeichnet, während in den münsterischen die niederen Mandate, die, wie erwähnt, einen recht bedeutenden Teil der geistlichen Jurisdiktion ausmachen, nur summarisch

<sup>1)</sup> München, a. a. O. S. 258 ff.

<sup>2)</sup> In der „Westdeutschen Zeitschrift“, Jahrg. 7 (1888), S. 35—54.

<sup>3)</sup> In den „Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein“, Bd. 65 (1898), S. 151—201. — Die von Lamprecht, „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter“ Bd. III, Nr. 292, 296 veröffentlichten Offizialatrechnungen des Bistums Trier sind ganz summarisch gefaßt und nur Bruchstücke und daher mit den hier behandelten kaum zu vergleichen.



zugleich mit den Einnahmen für Besiegelungen angegeben sind. Zahlreicher sind bei dem Gericht in Werl nur die Ehesachen und Testamentsapprobationen. Die allgemeine Tätigkeit des münsterischen Offizialats war entschieden umfangreicher als die des kölnisch-westfälischen, was besonders deutlich ein Vergleich der Einnahmen beider Gerichte zeigt. Allerdings lassen die Rechnungen erkennen, daß dieses dem kölnischen Offizialat unterstellte westfälische Gericht wohlgeordnet, bei der Bevölkerung sehr beliebt war und dem Erzbischof jährlich einen reichen finanziellen Ertrag lieferte,<sup>1)</sup> dies fällt umsomehr auf, als die mitgeteilten Rechnungen aus viel früherer Zeit wie die erhaltenen münsterischen stammen. Von Dezember 1438 bis März 1439 war das westfälische Gericht sogar, wenn auch nur ausnahmsweise, in 5 Fällen im Bistum Münster tätig, und zwar in Bevergern, Warendorf und Münster.<sup>2)</sup>

## V. Abschnitt.

### Siegelkammer und Generalvikariat.

Bei der allmählichen Verdrängung der Archidiaconen durch das Offizialatgericht fiel ein großer Teil ihrer Macht den unmittelbar dem Bischofe unterstellten Generalvikaren zu,<sup>3)</sup> ursprünglich war der Richter des geistlichen Gerichts zumeist der „vicarius in spiritualibus“. In größeren Diözesen läßt sich früh ein besonderer Offizial für die streitige Gerichtsbarkeit nachweisen, während die *jurisdictio voluntaria* dem Generalvikar verblieb.

Im Bistum Münster ist vom 13. bis zu Beginn des 15. Jahrh. das Amt des Offizials mit dem Generalvikariat verbunden.<sup>4)</sup> Eine Trennung der beiden Ämter trat ein

<sup>1)</sup> Ausführlich handelt über das kölnisch-westfälische Offizialat: Fr. Buescher, „De iudicio officialatus archiepiscoporum Colonensium in ducatu Guesphaliae constituto“. Bonner Diss. 1871.

<sup>2)</sup> Vgl. Hansen, a. a. O. S. 38, Anm.

<sup>3)</sup> Vgl. Müller, a. a. O. S. 13 ff.

<sup>4)</sup> In der Zeit von 1265—1406 habe ich acht Personen gefunden, die zugleich Generalvikar und Offizial waren; in späterer Zeit ist mir nur von Hermann Bisping (um 1600) die Verbindung dieser beiden Ämter bekannt.

unter Bischof Otto IV. (1392—1424), der aber nicht die *jurisdictio contentiosa* und *voluntaria* streng von einander schied; dies geschah erst durch das Edikt Erzbischofs Ferdinand von Bayern vom 1. Januar 1613. — Zur selben Zeit, wo im Stift Münster der Generalvikar das Richteramt verliert, wird ihm gleichsam als Ersatz dafür das Amt des Sieglers übertragen. Diese Vereinigung, die zuerst von Johannes Klunsevoet († 1421) bezeugt ist und die bis ins 17. Jahrh. hinein als Gewohnheit galt, mußte bei dem Charakter des Generalvikariats in den Zeiten, wo das Streben der Bischöfe energisch auf Besserung der religiösen und kirchlichen Mißstände gerichtet war, d. h. zur Zeit der Gegenreformation eine besondere Wichtigkeit erlangen, zumal in dieser Periode Generalvikariat und Siegleramt so eng verschmolzen waren, daß eine Scheidung der beiden Gewalten unmöglich ist. Infolgedessen weisen die nur für den Siegler bestimmten Bestellungen des Lubbert Meier<sup>1)</sup> von 1581, des Petrus Nifolartius<sup>2)</sup> von 1621 und des Arnold Wernecke<sup>3)</sup>, ohne Datum, wahrscheinlich von 1661, dem sigillifer manche Machtbefugnisse zu, die ihrer Natur nach dem Generalvikar zustehen, und andererseits wird, wie die Rechnungen zeigen, die Kasse der Siegelkammer recht oft zu Leistungen herangezogen, die lediglich das Generalvikariat betreffen.

### § 1. Die Aufsicht über Geistliche und geistliche Güter und die Visitationen.

Das Aufsichtsrecht über den *clerus secundarius* der Diözese, das ursprünglich dem Generalvikar zukommt, wird in den genannten Bestellungen dem Siegler ausdrücklich übertragen. Er soll das Leben und Treiben der Geistlichen sorgfältig beaufsichtigen, ihre Vergehen bestrafen und besonders darauf achten, daß sie dem katholischen Glauben treu bleiben, nichts gegen denselben verkünden und die zur neuen Lehre Übergetretenen zur alten Kirche zurückzu-

<sup>1)</sup> Vom 16. Juni, M. E. A. 1<sub>10</sub>, abgedruckt bei Keller, a. a. D. I, S. 508.

<sup>2)</sup> Vom 11. August, M. E. A. 48<sub>6</sub>.

<sup>3)</sup> M. E. A. 48<sub>10</sub>.

führen suchen.<sup>1)</sup> Seine Pflicht ist es, die Sittenlosigkeit und Unmäßigkeit des Klerus energisch und unnachlässig zu bekämpfen. — In gleicher Weise sind dem Siegler die geistlichen Güter unterstellt.<sup>2)</sup> Alle zu einer Vikarie oder Pfarrei gehörenden Pfründen, Renten und sonstige Einkünfte muß er in ein besonderes Buch der Siegelkammer eintragen und darauf sehen, daß diese der Kirche nicht ohne Not und Nutzen verloren gehen. Ist solches in früheren Zeiten geschehen, so hat er auf Wiedererwerbung bedacht zu sein. „Resignationes und permutationes beneficiorum“ soll er ohne vorherige genaue Erkundigung nicht zulassen.

Aus dem Aufsichtsrecht über Geistliche und geistliche Güter erklärt sich auch die Teilnahme des Sieglers an den für die Reorganisation der kirchlichen Verhältnisse bedeutungsvollen Kirchenvisitationen. Einer der sechs Visitatoren der durch Bischof Johann von Hoya vom 16. August 1571 bis zum 9. September 1573 veranstalteten Generalvisitation

<sup>1)</sup> In der Bestallung des Nikolartius heißt es: Der Siegler soll „auf die Geistlichen Personen unsers Stiffts Münster, derselben Leben, handel u. wandel ein fleißiges u. merckens haben, deren ärgerlich leben u. excessen mit allem ernst strafen u. was in deme von andern prälaten verabsäumt mit seinem fleiß erstatten . . . . . u. auch auf die Pfarhern u. andern geistlichen Personen nicht allein wegen ires handels, wandels, verhaltens u. mores, sondern auch insgemein der Religion halben, damit selbige sich katholisch erzeigen u. solcher Religion zuwiegen nichts lehren . . . , fleißige wachhafte uffsicht haben“.

<sup>2)</sup> Auch soll der Siegler „auf die geistliche mortificierten queter, damit dieselbe sine evidenti utilitate et necessitate Ecclesiae u. gehörigen requisitis nicht alienirt oder beschwerd werden, fleißige uffsicht haben u. keineswegs gestatten, daß briewe oder ander renthen abgeloset, sondern was in deme etwoh vor diesem verabsäumt, zugesehen oder verstatet worden, solches widerumb beigebracht u. recuperirt, . . . u. überrechnung jeder Pastorat, Vicarei oder beneficii fundation [bei Arn. Werneke steht noch „registern, intraden, pertinentien“] oder ankunften u. andern nachrichtungen gehalten u. gestrengt, damit also ein besonder Buch diesfalls aufgerichtet u. in der Siegelkammern verwarlich gehalten werden möge, auch hinfürh die vorfallende resignationes u. permutationes beneficiorum ohn erkundigung u. wurtliche befundung die Pfrunden aufgeleibet“. — Auf das Aufsichtsrecht des Sieglers über den Klerus wird auch in einem Aktenstück des Domarchivs vom 14. November 1622 hingewiesen; besonders soll er auf sittliche Besserung der Geistlichen bedacht sein. Leider ist das Schriftstück so verstümmelt, daß eine Mitteilung wertlos ist; es liegt in einem Paket, betitelt: Münsterischen Thumb-Capituls gravamina. Item Archidiaconum gravamina“.

aller Kirchen und Pfarreien ist der damalige Generalvikar und Siegler Jakob Vos. Die umfangreichen Protokolle<sup>1)</sup> dieser Visitation lassen erkennen, daß Jakob Vos nicht selten den Vorsitz in der Kommission führte, und daß er der Visitation von Anfang bis zu Ende bewohnte, während die andern Kommissionsmitglieder oft fehlten. Ebenso haben an den späteren Visitationen zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrh. die Siegler stets teilgenommen, z. B. an der Visitation unter Ferdinand von Bayern 1613/14. Im Jahre 1616 nahm der Generalvikar und Siegler Dr. Hartmann allein in Begleitung eines Notars und Sekretärs die Visitation der Ämter Ahaus, Bocholt, Rheine und Bevergern vor.<sup>2)</sup> — Die Protokolle dieser Visitation wurden in der Siegelkammer aufbewahrt, und an diese wandte sich der Bischof, wenn Maßnahmen und Verordnungen auf Grund der Protokolle getroffen werden sollten. In dem Inventarverzeichnis vom 11. August 1621 werden die Protokolle von fünf Visitationen ausdrücklich erwähnt.<sup>3)</sup>

## § 2. Die Schlußprüfung der Ordinanden.

Wie dem sigillifer die Aufsicht über die Geistlichen im allgemeinen zusteht, so wird er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. auch zu der Schlußprüfung der Ordinanden hinzugezogen. Die völlig unzureichende theologische und wissenschaftliche Ausbildung des Klerus im Bistum Münster war zum nicht geringen Teil auf die mangelhafte und oberflächliche Prüfung der Geistlichen zurückzuführen, die im Paradiese am Dom von dem Rektor der Domschule und dem Succentor — dieser prüfte im Kirchengesange, jener in den Wissenschaften — vorgenommen wurde, und die der Chronist Röschell eine „reine Spiegelfechterei“ nennt.<sup>4)</sup> Eine Neuordnung der Schlußprüfung erläßt auf Betreiben des Rektors der

<sup>1)</sup> Das Original befindet sich nach Keller, a. a. O. Bd. I S. 287 auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin: Msc. bor. 14, fol. 845; eine Abschrift liegt im Archiv des hiesigen Generalvikariats.

<sup>2)</sup> Vgl. A. Eibus, Geschichtliche Nachrichten über die Weihbischöfe von Münster, Münster 1862, S. 151.

<sup>3)</sup> M. L. A. 48; sie waren Folio gebunden, aber die Jahre der einzelnen Visitationen sind nicht angegeben.

<sup>4)</sup> Geschichtsquellen des Bistums Münster Bd. 3, S. 9.

Domschule, Hermann Kerffenbroch, der Bischof Wilhelm von Ketteler (1553–57).<sup>1)</sup> Der neuen Bestimmung gemäß sollen außer den beiden bisher üblichen Examinatoren noch der „sigillator“, der Fiskal und vier andere gelehrte Geistliche der Stadt an dem Examen teilnehmen, wie auch die Mönche, die früher davon befreit waren, sich demselben fortan unterziehen müssen. Die Prüfung soll sich nicht allein auf „humaniores literae“, sondern auch auf „theologica studia“ erstrecken; der sigillifer führte gewöhnlich den Vorsitz. — Entsprechend der Mitteilung Kerffenbrochs geschieht der Teilnahme des Sieglers an der Schlussprüfung, die ihm doch jedenfalls nur zusteht, weil er zugleich Generalvikar ist, auch in den Bestallungen<sup>2)</sup> Erwähnung, ebenso wie die Gerichtsreformationen von 1586, 1604 und 1651<sup>3)</sup> ihm das Recht zuerkennen, fremde, nicht den Vorschriften gemäß vom Siegler geprüfte Geistliche und Mönche aus der Diözese zu verweisen. — Die Kosten für die Schlussprüfung der Ordinandenen mußte wenigstens zum Teil die Siegellammer tragen. Bei jedem Examen erhielten die „examinatores ordinandorum“ eine bestimmte, später sich verringemde Summe Geldes aus der Siegellammer ausgezahlt. Bereits die Rechnung von 1566/67 erwähnt diesen Posten, und im 17. enthalten die Rechnungen einen besonderen Abschnitt, betitelt „salaria dominorum ad examen ordinandorum deputa-

<sup>1)</sup> Kerffenbroch, „Catalogus episcoporum Monasteriensium“, Manuskript auf dem Staatsarchiv, Mscr. I Nr. 229; ferner vgl.: Detmer, Einleitung zu Kerff. Wiedertäufergeschichte, S. 50; Keller, a. a. D. I, S. 272; Libus, a. a. D. S. 105.

<sup>2)</sup> In der Bestallung des Petrus Nikolartius<sup>3)</sup> heißt es: „Desgleichen [soll der Siegler] jedesmal dem examini u. admissioni ordinandorum beiwohnen, u. gegen diejenigen, so sich ohne vorhergehende genugsame examination u. approbation in die Kirchengdienste berurts unsers Stifts Münster einbringen werden mit geburlichen Mandaten proceßirn u. daran sein, daß selbige so zum Kirchengdienste anzunehmen, ihres herkommens, lebens, handels u. wandels glaubwürdigen schein u. beweisethumb vorbringen“.

<sup>3)</sup> Es heißt dort an fünfter Stelle des Abschnitts: „De sigillifero“: „Contra sacerdotes peregrinos, ab ipso non examinatos et admissos, item contra monachos et alios quoscunque, qui in hac dioecesi a nullo legitime approbati auctoritate propria divinis officiis sese ingerunt, opportunis mandatis [sigillifer] procedat eosque compellat, ut juxta praescriptum canonem de origine, vita, conversatione ordinibusque suis legitima documenta literasque testimoniales exhibeant.“

torum“. Nach den Siegelkammerrechnungen gab es jährlich sechs solche Prüfungen, und zwar jedesmal am Freitag nach Lucia (13. Dezember), nach Aschermittwoch, am Karfreitag — dieser Termin wurde zu Anfang des 17. Jahrh. eingelegt — nach Pfingsten und nach Kreuzerhöhung (14. September).

### § 3. Die Einführung des Catechismus Romanus.

Das Tridenter Konzil, das sich eingehend mit der Restauration der katholischen Kirche beschäftigte, hatte zum allgemeinen Gebrauch einen neuen Katechismus, den sogenannten „Catechismus Romanus“ aufgestellt. Unter dem 3. November 1571 erhielt Bischof Johann von Hoya vom Papste Pius V. die Erlaubnis, diesen Katechismus ins Deutsche übersetzen und drucken zu lassen. Auf der Herbstsynode 1572 hatte der Generalvikar und Sieglar Jakob Vos denselben in hergebrachter Weise publiziert. Da jedoch diese Synode wenig besucht war und die Gefahr nahe lag, daß die Publikation wenig bekannt werde, so erklärt Jakob Vos am 21. Oktober 1572<sup>1)</sup> ein scharfes Edikt, die Einführung des Katechismus betreffend: In jeder Pfarr- und Klosterkirche soll ein Exemplar des Katechismus zur allgemeinen Benutzung aufliegen; den Klerikern wird es zur Pflicht gemacht, sich sorgfältig mit demselben zu beschäftigen und die Laien darin zu unterweisen. Zur besseren Beobachtung und zur Kontrolle soll jeder Priester nicht nur unter Strafe der Exkommuni-

<sup>1)</sup> Abgedruckt bei C. F. Krabbe, „Statuta Synodalia Dioecesis Monasteriensis“. Münster 1849, S. 178 ff. Unter anderm heißt es dort: „Quo autem magis constare possit, praesertae voluntati ac mandato Gratosissimi nostri Principis obedienter paritum esse, nobis universis et singulis in virtute sanctae obedientiae sub excommunicationis atque etiam pecuniaria poena, pro arbitrio saepe fati Rev. et Illi nostri Principis negligentibus et contemptoribus infligenda, districtae praecipimus, ut in finem et effectum praemissos illum ipsum, de quo locuti sumus, catechismum intra unius mensis spatium a dato praesentium computando, non aliunde tamen, quam ex Camera Sigilli, in qua obedientium, et item contumacium nomina diligenter in notam sumentur, omni mora postposita ematis et comparetis, ita quidem, ut in proxima futura episcopali synodo quilibet pastor animarumque curator exemplar suum requisitus exhibere, et de altero in ecclesia sua ad praemissum modum appenso, fidem legitimum facere queat.“

kation, sondern auch unter Geldstrafe den Katechismus innerhalb eines Monats nicht anderswoher als von der Siegelkammer beziehen; hier müssen die Namen der Folgsamen wie der Ungehorsamen genau verzeichnet werden. — Die Versendung der neuen Katechismen von der Siegelkammer hängt wohl mit ihrer Verpflichtung zur Lieferung der Drucksachen für die Kanzlei zusammen.<sup>1)</sup> Die Einführung des Katechismus war lediglich Sache des Generalvikars, und weil dieser auch zugleich Siegler war, so wurde die Aufsicht über die Einhaltung des Edikts der Siegelkammer übertragen.

#### § 4. Die Diözesansynoden.

Ein ähnliches Aufsichtsrecht wie über die Einführung des Catechismus Romanus hat die Siegelkammer von Mitte des 16. Jahrh. an über den Besuch der Diözesansynoden gehabt. Auf den im Bistum Münster seit alter Zeit jährlich zweimal, am Montag nach Lätare und nach St. Gereon,<sup>2)</sup> stattfindenden Synoden wurden die religiösen Streitfragen eingehend behandelt, wichtige für die ganze Diözese bindende Beschlüsse gefaßt und Edikte und Mandate des Bischofs publiziert.<sup>3)</sup> Bei der großen Bedeutung dieser Versammlungen für das kirchliche Leben war es in jener Zeit allen Geistlichen zur Pflicht gemacht, an denselben teilzunehmen. Sie mußten ihren Namen in ein auf der Siegelkammer aufliegendes Buch eintragen und die üblichen Gebühren dem Siegler abliefern. Dieser hatte durch einen Vergleich mit dem Gesamtverzeichnis der Kleriker die Namen der ohne Entschuldigung Fehlenden festzustellen und ihnen Strafe aufzuerlegen, wie auch gegen das „übermäßige Zechen“ einzuschreiten.<sup>4)</sup> — Die Kosten „pro prandio prelatorum ac

<sup>1)</sup> Vgl. S. 159 ff.

<sup>2)</sup> 10. Oktober.

<sup>3)</sup> Vgl. Krabbé, a. a. D. in der Einleitung S. V ff.

<sup>4)</sup> In der Bestallung des P. Nikolartius heißt es: „Damit die Pastorn dieses Stifts nach Ausfüllung der matrifel oder Registern ire schuldtige geburn jährlich in synodis autumnalibus et quadragesimalibus leisten, auch in Zeit deroselben erscheinung unotigen unkosten vermittlen werden mögen, so sol angerurter unser Siegler jar vor jar u. alle Sendzeiten newe Registern u. Verzeichnisse aller Pastorn u. Kerspeln

sacerdotum tunc temporis congregatorum“ flossen aus der Siegelkammer und sind für die Frühjahrssynode größer als für den Herbstend, was wahrscheinlich auf einen regeren Besuch der ersteren hindeutet. Allem Anscheine nach sind dies die Renten aus der Stiftung, die der Siegler Johannes Klunsevoet<sup>1)</sup> 1423 für die Herbstsynode und Bischof Gerhard (1260—72<sup>2)</sup> für die Frühjahrssynode anlegten. In dem Falle hat der Bischof die Renten der Siegelkammer zur Auszahlung überwiesen. — Die Aufsicht über die Teilnahme an den Synoden, die persönlich vom Bischof oder in dessen Vertretung vom Generalvikar abgehalten wurden,<sup>3)</sup> ist der Siegelbehörde nur in Folge der langjährigen Personalunion von Generalvikariat und Siegleramt zugefallen.

### § 5. Die Errichtung eines Priesterseminars und die Ausbreitung der religiösen Orden.

Zur Heranbildung eines gebildeten und würdigen Klerus hatte das Trienter Konzil die Errichtung von Priesterseminaren für alle Diözesen angeordnet. Schon Oktober 1573 forderte der päpstliche Nuntius Kaspar Gropper in einer Denkschrift das Domkapitel in Münster dringend zur Gründung eines Seminars auf. In den nächsten 30 Jahren begegnet uns dieser Gedanke immer wieder, wenn von Mitteln und Vorschlägen, die kirchlichen Mißstände zu beseitigen und den katholischen Glauben neu zu beleben, die Rede ist. Die Hauptschwierigkeit lag in dem Mangel des erforderlichen Geldes. Auch der Generalvikar und Siegler Dr. Johannes

---

in besonder Buch zur ewigen nachrichtung verfertigen, auch darin jeder Pastorn namen durch die Pastorn selbst geschriben in margino aufsetzen, sonst die bei Zeiten u. aus ehrhaften ursachen sich entschuldigen lassen u. Lizenz erhalten, solches gleichfals verzeichnen, aber gegen die auspleibenden vermoge der alten in der Siegelkammer vorhandenen Tafell auf die Pöenverfahren lassen, wie auch die übermäßigen Kosten des Zeichens abgeschafft u. künftig den erscheinenden Pastorn an Zahl neben der jährlichen Rechnung übergeben werden sollen.“

<sup>1)</sup> Vgl. Riefert, Urkundensammlung, Bd. IV, S. 48 u. Krabbe, a. a. O. Einl. S. X.

<sup>2)</sup> Vgl. Riefert, Urkundensammlg., Bd VII, S. 580 u. Krabbe, a. a. O. Einl. S. X.

<sup>3)</sup> Vgl. Paul Hinschius, „Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland“, Berlin 1878 ff., Bd. II, S. 213.



Hartmann wird aufgefordert, nach Kräften beizusteuern und jährlich 150 Reichstaler aus der Siegelkammer an den Seminarfonds abzuliefern. Doch nur in den Jahren 1617 und 1618 ist diese Summe aufgebracht worden,<sup>1)</sup> durch ein Schreiben vom 14. Juni 1619<sup>2)</sup> legt Hartmann beim Bischof Beschwerde ein über die hohe Leistung: Er sei gern bereit für ein so „würdiges Werk“, wie die Errichtung des Seminars, nach Möglichkeit mitzuhelfen; aber die verlangte Summe sei für die Siegelkammer zu hoch, und er bitte, dieselbe „erträglicher“ zu machen, auch den Zahlungsstermin noch einige Zeit hinauszuschieben. Hartmanns Gesuch scheint nicht bewilligt zu sein; denn von 1619—32 sind jährlich 100 und von da an jedes Jahr 40 Reichstaler bezahlt, und trotzdem hat das Seminar 1640 noch eine Forderung von 960 Talern an die Siegelkammer.<sup>1)</sup>

Auch zur Unterstützung der religiösen Orden, die besonders durch den Bischof Ferdinand von Bayern (1612—50) zur Bekämpfung der neuen Lehre und zur Reorganisation des katholischen Glaubens im Stift Münster begünstigt wurden, mußte die Siegelkammer beitragen. Außer den Jesuiten, die hier schon seit 1588 wirkten, fanden von 1613 an die Observanten (d. i. Franziskaner der strengen Observanz), die Kapuziner und Klarissen in Münster Aufnahme; alle drei Orden erhielten jährlich aus der Siegelkasse eine bestimmte Summe ausgezahlt; seit 1624 konnte der ganze Betrag nicht mehr aufgebracht werden, und die Rückstände betragen 1642 ungefähr 660 Taler.<sup>1)</sup>

Die seit dem Anfang des 15. Jahrh. bestehende Verbindung von Generalvikariat und Siegleramt, die im Laufe

<sup>1)</sup> Undatiertes Aktenstück, M. L. N. 48<sub>10</sub>.

<sup>2)</sup> Aktenstück auf dem Domarchiv im Paket, betitelt „Vicarius in Spiritualibus Monasteriensis D. Joannes Hartmann, Nr. 1, 1617“. Es heißt dort: „Nun darff ich mein mangel nitt allegieren, ich forcht man werde mir nitt glauben, auch pro remissione nit pitten, damit ich mich nitt understehe zu entziehen mit beystur zum Seminario, einem so hohen, werdigen werke. Allein wehr mein underthenige pitt, E. hochw. u. G. wellen mir die taxa tráglich setzen, auch einen geraumen terminum, die phennighe ben zu pringhen, gnediglich vergönnen. Unser Herr Gott magh ein kunfftiglichen besser mittel bescheren, das ich dem heylsamen wert könne beypringhen, wie ich dan demselben alle zeitt gewoghen gewesen.“

der Zeit eine so innige wurde, daß Rechte des Generalvikars dem Amte des Sieglers zugewiesen wurden, daß andererseits der Siegelkammer nicht geringe finanzielle Aufgaben erwuchsen, die der Generalvikar zu leisten hatte oder die wenigstens diesem Amte näher als dem des Sieglers standen, hat dem Bistum Münster sehr großen Nutzen gebracht, und ihre hohe Bedeutung für die Zeit der Gegenreformation, für die Reorganisation des katholischen Lebens darf nicht unterschätzt werden.

### Schlußbemerkungen.

Fassen wir zum Schluß das Ergebnis der vorstehenden Untersuchung kurz zusammen. — Der Ursprung der Siegelkammer läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Wahrscheinlich ist sie ursprünglich eine Kasse, deren älteste Einnahmen aus der Besiegelung herfließen. Da die Besiegelung sowohl die Gerichtsurkunden des Offizialatgerichts wie die übrigen in der Kanzlei angefertigten Urkunden betraf, so ist sie eine Kasse, die sowohl für das Offizialat als für die Kanzlei zur Verfügung stehen mußte. Aus der bloßen Einnahme für das Siegeln wird sich früh die Erhebung der Kosten für das Urteil des Offizialatgerichts entwickelt haben. So waren es Einnahmen 1. für das Siegel des Urteils, 2. für das Offizialaturteil, 3. für andere Kanzleisiegel. Deshalb wurden die eingegangenen Gelder auch verwandt in erster Linie für Zwecke des Offizialats und zweitens für die Kanzlei.

Um die Mitte des 16. Jahrh. beginnt die Blütezeit der Siegelkammer, erreicht ihren Höhepunkt unter Dr. Johannes Hartmann zu Beginn des 17. Jahrh. Von 1625 an tritt ein schneller Niedergang ein, veranlaßt durch die Wirren des 30 jährigen Krieges und die Überlastung der Kasse für die Interessen der Bischöfe. Christoph Bernards umsächtige und energische Tätigkeit schafft Wandel und Besserung, aber eine so einflußreiche Stellung wie im 16. und zu Anfang des 17. Jahrh. hat die Siegelkammer nicht wieder erlangt. Mit der allgemeinen Säkularisation des Stifts Münster im Jahre 1802 wurde auch diese bischöfliche Behörde zu Grabe getragen.

Der sigillifer, juristisch gebildet, wissenschaftlich geschult und unterstützt durch zwei Siegelkammerdiener, verwaltet die Gerichtskasse und beaufsichtigt die technischen und diplomatischen Arbeiten der Siegelkammer. Durch Bischof Johann III. von Hoya erlangt er maßgebenden Einfluß auf die geistliche Jurisdiktion; gemeinsam mit dem Offizial leitet der Siegler das geistliche Hofgericht, ihm besonders sind die Latoren und Exeditoren und die Registratur der Brachien unterstellt. Die Siegelkammerrechnungen, von den Dienern aufgestellt und vom sigillifer dem Bischof vorgelegt, gewähren ein interessantes und zuverlässiges Bild von der Tätigkeit des Offizialatgerichtes. — Die langjährige Vereinigung des Amtes des Generalvikars und des Sieglers, leistet namentlich zur Zeit der Gegenreformation dem Bistum sehr wichtige Dienste, bleibt aber auch nicht ohne hohe finanzielle Opfer für die Siegelkammer. — Im 18. Jahrh. sind es zumeist Mitglieder alter westfälischer Adelsfamilien, die das Siegleramt bekleiden; sein letzter Inhaber war Arnold von Hompesch.

## Verzeichnis der Siegler und Siegelkammerdiener.<sup>1)</sup>

### I. Siegler.

1. Joh. Klunsevoet, † 1421.
2. Herm. Hildebrand, 1421—27.
3. Herm. Völcker, 1433—39.
4. Heinr. Römer, 1458—76.
5. Joh. Römer, 1476—87.
6. Herm. Grevinghoff, 1487—96.
7. Christ. Kellner, 1496—1500.
8. Heinr. Berinck, 1503—24.
9. Joh. Darjldt, 1524—30.
10. Joh. Rod, 1530—57.
11. Ludw. Budde, 1557—61.
12. Jaf. Vos, 1561—81.
13. Lubbert Meier, 1581—86.
14. Joh. Lethmate, 1586—93.

<sup>1)</sup> Diese Liste macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch.

15. Herm. Bisping, 1597—1607.
16. Joh. Hartmann, 1613—21.<sup>1)</sup>
17. Petr. Nikolartius, 1621—35.
18. Joh. Nikolaus Wenrad, 1635—46.
19. Joh. Vagedes, 1646—1655.
20. Arnold Bernede, 1655—61.
21. Joh. von Alpen, 1661—83.
22. Joh. Rotger von Lorch, 1683—86.
23. Friedr. Christ. von Plettenberg, 1686—88.
24. Herm. von Ketteler, 1711—37.
25. Kas. Ferd. von Droste, 1761—74.
26. Ferd. von Wenge, 1774—88.
27. Ludw. von der Horst, 1788—99.
28. Arnold von Hompesch, 1799—1802.

## II. Siegelkammerdiener.

1. Joh. Sidmann, 1543—45.
2. Kas. Knehen, 1556—83.
3. Heinr. Woltermann, 1560—85.
4. Walter Have, 1579—1601.
5. Friedr. Riermann, 1592—1614.
6. Joh. Schotteler, 1616—34.
7. Alb. Modersohn, um 1600.
8. Herm. Riermann, 1636—56.
9. Joh. Wifing, 1635—42.
10. Jak. Stöwen, 1642—67.
11. Joh. Trave, 1638—42.
12. Gerh. Detten, 1667—79.
13. Bern. Zuerheiden, 1667—?
14. Joh. Lühmann, ?—1740.
15. Heinr. Buning, 1740—47.
16. Gerh. Kümper, 1747—75.
17. Arnold Greveler, 1775—92.
18. Joh. Clem. Floren, um 1785.

---

<sup>1)</sup> Von 1619—21 war Heinr. Detten Vertreter von Hartmann.

## VI.

### Eine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel 1665—66.

Aufzeichnungen des Freiherrn Joh. Theod. v. Reß im  
freiherrlich-Landsbergischen Archiv des Hauses  
(Dren-)Steinfurt.

---

Herausgegeben von  
Dr. Reinhard Lüdicke.

---

#### Vorbemerkung.

Johann Theodor von der Reß entstammte dem hochangesehenen (Dren-)Steinfurter Zweige der bekannten westfälischen Adelsfamilie.<sup>1)</sup> Er war ein Sohn jenes Johann v. d. Reß, der gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts vom protestantischen Bekenntnis, dem bis dahin auch der Münsterländische Zweig der Familie angehört hatte, zum katholischen übertrat und diesen Schritt in einer Anzahl theologischer Streitschriften verteidigte. Nach dessen Tode (1665) folgte Joh. Theodor dem Vater in der Herrschaft über den ausgedehnten Besitz. Er starb im Jahre 1688.

Über seine Teilnahme an der Reise der Kaiserlichen Gesandtschaft, die unter der Führung des Grafen Leslie nach dem Frieden von Passar (1664) nach Konstantinopel ging, um dem Sultan die ausbedungenen Geschenke zu überreichen, bringt die Familiengeschichte nur kurze und unzutreffende Angaben.<sup>2)</sup>

Eine ausführliche Schilderung der ganzen Gesandtschaft sowie ihrer politischen Bedeutung findet sich bei Zinkeisen

---

<sup>1)</sup> Nach dem Aussterben der Steinfurter Reßs kam im 18. Jahrhundert der größte Teil ihrer Besitzungen durch die Heirat einer Schwester des letzten Besitzers an die Freiherren v. Landsberg.

<sup>2)</sup> „Geschichte der Herren v. d. Reße . . . her. von Konstantin Graf v. d. Reße-Volmerstein u. Otto Baron v. d. Reße“. Breslau 1878.

„Geschichte des Ottomanischen Reiches“ IV 936 ff., der sich für die Einzelheiten vor allem auf eine Beschreibung der Reise stützt, die der Jesuit Paul Taserner, der Beichtvater des Gesandten, im Jahre 1668 veröffentlichte und die sich mit der vorliegenden vielfach berührt und ergänzt.<sup>1)</sup> Die Aufzeichnungen, jetzt in einem vornehmen modernen Einband, zerfallen äußerlich wie innerlich in zwei verschieden geartete Teile. Beide sind auf starkem Papier in Quartformat, und zwar der erste auf deutschem, der zweite auf türkischem Papier, geschrieben.

Der erste Teil umfaßt den Aufbruch von Wien, die Reise bis Konstantinopel und die ersten Tage daselbst und schließt mit der Beschreibung des Einzuges des Sultans am 12. Oktober 1665. Dieser Teil bildete anscheinend früher ein Heft für sich und ist von einer kanzleimäßigen Hand des 17. Jahrhunderts sauber ins Reine geschrieben; er zerfällt in verschiedene Absätze mit zusammenfassenden Überschriften und läßt überhaupt erkennen, daß es sich um eine Sammlung der vom Verfasser nach Hause gesandten Berichte handelt.<sup>2)</sup>

Die zweite Hälfte, die auf sehr glattem Papier etwas kleineren Formats als das des ersten Teils steht, trägt auf einem besonderen Blatte für sich die Überschrift „Anderer Teil“ usw., ist aber von einer weniger geübten Hand, vielfach

<sup>1)</sup> *Caesarea legatio, quam . . . ad Portam Ottomanicam suscepit perfecitque Walterus comes de Leslie. Vienno 1668.* Eine deutsche Übersetzung erschien 1672 unter dem Namen des Verfassers. Nach dieser letzteren zitiere ich unten stets, da nur diese auf der Kgl. Universitäts-Bibliothek in Münster vorhanden ist. — Zur allgemeinen Lage vgl. auch Erdmannsdörffer „Deutsche Gesch. 1648—1740“ I 373 ff.

<sup>2)</sup> Hierfür sprechen vor allem die einleitenden Worte des unten mit 7 bezeichneten Absatzes und die Schreibfehler. Das Fehlen einer gleichartigen Fortsetzung hängt vielleicht mit dem im Jahre 1666 erfolgten Tode des Vaters des Verfassers zusammen. Es lassen sich die folgenden Abschnitte unterscheiden: 1. Beschreibung des feierlichen Aufzuges der Gesandtschaft zur Abschiedsaudienz beim Kaiser Leopold I. am 7. Mai 1665. 2. Aufbruch und Reise bis Komorn, 25.—28. Mai. (Niederschrift am 29. Mai.) 3. Reise bis Ofen, 30. Mai — 3. Juni. 4. Ankunft vor Belgrad (Griech. Weisenburg), 18. Juni. 5. Sofia, 15.—18. Juli. (Niederschrift am 21. Juli „sechs Meilen von Philippiopolis“.) 6. Adrianopel, (Audienzen beim Sultan und Großwesir) 30. Juli — 11. August. 7. Fest beim Großwesir daselbst, 16. August (Niederschrift a. gl. Tage). 8a. Ankunft vor Konstantinopel und Einzug usw., 6.—13. September. 8b. Einzug des Sultans am 12. Oktober (mit dem vorigen Bericht zusammengehörend).

offenbar sehr hastig und mit wechselnder oft schlechter Tinte, niedergeschrieben und zeigt auch dem Inhalte nach durchaus den Charakter eines regelrechten Tagebuches. Dieses beginnt mit dem 1. Dezenuber 1665, erzählt die Begebnisse des letzten Monats in Konstantinopel und begleitet mit seinen täglichen Eintragungen die Gesandtschaft auf ihrer Rückreise bis zu ihrem Auseinandergehen nach dem Abschiedsmahl, das Graf Leslie seinen Gefährten am 27. März 1666 zu Wien gab.<sup>1)</sup>

Wie der Verfasser eigentlich dazu kam, an dieser Reise teilzunehmen, ist nirgends gesagt. Ich möchte aber aus einer Bemerkung, die er bei seiner Rückkehr auf deutschen Boden macht<sup>2)</sup>, den Schluß ziehen, daß sich Red Anfang 1665 zufällig auf der üblichen Kavalierstour befand und die Gelegenheit, eine für die damalige Zeit so außerordentliche Reise zu tun, gern benutzte, als der Graf Leslie eine Anzahl Edelleute suchte, die auf eigene Kosten sich ihm anschließen und ein stattliches Gefolge bilden sollten, mit dem er bei den Türken Eindruck machen konnte, ohne dadurch Kosten zu haben. Die bunte Zusammensetzung der Reisegesellschaft (vgl. die Liste der Kavaliers zu Beginn des ersten Teiles) wie auch ihr geringer Zusammenhalt — in Konstantinopel trennen sich eine Reihe von Leuten aus verschiedenen Gründen von der Gesandtschaft — würden für diese Auffassung sprechen.

Was den Gesamtcharakter der Aufzeichnungen angeht, so haben wir entsprechend ihrer Entstehung und der Persönlichkeit des Verfassers nicht die Beobachtungen eines Reisechriftstellers vor uns, der planmäßig auf alle Dinge achtet, die ein allgemeines Interesse erregen oder einen weiteren Kreis künftiger Leser fesseln könnten, sondern die anspruchslosen Berichte und Wahrnehmungen eines einfachen Reisenden, der nur das, was ihm besonders ins Auge fällt oder ihn selbst berührt, in den Briefen in die Heimat erwähnt oder in sein Tagebuch einträgt. Demgemäß stehen die persönlichen Er-

<sup>1)</sup> Aus einigen gelegentlichen Bemerkungen (Klagen über Ausbleiben von Nachrichten aus der Heimat u. a.) darf man vielleicht schließen, daß auch dieses Reisetagebuch nach Hause gesandt werden sollte. Ob das aber geschehen ist oder ob es der Verfasser erst selbst mit in die Heimat brachte, läßt sich nicht sagen.

<sup>2)</sup> vgl. das Tagebuch zum 24./3. 1666: er gelobt sich da, „nie wieder aus Worwitz oder Lust hineinzugehen (d. h. nach „Türkei und Ungerland“) es sei denn, daß ein anderer den Beutel ziehe“.

- \* lebnisse im Vordergrunde. Unterkunft, Verpflegung und dgl. werden gelobt oder getadelt und vor allem wird der Beschreibung höfischen Brunks und Zeremoniells ein breiter Raum gegönnt. Von den politischen Zielen und Erfolgen der Gesandtschaft weiß oder erzählt der Verfasser kaum etwas. Nur die Frage der Gefangenenauslösung berührt er.<sup>1)</sup> Auf Einzelheiten des Inhalts soll hier nicht weiter eingegangen werden; hingewiesen sei nur auf den Bericht vom Eintreffen der französischen Gesandtschaft usw. (zu Beginn des 2. Teils) und die Schilderung des Lebens und der Sitten der raizischen Höhlenbewohner in Golabinci („Kolowitz“) (Tagebuch beim 14./2. 1666).

Zu der Wiedergabe des Textes bemerke ich, daß das Original unverkürzt und unverändert (auch bezüglich der Rechtschreibung) zum Abdruck gebracht ist; nur sind der leichteren Lesbarkeit wegen die großen Anfangsbuchstaben nach unserer heutigen Übung gebraucht. Hinzugefügt sind von mir am Rande die im Texte vorkommenden Daten, um eine bessere Übersicht, besonders im zweiten Teile, zu ermöglichen. In den Anmerkungen verweise ich mit T. 1 u. ä. auf die deutsche Übersetzung der Tasernerischen Reisebeschreibung. Regelmäßig habe ich bei den Ortsnamen die etwaigen Abweichungen bei Taserner angemerkt und, wenn möglich, die moderne Namensform mit = hinzugefügt (wo nichts anderes bemerkt ist, liegt der Ortsbestimmung „Andrees Handatlas“ 4. Aufl. zu Grunde). Auf eine Erklärung oder gar Berichtigung türkischer u. ä. Ausdrücke und Namen, deren Bedeutung fast stets aus dem Zusammenhang ersichtlich ist, habe ich aus naheliegenden Gründen verzichtet.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, dem Eigentümer der Aufzeichnungen, Sr. Excellenz Herrn Ignaz Freiherrn v. Landsberg-Steinfurt, welcher mich, als ich f. Zt. im Auftrage der Hist. Kommission f. d. Prov. Westfalen das Archiv des Hauses (Dren-)Steinfurt inventarisieren durfte, auf sie aufmerksam machte und in liebenswürdigster Weise die Erlaubnis zur Veröffentlichung erteilte, auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

<sup>1)</sup> Taserner geht mehrfach genauer auf die diplomatischen Erfolge und Mißerfolge der Gesandtschaft ein. — vgl. auch Ad. Wolf „3 diplomatische Relationen aus der Zeit Kaiser Leopolds I.“ (Archiv für österr. Geschichts-Quellen XX [Wien 1859]).



## Reiseberichte und Tagebuch des Freih. Joh. Theod. v. d. Neck.

„Verzeichnuß, wie der Graf Leslie als kaiserlicher Großbottschafter an die Türkische Pforte den 7. May Anno 1665 seinen 1665 Mai 7 Aufzug, umb von Ihr Kayserl. Majestät allerunterthänigsten Abscheid zu nehmen, in der Stadt Wien gehalten hatt.

1. Zwei kaiserliche Sattelnknechte. 2. Der Quartirmeister. 3. Zwei Courirs. 4. Der Stallmeister.<sup>1)</sup> 5. Achte Handpferde über die Maßen schön. 6. Zwolf Pages, drei und drei inß Gelib. 7. Acht Trompetten, vier und vier inß Gelib, mit lautern silbernen Trompetten, die Pauke inß Mitten. 8. Der Hoffmeister<sup>2)</sup> allein. 9. Die rote Standart mit den Cavallirs und anderen Bedienten. 10. Zwolf Lacqueien, drei und drei inß Gelib. 11. Die Secretarij von der Ambassada nebenst den Dolmetsch. 12. Der Herr Abgesanter, auf beiden Seiten die Trabanten, deren 24 gewesen, in Altaß und Scharlacken gekleidet und 12 Jartirs in Goldstüd, deren zwei Ihr Excellenz Noth von einander gehalten, damit das Kleid desto besser konte gesehen werden.<sup>3)</sup> 13. Zwanzig Cavallirs mit der weißer Standart in Guldenstüdch Unterröcken und sampten Obreröcken, auch sampten Mützen, alleß auf die türkische Mode. 14. Der Wagenmeister. 15. Die Senfte sampt vier Gutschen mit sechs Pferden, und wahr die Senfte, Gutschen und Gezeug alleß übergülbet; in deren einer saß der Beichtvatter ein Jesuiter<sup>4)</sup> cum suo socio.

Folgen die Namen der Cavallirs und wie sie in der Ordnung geritten:

<sup>1)</sup> Philipp von Wolfen (X. 96).

<sup>2)</sup> Valius von Luka. a. a. D.

<sup>3)</sup> Walter, Graf Leslie (geb. 1606, † 3./3. 1667), entstammte einer alten schottischen Adelsfamilie. Er begann seine militärische Laufbahn 1631 im Wallensteinschen Heere. Seine hervorragende Theilnehmung bei der Ermordung Wallensteins und seiner Anhänger zu Eger legte den Grund zu seinem sehr raschen Emporsteigen. 1637 wurde er in den Grafenstand erhoben; er starb als Generalfeldmarschall. Vermählt war er in kinderloser Ehe mit der Tochter des Fürsten Max. v. Dietrichstein. Erbe des von ihm gestifteten Fideikommisses und des gräflichen Titels wurde sein Neffe der unten mehrfach erwähnte Oberst Jakob Leslie. (vgl. Allg. Deutsche Biographie 18 S. 437.)

<sup>4)</sup> d. h. der Pater Paul Taserner, der Verfasser der oben erwähnten Reisebeschreibung.

1. Graf von Herberstein 2. Graf von Styrumb führte die Standard. 3. Der alter Graf von Ründel, ein Engländer. 4. Marquis Turago, ein Italiener. 5. Baron von Fünffkirchen. 6. Marquis Pecore, ein Italiener. 7. Der junger Graf von Ründel. 8. Marquis de Chasteau Vieux, Frankoß. 9. Baron de Binnendorf, inoognitus dux Holsatia. 10. Baron de Rei. 11. Herr von der Red. 12. Baron Colentin (!, ein Italiener. 13. Baron de Fin, Italiener. 14. Herr von Korneselt. 15. Herr Kohnner. 16. Herr Langen. 17. Herr Vincenzio Mario. 18. Herr Hauptman Camele.) 19. Herr von Harbid. 20. Herr Starder. <sup>1)</sup>

In obengesetzter Ordnung seint wir durch die Stadt zu der kaiserlichen Burg geritten und Ihr Majestät die Hände geküßt, wie gleichpals hernacher der alten Kaiserinnen; nachdem solches geschehen, seint wir in selbiger Ordnung wieder nacher Ihr Excell. Quartir geritten, allwoh wir von deroelben herlich sein tractirt worden; eine unglaubliche Menge Volkß hat diesen Aufzug angesehen und ist ihnen alle gute Satisfacton geschehen. Als wir den Kayser die Hände küßeten, stund er in seinen Reisekleid und Stiffelen, kein Wort sprechend. Der Herr Abgesanter stundt neben ihm und mueste ihn eines jeden Namen und woh er zu hauß hoerete, sagen, wie gleichpals der Kay-

<sup>1)</sup> Laserner gibt eine Aufzählung der Kavaliers usw. gelegentlich des Einzuges der Gesandtschaft in Adrianopel (L. 97 ff.), die ich hier in der Reihenfolge wie oben wiedergebe: 1) Johan Josef Graf von Herberstein, Malteßischer Ritter und Commandant der Crifischen Festung. 2) Otto Hermann Graf zu Stirheim. 3) Heinrich Herzog von Norfolk, nunmehr ältester Graf Arundel [dies die richtige Namensform, wie sie sich weiter unten auch in unseren Aufzeichnungen findet]. 4) Johann Augustin Durazi, Markgraf zu Genua. 5) Johan Karl Freiherr von Fünffkirchen. 6) Markgraf Bernhard Pecori von Florenz. 7) Eduard Graf von Arundel. 8) Vicolonell Nicolaus von Vernavel Chasteau-vieux, französicher Baron. 9) August Christian Herzog zu Holstein als Baron Binnendorf. 10) Baron Franciscus de Hay [so auch später in den Aufzeichnungen!] 11) Johan Theodor von der Red, Westfälischer Freiherr. 12) Pompeius Coroninus, Freiherr aus Görz. 13) Alexander von Fien. 14) starb schon zu Beginn der Reise s. u. 15) Mathias Kastner, Oesterreichischer Rast bei der Regierung zu Tirol. 16) Ignatius von Longen aus Görz. 17) Vincenz Marzinus von Luka. 18) Johan Baptista Camel aus Görz. 19) „ein Holländer“. Weiter finden sich bei Laserner noch: Franciscus Obrosi ein Holländer, Thaller ein Oesterreicher, Baron von Tergessin, Baron von Delgraz, ein Schotte des Herrn Grobbschaffters Schwestersohn; und „der Kaiserliche Resident Simon von Neuningen aus Steuermart ein mit klugem Verstande lobwürdiger Tugend und ungefülschter Tren hochbegabter und in Glückes- und widrigen Fällen auch bei den Barbaren selbst belobter Staatsmann“. Dieser letzte wird später auch in unseren Aufzeichnungen oft erwähnt.

ferinnen, welche uns, 13 auf spanisch gekleidete Damaisselles bei sich habend, die Händ zu küssen darreichte; wir hoffen in Kürzen von hie zu gehen, wie uns der Sultan zu Constantinopel empfangen wird, müssen wir abwarten.

Bericht waßgestalt Ihr Excell. Graf Lesle von Wien bis Comorra ihre Reise fortgesetzt haben.

Anno 1665 den 25. May seint wir mit Ihr Excell. Herrn 1665 Mai 25  
Graf Lesle kaiserlichen Großbottschaffter mit 36 Schiffen zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags nacher Constantinopel aufgebrochen, ohngefähr 250 Personen starck und selbigen Tagß bis zu einen Markfleck, (Fische<sup>1)</sup>) genand, gefahren allwoß wir die Nacht über geplieben. Der Fürst von Dieterichstein hat Ihr Excell. als dero Herrn Schwager das Geleib bis hieher gegeben.

Den 26. seint wir nach gehörter Meß morgenß frühe mit 26  
Trompetten- und Paudengeßhall aufgebrochen und selbigen Tag bei der weit berumbten königlichen ungarischen Stadt Preßburg angelangt, allwoß wir pomposissime mit Loëßbrennung deß grohen Geschüß, sowohl vom Schloß als denen darunter liggenden Wastien hereventirt und nach Anlandung vom Herrn Palatino Ungariae Wessellini<sup>2)</sup> und Erzbischoffen zu Gran Lippel<sup>3)</sup> empfangen und zur Malzeit (welche zum wenigsten fünf Stunden gewehrt) eingeladen worden, wobei die Regationsttrompetten und Pauden meissenß, man die Gesundheiten getrunken wurden, sich lustig hören ließen. Nach vollbrachter Malzeit seint Ihr Excell. nebenst dero Capallirs in schönen Carossen wieder nacher den Schiffen geführt und begleitet worden und haben sie wegen grohen Ungewitterß in den Markfleck Wieselborff<sup>4)</sup> pernoctiren müssen und seint den 27. dizeß mittagß 27  
umb 12 Uhr eine Stunde von der unüberwindlicher Bestung Raab angelangt; nach gehaltener Malzeit auf den Schiffen seint wir directe auf der Stadt zugefahren, von welcher wir mit 42 Canon-  
schüssen begrücket worden. Vor der Stadt nechst bei der Donauw haben uns fünf Compagnien zu Fuß mit Salveschießen und eine Compagnie Hukaren zu Pferde mit ihren türckischen Gespiel, welcheß

<sup>1)</sup> nach Laferner hieß der Ort Bishamund = Fischamend.

<sup>2)</sup> Franz Wesselenyi, seit 1665 Palatin von Ungarn, war einer der Häupter der großen ungarischen Magnatenverschwörung, deren Anfänge gerade in dieser Zeit liegen; er starb vor ihrer Entdeckung im März 1667 (vgl. Kroneß „Handb. d. öst. Gesch.“ III 557. 601–605).

<sup>3)</sup> Georg IV. Lippay de Zombor, Primas von Ungarn, Erzbischof von Ungarn, † 1666 2/1 (Gams „Ser. epis.“; Kroneß III 603, gibt irrthümlich schon 1665 5/1 als Todestag an).

<sup>4)</sup> gemeint ist wohl der Marktflecken Wieselburg an der Donau (Ritter „Geogr. Vericon“).

- (1665 Mai 28) lästlig anzuhören war, empfangen. Des folgenden Tags morgenß ohngefehr umb 5 Uhr führten wir nach der Festung Comorra; ein Moesquettenschuß von der Stadt bejegneten uns in vollem Lauf 14 Schuten mit Rubern, welche mit schönen gelb und schwarzen Fenbelein gezieret und mit Heibüden besetzt waren; sobald sie gegen unsere Schiffe kamen, wendeten sie sich gleich wieder umb und gaben erstlich mit den groben Geschütz, hernacher mit den Moesquetten lästlig Feumr, worauf das Canoniren auß der Festung dergestalt anfang, daß es mehr einen Donnerwetter als Schießen zu vergleichen und von dieser so rarer Veneventirung nicht gnugsam zu schreiben ist. Nachdem wir angelandet und Ihr Excell. außhero Leibschiff außgetreten, seind sie mit tieffer Reuerenz vom Herrn Grafen de Souches<sup>1)</sup>, als Gouvernatores des Orts empfangen und in dessen Caros empfangen worden, aber sogleich wiederübern außgestiegen und zu Fuß mit volliger Ambassada in der Festungß Residenz begleitet worden. Nach beschehener Introduct haben Ihr Excell. diese mächtige Festung (welche es allen anderen ungarischen zuvor thuet) ringsumbher besichtigt und nachgehends mit sampt den Cavalliren der Weß in der Jesuitterkirch beigemohnet; dßemnach seint sie außß stattlichste tractirt worden. Bei wehrender Malzeit hat das Canoniren immer gewehrt und seint bei jeder Gesuntheit allemahl drei Stüd gelbeset worden. Nach geschehener Malzeit, welche biß umb 4 Uhr Nachmittags gewehrt, seint Ihr Excell. sampthero Cavallirs in schönen Caretten sich zu erlustigen gefahren und werden (29) sich diesen Tagß und Nacht von der Reise allhie erfreßigen.

Relation wie die Aufßwegelung beider Herren Gesanten den 30. May anno 1665 unter Comorra in freiem Felde geschehen ist.

- 30 Den 30. May morgenß frühe haben wir den Herrn Abgesanten allhie zu Comorra in die Schloßcapelle begleitet, nach gehörter Weß ist er außß Schloß gangen, Abscheid von der Graffinnen de Souches zu neumen, unterdessen hat sich die Convoi uns zur Aufßwegelung zu begleiten fertig gemacht<sup>2)</sup> und über die Donaum gesehet, 200 Ungaren zu Pferde haben sich in Bataille gestellt, die Heibüden aber seint in ihren Schuten bei uns geblieben. Gleich gegen Comorra über

<sup>1)</sup> Ludwig Rabuit de Souches war 1608 zu La Rochelle als Sohn eines verarmten Hugenottischen Adelsgeschlechtes geboren. Er stand zunächst in schwedischen, sodann in österreichischen Diensten. 1645 zeichnete er sich durch die Verteidigung Brünns gegen den Schwedischen General Torstenson aus. In dem Türkenfeldzug von 1664 errang er verschiedene Erfolge. Er starb 6/8 1683 zu Frunn. Allg. Dtsche Biogr.

<sup>2)</sup> Über die Zurücklassung eines unwürdigen Begleiters bei dieser Gelegenheit berichtet Taferner S. 22 f.

seint Ihr Excell. über die Donau gefahren, die Bolder zu besichtigen. Nachdem solches geschehen, haben sie in den Schiff den Herrn General Souches sampt seinen zweien Söhnen, deren einer Capitain, der ander Jendrich ist, nebenst den Graffen Zegi ungarischen Kammerpräsidenten<sup>1)</sup> und Graffen von Traun, Landmarschallen, wie auch verschiedene andere Officiers köstlich tractirt; nach gehaltenen Malzeit um 2 Uhr ohngefehr seind wir unter Roßbrennung der Stüd eine Meile fortgefahren, biß zu den bestimmbten Ordt der Aufszewegung, welche folgendergestalt vollentzogen worden. Die ungarische und türckische Bolder haben sich einen Moesqueitenschuß weit gegen einander übergesetzt, in der Mitten stunden drei Seulen jegliche ohngefehr 30 Schritt von der anderen; hierauff schickte der türckischer Abgesanter<sup>2)</sup> zwei Courtirs zu Ihr Excell. und ließen deroselben zu ihrer glücklichen Ankunfft gratuliren, welches Ihr Excell. hinwiederumb thun ließen und seint wir darauf mit deroselben zu der ersten an unsern Seiten stehender Seulen vortgangen wie dan gleichfallß der türckischer Gesanter zu der Seulen an seiner Seiten gethan hat. Als wir also ein wenig still gestanden, hat der Türc durch einen Zauschen sagen laßen, an der mittelften Seulen wolten beide Herren Abgesanten zusamen kommen, es solte aber ein jeder nur zehen Versohnen mitbringen und die übrigen zurück laßen, darauff der Türc den ersten und Ihr Excell. den anderen Tritt thete et sic alternatim, biß sie an die Seulen zusamen kamen und sich beneventirten. Mit unsern Abgesanten sein ggangen der Graf Souches und der kaiserlicher Commissarius Herr Zehner<sup>3)</sup>, welche ihn bei der Hand begleiteten; hernacher zwei Cavallirs, die ihme den Roß nachtrugen; nebenst noch vier andern Cavallirs, wie auch den Secretario legationis Doct. Mehgeren<sup>4)</sup> und den Dolmetschern<sup>5)</sup>. An türckischer Seiten ist eben also gehalten worden. Nachdem sich beide Herren Gesanten mit wenig Worten complementirt, seind sie geschieden und ist der Türckischer vom Graf Souches und kaiserl. Commissario, der unser aber von Mustafa Aga Pascha zu Suelweisenburg und Ibrahim Aga Beg Vicecommendant zu Gran empfangen worden. Bei den Complementen hat keiner das Haupt entbloeset. Unter wehrender dieser Action sein zwei türckische Knaben auß der Bataille hervorgeritten,

<sup>1)</sup> Stefan Bichy, geb. 1616, Kammerpräsident und Baron seit 1655; seit 1676 (!) Graf; † 1698. Nagy „Magyroszág Családai 12, 382 (nach gütiger Mittheilung des Herrn Sektionsrat Dr. v. Karolji in Wien).

<sup>2)</sup> Esferner nennt als solchen Mehemet Pascha.

<sup>3)</sup> Esferner nennt den Kommissar Feichtinger.

<sup>4)</sup> Dieser kehrte nicht wieder heim; er starb am 27. Januar 1666 auf dem Rückmarsche kurz vor Nisch (s. u.)

<sup>5)</sup> Esferner nennt bei Gelegenheit des Einzugs in Adrianopel zwei, Pannioti, als kaiserl. und Wachino als Privatdolmetscher des Gesandten.

1665 Mai 31

denen Herren Grafen Petri Seritti<sup>1)</sup> von 13 nebenst des Grafen Rejt Sohn von 12 Jahren besegneten und sich zum Zeichen eines guten Friedens die Hand gaben. Hierauf sind wir alle durcheinandergangen und uns gegruet alle mit bedeckten Haupt. Diefemnach seind wir wieder zu Schiff getreten und uns in der Türken Gewalt begeben, welche uns mit 16 Schuten voller Moeßquettiren begleitet. Selbigen Abend sind wir zu Gran angelanget, aber in die Bestung nicht gelassen worden, sondern auf unseren Schiffen, ihn welchen der Beg Ihr Excell. beneventirt, verblieben, dem den folgenden Tagh, nemlich den 31. May eine vergülbete Schlaguhr, eine vergülbete Suppenshale, ein Paßr teutscher Pistolen, nebenst zweien Schüsseln voller Confect verehret worden. Den Nachmittag umb 3 Uhr seint wir aufgebrochen und nacher der Bestung Ofen gefahren. Wie wir eine halbe Stunde von der Stadt waren, wurde das Canon gelöset. An beiden Seiten der Donau stund die Cavalleri und Infanteri ad 1000 Mann stark in Bataille. Sobald wir angelanbet waren, ließ der Bisir durch seinen Hofmeister Ihr Excell. beneventiren und unter ein Gezelt führen. Vor denselben marschirte die Cavalleri sowohl als Infanteri vorüber, umb ihren Pracht und Magnificenz desto besser zu bezeigen. Es war überaus schön zu sehen, schöne Pferde, schöne Kleider, aber heßliche Leute. Die Infanteri hatte lauter Feumrohr oder Flinten und kein ander Gewehr, die Cavalleri führte große Wurfspeße, an welcher sie von rother und gelber Lafft kleine Fendlein gebunden hatte. Die drei ersten Officiers machten ihn Vorüberreiten ein abscheulicheß Geschrey, welches soviel hieß als: „Wiat der kaiserl. Abgesanter!“ Unter der Infanteri gingen ehliche und tangeten, ehliche fungen und riefen, den Herrn Abgesanten dadurch zu gratuliren. Den 3. Juny<sup>2)</sup> des Morgens umb 9 Uhr seind wir nacher dem Bisir zur Audienz geritten in der Ordnung gleich wie zu Wien, außerhalb daß sich ehliche Ugen zu den Cavalliren gesellenen, nebenst Ihr Excell. bei die 100 Janitscharen gingen und deren Officir einer auß den Geschlecht Mahemets nachst vor den Herrn Abgesanten ritte; von den Pforten bis auß Schloß stand die ganze Bürgerschaft in armis. Vor dem Schloß seint wir abgesetzt und haben Ihr Excell. in ein groseß Zimmer begleitet, welches an einer Seiten mit Teppichen belacht wahr, auf welchen der Bisir den Herrn Abgesanten empfieng, aber ihm keine drei Schritt entjegen

<sup>1)</sup> Graf Peter Briny, ein Enkel des Verteidigers von Szigeth, ebenfalls einer der Führer der Magnatenverschwörung, wurde am 30. April 1671 zu Wiener Neustadt enthauptet (Krones III 602—616); sein hier erwähnter Sohn Balthasar starb 1703 als Staatsgefangener auf dem Grazer Kasteil.

<sup>2)</sup> L. berichtet hier von dem Tode eines Malers aus dem Gefolge des Gesandten, eines Niederländers namens Ludwig, der in der Nacht vom 2. auf den 3. in der Donau ertrank.

ging. An beiden Seiten stunden des Bisirs Officiere sampt den Vornehmsten seines Hofß. Nachdem sich der Bisir mit den Herrn Abgesanten auf zwei niedrige Stühle gesetzt und sich begrüßet hatten, überließerte Ihr Excell. dem Bisir zwei Schreiben vom Kayser und ließ in folgendß die Praesenten geben. Darauf trand der Bisir dem Abgesanten eineß zu auf beständige Freundschaft und ließ einen jeden Cavallier einen Cassetan ohngefehr 12 Rthlr. wehrt, praesentiren, wohmit wir in voriger Ordnung wiederumb nacher unserm Gezelt geritten sein.

Relation, wie Ihr Excell. zu Griechweissenburg <sup>1)</sup> angelangt und empfangen sein.

Nachdem wir nuhnmehr 14 Tage <sup>2)</sup> auf der Donauw zugebracht und das liebe Ungerland, welches wohl recht einen irdischen Parabelß zu vergleichen ist, zum Theil gesehen und der Inwohner Natur und Sitten nach Möglichkeit observirt haben, seint wir den 18. Juny <sup>3)</sup> 1665 Juni 18 morgenß frühe <sup>4)</sup> dieser Stadt angelangt und folgenbergestalt empfangen worden. Als wir nemlich mit unsern Schiffen bei der Stadt vorüber führten, wurden alle Stüde gelbeset und stunden langß der Donauw 600 außerlesene junge Leute, wohl gekleidet und mit schönen Gewehr versehen, welche uns mit ihren gewöhnlichen Geschrei und Salvoeschießen beneventirten. Ein viertel Meile auf der ander Seiten der Stadt seint wir an einen lüftigen Hügel angelandet und ist der Caimec Chan (ist soviel als Statthalter) zu Ihr Excell. ins Schiff kommen und denselben begrüßet. Nach geenbigten Complimenten hat er den Herrn Abgesanten unter ein schönß groseß herlicheß Gezelt geführt, allwoh ihn der Capiti Pascha, Cammerherr des türckischen Kayserß, (welcher uns biß Constantinopel zu begleiten ist abgefertiget worden) empfangen hat.) Nachgehendß hat sich der Herr Abgesanter auf ein Pßffen oder Küssen und der Chan und Pascha nebenst ihm auf die Tapeten nbergesehet. Darauf hat man uns mit Cave tractirt. Nach gethanem Trund seind zwei von des Capiti Pascha Pagen, mit von Draet geflochtenen Panzeren angethan, hereingetretten und hat der einer uns auß Silbergeschirr Rosenwasser auf die Hände gegossen, der ander hatte ein lieblich Rauchwerd und beraucherte einen jeglichen, von uns die Hände und das Angesicht. Nach geenbigten diesen Ceremonien nahmen die Türcken Abscheit und ritten mit ihren stattlichen Pferden wieder nacher der Stadt, welche sehr groß und außwendig schön anzusehen ist; wie sie aber inwendig

<sup>1)</sup> Griechisch-Weissenburg war der damals noch übliche deutsche Name für Belgrad.

<sup>2)</sup> L. 38 ff. berichtet eingehender über diese Zeit.

<sup>3)</sup> L. gibt den 17. Juni an.

<sup>4)</sup> verschrieben statt führ = vor.

<sup>5)</sup> L. nennt zwei Kämmerer Capigi Pascha und Hassan Aga.

beschaffen ist, kan ich noch nicht berichten. Wellen wir aber ehlliche Tage unß alhie aufhalten werden, werde ich sie nach Noturft auch inwendig befehen. Der Groß-Bisir<sup>1)</sup> ist vor acht Tagen mit seiner gangher Hofftaet von hie nacher Adrianopel zu den Sultan aufgebrochen. Es ist nicht genugsam zu beschreiben, wie hofflich und courtois unß die Türken an allen Orten empfangen und wie willig sie sein, unß zu dienen; die Hitze aber ist über die Maßen groß und wellen wir nuhnmehr die Donau werden quittren und unsere Reise (davon wir den Bericht nach nuhr den dritten Theil annoch abgelagt haben) zu Lande auf offnen Wagenß und Karren vortsehen mueßen, alß werden wir wegen solcher Hitze noch viel außzustehen haben.

1665 Juni 21

Den 21. July anno 1665 in freiem Felbt. unterm Gezelt  
sechß Meilen von Philis[ppo]polis.

Von Grichßweissenburg biß hie her ist nichts Schriftwürbiges  
15 vorgelaujen<sup>2)</sup>. Nur alß wir den 15. dieses morgenß um 3 Uhr  
eine Stunde ohngefehr von Sophia, der Hauptstatt in Bulgaria,  
glücklich angelangt, seint unß 100 Türcken zu Pferde entgegenkommen,  
welche sich im vollem Lauf mit Wurffspiesenwerfen exercirten und  
ihre Pferde bergestalt kurz und geschwind wenden konten, daß es zu  
verwunderen wahr. Diesen folgten 400 Man zu Fuß, unter welchen  
viele mit Tiger- und Bährenhäuten bekleidet waren, sahen den Teu-  
felen nicht viel ungleich; jungen, schrien und trieben allerhand Narren-  
poßen. Diese marschirten sampt den Reuteren mit unß nacher der  
Stadt. Ein viertel Stund ohngefehr von denselben sahen wir über  
2000 Weiber, Griechen, Türcken und Judenweiber durcheinander.  
Die Türcken hatten auf ihr Manir das Angesicht mit weißen Tucher  
ganz bedeckt. Man sahe darauf alß auf einen Haufen Rabßköpfe<sup>3)</sup>;  
theilß hatten die Finger und Nägel mit rother Farbe, andere aber  
dieselbe mit Golde bestrichen. Sie kamen gerade an unsere Karren  
und sahen unß recht inß Gesicht. Hingegen konten wir ihre Ange-  
sichte nicht sehen. Wir haben unß in unsere Gezelte (welcheß nechst  
bei der Stadt in einen großen Felbe aufgeschlagen wahr) begeben  
und ist alßbald der catholtischer Bischoff von Nicopolis<sup>4)</sup> ein alter  
16 frommer Man zu den Herrn Abgesanten kommen, denselben bene-  
ventirt und alßbald mit einer Flajchen Wein beschenkt. Den 16.

<sup>1)</sup> über diesen vgl. unten S. 206 Anm. 2.

<sup>2)</sup> vgl. L. 64 ff.; Ausbruch von Belgrad am 26/6.

<sup>3)</sup> L. S. 81 f. erwähnt, allerdings ohne einen so unhöflichen Vergleich (Rabbuskopf = Kohlkopf) zu gebrauchen, ebenfalls den seltsamen Eindruck dieses Schauspiels. Er behauptet auch, daß die ungebührliche Heiterkeit der Abendländer darüber die türkischen Kommissare verletzt hätte.

<sup>4)</sup> ein kleiner Ort in der Nähe von Sofia, nicht die Stadt gl. N. an der unteren Donau in Rumänien (L. 79).



und 17. seind wir still gelegen und den 16. des Morgens 1665 Juni  
frühe mit Ihr Excell. zu Fuß, durch 16 Janitscharen zu Fuß be- 16 u. 17  
gleitet, in die Stadt gangen, dieselbe zu besehen. Sie ligt in einen  
ebenen Felde, gang offen gleich einem Dorf, ist groß und außwendig  
zwar schön, inwendig aber heßlich; hat wenig feine Häuser. Die  
Gassen seint dermaßen enge, daß man mit Wagenß dadurch nicht  
führen kan. Daher alleß auf Camelen und Maultthieren hinein  
gebracht wird. Sie hat 20 Kirchen, deren zwei die vornemsten wir  
besehen haben; wahren alte römische Gebaw, oben gang rund ge-  
welbet und sehr hoch; inwendig wahr nichts zu sehen, als ein Hausen  
Lampen nebenst großen messingß und metalen Leuchterß. Diesemnach  
haben wir das Hospital, welches sie Imaret heißen und darin sie  
alle arme Reisende drei Tage gratis speisen, besehen. Es ist in die  
Vierkante, von schönen grauen Steinen gleich einen Münchencloester  
gebaut, hat in den Umbgängen 48 kleine kugelrunde gewelte  
Zellen; auf einer jeglichen derselben stund ein schönes mit Blei be-  
decktes Türlein; an einer Seiten wahr ein schöne Kirch, unter  
viereck, 35 Schritt breit und lang, auch kugelrund gewelbt. Es hing  
darin von Draet gemachte Crone, so groß, daß sie schier die ganze  
Kirche füllte. Sie wahr von ehlichen hundert Lampen von Messing  
und Glas behangen und ist dieß das schönste Gebaw, welches wir  
biß dato noch in Turckei gesehen haben; fundirt von Sophia Mahemet  
Bascha, welcher Groß-Visir ist gewesen. Sie wird vor eine große  
Handelstatt gehalten, maßen dan auch verschiedene große Kaufhäuser  
drinnen hat, in welchen allerhand Sachen zu finden sein. Man hat  
unß referirt, sie bestche in 8000 Häusern; catholische Seelen hat es  
150, wie auch einen catholischen Bischoff, welcher aber zu Ripromiß  
residirt, namenß Petrus Deobati. In der catholischen Kapelle haben  
wir Meß gehoeret. Judenseen hat es drinnen 12000, welche an-  
stadt der hebräischen Sprach spanisch reden. Die Zahl der Schis-  
maticorum habe ich nicht eigentlich erfragen konnen. Dieselbe haben  
denselben Abend ein Kind begraben. Dabei waren keine Manßper-  
sohnen nur allein der Priester und einer der die auf zwei Bretter  
liegende Leich in die Erde steckte. Von Weibern aber wahr eine  
große Menge dabei. Als der Korper in der Erden lag, nahm der  
Priester ein Glas Weinß und schüttete es creuzweisß darüber und  
wurd darauf mit Erden bedekt. Die Weiber namen Brod und  
Honig, aßen es und zechten hernacher lustig herum. Die Nacht  
von den 16. biß auf den 17. dieseß starb des Herrn von Korneseldß  
Hofmeister, luterscher Religion und wurd des folgenden Abendß be-  
graben.<sup>1)</sup> Den 18. seint wir wieder aufgebrochen; ob wir 18  
zwar wegen der großen Hitze allemahl des Nachts umb ein Uhr

<sup>1)</sup> Vielleicht bezieht sich auf diesen die Erzählung L. 59 f. Herr  
v. Korneseld selbst starb bald darauf (L. 78. 79. 88.)

aufbrachen und nur drei Meilen vortreiben, so gibt es doch beizh viele Kranken unter uns.<sup>1)</sup>

Kürzer Bericht wie die Audienz des kaiserlichen Großbotschafters bei dem Sultan und Groß-Wisir zu Adrianopel abgelaufen ist.

1665 Juli 30

Den 30. July campirten wir im freiem Felde zwei Stunden von der Stadt Adrianopel. Den 31. lagen wir still und rüsteten uns zum Einritt. Die Nacht von 31. July bis den 1. August hat man uns mit den Trompetten zum Ausbruch gerufen. Des Morgens um 3 Uhr schickte der türkische Kaiser 200 Pferde, deren 22 ganz schön und kostlich ausgeputzt waren. Ihr Excell. setzten sich auf einen schönen hohen griechischen Blauschimmel, dessen Geißel ganz mit verguldeten Silber beschlagen und mit einem schönen sammeten Sattel und verburten Decken geziert war. Die Capallirs trugen gleichfalls ganz schöne und trefflich gezeigte Pferde, der Diener aber waren ziemlich schlecht. Auf diesen Pferden sind wir in selbiger Ordnung, gleich wie vor diesem zu Wien, vortritten, außerhalb daß unsere Trabanten und Lacqueien bis an das nächst vor der Stadt campirende Lager zu Pferde saßen; so ritten auch die Capallirs zwei und zwei in der Ordnung, da vor diesem zu Wien ihrer drei und drei ritten. Vor den kaiserlichen Abgesandten ritt der Herr Resident Herr Newingern<sup>2)</sup>, bei sich habend zwei Diener zu Fuß; diesem folgte der Legations-Secretarius und der Dolmetsch<sup>3)</sup>. Bei Ihr Excell. liefen zwei von des türkischen Kaisers Sattelmehete, trugen grüne Röcke und von weißen Füll lange spitze Mützen, gleich den Süderhuten. Der Graf von Strumb führte zwar die Standard, aber nicht stehend, sondern zusammen gebunden.<sup>4)</sup> Unsere Pausen und Trompetten ließen sich im Anfang zwar hören, als wir aber eine Stunde bis an einen Hügel vortritten, bezeugten uns der Späßen Aga und Jausch Bascha, beide General, ein jeglicher mit 50 Man. Diese empfingen Ihr Excell. in Namen des türkischen Kaisers, zu Pferde sitzend. Sie waren beide gekleidet in goldenen Stiefeln Unterröcken und von Silber und Gold mit Zobel gefütterten Cassetans. Ihre Hüben waren weiß, unten schmal

<sup>1)</sup> vgl. Taserner S. 76—79, der hier aber eine vorgehende Schilderung des Gesundheitszustandes auf der ganzen Reise zu geben scheint.

<sup>2)</sup> Aber Keninger (wie der Name richtig lautet) vgl. oben S. 106 Anm. 1.

<sup>3)</sup> f. o. S. 199 Anm. 4 u. 5.

<sup>4)</sup> nach türkischem Brauch darf an einem Orte, wo sich der Sultan aufhält, keine fremde Fahne entfaltet werden; wegen der Anwesenheit des Sultans muß denn auch, wie gleich erwähnt wird, die Gesandtschaft ohne Spiel einrücken. (Taserner.)

und oben breit, trugen Bogen und Pfeile. Sie nahmen den Herrn Abgesanten zwischen sich und hielten solange still, bis die Cavallirs, welche zu vorn hinten geritten hatten, vorausrritten. Dergestalt marchirten wir vor und hörten sich unsere Pauden und Trompetten weiter nicht hoeren lassen; seint daher in der Stille, gleich wie bei einen Thotenwache nacher dem Lager, dem Seraglio und der Stadt zugeritten. Im Lager stünden zu beiden Seiten viele Türken zu Pferde und zu Fuß, ohne Gewehr, uns zu beschauen. Wie stark das Lager gewesen, können wir, weil es in Bataille nicht gestanden, eigentlich nicht wissen. Sie haben sich aber 20000 Man stark ausgegeben. Wie wir durch das Lager ritten, sahen wir ehlische tausent schone Zelten, an welchen die Baschen, Agen und andere Officirs saßen, unseren Einzug zu sehen; alleß Vold wahr so stille, daß man kein Wort reden hörte, maßen dan auch die 100 Janitscharen, welche uns zu beiden Seiten gingen, zu ihnen „Ris, Ris, Ris!“ sagten, welches bedeutete, daß sie still sein sollten. Wie wir das Seragium ober Schloß<sup>1)</sup>, welches am Ende der Stadt ligt, vorberitten, sahen wir an einer Seiten 41 metalene Felschlangen. Hernacher frunden in langer Ordnung bei tausent Copitt, das sein kaiserliche Thierhueterß, hatten in den Händen lange Stöcke und trugen Hauben gleich den Janitscharen. Diefennach marchirten wir an einer Seiten durch die Stadt, sahen aber keine Weißbildler, auch keine Christen oder Juden, wie wohl es deren viele drinnen gibt; dan es ihnen expresse verboten wahr, unseren köstlichen Einzug zu sehen. Nachdem wir also acht ganzer Stunden in der großen Hitze zu Pferde geseffen, kamen wir in unsere elende und erbarmliche Quartire in der Vorstadt. Die obgemelte beide Generalen begelsteten Ihr Excell. bis in Ihr Zimmer, gingen darauf weg und ließen uns ganz allein. Nachmittagß umb 4 Uhren hielten wir Frühestud, Mittagßmahl und Abendessen zugleich; gegen den Abendt hat der Testador, ist footel als Cammerpraesident, ehlisch Praesenten gesandt, als Aepfel, Birren, Pflaumen, Pfirsige und zettige Trauben. Den 2. Augusti hatte der 1665 Aug. 2  
Cala<sup>2)</sup> oder Hoffmeister des Groß-Visirß auch Praesenten geschickt, nemlich zehen große porceleinen Töpfe mit Scherbet<sup>3)</sup>, ehlische Körbe voller Pfirsig, Pflaumen, Aepfel, Birren, Nuße, Trauben, Citronen und Melonen. Den Abend hat man in ieglicheß Hauß, woh Cavallirs logiret, zwei Janitscharen geschickt; selbigeß zu bewahren. Den 16<sup>4)</sup> Augusti haben Ihr Excell. bei dem Groß-Visir folgender= 16

<sup>1)</sup> Taferner erzählt, daß der Sultan von hier aus ungesehen den Einzug beobachtet und seine Bewunderung über die dabei entfaltete Pracht ausgesprochen habe.

<sup>2)</sup> Sonst stets die Form „Chica“.

<sup>3)</sup> Über die Zubereitung dieses Getränktes vgl. T. 130.

<sup>4)</sup> ein offenerbarer Schreibfehler statt 6. Aug., wie sich auch aus Taferner ergibt.

gestalt Audienz gehabt. Des Morgens um 8 Uhr hat uns der Groß-Wisir, wie auch der Pascha unser Commissarius und der kaiserlicher Resident einige Pferde geschickt; weil wir aber daran nicht genug hatten, hat der Herr Abgesanter einige von den seinigen dazu nehmen müssen, damit alle unsere Leute zu Pferde kommen konnten. Um 9 Uhr ist der Zausch Pascha und Vorbasin<sup>1)</sup> mit ehlichen dreißig Zauschen komen, Ihr Excell. zur Audienz zu begleiten. Darauf haben sich dieselbe auf einen vom Groß-Wisir geschickten und herlich gezierhten Blawschimmel gesetzt und seint also mit ihrer ganzer Suite in guther Ordnung nach dem Lager, in welchem der Groß-Wisir unter einem Gezelt nicht weit vom Seraglio logirte, geritten; zwanzig Schritt ohngefähr vom Gezelt stunden drei lange Stangen, oben mit runden Messingknöpfen und umher mit allerhand Farben angestrichenen Pferdegeschwänzen behangen, welches ihre Standarten sein. Dahelbst stand ein Obrister der Janitscharen, hatte einen großen weißen Reigerbusch auf der Hauben, empfing den Herrn Abgesanten, nahm ihn bei den rechten Arm und begleitete ihn durch ein großeß mit schönen Tapeten auf der Erden besetzte in ein ander großeß und mit herlichen kunstreichen türckischen Teppichen behengteß und gleichpals beladeteß Gezelt. In diesem stunden an beiden Seiten alle Paschen, Azen und die vornehmste Officiers der ganzen Armada, stattlich außgeputet. Wir gingen mitten durch bis zu den obristen Ord des Gezeltß, der Herr Abgesanter stund ein wenig still; alßbald wurden zwei nidrige mit rothen Lugh bezogene Stühle beisamen gesetzt, einen für Ihr Excell., den anderen für den Residenten. Kurz hernach kam der Groß-Wisir auß einen anderen Gezelt, ein Man von 33 Jahren, schwarz von Haren, braun, aber doch frisch von Angesicht; sein Hoffmeister und des Reichß Vizecansler führten ihn bei den Armen bis zu den Herrn Abgesanten, welcher ihme eine tieffe Reverenß machte, er hingegen bückte sich nicht, machte ein sauerß Gesicht, setzte sich alßbald oben an auf einen nidrigen Stuel, welchen ihm seiner Bagen einer nachtrug<sup>2)</sup>. Der Herr Abgesanter und Residente setzten sich gleich jegen ihn über. Sobald solches geschehen, fingen alle Umstehende auf ihre Sprach

<sup>1)</sup> Im ersten Teil steht überall „Vorbasin“, im zweiten stets „Zorbasin“; da Laserner „Zorbaschen“ schreibt, dürfte die erstere Form ein Lesefehler des Abschreibers sein.

<sup>2)</sup> Der Großwesir Achmet Pascha Köprili folgte 1661 seinem Vater Mohamed, dem Begründer der Macht der Köprili, im Großwesirat und starb 1676; vgl. Zinkeisen „Gesch. des osmanischen Reiches in Europa“ V 574 ff. über seine Thätigkeit. Von ihm sagt Ranke (S. W. XXXV 76) daß er „überhaupt sich ein gutes Gedächtnis gestiftet hat. Er war freigebig und unbefiehllich, gerecht und wohlgesinnt; durch Festigkeit und Klugheit blieb er Meister des Palastes, der Willigen und des Reiches.“

laut an zu rufen: „Gott gebe dem türckischen Kayser und Groß-Visir Glück und Sieg gegen ihre Feinde!“ Hierauf fieng der Visir an und fragte, wie es den Herrn Abgesanten auf der Reß gangen wehre, ob er auch wohl were bedient gewesen von denjenigen, die er dazu commandirt hatte. Der Herr Abgesanter bedankte sich für die gute Affect und die Sorge, die ehr seinetwegen gehabt hette, eröffnete zugleich die Uhrsach, warumb er von den Rom. Kayser zu der Pforten gesand wehre, nemlich den geschlossenen Frieden zu confirmiren; überreichte dem Groß-Visir zwei Brieffe, einen vom Kayser mit dieser Ueberschrift: „*Illustri ac magnifico viro Achmet Baschae serenissimi imperatoris Turcarum supremo Visirio sincere nobis dilecto.*“ Der ander wahr vom Fürsten Gonzaga<sup>1)</sup> mit eben selbiger Ueberschrift, außerhalb, daß vor das Wort „sincere“, „amico“ gesetzt wahr. Die Brieffe nahm er an, gab sie aber alßhalb unbrochen dem ihm an der Seiten stehenden Reichs-Vicetanzlern. Hernacher kamen drei Pagen, hatten in porceleinen Schalen Cade, gaben dem Visir, den Herrn Abgesanten und Residenten zu trinden, lagten aber erstlich einen seiden Tugh über eineß jeden Schoeß, damit sie sich nicht begoffen. Wie der Cade auß wahr, kamen drei andere Pagen, brachten in gleichmäßigen Schalen Scherbet. Alß derselber auch außgetrunden wahr, kam ein Page mit lieblichen Rauchwerck, beraucherte ihnen die Bärte. Der Groß-Visir sagte: es wehre sehr warm, wolte bewegen den Herrn Abgesanten nicht lenger molestiren und aufhalten; es wurde doch noch Gelegenheit geben, weitleuffiger miteinander zu reden. Befahl daher man sollte eilen und die Cassetan unter uns aufhellen. Darauf hat ein jeder einen Cassetan, 20 Achsthr. ohngefehr wehrt, bekommen. Haben denselben in der großer Hitze über unsere Kleider anlagen muessen, daß einer darunter hette ersticken mögen. Jedoch kühlten sie unsere dürstige Sehnen mit den stattlichsten Scherbet, der einer hette wünschen mögen. Diesem nach ließen Ihr Excell. dem Groß-Visir die kaiserliche Praesenten, auf 10 000 Gulden aestimirt, praesentiren, welche er kaum ansah, thete alß achtete er sie nicht. Darauf wurde den Herrn Abgesanten auch ein Cassetan, den unsrigen gleich, außerhalb daß er ganz mit Zobelien gefuttert wahr, angelagt. Der Resident bekam auch einen wie wir. Den Bascha unseren Commiffario und den Vorbassin gab er jeglichen auch einen, weiln sie uns auf der Reise wohl zur Hand gangen waren. Sie fielen auf die Knie und küßten dem Groß-Visir den untersten Theil deß Kleidß, welches wahr von weißen leinen Tugh ein Unterrock, der Oberrock Tabin<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Joh. Paul Fürst von Gonzaga, Hofkriegsrathspräsident; † 1668. Krones III 566 f.

<sup>2)</sup> Tabin = gewässerter Taft (Heysse „Fremdwörterbuch.“)

mit Hermelinen gefüttert. Zuletzt sagt der Groß-Bisir, Ihr Excell. sollten den 11. Augusti bei dem Sultan Audienz haben. Damit stund er auf, der Abgesanter auch und machte ihm wiederum eine tieffe Reuerenz. Der Bisir wandte sich umb und ging auf ein auf der Erden gelacktes Küssen sitzen. Die Umstehenden fingen wiederum an zu ruffen, wie beim Anfang der Audienz. Der Abgesanter wurde durch den Zausch Bascha bis an die vorgemelte Standart begleitet, allwoh wir uns wieder zu Pferde setzten und in voriger Ordnung wieder nacher unseren Quartieren ritten. Den Vüttag gastirten Ihr Excell. den Caimec Chan, das ist Verwalter des Seraglii, den Zausch Bascha, unseren Commissarium, und den Vorbasin ganz herlich. Das Pferd, darauf Ihr Excell. zur Audienz geritten, hat ihr der Groß-Bisir mit Sattel und Zeug verehret.

1665 Aug. 7

Den 7. Augusti ließ der Abgesanter durch den Grafen von Herberstein ehliche Praesentiren, auf 1000 Rtlr. wehrt, wegen seiner eigener Verfohnen praesentiren. Der Bisir hat sie angenommen und den Grafen mit einem Caffetan, gleich den vorigen, wieder  
 11 nacher Haus geschand. Den 11. Augusti morgenß um 5 Uhr hatt der Sultan Pferde geschand und ist der Zausch Bascha kommen, Ihr Excell. zur Audienz zu hoelen, worauf wir zu Pferde geseßen und nach dem Seraglio geritten<sup>1)</sup> Wie wir davor kamen, ging der Zausch Bascha geschwind hinein, hoelerte einen großmächtigen silbern Stab, umb als ein Marschall Ihr Excell. einzuführen. Im Eingang seind wir auf einen großen vierkantigen Platz gekommen, allwoh zur rechten unter einen langen Galleri 40 Vorbasin mit ihren Aga saßen; geraht gegen den Eingang über stunden 3000 Janitscharen, zur linken stunden allerhand gemeine Türcken, doch mehrentheils Spaß, welche von den vornehmsten unter den Neutern sein. Auß diesen Platz führete man uns durch ein Galleri zu einem schönen Zimmer, in welches aber nebenß dem Herrn Abgesanten unser nur 14 gelassen würden. Sobald wir hinein waren, kam auch der Groß-Bisir, setzte sich auf eine Bank oben an, zur rechten hatte er vier Bisirs, zur linken zwei Cabi, das seind Oberrichter, und der Desdar Bascha, das ist Schatzmeister; wiederum zur rechten etwaß weit von ihm saß der Nanci Bascha, ist der Groß-Kanzler; Ihr Excell. setzten sich gegen den Groß-Bisir über, rehete wenig mit ihm, stund auf und setzten sich zu den Nanci Bascha. Unterdessen wurde das Geld zu Bezahlung des Hoffgesindß in rothen Beuteln hineingetragen; die Beuteln wurden vertheilt in 150 Janitscharen, ein jeder Hauße hatte 10 Beutel und waren in jeden Beutel 500 Rtlr. Hiemit wurden nur 40 Compagnien Janitscharen<sup>2)</sup> und alle geringe Diener

<sup>1)</sup> Der damals regierende Sultan war Muhamet IV., der schon 1648 als Knabe zur Herrschaft gekommen war. Er wurde später (1687) gestürzt und starb 1692 im Kerker (vgl. Zinkeisen a. a. D.)

<sup>2)</sup> von denen Laserner bei dieser Gelegenheit eine Schilderung gibt.

bei Hoff, als Gartner, Köche, Stallknechte, Pfortner und die Eunuchi bezahlt. Wie diese geschehen, hat man in denselben Zimmer 5 Taffeln angerichtet. An der ersten aßen der Groß-Wisir und der Herr Abgesanter, an der anderen viere der Wisirs und Baschen mit den Cavalliren vermischt. Meine Portion habe ich bei den Nanci Bascha gehabt. Essen hatten wir überflüssig, mehr als 30 Speisen; es wurde aber allemal eine Schüssel nur aufgesetzt. Alles wahr dergleichen süß zugerichtet, daß man kaum essen konnte; Trinken aber mangelte den dürstigen Deutschen am meisten; daß man bei ganzer wehrender Malzeit nur zweimal Scherbet praesentirt. Nach geendigter Malzeit wurden wir in eine lange Galleri geführt, in welcher wir uns niederseheten, bis man die Caffetans unter uns auftheilte. Hernacher führte man den Herrn Abgesanten zur Audienz. Erstlich gingen wir durch eine Pforte, als gingen wir in eine Kirche. Dieselbe wurde durch zwölf Verschnittene verwahrt; gleich gegenüber wahr ein Zimmer, als ein Capelle, darin gab der Sultan Audienz. Der Herr Abgesanter ging mit den Residenten und Dolmetsch hinein, plieben ein Zeitland drinnen und stunden gegen den Sultan über. Uns führte man einen nach den anderen zwischen zweien Türken hinein. Sobald man fünf Schritte hineingetreten wahr, mußte man auf ein Knie niederfallen, sich bis auf die Erde bücken und gleich wieder hinaufgehen.<sup>1)</sup> Unterdessen trug man Ihme die Praesenten vor und ritten wir hernacher mit unseren Caffetans ordentlich wieder nach unseren Quartiren. Es sein zwar noch verschiedene andere Ceremonien vorgefallen, welche mir aber so wegen Kurz der Zeit zu beschreiben ohnmöglich ist, quare ad reditum remitto.

Adrianopel den 16. Augusti 1665.

1665 Aug. 16

Weilen der Courir gegen unser aller Vermuthen bis heut dato ist aufgehalten worden, als habe ich über vörige Relation in Eil berichten sollen, wasgestalt der Groß-Wisir uns in des türckischen Kayser's Favoriten Lusthaus (welches wegen der schönen Zimmer und kunstreichen Springen der Fontainen nicht gnugsam kan gerühmet werden) gar kostlich und herrlich tractirt hat. Diesen Morgen seint

<sup>1)</sup> Z. 114 gibt die Namen der einzelnen Mitglieder des Gefolges (es sind die ersten 13 der oben von Red aufgezählten Reihe), die der Ehre theilhaftig wurden, auf diese Weise vor das Antlitz des Großherrs zu treten. Er erwähnt dabei, daß der Sultan dem Kaiser ausdrücklich nur den Titel „Deutscher Kaiser“ nicht den eines „Römischen“ zugesetzt, da er diesen allein für sich als den Nachfolger der alten Herrscher von Byzanz in Anspruch nimmt, die sich gegenüber Karl d. Gr. ja zunächst auf einen ähnlichen Standpunkt gestellt hatten. Auch sonst erzählt Taferner noch einiges von der eigentlichen Audienz und beschreibt vor allem die Geschenke sehr ausführlich.

wir dahin geritten. Umb elff Uhr hat der Groß-Wisir, der Musti, deß Kayserß Prothomebicus und noch ein Doctor nebenst unseren Abgesanten und den Residenten<sup>1)</sup> in ein Zimmer allein gegessen. Ihr Tisch war ein überaus schön und reich Silberstück mit Goldblumen durchwürdt auf die Erde gelacht; umb dasselbige gingen sie sitzen, gleich wie in Teutschland die Schneider sitzen. Unser Tisch wahr Ledder, gleichfalls auf die Erde gelacht und thete in den Zimmer auß einer marmoren Fontainen durch seßen Röhren Wasser springen. Speisen wahren überflüssig, aber gahr zu süß zugerichtet. Der Scherbet hette nicht delcater sein können, wie auch der Cave, welcher sonst bitter ist, aber die Menge deß Sückerß machte ein göttlicheß Nectar drauß. Nach geendigter diser Malzeit, welche nicht über eine halbe Stunde wehrete, ließ der Groß-Wisir seiner Pagen ezliche (deren er allzeit 150 hatt) nebenst einigen anderen seiner Bedienten, insgesamt 300 in Vorplatz deß Lusthauß zu Pferde sitzen. Selbige muessen sich in unser Gegenwahrt mit den Wurffspiesenwerffen exerciren. Sie stellten sich Squadronweise, lieffen erstlich allemahl nur 4 oder 6 hintereinander, der eine flohe, der ander warf. Da haben wir die schönste Lust von der Welt gesehen und, wie die Türcken in selbigen Exercitio so hurtig sein. In den Werffen sein sie gewiß, wie auch in den Pariren; dan sie pariren mit der Hand gahr artig, fangen auch gahr wohl den Wurffspieß in vollem Lauff. Ehliche, wan sie merckten, daß sie wurden getroffen werden, sprangen geschwind von Pferde und verbargen sich hinter dasselbe; sobald der Wurffspieß übergesloßen wahr, saßen sie in einen Augenblick wieder auffm Pferde und in voriger Positur. Hernacher wurd ein lange Corbe durch den Hoff gezogen, damit die Squadronen nicht konten beieinander kommen. Hirauff gingen sie alle auffeinander biß an die Corbe, wurffen sich mit den Spiesen, als wehre es ein rechte Bataille gewesen. Es ist aber dieseß Exercitium gahr unfreundlich, dan ihre Wurffspiese seint armekbich und werffen sich mit solchen Kräfteñ, daß ihnen die Rippen krachen. Viele werden verwundet, theils pleben gahr todt; zwei seint in unser Gegenwahrt mit den Pferden in vollen Lauff gefallen, von den anderen überritten und vor todt hinwedgetragen worden; sie aber achten dasselbig nicht, sagen es sei bei ihnen nichts neuweß. Unter allen haben sich am besten gehalten ein Moer, Araber, ein Pole und ein Croate. Waß die Pferde anbelangt, kan ich nicht genugsam schreiben, wie schön, auch wie köstlich und wie reich dieselbe geizhet wahren; man sahe schir nichts von denselben als die Köpff, den Schweiff und den untersten Theill der Fuesen, so dick wahren sie mit silbernen und gulden auch sammeten mit Gold beslagenen Decken behangen;

<sup>1)</sup> nämlich mit dem bisherigen Residenten Simon Reninger (f. o. S. 196 Anm. 1) und seinem nunmehrigen Nachfolger Casanova.



summa man sahe auff lauter Gold und Silber. Nachdem diesseß bei die drei Stunde gewehret hatte, deckte man uns wieder eine Taffel, darauff wurde allerlei Confect gesetzt. Dabei gingen wir sampt Ihr Excell. sitzen und aßen; dan der Groß-Bisir wahr in seinen Zimmer allein. Wie wir gessen hatten und nach Hauß eilten, ließ der Groß-Bisir sagen: wir hetten den Morgen das Frühstück bei ihm vorlieb genommen, er beehrte, wir mochten auch Malzeit bei ihm halten; haben derowegen warten müssen. Und ob zwar unsere Magenß zimlich angefüllet waren, so hat es doch geheißen: non est aulicus, qui non potest quinquies comedere in die. Umb sechs Uhren hat man wiedrumb in beiden Zimmern köstlich tractirt. Unter des Groß-Bisirß Bagen haben wir verschiedene Italianer, Franckosen, Engelländer und Teutsche angetroffen, welche Renegaten waren; unter anderen auch einen Grafen von Waldeck,<sup>1)</sup> welcher von den Tartaren in Preußen ist gefangen worden. Diese haben weitläuffig mit uns geredet und viele Sachen erzehlet. Die Türcken sagen einhellig, daß, solange Türckei gestanden sei, sei keinen Abgesanten dergleichen Ehre widerfahren. Morgen wird des Sultans Gezelt aufgeschlagen werden, welches ein Anzeig ist, daß er aufbrechen wird; da man er auff einen anderen Ort will, so logirt er solange unterm Gezelt, biß daß alleß zum Aufbruch fertig gemacht wird. Wir werden den 22. oder 23. diesseß nach Constantinopel vortreiben.<sup>2)</sup> Das Seraglio dahselbst ist sehr halb abgebrand, es arbeiten aber täglich bei die hunderttausent Menschen daran, damit es jegen Ankunfft des Sultans wieder fertig sei.

1665 Aug. 22  
23

Bericht welchergestalt der kaiserlicher Abgesanter zu Constantinopel eingezogen ist, wie er bei den Calmec Chan oder Statthalter zur Audienz gewesen und von denselben tractirt worden; gleichfalls auch wie der Sultan zu Constantinopel seinen Einzug gehalten hatt.

Den 6. September haben wir eine Stunde vor Constantinopel in freiem Felde logirt und sein die Türcken uns zu beschawen heuffig auß der Stadt kommen. Den 7. frühe haben uns die 7 Trompetten zum Aufbruch geruffen und sein 60 englische Rauffleute den Herrn Abgesanten zu bewillkommen und dessen Suite zu vermähren, zu uns geritten.<sup>3)</sup> Küstig wahr es anzusehen, wie nährlich sie auffgezogen kamen; theilß waren auff türckisch, theilß auff teutsch,

<sup>1)</sup> Über dessen Persönlichkeit habe ich nichts feststellen können.

<sup>2)</sup> Nach Laferner, der auch einiges über die Reise von hier bis Constantinopel erzählt, erfolgte der Aufbruch erst am 26. August.

<sup>3)</sup> nach L. 146 schickt der englische Gesandte Graf Henneagius von Winkelfsee den Deutschen seinen Hofstaat entgegen. Zinkeisen V, 57 nennt den Gesandten Graf von Winkelfsee; die Familie heißt Henneage v. W.

theiß halb türckisch, theiß halb frantzösisch gekleidet, recht auff sein Pantelons (!). Ohnlangst hernacher nahm der Zausch Bascha mit 60 Zauschen, brachten wegen des Ceimec Chans nöthige Pferde zum Eintritt. Darauf gingen wir sitzen und stellten uns in Ordnung. Die Zauschen ritten mit ihrer Standart voraus; darauff folgten wir in selbiger Ordnung, gleichwie zu Adrianopel gesehen wahr. Zu beiden Seiten gingen die Janitscharen, welche uns allzeit begleitet hatten. Hinter den Herrn Abgesanten ritten die englische Kauffleute. Bei Ihr Excell. zur rechten Hand (dan die linke in Türckei die ober ist) ritte der Zausch Bascha. In dieser Ordnung seint wir mit fliegender Standart, wie auch Pauken- und Trompettenschall vortgeritten. Außerhalb der Stadt wahr es voller Leute; weilen aber plötzlich ein starckes Donnerwetter mit einen Regen einfiel, retirirten sie sich. Wir aber wurden erbarmlich naß und haben unsere köstliche Kleider übel zugerichtet. Es waren wieder alleß Vermuthen keine Türcken in armis. In den Häusern, Benstern und auff den Mauern aber war es voller Männer und Weiber von allerhand Nationen. Vor Ihr Excell. Quartir setzten sich die Zauschen mit ihren überauß schönen Pferden in eine lange Reie und ließen uns mitten durch passiren. Nachdem der Herr Abgesanter abgefessen, hat ihn der Zausch Bascha nebenst unseren ordinarijs commissarijs ins Zimmer begleitet. Nachdem sie miteinander einen Trund Scherbet gethan, haben sie ihren Abschied genommen und Ihr Excell. allein gelassen. Die Cavallirs nebenst anderen von der Suite seint in den umbligenden Griechenhäuser, nach Gelegenheit derselben 2 oder 4 beiamen, einquartirt worden. Mein Quartir habe ich mit den Grajen von Herberstein, den Fürsten von Hollstein und Baron von Jünstkirchen in eineß vornehmen Griech. Hauß bekommen. Wie Ihr Excell. in einen offenen Zimmer den Mittag Taffel hielten, und die Pauken und Trompetten sich lustig hören ließen, sah man die Gassen, Benstern, Mauern und die Türne voller Leute; verwünderten sich zum höchsten, daß wir so große Schüsseln voller Speise auftragen ließen und bei die 3 Stund an der Tafel sitzen könten.

1665 Sept. 13

Den 13. September hat der Ceimec Chan oder Statthalter in einen schönen an den Schwarzen Meer gelegenen Lusthause den Herrn Abgesandten Audienz ertheilet. Des Morgens frühe seint wir mit zweien schönen Galleren durch das Canal des Schwarzen Meerß dahin gehoelet worden. Auf der einen waren Ihr Excell. mit den Conallirs, auf der anderen die Diener. Bei der Abfahren wurden von jeder Gallere vier Stücke geloeßt und ließen sich darauff die Bosanen, Pauken und Scharmeten continuirlich hören; in Vorüberföhren zweier Schlöffer, eineß zur linken und das ander zur rechten Hand gelegen und zu den neuwen Türnen genand, hat man uns mit neun Canon-Schüssen begrüßet. Gegen das Lusthauß kommend, hat man uns mit Rachen, angesehen die Galleren wegen ihrer

Größe nicht anlanden konnten, an Land geholet, allwoh Ihr Excell. mit den Saimecs Chans Hoffmeister sampt vielen Vaschen und Azen, auch anderen vornehmen Türken empfangen und durch einen schönen voller Cypressbaum stehenden Garten in ein größers herlicher, gegen das Meer über liggendes Zimmer geführt worden. Nachdem wir ein wenig in demselben geruhet, kam der Saimec Chan mit zweien Vaschen schlecht gekleidet hereingetretten, setzte sich bei den Herrn Abgesanten nieder, denselben aber die Oberstelle lassend, hatt umb Verzeihung, daß er Ihr Excell. solange allein gelassen; wahr ein gahr hofflicher und lustiger Man, nicht hoffertig oder stolz, wie die Türken gemeinlich sein;<sup>1)</sup> ließ alßbald Cava und Scherbet bringen, ging nach gethanem Trund wieder wech und ließ den Herrn Abgesanten mit denen Commissario ein viertel Stunde allein. Hernacher kam der Zausch Vascha, führte Ihr Excell. in ein nidrigers größers Zimmer zur Tafel, an welchen sie mit den Chan und neun Vaschen aßen, maßen wir dan auch in ein ander Zimmer geführt und wohl tractirt wurden. Der Zausch kam in unser Zimmer, umb zu sehen, ob wir auch wohl bedienet wehren, weigerte sich anfangs zu uns zur Tafel zu sitzen; weilen er aber ein courtoiser und lustiger Man ist und etwas Italianisch reden kan, gaben wir ihm so gute Worte, daß er sich bei uns niedersezte. Darauff befaß er, man solte die Speisen nicht eine nach der ander, wie bei ihnen preuchlich ist, sondern alle zugleich auffsetzen, damit wir nach Belieben davon essen konnten. Nach gehaltener Malzeit ließ der Chan seine Länger, Gäuchler und Musicanten hervorkommen. Erstlich saßen vier seine Knaben, hatten Instrumente alß ein Sieb<sup>2)</sup> in der Hand, darauff schlugen sie und sangen darzwischen; war aber nicht lieblich anzuhoeren. Hinter diesen Knaben saßen drei Männer, einer mit einer Sackpfeifen, der ander mit einer kleinen Pfeisgen und der dritte mit einer kleinen Geigen mit zweien Schnüren oder Seiten, welcher letzter endlich aufstund, tanzte mit einen kleinen Knaben einen artigen Pantelon mit wohlkazonirten Gebährden. Diesen nach tanzteten die vier Knaben, welche vorhin gesungen hatten, in jeglicher Hand ein Holzklein habend, mit welchen sie viel artiger alß mit Castanietten spielten. Oben waren sie gekleidet wie Mansleute unten aber mit Röcken gleich wie bei uns die Weißbilder, hatten auch lange herunter hangende Haer, gleich den teutschen Hochzeitertinnen. Sie tanzteten und spielten mit den Holzklein dermaßen artig und zierlich, daß man sich darüber verwunderen mueste. Nachdem diese ein viertel Stunde getanzt hatten, kam ein kleiner Junge, spielte mit etnen Fesler, welchen er auff einen Finger herumb lauffen ließ, warff ihn in die Luft, fing ihn wieder auff den Finger, daß er frech herumb lieff; solcher

<sup>1)</sup> L. 148 ähnlich.

<sup>2)</sup> wohl eine Art Tamburin?

artiger Poffen thete er viel recht abrotet. Nach diesen sahen vier andere, hatten in der linken Hand ein kleines Schild, welches oben die Hand bedeckte, in der rechten Hand hatten sie einen Stecken; mit denselben schlugen sie nicht allein auff den Schild, sondern auch von hinten und vorn so geschwind und hurtig mit den Stecken an einander, daß es einen schönen Gelaut gab und über den Maßen lustig anzusehen war. Hernacher kam ein alter Zauberer, machte viele Poffen, welche ich nicht erzehlen mag.<sup>1)</sup> Nachdem dieses geschehen, wurden Ihr Excell. wieder in das vorige Zimmer geführt, ihn welchen sie ihre Rusicanten auffmachen ließen. Sobald solches der Chan hörte, kam er mit allen den Seinen zu uns, ließ Confect, Cave und Scherbet herbringen. Wie wir uns also ein Zeitland lustig gemacht hatten, verehrete der Caimec Chan Ihr Excell. einen schwarzbraunen schönen Fhengst; hirauff wurd der Abscheid genommen und führten wir mit den vorigen Galleren unter Losung der Stuck und türdischer Music nacher Constantinopel. Die Türken erzeigen sich gegen uns über die Maßen hofflich und courtoisiren uns mit folgenden Worten: „Dobre Adem, Serini oglu,“ das ist „gahr seiner Herr ein Sohn Serini“; dan wan sie einen tapferen Man loben und beschreiben wollen, haben sie wegen des abgelebten Grafen Serini das Spruchwort angenommen: „Serini oglu,“ „ein Sohn Serini.“<sup>2)</sup>

1665 Ott. 12

Den 12. October hielt der türkischer Kayser folgendergestalt seinen Einzug:

Erstlich ritten ehliche Trouppen allerhand Canaille, darnach wurden auff Wagen mit vier Raderen geführt 38 lange Feldschlangen; denen folgten bei die 2000 Delicasi oder Granitzen, diesen ein Regiment Semini, seint als Dragoner, wiederumb 400 Lanzirer zu Pferde mit Panzeren angethan; auf deren Seiten gingen die Gebedi, seint die Artilleri Bediente, deren theils große Stöcke auff den Axelen trugen. Hirauff folgten zwei Standarden von Pferdebeschweiffen, hinter denselben ritte des Groß-Wisirs Bruder und Hoffmeister sampt seiner großer Hoffstaet, über die 3000 stark, mehrentheils mit Panzeren angethan; hatten bei sich achte Pauken, viel Posaunen und Trompetten. Diesen folgte eine kleine Pauke allein;

<sup>1)</sup> Taferner S. 154 dagegen erzählt von diesen Kunststücken, die sich darnach etwa auf dem gleichen Gebiete wie die der modernen Zauberfünftler bewegten.

<sup>2)</sup> gemeint ist hier Nikolaus Brinji, Banus von Kroatien, ein Enkel des gleichnamigen Verteidigers von Szigeth und Bruder des oben genannten Peter Br. (f. o. S. 200 Anm. 1) geboren 1618, † 1664, der bis zu seinem Tode das Haupt des ungarischen Adels war und ein berühmter Held im Kleinkrieg gegen die Türken (Kroneß III 590—600.)

daraufl zwei Standarden von Pferdeſchweiffen ſampt einer großen Fahnen, dieſen der Gebechi Baſcha, iſt General der Artilleri, zu beiden Seiten bei ſich habend einige Gebechi zu Fuß. Hierauff die Beſekars oder Röde zu Fuß, alle mit lederen Röden, großen Hacken und langen Meſſeren. Dieſen folgten 40 Waſertrager zu Pferde, Saſakſi genant; dieſen wiederum einige Gebechi zu Fuß, theilß mit greunen Röden (?<sup>1)</sup>), theilß mit vergülbeten Harniſch und Sturmhauben. Darauff ehliche Baraklars oder Fendriche der Janitſcharen mit ihren Fendeleinß zu Pferde, gefolget von 6000 außerleſene Janitſcharen zu Fuß. Hierauff ehliche Baſtangi oder Gartnerß zu Fuß; wieder einige Janitſcharen zu Pferde. Dieſen folgte ein großer Hauffe der Diſtren-, Wegen- und Agen-Söhne, alle geharniſcht mit Bogen und Pfeilen und weißen Reigerbüſchen auff den Hauben. Dieſen folgte der Cica Beg oder General-Meutenant der Janitſcharen; bei dem lieffen auf beiden Seiten bei die 50 Janitſcharen mit Tigerhauen bekleidet, dieſen der Janitſcharen Aga mit ſeiner Standart; hierauff viele zu Pferde, alle mit Harniſch angelegt und unter denſelben der Capitain Baſcha oder General der Schiff-Armaba, bei ſich habend 30 Lacqueten in roth Sammet gekleidet. Hierauff folgte der Falconiermeiſter, hatte an ſeinen Sattel eine kleine Pauſe, gleich alhie alle Jäger haben; dann folgten 35 Jäger zu Pferde, die Falcken auff den Händen habend. Darnach über die 1000 Zauſchen zu Pferde; dieſen folgten La race de Mahemet, ſein ſelbige, welche ſagen, daß ſie von ſelbigen Geſchlecht entſproſſen ſein. Sie tragen grüne Mützen oder Turbans und ſagt man alhie, daß, wan einiß von ſelbigen Mützen auffß Feuer geworffen werde und derjenig, der ſie getragen hat, von den rechten Geſchlecht Mahemet ſei, ſo verbrenne ſie nicht, ſei er aber [nicht] von denſelbigen Geſchlecht, ſo verbrenne ſie; ob es aber probirt ſei, weiß ich nicht. Dieſen folgten bei die 40 Cabi oder Richterß, darnach 3 kleine Zwerge, hierauff vier kayſerliche Standarden von Pferdeſchweiffen, zwei Cabi Beſſirs, ſein Oberrichterß. Denen folgte der Deſdadar, iſt Schatzmeiſter, ſampt den Großkanzler, beide auffß herlichſte gekleidet, darnach vier Biſirs. Etwas weit von denſelben der Muſti oder ihr Pabſt und der Groß-Biſir, der Muſti aber hatte die Oberhand. Hernacher kahmen 30 des Sultans Handpferden. Darauff 7 Dromedarij ſampt verſchiedenen Leoparden und großen Hunden; die Leoparden ſowohl alß die Hunde mit ſtattlichen Decken bekleidet. Hierauff folgten zwei Camele, deren ein trug den Alcoran in einen gülden Caſten, der ander ging lebzig, umb einer den anderen abzuwegelen. Dieſen folgte der Sultan in einen ſchlechten Kleid. Der Bund war mit dreien ſchönen Reigerbüſchen gezieret, an der rechten Hand hatte er einen überauß großen Diamant<sup>2)</sup>. Das Pferd

<sup>1)</sup> Koch im Papier.

<sup>2)</sup> dieſen erwähnt auch Taſerner (S. 139) bei ſeiner Beſchreibung der Perſönlichkeit des Sultans.

war über die Wagen herrlich mit allerhand Edelsteinen geziert. Auf beiden Seiten ging ein Garde von 50 Janitscharen, wie auch 100 Lacquen, trugen von geschlagenem Silber übergüllete hohe Mützen; [bei dem]<sup>1)</sup> Pferde lieffen 6 Stallknechte neben [zwei] Stallmeister, welche des Sultans Rod hielten. Nach dem Sultan ritt der Favorite, darnach neun vornehmen Pagen; dem folgten die Musica auff Camelen; darnach 100 Cammerpagen, alle ansehnliche Leute von 25 oder 30 Jahren; noch 200 Pagen, welche die Kleider verwahren; wiederum 5 Reuter mit Falcken. Darauff kam der Reichswage, mit rothen Tugh überzogen und 6 schönen Blinden bespannet, eine Senffte von 4 herrlichen Maulthierern getragen, dan sie so groß wahr, daß zwei Personen darin schlafen konnten. Darnach folgten noch zwei kleine Senfften mit 2 Maulthierern und 6 Wagen mit vier Pferden; hierauff 6000 Spahi zu Pferde mit Lanzen, an welchen sie kleine Fendlein gebunden hatten, hernacher der Spahen Aga mit seinen Wagen, dan bei den Thüren die Generals alleit hinter den Truppen marschiren, 300 Camele mit dem Schatz nebst der Schatzwacht, 300 Man stark, 2 Standarden von Pferdebeschnitten; darauff des Desdabars oder Schatzmeister Hoffmeister mit der ganzen kaiserlichen Hoffstaet, über 2000 Man stark, warunter alle Officiers von Haupt bis zum Fuesen Panzer anhatten und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren; alleß über die Wagen schön und wehrete dieser Einzug von 7 des Morgens bis Mittag umb 11 Uhr.

Anderer Theil der Constantinopoltanischen Reise de anno 1665.

1665 Dez. 1

Den ersten December<sup>2)</sup> morgenß um 9 Uhr ist der frantzösische Botschafter<sup>3)</sup> in den Haven geloffen, hat von seinem Schiff, so gar schön wahr und 48 methalen Stucke hatte, bei die 15 geloset; die Thüren haben ihme ehliche wider geloset. Wie er nun zwischen Galata und Scutari Anker geworffen und begert, man solte ihme mit vielen Schauschen und Janitscharen von dem Schiff bis in sein Quartier begleiten, so ist ihme geantwortet worden, wan er mit den Schauschen, die sie ihme geben hetten, nicht wolte zufrieden sein, so konte er wider gehen, wie er komen wehre. Hat also mit stiller

<sup>1)</sup> hier eine Ecke abgerissen.

<sup>2)</sup> Über die Zeit bis zum 1. Dezember, u. a. über die zweite und letzte Audienz beim Sultan am 10. November, berichtet Taserner S. 191 ff.

<sup>3)</sup> Taserner S. 280 nennt ihn *Devant la Haye* und erzählt, daß ihm wenige Jahre vorher, als er mit seinem Vater, dem damaligen frantzösischen Gesandten, in Konstantinopel war, „der Großvezir eine Maultschelle mit unverzagtem und tapferem Gemüte gegeben“ habe. Vgl. auch Zinkeisen Bd. V S. 3. 8 ff.; darnach lautet der Name richtig *Vantelay de la Haye*.

Tromel, mit 2 Schauschen und 4 Janitscharen musßen in sein Quartier gehen. Selben Tag tractirte der alte Residente den Abgesanten und uns gar delicat mit Speisen und Wein, wobei unsere Musik sich auch lustig hören ließ. Nach der Tafel um 4 Uhr begleiteten wir den Abgesanten nach Haus und reterirte sich ein jechlicher in sein Quartier.

Den 3. December that unser Abgesanter incognito um das 1665 Dez. 3  
französische Schiff gang herum, selbiges zu beschauen; wie wir aber erst um die 2 Kaufleute Schiff shorten und erkant worden, ließ der Capitain der darauf comandirte, dan es wahr ein Lubecker von Geburet, 6 Stude loesen. Wie wir nun allernegst an das französische Schiff kamen und gang under den Studen herum shoreten, wurden wir auch erkant. Der Capitain, so darauf wahr, Monsieur d' Apellmon riß uns zu, begerte dinstlich der Abgesanter sol heraufkommen, das Schiff besehen. Unterdessen ließ er alle Soldaten auf dem Schiffe in Order stellen, die Tromel schlagen. Wir aber schicketen den Marquis de Chateau-Vieux zu ihm und ließen uns entschuldigen. Wie wir fortgingen, ließen sich auch 2 Trompetter lustig hören; loeseten aber keine Stude. Selben Mittag kam auch der Capitain, so von Lubeck, zu uns; begrüßte den Abgesanten. Der Abgesante befielte ihm zum Eßen; wir fragten ihm nach Zeitung, so brachte er Zeitung, daß die Victorie der Engelsen so groß nicht wehre, als hie spargiret wurde, welchs unsern Herrn Engelsen sehr verdroeß. Kamen auch sogar mit Worten an ein, daß sie sich bräff ligen heißen, wurden aber gestillet. Ich nehrte mich auch zu dem Kaufmann unbekant, wolte auch was neues wissen, fragent ob die Franzosen den Holländern hetten Volter gesandt, so gab er Antwort, daß deme also auß Ursachen, weil der Bischof von Münster den Holländer ehliche Dorpfer hette außgeplündert, so solten die Franzosen gegen den Bischof agiren; nach diejer Orgel luste mich nicht zu danken. Wie ich weiter doch fragete: „Was hatt der Bischof von Münster mit den Holländer zu thuen?“ „Ja“, sagte der Capitain „der Bischof wil allenthalben mit bei sein; aber er wirt zu kurz komen, dan der Herzog von Lünenborg agiret auch gegen ihm und hat ihn mit 12 tausen Man auf der ander Seiten angegriffen.“ Mich luste fürwahr nicht mehr zu fragen, sonder dagte: „Adieu du liebe Stift Münster!“ und schmekete mir den Mittag noch Eßen noch Trinken. Denket daß der Teufel diejenige hette, die uns in daß Spiel mit geschuret. Gleichwohl muste ich den Abgesanten noch ein groß Glas Bescheiden thuen auf einen guten Krieg, ich sagte auch ihr Exelenz: man ich wiste, daß der Krieg vor uns solte gut sein, diejer trunkte ich gern 4. Danoch wir wollen daß gemeine Sprichwort sagen: spes alit agricolas<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Es ist hier von dem Krieg zwischen Holland und England die Rede, der 1665 ausbrach und an dem sich Bischof Christoph Bernhard

665 Dez. 5

Den 5 Decembris wurden uns andere Janitscharen geben und die Compagnia, so uns von Grigischweissenborg hithier begleitet hatte, worde aufgewerelt. Die Janitscharen und wir waren beiderseits traurig, wir weil es dinstore und wackere hosliche Leute waren und sie, weil sie manigen Akper<sup>1)</sup> von uns bekamen. Mit dieser Aufwerelung trostete man uns, wir wurden bald darauf wal gehen, weil aber unser Abgesanter den Dolmetsch hatte zum Groß-Visir gesant und begeret, ob er bald mochte seine Abscheit-Audieng nehmen, hat er ihme hoslich wider antworten lassen, es wehre ih kein Wetter gute Freunde zum Abscheit zu laden, sondern wohl zum Gastmahl und bleiben, dan es eben den Tag erbarmlich regnete und gar kalt wahr, daß man auf den Tag mit Ruhe wegen der Fligen hat eben konen, welches sonst bis hieher nie hat geschehen konen, welches doch remarquable, daß bis den 4. December die Fligen allhie sein so heufig gewesen, daß nicht mit Ruhe hat esen oder schlafen konen. Auch wehre selben Tag den Capitain, so auf dieses franksische Botshaftersschiff commendirte, Monsieur d'Apellmon der Kopf herunder gehawet worden; dan als der Sultan wahr spaziren gewesen und ihn Heimsharen das Schiff vorbeistassirte, hat ihme der Sultan lassen sagen, er sol schißen, worauf der Capitain 8 Stucke geloset, und weil er halb berauschet gewesen, setet sich in eine Seile<sup>2)</sup> ober klein Schifflein, steket hinten darauf sein Standart und vorneln einen Trompeter blasent, folget den Sultan bis an das Stroglio, steigt auß, wil mit Gewalt durch die Postongi bringen und den Sultan Reverenz machen. Die Postongi sagen es dem Sultan: es sei einer da, der wol mit Gewalt zu ihm. Der Sultan befiht alsbalt, man sol ihne den Kopf herunter hauen. Der Postangi Baffa aber, weil er gesehen, daß der Mensch vol wahr, empfindet diese Entschuldigung und sagt: „Sultan ich glaube er wil ein Muselman“ — das ist er wil beschnitten und Türt — „werden; dan er zeigt mit den Huet und auf die Kleider, ich kan ihn sonst nicht verstehen“, worauf der Sultan geantwortet, man sol ihm zum Groß-Visir shuren und examintren lassen. Wie man ihme zum Groß-Visir gebracht und durch ein Dolmetsch fragen lassen, was er begerte, hat er geantwortet, er habe den Sultan wollen Reverenz machen und von ihme einen Raffetan begeren, dan den Capitain vom Schiff, wan er schoße, geburte ein Raffetan; so hat ihm der Visir geantwortet, wan es Zeit wehre, daß er ein Raffetan haben solte, so würde er ihm wohl bekommen und er sol wissen, daß derjenige, wehr

von Münster durch einen Einfall in Holland beteiligte, ohne aber den erhofften Erfolg zu haben, da er durch das Eingreifen seiner Nachbarn, vor allem des großen Kurfürsten, bald zum Frieden genötigt wurde.

<sup>1)</sup> eine kleine Münze.

<sup>2)</sup> Taserner schreibt gelegentlich „Schaidt“ oder „Tschaidt“.



ungeladen zum Sultan keme, der hette den Kopf verschuldet, wahren auf er geantwortet: er wist das nicht, er hette vermeinet, es wehre wie in Frankreich, da konte er alle Tage mit seinem König reden, wan er wolte. Der Bisier hat ihm nach den französischen Botschafter gesandt und selben sagen laßen, er sol den Capitain seiner Vermessenheit, strafen.<sup>1)</sup> Also ist dieses schon die erste französische *légation*, die sie in den 4 Tagen, die sie hic sein, begangen haben; zweivels nicht, es werden noch viele von ihnen einbueßen (?), dan sie ohne Janitscharen bedlich herumlaufen und die Weiber herumzißen auf den Gassen und ihnen die Häubter entdecken und beschawen willen. Aber es heißet nicht hic „vive la liberte de France,“ sonder es heißet wie Drost Twidel jaget: *De aulica vita:*

*Ferre moram, moderari iram, contemnere risum,  
Dura pati, cunctos vita mahmeta docet.*

Den 6. December schickte der Groß-Bisier einen Aga und ließ 1665 Dez. 6 sagen, wir solten den anderen Tag komen, von ihm die Abscheit-Aubienß zu nehmen, welchs uns alle sehr erfreute.

Wie die Abscheit-Aubienß bei dem Groß-Bisier gehalten.

Den 7. dan sendete der Groß-Bisier den Schausch-Bassa mit 7 ehliche Schauschen und 20 Pferde ließ uns zur Aubienß hoelen. Wir ritten hin wie in allen vorigen Aubienßen geschehen wahr. Wie wir nun in des Bisiers sein Pallast, so gar groß und negst am Siroglio ligt, hineinkamen, ritten wir erst durch einen kleinen Platz, so voller Turken stund, ritten weiter in den anderen Platz bis zu der Stigen des Hauses, alwo wir abgeseßen und von des Bisiers Hoffmeister durch ehliche Zimmer in ein kleines geihuret, so ganz mit Leppich belegt wahr; es wahr aber kein Turt darin. Unser Abgesanter und die 2 Residenten, der alte und newe setzten sich nider. Ihnen word alßbalt ein Drunt Tee gebracht, angemacht mit lauter Ambora und Muskeß, darnach ein Drunt Scherbet. Wie sie das gebrunken, kam der Kanzeler herein, setzten sich bei den Abgesanten nider, begerte er mochte ein weinig gebulden, es wehre under ihren Gebett, der Bisier würde balt außgebetet haben; redete hernacher weiter mit den Abgesanten von der Reise, von den Venderen und dergleichen. Balt darauf kam der Schausch-Bassa, furte uns in ein anders noch kleines Zimer; wie wir hineinkamen, stunden 3 Stuele, worauf sich der Abgesanter mit den 2 Residenten setzete, wir stunden darum her. Balt darauf kam der Groß-Bisier, gar schlegt gekleidet, mit einen kleinen Turbant, hinein, geihuret durch den Kanzeler und seinen Hofmeister. Er setzete sich alß ein Schneider gar niderich auf ein Kueßen, fing an zu reden, sagent: es thete ihm leit, daß er den Ambassadeur mueste reisen laßen in der Kalte

<sup>1)</sup> Etwas kürzer erzählt auch L. 283 diesen Vorfall.

und mitten in dem Winter; doch eine Person, die es so wohl meinete mit seinen Vaterland und den Frieden suchte, ließe sich nichts beschwerlich vorkomen; aber dennoch so dote es ihm leit, daß er einen so guten Freund mueste scharn lassen zu solcher Zeit. Aber weil er es selber zum osteren begert hette, wolle er ihm wilsharen, sonstn solle er sich versichern, daß er ihm geringsten kein Verdruß hette mit solchen Ambassadeuren, als er wehr, viele scharn umzugehn. Hierauf antwortete nun der Unserige und bedankete sich wie breuchlich. Underbeß wordt den Abgesanten und den 2 Residenten noch Cave und Scherbet geben, sonst keinen. Der Bisier trant auch nicht mit. Danahr wordt den Abgesanten ein Kaffetan mit Zobel gefuttert angelagt, under uns andere wordn 40 schlegte außgebeilet und sein damit davon geritten, wie wir komen wahren, und ist die Abscheid-Audienz nicht den dritten Teil so pomposß hergangen als die wilkomende.

#### Audienz bei dem Deffdarbar.

1665 Dez. 10

Den 10. haben wir Audienz gehabt bei dem Deffdarbar, Kammer-Präsidenten oder Schahmeister, einen feinen freundlichen Man, sicherlich von allen Bistren der holtsehligste. Wir ritten den Mittag um 12 Uhr mit unserem Comissarius auf unseren eigenen Pferden zu der Audienz, machten aber unseren Aufsuch nicht so pompös als bei dem Groß-Bisier, bezwegen der Abgesanter keine Handpferde, auch keine Trabanten, sonder ehliche Latzen und Bagen mitnahm. Wie wir in des Deffdarbar sein Haus, so schön und groß, kamen und von den Pferden abgeseßen, wurden wir durch den Chica oder Hofmeister in ein feines Zimmer mit schönen Teppigen und Rosen gezieret, geshurt. Unser Abgesanter seßete sich mit beiden Residenten, alten und neuen, nider auf sameten Seßel, wir stunden herum her. Bald darauf kam der Deffdarbar hincn, mit einem schlegten Turbant, einen grünen Rod mit Zobel gefuttert um Leib, seßete sich bei dem Abgesanten nider und grueßete ihm freundlich mit „hos geldin“ und „sofo geldin,“ das ist: „Seit angenehm und wilkomen!“ Darauf sagte unser Abgesanter, er hette gerne ehe seine Schuldigkeit abgelegt und ihm besuchet, aber es hette die Zeit solchs nicht erleiden wollen biß darzu. Darauf hat er nun wider geantwörtet und haben nichtn miteinander geredet als lauter Complimente, welchs über eine gute halbe Stunde wehrete. Underbeßen wardt allen erst Cave, darnach Tee und darnach Scherbet zu drinken gegeben, auch goßen sie Rosenwasser auf die Hände und machten einen lieblichen Rauch. Darnach recommendirte der Abgesante den neuen Residenten den Deffdarbar und der alte danket mit wenig Worten für alle empfangenen Freundschaft; zu seßete sagte der Deffdarbar, es sol den Abgesanten freistehen, einen Dag zu benennen, wann er wech wolle, er hette alle Karren und alle Rotorst zur Reise fertig;

es bete ihm leid, daß wir in so schlechten Wetter und mitten im Winter reisen sollten; aber er hette die Dachsreisen so kurz gemacht, damit wir keine Incomobilität verneht haben sollten und der Comissario Ziop Aga, ein alter Man und des Wegeß und der Orter kundig, würde uns mit allen Notoristen versehen. Darauf dankete der Abgesanter wider für die gute Vorsorg und für alle gehabte Muße und ritten wir in voriger Ordnung wider nach Hauß, alle voller Freuden, daß die Audienzen alle geendiget und wir zur Abreise erlaubet wehren.

Den 12. schickte der Chica vom Groß-Bisier den Abgesanten 1665 Dez einen schönen Schimmel und verehrete ihn denselben. Die Chica bei den Bisieren sehn große Heren und werden auch zu Bassen und Bisieren gemacht, wie der igher Bisier zu Buda ist Chica gewesen bei dieses Groß-Bisierß Vatter. Der englische Botschaffter und der unserige haben nicht öffentlich wider Audienz genommen oder Abscheit von einander, sonder der unser ist incognito mit 2 Cavaliers zu den englischen zum Ehen gesharen und Abscheit genommen; auf solche Manier ist auch der ander wider zu uns kommen. Biß dato haben uns die Turken nur 30 Gefangene auß den Baigno loß gegeben, seint Deutsche und Ungarn durcheinander. Wir sollicitirten noch dechlich um 4 auß den 7 Turren loß zu haben, aber sie willen noch nicht daran, sagent: es sei schwarz in den Fridens-tractaten, man sol die Gefangen jegen einander außlösen, aber keine gewisse Personne benennen. Danoch hoffen wir, es sol etwas darauß werden.

Den 15. schickte unser newer Comissarius Ziop Aga den 15 Abgesanten ein Hemet und ein Par Schlaffhosen und Schnubtuch zum Präsent, woraß zu sehen, waß nerische Präsenten die Türcken thuen. Selben Tag hat auch der frantzösische Botschaffter seine Audienz bei dem Groß-Bisier gehabt, ist aber gar schlecht hergangen. Der Abgesanter ist mit seiner Sulta so von in 50 Personnen bestanden, von Gallata, weil er also logiret, zu Schiff gangen biß an die Statt Constantinopel, alwo ihne der Bisier Pferde hat geschickt und einen Schausch-Aga mit wenig Schauschen, alwo er dan zu Pferde geseßen mit seinen Cavaliren und Bagen, die Laskien sein vorhergangen, seint also nach des Bisiers Palast geritten, alwo man under ihnen nur 12 Raffetanß außgetheilet und Cave zu drinken geben. Die Turken schawen aber die Frantzosen mit Verwunderunge an, dan sie sein gar magnifk, mit frantzösischen Kleibern, schönen Federbuschen aufgezoogen und wahren lauter feine junge Lente.

Den 16. kamen 5 von den fornehmsten Cavaliers von des 16 frantzösischen Abgesanten seinen, besuchten unseren Abgesanten vor sich selbesten und nicht vor ihren Hern, dan der Abgesanter hatte uns gleich den anderen Tag nach seiner Ankunft begrüessen laßen und wir ihne wider durch die Secretarien. Von diesen fünf Cavalieren wahr der Monsieur de Guidri premier cavalier de la

garde de robbe de sa maiesté, wahr so herrlich und reich ge-  
kleidet von silbernen und goldenen Spitzen, daß man sehr von den  
Kleide nichts sehen konnte; weiß gewiß, daß das Kleid unter 1000  
Mz. nicht gemacht wahr. Unser Abgesandter begerte, sie möchten  
doch alle bei ihm zur Tafel bleiben, aber sie fürchteten für das  
Trinken und entschuldigeten sich. Dennoch haben wir einen von  
ihnen durch gute Worte bei uns behalten, welcher gar civil und von  
allen Sachen gar weißlich discutierte und allen gute Satisfaction  
gab. Selben Tag schickte man uns auch 40 Pferde von des Kaisers  
Artilleriepferde, so des Abgesandten Carossen und Rußwagen bis  
Adrianopel führen sollten und machten uns dadurch Hoffnung wir  
sollten den 19. von hier aufbrechen. Selben Tag ging auch von  
unser Sulta von hier der Herr Baron Windorff oder Fürst von  
Holstein, ging zu Schiffe auf Schmirna, von da wollte er weiter auf  
Altpo, Jerusalem und Grand Caïro, um die heilige Lender zu be-  
schauen, und feint also 4 Cavaliers von unser Ambassade mitgegangen.  
Der Marquis Pecori, nachdem er alhier eine hitzige (NB) Krankheit auf-  
gestanden, ging zu Schiffe auf Venedig. Der Marquis Durazo  
ging mit einem Courier wider auf Wien und der Marquis de Chasteau-  
bleux ging mit des französischen Botschafters Schiff wider nach  
Frankreich in sein Vaterland. Die Nacht vom 15. auf den 16.  
entstand in der Stadt ein Brand von ehlischen, die Tobak getrunken,  
wardt aber alßbalt gedempft, und sein nur 3 Häuser gebrand, dan  
die Janitscharen alßbalt ehliche von den benachbarten Häuser nieder-  
gerissen, daß der Brand nicht weiter einreißen konnte.

1665 Dez. 17

Den 17. ward unser Botschafter sehr erzürnet, wie billig, dan  
die Turken uns keinen Gefangen auß den 7 Türken geben wolten,  
wie sie versprochen hatten, und wolten uns nur 144 Karren geben,  
da sie uns zuvor 224 versprochen hatten, wie auch nur 42 ledige  
Pferde, da sie versprochen hatten 62; alß ließ inen der Abgesandter  
sagen, so wolte er alhie solange liegen bleiben und auf ihre Kosten  
weiter fortziehen, bis sie ihm alle Wagen schaffeten. Ueberdeß  
wardt unse Reise, so den 19. sein sollte, wider aufgeschoben und  
mußten wir andere unser Geld weiter wider unsern Willen verzehren  
und wahr keiner, der [nicht] in Plaz des Vatterunsers viel Teufel,  
Blitz und Donner auf die Turken aufwarf. Selben Tag kam um  
12 Uhr der Courier Gabriel, erzehrete uns sehr; aber wie sehr ich  
verhoffet hatte ein einziges Schreiben von den Meinigen zu haben,  
so sehr wordt ich betrogen, dan keines gar vorhanden, welches mich  
dan sehr bebrübte, daß ich nicht einmahl Zeitung von Haus erhalten  
konnte und das noch vielmehr, weil ich von anderen vernahmen mußte,  
daß man ihn Stifte Münster so wörbe und so stark gegen die Hol-  
länder agierte, daß ich keine einzige Zeitung davon haben mochte.

18 u. 19

Den 18. und 19. wurden Karren deren 10 mit Büffel, die  
andern mit Pferden gefand, daß man die Bagage aufladen sollte und  
sich zur Reise rüsten sollte.

Den 21. dan auf St. Thomae Tag haben wir um 10 geßen 1665 Dez. 21  
und uns zu Pferde geseßen und davongeritten; sein aber nicht in  
Pompa, als wie bei dem Einzuch geschehen, außgeritten. Erst  
ritte unser Commissarius der Hsop Aga mit 20 Schauschen, darnach  
unser Stalmeister mit 7 Handpferden, darnach der Vorbasin mit  
seinen Fenderich und die Janitscharen zu beiden Seiten; darauf  
folgte unser Standaret, welchs ein gefangener Cornet, so erlojet  
wordt, hat gefhuret. Darauf folgte der Abgesanter allein; hinter  
ihm ritt der newe Residente Cassa Nova und der Dolmetzsch Pan-  
cotta, so uns auf ehliche Tage hinaus begleiteten; hinter diesen  
ritten die Cavaliers ohne Ordnung; darnach die 4 Pagen und ehliche  
Diener von den Cavalieren. Darauf Ihre Exclenz Gutschen und  
der Cavalierwagen und seint also denselben Tag in Regen biß Ponte  
Picolo<sup>1)</sup> gereiset, aber mit großer Confusion und Unordnung. Ihr  
Exclenz seint in einen schonen Hospital logiret gewesen. Die Ca-  
valler aber seint theilß in den Hanen<sup>2)</sup> theilß auf öffentlicher Gaßen  
logiret und in ihren Karren ihr Nachtlager gehalten. Ich habe  
sambt dem Graf von Hermstein<sup>3)</sup> und Baron Fünfskirchen mein  
Quartier auf öffentlicher Gaßen gehabt, dan unsre Karren gar spaet  
ankamen und alle Quartier schon eingenommen waren. Und weil  
es disen Tag so große Confusion gegeben, auch viele Wagen sehr-  
brochen und viele umgeworfen worden, so hat der Abgesanter re-  
solviret, den 22. alhie still zu ligen, um besser Ordnung anzustellen, 22  
damit alleß sein in Ordnung fortginge und die Cavaliers alle in  
den Hanen logiren sollten; und sein wir also den 22. alhie stille  
gelegen und zum Reisen gute Anstalt gemacht und waren alle  
sehr fro, daß wir Constantinopel einmahl verlaßen hatten, dan wir  
es alle von Herzen frow waren, daß wir, nachdeme wir 3 Mohnt  
und 13 Tage alda stille gelegen und schon 25 Personen begraben  
hatten, einmahl wir zur Reise kamen und wider zu der Kristenheit  
eilten; und obschwar wir in der größten Kalte reiseten und die  
größte Ungelegenheit außstunden, so wahr uns doch alleß dieses  
lieber und hetten noch 10 mahl mehr Ungelegenheit außgestanden,  
als lenger in Constantinopel zu pleiben.

Den 23. sein wir wider gar frue, weil es Mohnenlicht wahr, 23  
loechgebrochen und biß Ponte Grande<sup>4)</sup> gangen, alwo wir alle zer-

<sup>1)</sup> T. 291: Bituli f. u. Annu. 4.

<sup>2)</sup> Über die Hane (= öffentliche Herbergen) vgl. T. 68. 90—93 u.  
Büsching „Erdbeschr.“ II 610 f.

<sup>3)</sup> = Herberstein.

<sup>4)</sup> nach der Beschreibung bei T. 143/144 von der „kleinen“ und  
„großen Brücke“ handelt es sich bei P. piccolo und grande offenbar um  
die beiden Orte Klein- und Groß-Tschelmebje (Büyük und Küçük)  
am Marmarameer (Riepert „Handatlas“ 1871).

1665 Dez. 24

theilet logiret gewesen. Weil man aber den Abent nie hat zu Eßen geben und wir doch alle Appetit hatten, so hat mich der Baron Koronini zum Nachtmahl auf ein bratneß Hun und ein Drunk geladen und weil er bei einen Aga, den Bornembsten der Statt logiret wahr, so hat sich der Aga mit uns lustig gemacht und das desto mehr, weil bei der Schlacht zu St. Gotthardt gewesen wahr, wovon er wohl discurierte und sonderlich den Marggrafen von Baden Marschall der Reichsarmee<sup>1)</sup> gelobet, sagent daß er mit ihne wehr in Action gewesen, aber hette doch flien muessen und hat er uns alle Ehr erzeiget. Wie ich auch den anderen Tag erfahren, daß er ein wäter Man wahr; dan als wir den andern Tag nemlich den 24. von Ponte Grande weggingen und ich mich in meinen Wagen setzte, in Meinung meine Pferde an der Hand laessen ruen, so seint meinem Diener beide meine Pferde loesß worden, einseß hat er wider erdapset, das ander aber gangß biß Ponte Picolo wider zurrück geloffen, so hat unser Aga oder Commissarius Hop Aga meinem Diener 2 Janitscharen und einen Schausch mitgeben, das Pfert zu suchen. Wie sie wider zu Ponte Grande komen bei gemelten Aga, so uns alda alle Ehre erzeiget, und gehoret, daß mir ein Pfert entloffen, hat er alßbalt 5 Diner außgesandt auf alle Posten, um nachzufragen und hat meinem Diener auch selbst ein Pfert von den seinigen geben, damit sich das meinige außruhe und er mit einen frischen nachfahren konte, wie den geschehen; aber als er halt bei Ponte Picolo wahr, bejegnet ihne einer von gemelten Aga seinen Diener und bringt ihne mein Pfert zurrück, welchs er zu Ponte Picolo erdappet hatte, und wie mein Diener des Aga seinen Leuten hat wollen ein Dringeld geben, hat es der Aga durchauß nicht leiden wollen, sonder gefaget, er sol mich grueßen und sagen, wo er mich dienen konte, ich hette zu beschelen; wodurch ich gesehen, daß man auch erliche Leute under ihnen findet und daß man mit guten Worten und Cortoisie auch solche Leute gewinnen kan. Und wan er es nicht gethahen hette, ich hette meinem Pferde mogen ein groeß Kreuz nachschreiben. Den Janitscharen aber und Schausch habe spendiren muessen, nachdem ich meine Pferde gangß matt und mußß widergesehen habe und sein wir also zu Sillvrea<sup>2)</sup> in den Hanen in-quartieret worden auf Wienachtabent und sein aldar groeße Klagen und Lamentationes vorgeloffen von denen, so mit den Buffelossen sein vorangangen, daß sie in 3 Tagen hetten nichts zu eßen oder zu trincken gehabt, dan der Kuchelmeister gar ein Schelm wahr und keine Anstalt machte. Wir meinten wohl den heiligen Weinachtstag stille zu ligen, aber die Turken haben wollen, wir solten fort. Deß-

<sup>1)</sup> Markgraf Leopold Wilhelm von Baden, geb. 16/9 1626, † 1/3 1671. vgl. Allg. Deutschl. Biogr. 18, 369 f.

<sup>2)</sup> = Siliwri.

wegen die Ofsenwagen wider um 4 Uhr des Abends wider fortgingen und die ganze Nacht marchiret und wir nach gehorter Neße um 4 Uhr des anderen Tageß auf den heiligen Wienacht auch weiter fort- (1665 Dez. 25) gegangen biß Schorli,<sup>1)</sup> eine starke Dachreise, dan wir sonsten unter- wegeß nicht haben logiren konnen und, in offenen Felt zu hallen, wahr unmuglich wegen des Regenwetter und die nachtlüche Kälte. Haben deßwegen, wie gesagt, eine starke Reise von 10 Stunden und schlim Weg gehabt, daß viele Wagen umgeworfen, viele zerbrochen und viele stehen plieben, auch die Bawrenpferde dermaßen abgemattet, daß nicht weiter haben fort konnen. Deßwegen wir sein gezwungen worden, den 26. zu Schorli stille zu liegen und die Pferde außruhen 26 laeßen, und haben wir alhie recht anfangen, daß Soldatenleben zu lernen, dan wir in den Hanen logiret wahren, alwo wir für die Pferde ein kleineß Fehw machten, wermeten unß dabei und hernacher lageten wir unß vor den Pferden nider und schliefen, daß unß der Mhen von den Pferden erwermete und hatten wir biß Nhab kein ander Quartier zu erwarten.

Den 27. auf St. Joannis Tag sein wir nach gehorter heiliger 27 Neße gar frue wider ausgebrochen und einen schlimen Weg gethaen biß Koristran<sup>2)</sup>, alwo wir wider in einen großen Han logiret. Der Abgesanter aber in ein Particulierhauß, welchß gar schlegt und einen westphelischen Bawrenhauß nicht ungeleich wahr. Von da sein wir den anderen Tag gangen biß Vorgaß,<sup>3)</sup> haben einen gar schlimen Weg gehabt, weil die ganze Nacht geregnet hatte, wie auch den ganzen Tag und hat unß der Commissarius alhie wollen ein Rasttag geben, weil er gesehen hatte, daß die Karren nicht fort konten. Aber der Abgesanter, weil er forteilsete, hat ihme sagen laßen, wan er es bei dem Sultan verantworten wolte, so wol er stille ligen, sonst nicht; worauf wir des anderen Tageß ausgebrochen und weiter (29) fortgangen, haben aber einen überauß schltimen und morastiffen Weg gehabt, daß nicht zu glauben. Auch haben wir soviel Waßer gefunden, daß wir mit hochster Geshar haben durchpassiren mueßen, wie auch ein Page mit seinem Karren ist in den Fluß umgeworfen worden, welcher, wan ihme unser Commissarius nicht geschwind succu- rirret hette, wehre ersoffen. Viele Karren sein stecken plieben und erst den anderen Tag angelanget, viele zerbrochen, also daß wir eine gar mußeßalige und unglückliche Reise gehabt und entlichen zu Baba<sup>4)</sup> angelanget und schlegte Quartier erreichet. Wir wehren schwär den anderen Tag gerne weiter gewesen, aber es wahre eine Unmuglichkeit (30)

<sup>1)</sup> L. 142 u. 292: Ziorbi, Ghiorbiß (Ghiurli) = Zschorlu.

<sup>2)</sup> ? oder ähnlich. L. 142 u. 292: Karostran u. Charistara = Karistran.

<sup>3)</sup> = Kule-Burgas.

<sup>4)</sup> = Baba-Eski.

- und hetten die Pferde crepiren muessen, wan wir wehren fortgangen.
- 1665 Dez. 30 Deswegen wir den alhie den 30. aufgeruhet, aber nicht wegen unser, sonder wegen der armen Bawrenpferde, welche dermahlen elend außsahen, als wan sie lebendig geschonden werden. Den 30. dan gegen Abend forte unser Kuchelmeister mit der Orenpost wider voran und machte Quartir und Anstalt zum Essen gegen den anderen Tag zu unser
- 31 Ankunft. Wir sein darauf den 31. nemlich den lehten Tag im Jahr 1665 um 6 Uhr des Morgens in den Mothschein von hie fortgangen; hette aber bald eines vergeßen zu notiren, nemlich, daß wir alhie zu Baba observiret und gesehen haben ehliche Weiber, so die Augenbraunen schwarz geferbet hatten und den Rand verguldet. Das Schwarzerben haben sie alle und an allen Orten, aber das Vergulden nicht. Auch haben wir eine Braut mit 5 Scharmehen und eine große Trumel sehen, ganz verbelet, mit ein Haufen Weiber über die Gassen gehen. Die Braut aber hatte auch die Augenbraunen verguldet. Von Baba dan sein wir in schlimen Regenwetter auf Hapza<sup>1)</sup> komen, alwo wir den lehten Tag des Jahres in einen Han logieret, alwo man die Nacht schir von dem Rauche der vielen Fehren erkistet wehre. Den anderen Tag, nemlich auf Newjahrestag 1666 sein wir von Hapza loeffgebrochen um 7 Uhr und um 12 zu Adrianopel angelanget, alwo uns ehliche 50 Turken entgegenkamen und uns in die Stadt begleitet. Der Abgesanter ist in ein feines Haus einquartirt worden. Die Cavalier seint auch nicht weit vom Abgesanten in ehliche Heuser einquartirt. Sobald wir nun angelanget, haben wir die heilige Messe gehoret und zum Essen gangen. Wie wir wolten zur Tafel sitzen, schickte der Mula, ist soviel als Bischof, welcher hier absolute commandiret, dem Abgesanten ein Present von 4 große Karpfen, 3 Körbe vol Citronen, 2 Körbe vol Kastanien und 3 Körbe vol Apfel. Nach dem Essen ist ein jechlicher nach sein Quartier gangen und alda biß den anderen Tag außgeruhet und also in der Stille den ersten Tag des 1666 Jahres zugebracht. Den Abent aber um 6 Uhr hat sich ein schreckliches Donnerwetter mit Blihen, Hagel und Regen erhebet, welches uber
- 2 3 Stunden continuirte. Den 2. Januarij sein wir stille gelegen und hat es den ganzen Tag geregnet, als wan man gegoßen hette, daß auch die Waßer aufgeschwollen, daß man weber vor sich noch hinder sich reisen konte. Die Trompetter haben auch selben Morgen den Cavallieren jechlichen in sein Quartier das newe Jahr geblasen. Weilen der Comissarius uns Karren nicht konte vortbekomen, weilen die Buffelochsen theilß nicht mehr fort konten, als sein wir biß den
- 6 6. Januarij alda stille gelegen und das gute Wetter erwartet. Es hat sich aber nichtß Dentwürbiges in den 5 Tagen zugetragen. Wir hetten gerne das Seraglium gesehen, aber der Postangt Baffa

<sup>1)</sup> L. 141 u. 298: Hapfa und Capfa = Haffa.



hat es nicht dorffen zulassen; also haben wir nichtes da weiter gesehen als in der Hineinreise. Den 6. dan, nemlich auf heilige Dreikönigtag, sein wir den Morgen um halber 8 in schonen Wetter aufgebrochen und ist der Abgesanter sambt den Cavalieren zu Pferd herausgeritten mit fligender Fahne und Trompetten- und Paukengeschal. Die Turken seinbt allenthalben auf den Gassen zusamen geloffen und unsern Aufzuch zugeschawet, auch haben wir in den Hinaufreiten observiret, wie sie den Hunden haben Almosen, nemlich ehliche 50 Pfundt Broet aufgetheilet, welches allenthalben in den großen Stetten thuen alle Woche 2 mahl, weßwegen ich an keinen Ort in der Welt gehoret habe, daß mehr Hunde sein als zu Constantinopel, und kombt kein Hund ins Hauß, sonder bleiben alle auf den Gassen ligen, daß man schir über keine Gasse gehen kan oder reitet, man reitet über ein Hund, und wan man einen stoßen oder schlagen thet, zornen die Turken geleg. Wie auch die Vogel sein so zame, daß nicht außzusprechen, sonderlich die Torteltauben, welche da so heimisch und zam sein, als unsere Tauben bei uns nicht sein konen; dan die Turken schließen keine Vogel und eßen es auch gar wenig. Wie wir nun eine halbe Stunde von Adrianopel wahren, sehet sich unser Abgesanter in seine Karoße, die Cavalieri ritten fort und kamen um halber 3 zu Superi<sup>1)</sup> an, alwo ich einen guten Wirt bekomen, welcher schon das Feuer bereit hatte, daß, wie ich von Pferd abstigen ging, mich gleich wermen konte. Das Zimer wahr schwarz schlegt, dan Pferde und Hunde und Menschen logirt beisamen. Aber dieß wahren wir schon gewonet und bildeten uns ein, es mehre bei dem Kriplein, dan Oren, Esel und Pferde bewacheten die Leute, es mangelten nur die Schafe; sonst mangelte es an Oren und Esel nicht.

Den 7. sein wir wider frue aufgebrochen und eine starke Dach- 7 reise gethan biß Hermanli,<sup>2)</sup> alwo wir gar schlegt quartieret wahren, auch mit Eßen und Trinken gar schlegt versehen, welches doch mehr die Nachlässigkeit der Officiere als der Ort in Ursache wahren. Selbigen Abent hat unser Abgesanter noch einen Courtir, Gabriel genand, auf Wien abgefertiget, mit welchem des Herrn Baron Winckorff sein Secretarius ist voran auf Wien gangen.

Den 8. sein wir wider fortmarchiret biß an ein schleglestes Ort 8 Guendelin,<sup>3)</sup> alwo wir bei den Zigeinern oder Heiden einquartieret wahren, aber so schlegt, daß Pferdeestall, Küchen und Zimer eines

<sup>1)</sup> so! L. 90 u. 297: Mustapha-Bassa-Kupri und Kupri-Bassa; Büsching „Erdbeschreibung“ II 680: Mustapha-Pascha-Kiupi oder Tzagnupri-Coprussi = Mustapha-Pascha.

<sup>2)</sup> Taf. 90 u. 297: Hermanli und Harmandi = Charmanli.

<sup>3)</sup> ? oder Grendelin? Taf. 297, verzeichnet hier als Nachtquartier Aktima. Näheres nicht festzustellen.

wahr; auch wahr es so fenster in den Lochern, daß wir den Mittag um 12, wie wir aßen, haben müssen Licht anzünden.

1666 Jan. 9 Den 9. sein wir auf Kajuli<sup>1)</sup> gegangen den 10. auf Papaslia,<sup>2)</sup>

10 also wir alle in einen schonen Han logiret waren.

11 Den 11. wie der Tag anbrach, haben wir uns aufgegeben und wider nach der seinen Statt Philipopeli begeben. Wie wir eine halbe Stunde vor der Statt waren, setzte sich unser Abgesanter sambt den Cavalieren zu Pferd und ritt hinein. Vor der Statt empfingen uns bei die tausend Armirte mit Pfeisen und Trommel und groß Geschrei. Wir ritten mitten durch die Fuchsvoller, eckliche 100 Reuter hielten auch zu Pferd. Wie wir aber vorbei waren, ritten sie neben uns und an der Statt theilten sie sich; auch ließen die Turken bei die tausent Rahmehle vorbeifahren. Glaube solches nur zu einer bravada oder anzuzeigen, daß sie in der Statt soviel Thiere hielten. Unser Abgesanter wardt in ein kostliches Haus quartirt, die Cavalier auch 2 und 2 in ein Haus. Ich bekam mein Quartier bei einem Aga, genandt Mehemet Aga; sein Dinst wahr, den türkischen Kaiser das Pferd zu halten, wan er aufziet; dan solcher Agen hat es unterschiedliche und an unterschiedlichen Orten. Dieser wahr ein hoslicher Man; sobald ich ins Haus kam, praesentirte er Cave. Hernacher wolte er mich und meinen Kameraten zum Essen behalten; weil wir aber zum Abgesanten müssen essen gehen, entschuldigten wir uns. Den Abend aber haben wir mit ihm essen müssen, hat uns Reis, Fleisch, Rüben, Koel, eingemachte rohte Vete zu essen geben, aber nichts zu trinken. Weil wir aber vor uns haben Wein bringen laßen, hat er doch nicht wollen mit trinken.

(12), 13, 14 Den anderen Tag lagen wir alhie stille. Den 13. und 14. mußten wir auch stille liegen, weil wir mit den Orenwagen, welche alhie aufgewexelt wurden, nicht fortcomeu konten. Es ist sonst nichts remarquabel vorgeloffen, als daß unterschiedliche Turken komen sein, den Abgesanten zu besuchen, welche er mit Tee und Scherbet tractirte.

13 Den 13. wardt einer von des Abgesanten Gutscheren von den Turken erbarmlich zerhauen, vielleicht daß er ihnen, weil er wol wahr,

14 hofe Worte geben hat. Den 14. wurden wider 3 verkehrt, nemlich des Baron Fünfskirchen, Baron Coronini Dieners und des Abgesanten Einkäufer; selbe aber haben den Turken keine Ursache geben, sonder die Turken haben expresse auf die Teutschen gewartet. Die 3 aber haben sich ritterlich gegen 6 geschlagen, 3 haben sie doelich verwundet und haben einen Rock, einen Turband und ein langeß Meßer zur Beute gemacht. Wir seindt den anderen Tag darauf fortgegangen. Der Abgesanter aber hat sich beklaget wegen der Handel und haben die Turken gesagt, sie wolten die Theter exemplariter strafen, weil

<sup>1)</sup> ? Taf. 89 u. 297: Kizil und Kajali = Kajadzil?

<sup>2)</sup> Taf. 88 u. 597: Papasli u. Papisli = Papazli.

sie bereit einen von ihnen erbappt hetten. Wir gingen dan den 15. gar frue von Philippopolis bis Tartar Passa,<sup>1)</sup> 3 Meile von 1666 Jan. 15  
 Philippopolis; von Tartar Passa gingen wir den 16. 2 Meile bis 16  
 Saranbeg,<sup>2)</sup> hatten schonen ebenen Weg, aber schlegt Quartier, schlegt  
 Eßen und Trinken. Den 17. weil wir eine lange Tachreise und 17  
 einen Wech durch das hohe Gebirch hatten, so Macedonien und  
 Bulgarien scheidet, sein wir des Morgens um 4 Uhr mit Lanterren  
 aufgebrochen und nach gethanen 10 Stunden an einen schlegten Ort,  
 Sichtinam<sup>3)</sup> genandt, angelanget und gar schlegt einquartieret worden.  
 Danoch so haben wir warme Stuben gefunden; ich und mein Gefelle  
 Monsieur de Rumor bekamen unse logement bei einen Turken,  
 seinß Handwerck ein Weber. Wie wir kamen furte er uns in  
 eine warme Stube, einem Sauefstalle nicht ungleich und so hohe,  
 daß man alle Augenblick den Kopf oben anstosete, danoch war ein  
 feineren Ofen darein und 3 papiren Fenster. Den 18. muessen 18  
 wir alhie stille ligen, weil die Buffeltarren noch nicht alle von den  
 vorigen Dag angelanget waren. Es war sonst schade, daß wir bei  
 so schonen Wetter und starken Frost muessen stille ligen.

Den 19. sein wir gangen biß Ormelsin<sup>4)</sup> ein gar schlegteß Ort. 19  
 Den 20. sein wir weitergangen und die Statt Sophia wider erreicht. 20  
 Der Abgesante setete sich eine halbe Stunde vor der Statt zu Pferde  
 mit den Cavalieren. Es empfengen den Abgesanten ungeßer 100  
 Reuter und ein Zorbasin mit 30 Janitscharen zu Pferde; allernegst  
 an der Statt stunde bei die 200 Turken in Ordnung mit Haken,  
 mit Spiesen, mit Steken, mit Roeren und allerhand Gewehr, gar  
 armseßlich anzuschawen. Unse Comissarius und der Zorbasin mit  
 seinen Janitscharen begleiteten den Abgesanten in sein Quartier,  
 welches gar schlegt wahr. Den anderen Tag, nemlich den 21., sein 21  
 wir alhie stille gelegen, damit die Pferde und Oren ein wenig  
 ruheten. Den Abent praesentirte uns unser Hauswirt in einer  
 kleinen Schueßel 2 Weintrauben und 2 Birnen in Eßig und Senft  
 eingemachet, wahr ein guteß Eßen. Den 22. sein wir um 6 Uhr 22  
 aufgebrochen und einen schlimen Weg gehabt wegen des vielen Schneß  
 und haben nach gethanen 10 Stunden ein elendes schlegteß Dorß,  
 genandt Trugeman<sup>5)</sup> erreicht, alwo unser Abgesanter in den Han  
 bei den Pferden, wir andere aber bei den Bawren, welche lauter  
 Christen waren, unser Quartier gesucht. Die Heuser aber waren  
 nicht anders, als wan man das Fero mit uns in Hauffen setet  
 und das inwendig außhölete. Es waren unser 3 in ein solch

<sup>1)</sup> L. 300: Tartarbasit = Tatar-Bazardzif.

<sup>2)</sup> L. 301: Saharambeg = Saranjewo.

<sup>3)</sup> L. 301: Sittinan = Sittiman.

<sup>4)</sup> L. 301: Ormandli = ?

<sup>5)</sup> L. 302: Dragoman = Dragoman (-Rjoi).

1666 Jan. 23

- Hauß logiret mit 9 Diener und im Hause waren 3 alte Welber, 2 Maner und 4 Kinder. Iho kan einer gedenken, ob das Hauß vol wahr. Den 23. sein wir wider frue aufgebrochen und sein gangen biß Sarkio<sup>1)</sup> 9 Stunde, alwo wir alle gut Quartier bekamen. Ich habe das meinige bei einem reichen Speier Aga bekommen, welcher den Abent, wie ich bei dem Abgesanten zur Tafel wahr, unsere Diener wohl tractiret mit Eßen und guten Wein. Den
- (24) anderen Tag lagen wir da stille, weil wir nit konten fort komen wegen der Ogen, die noch zuruek waren, und schickte unß unser Kostwirt den Morgen zum Fruestucke 3 Eier, Kaese, Honig, eingebackte Birnen und ein gekochtes Hun. Selben Abent kam auch unser Residente an, dan er folgte unß allezeit einen Tag nach. Selbiger sagte, daß er unterwegs hette 3 Doete von unsern Furleuten gefunde, so dort gefroren, auch 2 Buffelogen waren verrefet; glaubte deswegen nicht, daß die Ogenwagen vor den anderen Morgen ankomen konten. Deswegen sein wir dan auch genotiget
- 25 worden, den 25. auch alda stille zu ligen. Weil wir dan stille lagen, sein wir unser ehliche mit unsern Wirten auß hien geritten, um zu sehen, wie die Turken hien oder auf die Jagt reiten. Wie wir hinauß kamen, verteilten wir unß, ritten durch die kleine Streuche bergauß bergab; die Turken hielten ihre Wintspiele neben den Pferden bei sich an einem Strick, ritten also mit den Suchhunden da auf und ab, herreten ihre Hunde an mit großen Geschrei mit diesen Worten: „Huschar basar ha, ha, ha, bunda, bunda!“ Aber wir haben nur einen Hasen gefunden, welchen wir auch wegen der vielen Streuche oder Buschelen nicht bekommen haben. Den Abent tractirte unß unser Wirt wider gar wohl und wordt ihne selbigen Abent eine kroatische Slavine verschuret oder weggenohmen. Wie er nun vermeinte, daß sie einer von des Boischasters Leuten entfhuret hette, hat er begeret, man mochte alle Karren laessen durchsuchen; ist deswegen den anderen Morgen, nemlich den 26., gar frue fur unß aufgebrochen und unser zu Mussan Bassa Palanka<sup>2)</sup> erwartet, um alda zu visitiren. Weil er aber nichts gefunden, ist er wider nach
- 27 Hauß geritten. Den 27. sein wir von da aufgebrochen und durch hohes Gebirch gereiset und nach 9 Stunden die Stadt Nissa<sup>3)</sup> erreicht und alda mit Frewden angelanget, weil wir die hohen Berge alle passiret und die Helbte unser Reise alhie abgelegt. Die Cavalier sein alle zimlich logiret gewest, aber die Turken nicht so liberal als zu Sarkio. Den 28. haben wir hie wider außgeruhet. Ehe wir aber alhie angelanget, ist unterwegs unser Doctor von der Am-

<sup>1)</sup> L. 73: Piroto oder Sarkarfoi, 302: Scharfoi = Pirot (Sarköi). Taf. nennt diesen Ort die Hauptstadt der Bulgarei.

<sup>2)</sup> L. 72 u. 303: Musan Bassa Palanka oder Curruzegma = ?

<sup>3)</sup> = Nis.

bassada, mit Nahmen Doctor Mehger gottselig gestorben. Den 29. 1666 Jan. 29  
 sein wir wider aufgebrochen und sein auf Alexizza<sup>1)</sup> gängen. Den  
 30. sein wir auf Razza<sup>2)</sup> kómen, alwo wir fur morgen elende 30  
 logiret wahren bei den Christen-Bawren. Von banen sein wir den  
 31. Januarij auf Barazin<sup>3)</sup> gängen, alwo eine elende Palanka<sup>4)</sup> 31  
 wahr; die Heuser von lauter Stroe. Danoch hat der Comendant  
 darin, so doch ein armer Teufel wahr, gesagt, es wehre schade,  
 daß die Kristén darin logiren solten. Wie aber der Abgesante ist  
 gängen, die Zeit zu vertreiben, durch die Palanka, hat ihne der Ro-  
 mendante mit hoslichen Worten empfangen. Aber seine drei Stude,  
 so er auf den Zäunen ligen hatte, hat er nicht gelóset. Wie der Ab-  
 gesanter durchpahirte, wahr eine arme Kristinne, welcher die Turken  
 hatten zwei Ogen weggenommen und den Abgesanten zur Ruchen  
 gesant; selbe dat ein erbarmliches Lamentiren, wolte sich die Hare  
 aufreissen, rufete und schreite erbarmlich; doch ware es ein Gesang,  
 daß der Abgesanter auch lange stunde, selbiges zu horen, aber der  
 Armen hatte er keinen Pfenig spendiret. Von da sein wir den ersten Febr. 1  
 Februarij auf Jagadna gängen und, nachdene es ein großer Flecken  
 wahr, zimlich schlegt accomodiret worden. Von Jagadna<sup>5)</sup> sein  
 wir auf Batagina<sup>6)</sup> kómen. Von Batagina sein wir den 3.ten 3  
 Februarij auf Hasan-Bassa-Palanka<sup>7)</sup> gekómen, alwo wir den 4. 4  
 Februar sein stille gelegen und unsere Pferde lassen aufrúhen. Den  
 5. sein wir gar frue aufgebrochen, wellen wir eine starke Dachreife 5  
 hatten und, weil das Wetter aufging, schlimen Weg, seindt deswegen  
 nach gethanen 9 Stunden zu Sarschid,<sup>8)</sup> ein schlegtes Dorf, an-  
 gelanget und hat uns der Donau-Flueß, welcher da vorbeilaufet,  
 alle hochlich erjrewet, weil wir Gott zu danken hatten, daß wir  
 soweit wider mit Gesundtheit kómen wahren. Ich wahre an  
 selbigen Ort bei einen Turken logiret. Derselbe ließ sein Weib zu  
 uns in die Stuben kómen, mueste mit uns eßen, wie auch er und  
 sein Sohn, so ein Barbier zu Griechischweissenborg wahr. Wie wir  
 geßen hatten, brant das Weib 2 Psellen Tobak; wir praesentirten  
 ihr Wein, den wolte sie nicht trinken, begerte einen Cave, welchen  
 wir ihr gaben. Der Man drank kein Wein, aber der Sohn einen  
 zimlichen Rausch. Dieß ist aber der erste Turke, den ich gesehen  
 habe, der seinem Weib die Freiheit ließ, mit Fremden zu eßen.

<sup>1)</sup> L. 304: Alexinkam = Alexinac.

<sup>2)</sup> L. 304: Raßnam = Razzanij.

<sup>3)</sup> L. 69 u. 304: Baraizin und Baracinum = Baracin.

<sup>4)</sup> = Schanze oder Festung (Büsching II 724; vgl. L. 67/68).

<sup>5)</sup> L. 69 u. 304: Jagodna = Jagobina.

<sup>6)</sup> L. 69 u. 304: Bondanzin und Batticina = Batocina.

<sup>7)</sup> L. 67 u. 304 ebenso, = Hassan Palanka (Kiepert „Handatlas“  
 1871 Ungarn!)

<sup>8)</sup> L. 66 u. 304: Sarschid und Sarsch = ?

1666 Febr. 6 Von Harschid gingen wir den 6. bis auf Origischwetßenborg, wonach uns lange verlangete. Ungeffher anderthalb Stunde von der Stadt sagen wir, daß uns viele Turken entgegenkamen. Da setete sich der Abgesanter mit den Cavalijren zu Pferd. Wie wir vortritten, sahen wir uber 5000 Personen zu Pferd und zu Fuß, wovon ungefehr ein 3000 inß Gewehr stunden, da wir durchmarschirten. Der Raimekam oder Statthalter bejegnete den Abgesanten selbst, grueste und empfing ihn gar hoflich, rebete ein wenig mit ihm und ritte hernacher wider voran nach der Stadt. Darauf kam ein Zorbasin mit ungefehr 300 Janitscharen, empfing den Abgesanten auch. Darauf marschirten die Janitscharen zu beiden Seiten vor den Abgesanten her; der Zorbasin ritte aber gleich vor den Abgesanten, hinter unser Standart 6 von den vornembsten Janitscharen, mit Tigerheuten behangen, namen den Abgesanten zwischen sich, zwei davon legten continuirlich eine Hand hinter den Abgesanten auf sein Pferd und liefen so mit fort und ist solchs die groste Ehre. Die Fleischhaker und Kirchner ließen sich auch hiebei finden. Die ersten hatten 3 Schafe halb roh gefeherbet, die Horner mit allerhand Farben bemahlet und uber den Leib die Schafe mit schonen seibendurchwirketen Tebigen geziret, den Schafen große Meßer an den Seiten gebunden, wie die Turken den Pferden thuen. Die Kirchner hatten sich in lauter Berenheuten, Tigerheuten, Wolfspelzen, Fuzjellen und allerhand Sorten außgekleidet, daß sie den Teuveln nicht unehnlich wahren und unsre Pferde sich sehr davor entzeten und schir gar mit uns fortgangen. Die Ali-Schauschen hatten sich als Narren verkleidet danzeten und jungten continuirlich, Scharmelen und Tromel ließen sich dapper horen, wie auch Geigen und Zittern, so jegen den Abgesanten anliesen, aber die Janitscharen trieben sie vort. Also sein wir in lauter Fremden, Singen, Spielen, Pfeifen und Danzen zur Statt begleitet worden und ist nicht zu glauben, mit waß Ehren und Lieblichkeit uns alda die Turken empfangen haben, aber keine Stucke geloset, wie in unser ersten Ankunst, sagendt, es sei nicht gebreuchlich, daß man Freudenschüße thue, wan ein guter Freund wegreise, sonder alßdan habe man mehr Ursache traurig als lustig zu sein. Wie wir nun vor des Abgesanten Hauß, so gar schon und einem vornemen Turken zugehörig, kamen, stelleten sich alle Janitscharen und ließen uns durchreiten; wi der Abgesanter abgeseßen, empfing ihn wider der Raimekam und ein newer Commissarius und Zorbasin, so uns begleiten solten bis Ofen, und hat uns alda unser Isop Aga, ein feiner, wasserer Man, so uns auf der Reise gar hoflich und fleißig bedienet hatte, verlassen und den anderen neuen Aga und Zorbasin sein Platz ubergeben. Der neue Commissarius ließ alßbalt eine große Schüssel vol Drangen und Citronen, 2 welsche Huner, 8 andere Huner, 12 lebendige Karpfen, 12 Broet und ein halbjahrig Kalb herbringen, welche er dem Abgesanten präsentirte. Das Kalb

nam ein Baur auf den Argelen, truge es eine hoe Stigen hinauf zu dem Abgesanten in sein Zimer, welches doch liberaus mit schonen Tepigen geziret, daß kein Mensche mit Schuen dorfte hineingehen. Hernacher gingen alle Turken nach Hauß. Wir gaben uns zur Mahlzeit. Nach der Mahlzeit ging ein jeglicher nach seinen Quartier und ließ seine Sachen von den Karren laden. Dan hie wörden die Karren außgewezelt und gingen die von Constantinopel wider zuruck und die von Grigischwelkenborg solten uns nach Ofen bringen. Ehe daß aber die newe Karren alle ankamen, aufgeladen und mit Schiffen uber die Sam gesezet wurden (dan die Schiffbruke wahr wegen des Eises weggenommen) haben wir mueßen 7 Tage stille ligen, welches (1666 Febr. 7—13) uns gar nicht wohl gefiel, dan uns alle nach Hauß verlangete. Underbeßen daß wir stille lagen, besugte der Raimesam und der Commissarius den Abgesanten gar oft, trosteten uns, wir solten wohl vorkomen, dan an allen Orten wehre gute Anstalt gemacht; sonderlich die Bruke von Eßed wehre wohl praepariret. Wir andere underbeßen, weil uns die Zeit lang wahr, gingen in der Statt herum, besaßen dieselbe fleißig und waß die Turken anfangen, haben aber nichtes newes zeit unser Abwesenheit gefunden, als einen schonen Han, so der Groß-Bisier auß seinen Mittelen alhie hatte bawen lassen. Wan es jegen den Abent ging, macheten wir Partei halt bei den einen, halt bei den anderen; ein jeder brachte seine Portion zu essen und trinken mit; dan es helfete mitt uns: coenam fer tecum, si vis comedere mecum; aessen also in guter Bertrewlichkeit zusammen, waß wir hatten, und vertreiben die Zeit mit Neben biß es Zeit zu schlafen. Dan ging ein jeglicher nach sein Quartier. Zu wißen aber ist, daß unser Botschafter noch zu Constantinopel noch auf der gangen Ruckreise des Abents einmahl hat Tafel gehalten,<sup>1)</sup> sondern ist einem jeglichen Cavalier ein Stucklein von kalten Braten oder ein halbes Hünlein und ein halbe Maesse Wein zum Abent geben worden, damit mochte man lustig sein und kam dieß noch bißweilen so schlegt ein, daß eine Schande, und der Wein wahr bißweilen so lieblich zu trinken, daß man das Mauthl danach zihen mußte, als sollte man vor der Braut gehen. Den 9. Febr. schickte unser Abgesanter den Dolmetsch Heren Bakino auf 9 der Post nach Ofen zum Bisier, um mit ihme zu reden wegen der Gefangen, dan wir da noch 60 wolten loeff haben, damit die Gefangene gleich loeff werden, damit wir deswegen nicht notig hatten, uns lange aufzuhalten, sonder daß wir geschwind fortgehen konten. Den 11. und 12. haben wir den gangen Tag lassen unsre Karren mit 11 u. 12

<sup>1)</sup> Neß selbst erzählt (oben S. 228 u. 230), daß er am 11. u. 23. Januar beim Gesandten abends zur Tafel gewesen; er übertreibt hier also etwas. Auf der zweiten Hälfte der Reise tritt überhaupt an mehreren Stellen seine Abneigung gegen den Gesandten zu Tage.

Schiffen über die Saw setzen und in ein Dorf Semeln<sup>1)</sup> genannt, eine Stunde von der Statt gelegen, fharen lassen.

1666 Febr. 13

Den 13. morgenß um 9 Uhr ist unser Abgesanter mit den Cavallieren zu Pfert gesehen und durch den Raimelam und den alten Comissarium nnd Jorbasin biß an das Waßer begleitet worden. Da hat man uns mit Schiffen ubergesetzt, weil die Schiffbruke wegen des Eises wahr weggenommen. An der ander Setten haben wir gewartet biß unsre Pferde auch ubergesetzt wurden und sein wir darauf auch nach den gemelten Semeln gangen und alda stille gelegen. Die Bruke, so alhie über das Moras gehet, ist dreiviertel Stunde Gehens lang, wie wir probiret haben, und wan die Schiffbruke über die Saw daran stoßet, so wirt an einer Stunde Gehens nicht viel 14 mangelen. Den 14. haben wir 7 Stunde gefharen und seint auf ein großes Dorf komen genant Kolowiz;<sup>2)</sup> ist ein großes Dorf aber man sihet kein einzigeß Hauß, nur lauter Hausen von außgetroschenen Kornhausen, Viehe, Schafe, Huner, Gänße, Tauben und Enten, auch Hunde und Schweine. Daß man aber keine Heuser sihet, ist dieß die Ursache, daß alle Leute under der Erden wohnen und ist nicht zu glauben, wie artlich sie ihre Heuser abtret. Ein jedeß Hauß hat wohl 4, ehlliche wohl 5 Zimer; das Rigt kombt durch den Kamin der ungeßher 2 Fues hoch auß der Erden stehet; inwendig sein die Heuser wohl mit Holz versehen, daß sie nicht einfallen. Ich bekene, daß diese Leute hundertmahl beßer leben under der Erden, als die Bulgari oben der Erden. In einem Hause seint aber viel Versohnen, wie ich selbstn im meinen Quartier gesehen, warin 18 Versohnen wahren; das wahr der Vatter mit der Mutter, -der Sohn mit seinem Weib und Kindern, die Dochter mit ihrem Man und Kindern und der Knecht im Hause. Diese Leute leben so allzeit zusamen in einem Hause; alleß, waß sie haben, ist allen gemein. Deswegen einer auß ihnen von den Mäneren nimbt alleß Gelt ein und gibt auß fur alle und ein Weib versihet die Kuche. Eineß aber ist zu notiren, daß das jungste verheirathete Weib mueß alleß im Hause thuen, waß zu thuen ist: Waßer holen, Holz tragen, Feuw machen, das Haus keren, summa alleß, und des Abents allen Meneren die Schue auflosen, dieselbe pußen und tröknen, (dan ihre Schue ist nur ein einziger Lappe, den binden sie mit Striken under die Fuesse feste; es seint aber soviel Strike daran, daß einer eine halbe Stunde zu binden hat, ehe er seine Schue zubinden kan.) Des Morgenß, wan sie wider aufstehen, mueß sie das Weib, den Maneren die Kleider reichen, setzet ihne die Schue wider vor und gibt ihnen Waßer zu waschen; mueß bekene, wie ich alleß dieses theilß gesehen, theilß durch einen Dolmetsch von ihnen erfahren, ist mir narrisch vorkomen. Ich war

<sup>1)</sup> L. 310: Semlingen = Semlin.

<sup>2)</sup> L. 310: Columbinze = Colabinci.



bei einem alten Man, er gab uns zum Abentzen 6 Eier, ein kleines Bratlein vom Schwein und Samrtraut mit Speß, welcher gar delicat wahr. Wir hatten Wein und Brot dabei, als konten wir wohl zurechte kommen. Ihr Brot ist aber gar schlecht und wan sie es kaben, so legen sie es in der Aschen und decken es mit Aschen zu, biß es gekocht wird. Wie wir nun viel mit ihnen redeten, begerte mein Kameradt von ihne, weil er doch soviel Kinder im Hause hette, so sollte er ihne seine kleinste Tochter, ein Medigen von 8 Jahren mitgeben, er wolte es seiner Frauen mitbringen, die sollte es erzihen und hernacher aufheirathen; so sagte der Bawr, wan ich sie schon erlaube, sie gehet nicht mit, dan sie ist dieses elenden Lebens so gewohnt, daß sie lieber alhie mit Speß und Samrtraut verliet nimbt, als anderßwo mit 20 Speijen. Es findet sich under diesen Bauren viele reiche, eglische sollen bei die 4 oder 5 tausent Thaler, haben, dan sie haben viel Landt und schoneß Landt, haben viel Vie von Oren, Pferde, Schafen, Schweine, Gänße, Huner und alleß, waß sie begeren. Geben den Turken nicht viel, ein jeder nach deme er aber hat. Ihr Vie und alleß, waß sie haben von lebendigen Sachen, das haben sie alle in einen großen Platz mit einen großen Zaun umgeben; inwendig bawen sie von Holz kleine Hütten, in einer ligen Schweine, ihn andere Schafe und bergleichen; Pferde und Vie muess das ganze Jahr under den freien Himmel stehen. Dieser Ort ligt schwach noch in Servia, aber wirt doch Ratia genener und die Bawrentragen mogen wohl Ragen heißen, weil sie so under der Erden wohnen und alleß under der Erden begraben; dan ihr Karren haben sie in tiefen ausgegrabene Brunnen, welches sie mit einem Gimer an einer langen Stangen heraußschafen. Ich kan sagen, daß ich uber die Heuser geritten, gegangen und gefahren. Soviel von den Ragen. Ich wolte, daß alle meine Bawren in Westphalen soviel zum beßen hetten, als der Rake, da ich bei logiret war; ich wolte ein reicher Herr sein. Von diesen Ragen sein wir den 15. Loefgebrochen und nach gethanen 7 Stunden an einen groeßen schonen Flecken, Mitrowi<sup>1)</sup> genandt, angelanget, alwo uns der Mustapfa Pascha und der Ali Beg, so alda comandirten, mit Reuterei und Fuchsvolk empfangen und den Abgesanten mit sitzenden Fhanen, Scharmien und Tromel in des Ali Beg sein Haus gefhuret. Der Ali Beg wolte den ersten Mittag nicht mit uns eßen. Der Abgesanter schickte ihme aber ein gebratenes Hunklein und ein Schafesbraten und sueßen Wein darbei, da hat er auf sein eigent Hand allein gezeßen und ein halben Rausch getrunken. Den 16. sein wir 16 alhie stille gelegen und außgeruhet. Den Mittag hatte unser Abgesanter den Ali Beg zum Eßen, ließ die Musica und Trompetten lustig klingen. Der Ali Beg trank lustig mit, wie ein Soldate,

<sup>1)</sup> T. 310: Mitrowi<sup>sch</sup> = Mitrovica.

hatte auch ein Leib danach, dan er ein dicker langer Man von ehliche 30 Jahren. Nach dem Essen ritten unser ehliche spazieren, um den Flecken zu beschawen, haben befunden, daß es gar lustig ligt, hat an der einen Seiten die Saw, worauf 9 Schiffmuhlen stehen; an der ander Seiten ist lauter schon, eben Felt und sein die Felder so groech, daß man sie in einen Tag nicht durchreisen kan; schade ist es, daß die Felder so verwusten, dan sie mit lauter Dorner undt Strauche bewagen, weilen keine Leute, die es aderen konnen. In dem Flecken sein ehliche kleine Heuser, die Gassen sein aber so schlecht, daß man biß über die Knie in den Koet gehen muess. Es hat alhie 3 Han, 3 Moske oder Kirchen und eine Schlaguhr, welches die 4. wahr, die ich in ganz Turkei gehoret habe, nemlich zu Philipopoli, zu Jagadna, zu Grigischweissenborg und hie. Ich war bei einem Speien, waderen Man, logiret, gab uns den Abend zu essen, ein Kraut mit aufgedurret Schafffleisch, Reiz und Gerste und eingemachte rotte Ruben, so mit Moster eingemacht waren. Er wolte aber kein Wein oder Toback trinken, weil ihr Bassen halt anfang. Wir fragten, waß er von Reiser vor Solt hette, er sagte, alle die Speien, die hie wehren, hetten Rehn vom Kaiser, deswegen, wan es Krieg wehre, muessen sie in Person mitgehen, dorften keinen anderen senden, und wan er doet wehre, neme der Kaiser das Rehn weg und die Kinder behielten nichtes, welches ihme selbst gar nicht gefiel. Wie selben Tag unser Herr Residente anlangete, brachte mit, daß des Monsieur Philippi, eines englischen Cavaliers, Diener, so zu Grigischweissenborg zuruckgeblieben, wehre Turt worden. Doch dieses kein groech Wunder, weil er von Jugend auf in der Turkei auferzogen und mit den Turken das leichtfertige Leben oft und lange gefuhret und heisset es wohl recht: *quasemel est imbuta recens s. [= sequentia]*<sup>1)</sup> Den 17. sein wir auf Towarnit,<sup>2)</sup> ein schlechte Dorf gangen, danach waren wir zimlich logiret.

1666 Febr. 17

- 18 Den 18. sein wir auf Walkawar<sup>3)</sup> komen und uns bei dem Fluß Donaw erlustiget und weil eben an selbigen Tag unsers Botchafters Geburtetstag wahr, so haben wir mit groechen Bechern dessen Gesundheit laessen herumgehen. Wie der Abgesanter ankomen ist, hat man drei Stucke vom Schlosse geloset, welches sonst auf der
- 19 Ruckreise nirgent geschehen ist. Den 19. gingen wir von Walkwar biß Esel, eine ungarische Festung an der Drab gelegen. Wie der Abgesanter ankomen, haben ihne die Turken zu Pferd und zu Fuß empfangen, auch 3 Stucke zu seiner Ankunft geloset. Ehe wir aber zu Esel anlangeten, kam uns ein Courier entgegen, welcher uns mit Briefen sehr erfrewet, dan wir in 2 Mohnat keinen Courier gesehen hatten.

<sup>1)</sup> cf. Horatii epist. lib. I ep. 2 v. 69.

<sup>2)</sup> L. 311: Tubarnit = Towarnit.

<sup>3)</sup> = Butowar.

Den 20. lagen wir alhie stille außzuruben, haben also die 1666 Febr. 20  
 Befestigung befehen, welche außer der Vorstadt gar kleine ist und nicht  
 würdig zu sehen, weil sie nur mit einer gar schlechten Mauer  
 umgeben, an der Seiten aber, da die Drab fließet hat sie nur einen  
 Zaun mit Leim eingeworfen. Stucke sein alba 5 oder 6, under  
 welchen einer ist, dazugeleichen ich und alle meine Kameraten in  
 der Lenge nie gesehen haben, dan es 20 Fuß und darüber hatte.  
 Die Turken sagten es wehre mit vor Wien gewesen in Solimans  
 Belagerung. Die Häuser in der Befestigung sein elenlich und innerlich  
 von Stroe und schlechten Holz. 7 Kirchen hat es alba und auf  
 einen Doer eine Schlaguhr. Die Turken gehen hier sehr alle ge-  
 kleidet wie die Ungaren, daß man sie auch nicht scheiden kan alß  
 an der Sprag, drinken auch gerne Wein. Alba ist auch die lange  
 Brücke, wovon so viel geredet, daß der Serin <sup>1)</sup> habe abgebrant,  
 wie auch wahr, aber die Turken haben sie aufgebawet inerhalb 3  
 Monat und ist anderthalb Stunde lang und so breit, daß 3 Wagen  
 zusammen furen konen. An beiden Seiten hat es auch holzerne  
 Venen; an ehllichen Orten auf der Brucken hat es auch Häuser, alß  
 Lusthäuser. Ruß befehen, es ist eine schöne Brücke, aber doch nicht  
 so schön, alß die zu Weißenborg. Über den Fluß aber gehet eine  
 Schiffbrücke, welche sie konen wegnemen wegen des Eises. Wan das  
 Eis [fort] ist, so setzen sie wider an die ander Brucken an, so über  
 das Moras gehet. Weil es stark Gronteiß gangen, so hat man die  
 Schiffbrücke nicht dorfen an die ander henten, weil es da zu breit,  
 sonder man hat sie neher der Statt zu gelegt und haben also über-  
 fahren mueßen und das Wasser langeß, biß wir zu der Moras-  
 brucken komen sein. Den 21. haben wir uns nach gehorter Rieße 21  
 auf die Reise begeben und bin ich mit ehllichen meiner Kameraten über  
 die Brücke geritten und befunden, daß wir grad anderthalb Stunde  
 auf der Brucken haben zugebracht. Ein Laski vom Abgesanten hat  
 sie zu Fuß gemessen und befunden achttausendfunfhundert und funf-  
 undachtzig Schritt. Nach gehaltenen 6 Stunden sein wir zu Berniowar, <sup>2)</sup>  
 ein gar schlechte Palanka, angelanget. Es war aber ein feiner newer  
 Han da, weil der Graf von Serin bei letzteren Krieg den alten hat  
 abgebrant samt dem Dorfe. Von hie wort wider ein Courier auf  
 Wien geschicket. Den 22. sein wir nach gethanen 5 Stunden auf 22  
 Mohak komen, alwo die Turken den Abgesanten zu Pferde entgegen-  
 komen und zu seiner Ankunft 6 Stucke geloset. Eine Stunde von  
 hie stehet noch ein Lusthauß auf einen kleinen Hügel, alwo der  
 Sultan Soliman gestanden und die Schlacht angesehen, so er gehalten  
 in einem großen ebenen Felde mit dem Ludowico König in Ungern,  
 welcher auch alba in einem kleinen Wasser ersoffen. Das Lusthauß,

<sup>1)</sup> Graf Nikol. Prinyi f. o. S. 214 Anm. 2.

<sup>2)</sup> L. 318: Barnavar = Baranyovar.

- wo der Soliman auf gestanden, müessen die Turken allzeit zur ewigen  
 1666 Febr. 23 Gedechtnuße in esse halten.<sup>1)</sup> Den 23. sein wir nach gehaltenen  
 4 Stunden an ein gar schlegelß Dorf, Bataseh<sup>2)</sup> genandt, angelanget,  
 also wir gar schlegt gestanden und wolten die Bawren kein Ei oder  
 Hun oder nichtß für Welt verkaufen; danoch habe ich für gute Worte  
 und 30 Äßper 2 Huner bekomen, welche ich mit dem Graf Hermstein  
 und anderen Kameraten verzehret, neben einen guten Drunk Wein,  
 24 so wir noch vom gestrigen Quartier mitgebracht. Den 24. sein wir  
 nach gehaltenen 3½ Stunde zu einem großen Dorfe Sarkhor<sup>3)</sup> an-  
 gelanget. Zu des Abgesanten Ankunft hat man 4 Stucke geloset  
 und sein ihm bei die 60 Reuter und ehliche zu Fuß entgegen gangen  
 und ihm biß inß Quartier begleitet. Dem Mittag, weil es St.  
 Mathiae Tag wahr, welcher den Carolo quinto ist gluckßhlig gewesen,)   
 haben wir auch lustig getrunken, unsers Kaisers und deßen Waffen  
 Gesundheitt und Prosperitet, daß sie auch mochten gelüchlich sein.  
 25 Den 25. sein wir alhie stille gelegen. Es ist alhie in der Palanka  
 ein alteß Gebew neben einer alten Kristen Kirchen; man hat aber  
 nicht erfahren konten, ob es ein Kloster oder adelichs Schloß ge-  
 wesen sei. Aus der Kirchen haben die Turken ihre Kirche ge-  
 machet und wohnen ein Haufen Leute in den alten Gemolberen.  
 Mein Wirt tractirte mir den Abent wohl, ließ 3 von seinen Schla-  
 vinen öffentlich kochen, daß unse Diener konten zu ihnen gehen,  
 mit ihnen reden und zusehen, welches sie sonst nicht leicht zuließen.  
 26 Den 26. sein wir nach gethanen 6 Stunden an der Palanka Pasca<sup>4)</sup>  
 an der Donaw angelanget, also man den Abgesanten mit 3 Canon-  
 (27) schüße empfangen hat. Von danen sein wir nach 6 Stunden zu  
 Futtwar<sup>5)</sup> einer Palanka angelanget, wo man uns auch mit Ca-  
 noniren empfangen. Ich habe das Geluck gehabt, daß ich bin bei  
 den Postmeister, einen alten Man, so vor diesem ein Krowate gewesen,  
 bin logiret worden. Selbiger hat mir den Abent mit 7 Speisen  
 dermaßen delicat und herlich tractiret, daß ich kan sagen, daß auf  
 der ganzen turkischen Reisen so gute Speisen nicht geessen habe.  
 Die Speisen aber wahren erstlich ein aufgebortes Schafffleisch, hernacher  
 eine große Larte von Hunerfleisch, hernacher ein delicates Sawirtraut

<sup>1)</sup> Ausführlicher über die Schlacht (1526) usw. L. 40 ff.

<sup>2)</sup> L. 319: Batasek = Bataşek.

<sup>3)</sup> L. 319: Sarkar = Szegged. Die Identität mit Sz. ist zweifellos, wenn man Büsching II 477 mit dem vergleicht, was Taserner und v. d. Red. über den Ort und das Schloß daselbst sagen. Daß von den letzteren keiner mit der ungarischen Rechtschreibung vertraut war, ist nicht wunderbar.

<sup>4)</sup> Am 24. Febr. 1525 erschloß das Heer Karls V. den Sieg von Bavia über König Franz I., der gefangen wurde.

<sup>5)</sup> L. 40 u. 319: Paska und Pari = Paks.

<sup>6)</sup> L. 319: Viduar = Duna Földvár.

mit Fleisch, darnach eine Gans mit einer brauneu Suppen, darnach ein Hun in einer ander Suppen, darnach ein Reiß mit sueßer Milche, aber gans kalt, zulezte eine Schuefel vol eingemachte Birren. Wein wolte der Alte nimer trinken, sagent er hette in 10 Jahren schon keinen probiret; hatte aber einen von seinen Freunden bei sich, welcher sich auf seine eigene Hand so vol saufte, daß er bei uns niderfiel und schlif. Den 28. sein wir nach gethanen 5 Stunden zu Oean-  
 1666 Febr. 28  
 tuteran,<sup>1)</sup> einer feinen Palanken, angelanget, alwo wir uns, weil es des Graf von Hermstein sein Geburtstegtag wahr, bei Trompetten und guten Wein lustig machten. Von danen sein wir den ersten  
 März 1  
 Martij auf Irzi<sup>2)</sup> gangen, eine schlechte Palonka, an der Donau gelegen, so der Ruße<sup>3)</sup> bei wehrenden Krieg abgebrant. Den 2. Martij brachen wir des Morgens gar frue auf und eilten mit Lust nach der Statt Ofen, nach welcher uns lange verlanget hatte, damit wir Teutschland wider soviel näher kämen. Wie wir nun ungeßer 2 Stunden von der Statt waren, so schickte der Bisier ehliche Pferde herauß, eineß für den Abgesanten, die andern, schlechte Roße, für die Bedinten, dan die Cavalieri hatten ihre eigene Pferde. Wie wir nun in gewonlicher Ordnung forttritten mit beiden fliehenden Standaret, Pauken und Trompetten, empfing uns vor der Statt des Bisiers Hofmeister mit 2 Troupen Reuterei, ungeßer von tausent Man, welche alle grune und weiße Fehnlein auf ihren Spießen hatten. Diese, als wir sie verbei geritten, umschloßen unsern Comitatz und folgten uns in guter Ordnung mit continuirlichen Schermeien, Trompetten- und Tromelgeschrei. Hierauf hielten 24 Schmeiße, dan dieselbe brauchen die Soldaten, so auf den Scheißen<sup>4)</sup> sein. Darauf hielte der Janitschar-Aga mit 19 Zorbasin. Die Janitscharen stunden über 3000 in guter Ordnung, marchirten alle vor den Abgesanten her. Darauf stunden bei die tausend lauter Geharnische inß Gewehr, welche uns wider vorbeiliefen und stellten sich in der Statt wider in Ordnung zu beiden Seiten und wir marchirten mitten durch. Wie wir nun mitten in der Vorstatt, dan in der Vorstatt logirten wir, verließ uns der Hofmeister oder Esica<sup>5)</sup> mit seinen Soldaten und ritt nach Hauß. Der Janitzer-Aga aber begleitete den Abgesanten mit den Seinigen bis inß Quartier. Sobald wir angelanget,

<sup>1)</sup> L. 39: Ischanfurtara oder Adom = Adom.

<sup>2)</sup> L. 38 u. 319: Hamschebeg und Ertschin = Erd; vgl. auch Büsching II 456 darüber, daß es sich um denselben Ort handelt.

<sup>3)</sup> Reß hat sich hier verhört oder verschrieben; nach Taserners Angabe (S. 38) hat de Couches (s. o. S. 198 Anm. 1) im Jahre 1663 den Ort verwüstet und auch aus den späteren Erwähnungen bei Reß ergibt sich, daß nur der obengenannte Kommandant von Komorn gemeint sein kann.

<sup>4)</sup> s. o. S. 218 Anm. 2.

<sup>5)</sup> so! sonst immer Esica.

1666 März 3

- schickte der Bisier den Abgesanten ein Present von Fischen, Huner, Gänße, 2 Kalber und soviel Brod, als 4 alle Weiber auf den Pudel tragen konnten. Der Deffdarbar oder Schatzmeister schickte auch Fische zum Präsent. Darauf verließen uns alle Turken und wir gingen zur Tafel. Der Bisier ließ dem Abgesanten sagen, er mochte doch seinen Leuten befehlen, daß sie nicht ohne Janitscharen in die Stadt gingen, damit ihnen kein Ungemach widerfuhre, dan es wehre hie gesflicher als zu Constantinopel, weil die Granther viel böser, als die rechten Turken. Den 3. Martij kamen alhie zu uns des Abgesanten Vetter der Obriste Graf Lesle mit dem Graf Balfin, mit dem Graf von Trautmanßdorf und der Obristleutnant Pomer, der Hauptman Hanelton, der Krieggzahlmeister Dogman und des Reisers Bibliotecarius, welche uns alle erfreuet haben, als wir wider teutsche Leute und teutsche Kleider gesehen haben. Selben Abent hatt unser Abgesanter honoris causa wider angefangen, den Abent Tafel zu halten und das noch kael genuch. Den 4. haben wir bei den Bisier Audienz gehabt; wir sein in selbstiger Ordnung hin geritten, wie zum erstmahl und hat uns der Bisier auch Pferde geschicket, damit der Abgesanter seine Leute und die andern teutsche Cavalier, so zu uns komen wahren, beritten machte. Die teutsche (!) Cavaliers ritten in ihren teutschen Kleibern und Feberbuschen hinter den Abgesanten; hatten von den Turken viel Anschawer. Wir worden von dem Bisier empfangen wie zum ersten, außer daß er nicht soviel Leute bei sich hatte, als zum erstenmahl. Den Abgesanten und unsern gewesenen Residenten Herrn Reiningen gab er Cave zu trinken, uns nichtes. Der Bisier aber wahr noch so höflich, er wolte nicht ehender trinken, biß unser Abgesanter erst die Schale an den Mund setete; hernacher gab man dem Abgesanten und Residenten einen Kaffeetan, uns nicht, damit gingen wir wider davon und machten uns den Mittag gar lustig. Denjelben Tag gab man uns auch 60 Gefangene Loß, 5 wahren lauter Ungern, außgenommen einen Teutschen. Den 5. lagen wir noch stille; ritten des Morgenß mit den Teutschen auß spaziren nach den Baberen und Münche-Kloster. Den Mittag gingen sie sitzen und spilleten in der Karte; kamen viele Turken, schaweten zu, verwunderten sich, daß die Ducaten so oft herumliefen, halt von 6—8 einen zum anderen. Den 6. den 7. den 8. lagen wir auch noch stille, erwarteten einen Courier mit Schmerzen, der uns Zettung bringen solte, wan wir Loßbrechen solten und wan die Auswerelung seine solte. 6 Den 6. fing der Turken ihr Festen [Fasten!] ahn, wehret solange die Mohnhe scheineth; dan es fangeth mit dem neuen Mohnschein an und endiget mit der Mohn. Solange als ihr Wassen wehret, eßen sie den ganzen Dach nicht und trinken auch nicht, aber die Nacht durch leben sie lustig. 8 Den 8. ritten wir mit den Abgesanten des Morgenß auß das Schloß zu besehen, welches am Ende in der Stadt ligt auf einem Hügel, ist mit 2 schonen Mauren umgeben, hat zwei schöne Vorpläze.

Das Schloß ist ganz ruinirt aber man sieht noch, wieviel Zimmer und daß dieselbe gar schon gewesen sein und ist alles oben und unten gewölbet gewesen; auch sieht man noch das Wappen des Königs Matthiäus Corvini, der es hat bauen lassen; in dem Zimmer, da der ungarische König Matthias ist gewesen, hat man noch einen Raben mit einem goldenen Ring in den Mund gesehen und darunter wahr viel geschrieben, aber man hat nicht mehr lesen können als dieses: Cum rex Matthias sceptrum susceperit.<sup>1)</sup> In übrigen ist es ein überaus schönes Schloß gewesen von Zimmern und schönen Gallerien und marmelsteinen Säulen innen, außen vest mit starken Mauern. Es ist schade, daß es die Türken so verfallen lassen. Alhie im Schloß ist eine kostliche Bibliotheca, so auch selbiger König Matthias gehabt hat. Die Türken hatten unserm Kaiser versprochen, ehlische von den Büchern zu verehren, deswegen unser Kaiser seinen Bibliothecarium anhero sendete, um zu sehen, was am nützlichsten wäre. Aber als wir begeret haben ehlische Bücher, hat man uns nicht allein keine Bücher geben wollen, sonder hat man sie uns gar nicht wollen sehen lassen, sagend, der Desbarbar zu Constantinopel hette sie mit seinem Bistzhaft versiegelt, wann sie sie worden lößbrechen, wurde es ihren Kopf kosten; ritten also unverrichteter Sache nach Hause und brachten unsen Fastabend in Traurigkeit zu, weil hier keine Lust zu haben wahr. Nach dem Essen ritt ich mit ehlischen meinen Cameraten ganz um die Stadt, um selbe recht zu sehen; muß bekennen, sie pariret von außen so schön als eine Stadt in Türkei; ist mit einer schönen Mauer umgeben, schöne aufgemauerte Rundeln, auf deren eines ich noch 4 Stücke gesehen. Die Häuser in der Stadt sein noch mehrtheils lauter alte Christen Häuser, aber ganz auf türkisch aktivirt. Den 9ten hatte unser Abgesandter bei den Visier eine Privat Audienz; ferte des Morgens um 8 dahin in der Karosse, weil es schneiete; von Cavalieren war keiner mit als der Graf Hermstein, der Graf Arndel, der Baron Hoy und der junge Graf Vessle. Sobald sie in des Vizers Zimmer gekommen, hat der Visier seine Diener lassen alle herausgehen, damit keiner horte, was sie redeten. Unse Cavaliers sein aber in dem Zimmer geblieben, sein aber soweit zurückgestanden, daß sie nicht haben hören können, was sie geredet haben, sein deswegen heraus spaziren gängen, bis man sie auf einen Bruch Scherbet hat hineingerufen. Darauf sein sie wider nach Hause gefahren und ist diese Audienz nur gewesen, daß sie wegen der Granißer geredet haben, damit der Friede ihnen bleiben mochte.<sup>2)</sup> Selben Tag haben wir Schreiben von den Herrn General

1666 März 9

<sup>1)</sup> Matthias I. Corvinus, König von Ungarn, geb. 1443, regierte 1458—90. (Kronos II 397 u. ff.)

<sup>2)</sup> Der Wesir warnte u. a. vor den Untrieben der unzufriedenen Ungarn (Kronos III 601). Granißer = Grenzer, ein in ganz Osteuropa verbreiteter, aus dem Polnischen stammender Ausdruck.

Monte Cuculi<sup>1)</sup> empfangen, meldent, daß man zu Wien von des türkischen Botschafters Aufbruch noch nichts wüßte, deswegen wir alhie noch zweifelsohne ein Wochen oder 3 stille ruhen mochten, welches under allen eine große Traurigkeit causirte, doch mehr under denen, so von Wien alhie zu uns kommen wahren, als under uns; dan sie gar das schlechte Leben nicht gewonet waren, sonderlich alle Tage in den schlimen Wein ein Rausch zu trinken. Wir aber waren es so gewonet, daß wir mit Durst den anderen konten einen guten Rausch sehen; hetten es aber lieber in guten teutschen Wein, als türkischen Wein gethaen, dan dieser Fastnacht wahr gar zu schlegt.

1666 März 11

Den 11. hat der Bisier seine Guardia und seine Pagen, in die 200, sich laessen exerciren mit den Feret oder Worfspieß. Um solches zu sehen ist hinaufgeritten der Obriste Leßle, der Obrstleutnant Boner, Rumor und ich. Wir haben gesehen, wie sie bras auf einander gemorfen; aber dieses wahr ein Kinderspiel gegen dem, was wir zu Adrianopel gesehen haben. Der beste under allen Wersern wahr der Hasnador, ein französischer Renegat, Schachmeister vom Bisier, welcher mir vorgester auch ein Schnubtuch verehrt, als ich mit dem Graf von Sitrum bei ihme wahr. Bei diesen Feretwerfen wahr der Bisier selbst, war in einem Lusthauß und sahe zu. Wie es auß wahr, ritte er uns vorbei, ließe alle die Hoffstatt vorangehen, darauf 4 Handpferde folgen, darauf folgte er selbst, hinter ihm ritten seine Pagen und andere Bediente. Wie er gegen uns kam, bufeten wir uns zu Pferde, er hinjegen grueßte uns auch. Wir schickten unsern Dolmetsch hin zu ihme, ließen sagen, wir hoffeten es wurde ihme nicht zuwider sein, daß wir ihren loblichen Exercitijs hetten zugeschawet, worauf er uns hat sagen laessen, solches wehre ihne gar lieb und, wan wir begerten, so sollen sie sich noch 2 Stunde in solcher Arbeit exerciren. Wir haben uns der Hoslichkeit bedanket und seindt ihnen nachgefolget und nach Hauß geritten. Den Nachmittag um 2 Uhr kam ein Courier Gabriel, brachte uns die Zeitung daß die Aufwergelung den 17. sein solte, welches uns alle uberauß erfrewet hat.

- 12 Den 12. ging der Obrist Leßle, der Graf von Trautmanßdorf, Graf Palsin und der Krieggzählmeister wider per posta auf Wien. Selben Abent schickte der General Ruße von Comorra<sup>2)</sup> einen Fentrich

<sup>1)</sup> Graf Raimondo Montecuccoli, der Sieger in der Schlacht bei St. Gotthard, geb. 1609, † 1680 „Eine der sympathischsten österreichischen Feldherrngestalten im 17. Jahrh., dieser Italiener von allgemein anerkannter Reinheit und Tüchtigkeit des Charakters, der ein halbes Jahrhundert lang in der deutsch-österreichischen Kriegsgeschichte eine hervorragende Stellung einnahm und zugleich auch in der Wissenschaft des Krieges einen hochgeachteten Namen erwarb“. Erdmannsdörfer „Deutsche Gesch. 1648–1740“ I 368; vgl. auch Allg. D. Biogr. XXII, 183.

<sup>2)</sup> vgl. oben S. 239 Anm. 3; auch hier kann wieder nur Couches gemeint sein.



mit Wein, Bier und allerhand Wilspret zum Botschafter, ließ dabei sagen, wir sollten nur ausbrechen, dan er hette Zeitung, daß der Botschafter von Wien wurde auch ausbrechen und wurde die Ausweyung den 17. sein. Durch solche unvermuttliche Zeitung sein wir fur Freuden entzucket worden, haben darauf den 13. unsre Kuche vorangesandt in Willensß, den 14. zu folgen und unsß der Kristenheit neher zu zugeben. Ehe wir aber von hie gingen, hat der Wlsier den Abgesanten zu Gefallen 3, nemlich den Obristen Lehle den kaiserlichen Bibliothecarium und ein Dolmetsch die Biblioteca sehen laessen. Der Bibliothecarius aber saget, es sei nichts nutz mehr darein. Das beste, das in den Zimer gewesen sei, sein ehliche 60 Kasten und in sechlicher Kasten sein gewesen 1500 Rtaler; hett ich das Geld, ich ließe ihnen alle ihre Bucher gerne. Den 14., nemlich den ersten Sonntag in der Fasten, gingen wir nach gehorter Messe um 7 Uhr von hie und kamen nach gethanen 3 Stunden zu einer Palanka Halla Geisar,<sup>1)</sup> alwo man unsß mit 3 Stucken Geschuß empfangen. Der Pascha von Bossega, alsß Commissarius biß zu der Ausweyung, empfing unsß alhie mit seinen Leuten, 200 Reuter und seiner Musik, Scharmehen, Trompetten und Tromel. Derselbe Pascha wahr ein wacker, braver Man und von den Turken wegen seiner Thaten sehr estimiret, beschwegen er auch eine rhote Hauben mit 4 Federn vorn auf Kopfe trug. Er wahr mit einer Lygerhaut behangen wie auch sein Pfert. Sporen trug er, beschgleichen ich nie gesehen hatte; die Sporen waren eine Spane lang und das Ratt in der Sporen war breit wie ein kleiner holzener Teller. Den 15. langeten wir nach gethanen 6 Stunden zu Gran an, alwo unsß der Weeg mit ehliche hundert Man vor dem Doer entgegen kam und den Abgesanten mit Loesung 8 Stucken freuntlich empfing; wurden auch alle wol inquartieret. Weil wir aber bei den Abgesanten in einen offenen Zimer haben essen muessen und es eben schneiete und ein kalter Dag wahr, hat unsß herzlich gefroren und hat es in die Schuhsolen geschneiet; danoch so kalt es ihmer wahr, haben doch die Frosche so lustig gesungen, alsß wie mitten im Somer nie, welches doch zu verwunderen. Busbekius<sup>2)</sup> schreibet, er habe im Januario zu Buda oder Ofen die Frosche horen singen, aber da habe ich doch solches nie gehoret, aber zu Gran habe ich ihrer Musik fleißig zugehoret. Aber das Waßer wahr auch warm von Naturen, ist wie ein Teich und ligt allernahest vor der Statt zwischen den Heusern. Selben Tag kam wider ein Expresser von . . .<sup>3)</sup>, gesandt vom Obristen

<sup>1)</sup> E. 341: Beruwar = ?

<sup>2)</sup> über diesen vgl. Zöcher „Gelehrtenlexikon“. B. machte gegen Ende des 16. Jahrh. eine Reise nach Konstantinopel, worüber er Briefe in lateinischer Sprache veröffentlichte, die 1604 auch in deutscher Übersetzung erschienen.

<sup>3)</sup> unleserlich.

1666 März 16

- Lesle, berichtet, daß man alda noch nichts von des türkischen Bot-  
 schafters Aufbruch wußte, deswegen wir wider sein genötiget worden,  
 stille zu liegen. Den 16. schickte uns der General Zousche<sup>1)</sup> wider  
 Bilprat, Wein und Broet, dan er wohl wußte, daß alhie Schmah-  
 17 haß regirete und sehr nichts vor Gelt zu bekommen wahr. Den 17.  
 am wider Zeitung, daß der türkische Botschafter auch selben Abent  
 sollte zu Raab sein. Darauf wardt angeordnet, daß wir den anderen  
 18 Tag, nemlich den 18. um 8 Uhr eßen wurden und darauf aufbrechen.  
 Selben Tag aber sein wir noch stille gelegen und ist den Abent des  
 Graf Souches sein junger Sohn zu uns komen und den Abgesanten  
 geladen auf Comorra. Der Abgesanter aber hat sich entschuldiget  
 19 wegen der Ungelegenheit. Den 19. gingen wir des Morgens gar  
 frue fort, begleitet durch unsen Commissarien, den Bassa, und durch  
 den Beg von Gran, welche uns mit 300 Man zu Pferd begleiteten.  
 Die Nacht plieben wir in einem schlechten Dorf, so den Turken und  
 unseren Kaiser contribuirt. Alda schickte uns der Souches Karren,  
 20 damit wir die Turken alhie verlassen sollten. Den 20. elleten wir  
 zu der Aufsweglung, welche 2 Stunde von dem Quartier wahr.  
 Die Stunde wahr gegeben, daß die Aufsweglung um 10 Uhr sein  
 sollte. Wie wir aber da kamen, hat der türkische Botschafter von  
 Comora nicht aufbrechen wollen, praetendirent noch ehlliche ruckstendige  
 Gelber, hat uns deswegen in freiem Felt von 8 Uhr biß 4 des  
 Abents warten laßen. Enlich wie er zu Schiffe ankam, hat die  
 Bestie noch nicht zum Schiffe heraußwollen, biß alle seine Schiffe,  
 so in 32 befunden, besamen wehren. Weil es uns aber zu lang  
 wehrete, sagete unser Botschafter, er wolte ohne Aufsweglung weg-  
 fahren. Darauf hat der Beeg von Gran dem türkischen Botschafter  
 gesagt, er sol sich zu dem Schiff heraußsichern, oder sie wolten ihn  
 mit Gewalt machen heraußgehen. Darauf ist er alßbalt komen und  
 ist die Aufsweglung geschehen wie zuvor, aber nicht so freuntlich,  
 dan unser Botschafter sehr erzornet, daß man uns solange warten  
 ließ. Wir sein darauf nach 4 Stunde weitergefahren und mit großer  
 Freud den kristlichen Boden erreicht an ein gar schlegles Dorf . .  
 .<sup>2)</sup>, alwo wir um 9 Uhr in der Nacht haben unsere Fruesstuck,  
 Mittagmahl und Abentmahl zusamen gehalten. Bei der Aufsweglung  
 kamen viele Officirer auß Comorra und Raab, um selbigeß zu sehen;  
 wahren aber keine andere Ceremonien, alß bei der ersten Aufsweglung.  
 Dieses aber war zu observiren, daß die Turken, so ihren Botschafter  
 wider empfangen, dermaßen uber ihne erzurnet wahren, daß ihm die  
 Commissarij nicht haben wollen zum Schiffe wider begleiten, sondern  
 21 ist ganz schlegt mit 2 Pagen wider zu Schiffe gangen. Den 21.  
 gingen wir auf Raab, alwo uns der Generalleutenant Montecuculi

<sup>1)</sup> f. o. S. 239 Anm. 3 u. 242 Anm. 1.

<sup>2)</sup> In der Handschrift statt des Namens eine Lücke.

ein Canonschueß vor der Statt mit ehlichen Officiren besegnete. Der General ritte zu Pferd, hatte aber seine Carate (?) bei sich. Wie er bei uns kam, stige er herunter und gab uns allen die Hand, nam den Botschafter bei sich in seine Carozen, wir ander ritten ein Theil und ein Theil shoreten. Wie wir nun an die Statt kamen, wurden ehliche 30 Stude geloset; geraht vor dem Doer hielten 2 hundert Husaren zu Pferd, gleichsalß stunden auch 4 hundert Heibucken und 4 hundert Teutschen in armis, so dreimahl Salve gegeben, als wir vorbeimarchirten; auch haben die Soldaten in den Außenwerken durch die Schanzkorbe bras Salve gegeben. Wie es nun eben Sontag wahr, so furten wir gleich nach der Jesuiterkirche, stigen da ab und horeten Messe. Vor der Kirchen auf dem Platz stunden wider ehliche 100 Musketirer, gaben wider doppelte Salve. Nach der Messe farten wir zum Schloesse, alwo wider alle Stude geloset wurden und wurde darauf eine Tafel von 32 Personen zubereitet und wie herlich und pompos der General tractirte, kan ich nicht sagen. Von allerhand Wein als Retar-, Rein-, Muskateller, italienischer, spaniger und was man begerte. Zu des Kaisers und des Konigek in Spanien Gesundheit wurden 3 Stude geloset. An der Tafel waren mit: 2 Grafen Esterhasi, so die Husaren comandirte, des einen Grafen seine Liebste, der Obriste Jemon; der Obristleutenant Muller, 2 Frankosen, der Hauptman von den Margraf von Baden, ein Maltefferritter mit Nahmen . . . .<sup>1)</sup> und der Rittmeister . . . .<sup>1)</sup>, der Hauptman, der Graf von Trautmansdorff, der Hauptman Baron Volker und der Graf von Dieterichstein. Die Gesundheitien gingen dermaßen stark herum, daß wir alle mit guten Neuschen nach Hauß gingen. Der Abgesante logirte in dem Schloesse, wir andere waren in der Statt logiret, in gute Heuser bei gar hoslichen Leuten, aber schir alle Fleischhader. Den Montag, nemlich den 22., lagen wir stille. Den Morgen hatten wir eine Musikfehmeße in der Jesuiterkirche durch unse Musifanten und Trompetter. Nach der Messe shorte die Generalin gleich wider zum Schloesse, wir gingen und besahen, das Jesuiterkloster, ist aber nicht gar sonderliches. Hernacher gingen wir wider zur Tafel und wordt wider so herlich tractiret und sterker getrunken, als den vorigen Dag, aber das nur zu unses Kaisers Gesundheit allein geschossen wordt. Den Abent hat der Graf Trautmanßdorf unser ehliche noch zum Nachtmahl geladen, alwo wir noch gute Freundschaft gemacht und sein gar lustig gewesen. Den 23. brachen wir mit Losung der Stude von Raab<sup>23</sup> auf und begleitete der General den Abgesanten auß der Statt und alle Volker waren wider inß Gewehr und gaben Salve. Selben Tag kamen wir um 12 Uhr zu Ungers Altenborg an, alwo uns der ungrische Graf Treßkowitz<sup>2)</sup>, ein selner waderer Man, vor der

<sup>1)</sup> In der Handschrift statt des Namens eine Lücke.

<sup>2)</sup> Dieser Name ist erst nachträglich, aber von der gleichen Hand hinzugefügt.

Statt nebenß den Grafen Borgas und Graf Zeji, Kamer-Präsidenten, neben sich zweihundert Pferde empfang, furte uns in sein Schloß, so gar schon wahr, tractirte auch uberauß herlich. Wie wir halt halb abgeheßen hatten, kamen ehlche 30 ungrische Edeleute, so under ihne gehoren, gingen alle in einer langen Rei hinter ihm stehen und warteten auf; er ließ ihnen aber in groeßen verguldeten Pocalen lustig Wein schenken und brunken sie dapfer herum, dan die Ungern sein starke Drenker und bestehet ihre Pragt darin, wan sie soviel Edeleute haben, die ihnen aufwarten; dan es Grafen in Ungern hat, die bei die 100 Edeleute under sich haben, die ihnen taglich aufwarten und Bezalung haben, auch Futter vor die Pferde, wie

1666 März 24 in specie der Graf Esterhasi. Den 24. brachen wir mit Losung des Geschuß wider auf und gingen durch uberauß schoneß ebenes Land und Felber, passirten 4 ungrische Dorfer und langeten nach 7 Stunden zu Bruch in Ostreich<sup>1)</sup> wider an und haben also Turkei und Ungerland hinterlaßen mit den Beding, nie wider auß Wormiß oder Lust hineinzugehen, es sei dan, daß ein ander den Beutel zih. Bruch ist ein kleineß feines Stettlein, hat seine Heuser. Der Graf von Harag hat hie ein feines Schloß, er wahr aber nicht da. Wir bekamen alhie auch wider frische Wagen, wie wir schon zeit der Auswegelung alle Tage gehabt hatten, welches große Ungelegenheit machte in Auf- und Abladen. Zu Bruch kamen der Obriste Reßle und der junge Graf Lamberg wider zu uns, brachten mit, wir sollten in Wien wider einen pomposen Eintritt halten und alßbalt Ihr Mayestaet die Penbe kuchen, welches unsen Abgesanten sehr erfreute, dan solche Ehre noch keinem Botschafter zuvor widersahren wahr.

25 Den 25. langeten wir nach 4 Stunden zu Schwedheit, einen Marktflecken an, hatten gut Quartier alle samentlich. Alhie kamen selbigen Tag vieler Hern Camerdiner und Aufwarter auß der Statt Wien, den Heren Botschafter im Nahmen ihrer Heren zu beneventiren.

26 Wir lagen den 26. alda stille und präparirten uns zu einen herlichen Einzug. Selben Tag kamen viele vornehme Heren zu dem Botschafter, ihne zu gratuliren wegen seiner glucklicher Wiberkunft. Under anderen kam der Obriststalmeyster Her Graf von Dietrichstein selbst, den Abgesanten zu beneventiren. Der englische Envoyé wahr auch dar und andere Obristen und Officir. Bei der Tafel wahr aber keiner alß der Obriste Coprova, der Graf von Dietrichstein und Sainthilaiz; der Graf von Trautmansborff wahr da, wolte auch bei der Tafel bleiben, well man ihne aber schlegt abpeisete, ging er nach seinem Quartier, nahm den Graf von Herberstein, Baron Fünfsirchen und mich mit sich, tractirte uns gar wohl und gab uns beßer Wein, alß unser Botschafter zu trinken. Wie wir an der Tafel waren, schickete der Botschafter zu uns, ließ bitten der Graf sol mit uns zur

<sup>1)</sup> = Bruch an der Leitha.

Tafel komen, sagent es wehre Platz zu sitzen dar, welches den Grafen verschmeßete und blieb mit uns sitzen, sagent er hette keine Zeit, er mußte wider auf Wien.

Den 27. brachen wir um 8 auf zu der Statt Wien, fohreten 1666 März 27 alle Cavalier in des Abgesanten Carossen biß zu den Augustinieren vor der Statt. Alß wir aber von Schwachheit aufbrachen, bejegnete der Fürst von Sulzbach<sup>1)</sup> den Abgesanten, beneventirte ihm und ritte wider davon. Bei den Augustinieren hort der Botschaster Meße, nach der Meße setzten wir uns alle zu Pferde und wardt der Einzug gehalten wie der Aufzug. Wie wir zu Hofe kamen, wordt der Botschaster alßbalt zu Ihr Mayestait geruset, rebete mit ihne eine halbe Stunde allein. Darnacher wordt der Her Residente allein gefordert, wahr nicht lange darin. Darauf folgten wir und küßeten dem Kaiser die Hand; von danen gingen wir zu der alten Kaiserin, welche uns empfing, eben wie der Kaiser. Sobalt dieses vorbei wahr, da ging der Epilogus unser Comedie von Theatro weg und der Abgesante sagete, alleß ist geschehen, ein jeder gehe, wo er wil, ladete uns aber alle zur Tafel. Wir warteten bei Hof biß der Kaiser aesse, da fortan wir mit dem Graf Lesle in seinen Carossen mit 2 Pferden bespanet nach seinem Hauß, hatte auch keine Trabanten oder Lackeien mit Gewehr bei sich, dan er kein Botschaster mehr wahr. In seinem Hauß setzete er sich under an der Tafel, tractirte uns herlich und magnifische. Nach der Mahlzeit nahm ein jeglicher mit großer Dankagung Abscheit von ihne; wie es aber manigen von Herzen gangen, weiß Gott. Hiemit hatte dieser Actus oder Schauspiel ein Endt und ein jeder wahr vor sich und suchte sein Quartier, Gott dankent, daß er wider in die Kristenheit mit Gesundheit gelanget wahr.

Finis der türkischen Botschaft anno 1665  
den 25 May biß 1666 den 27. März.

<sup>1)</sup> Der Pfalzgraf von Sulzbach.

Nachtrag: Bezüglich der mehrfach in den Anmerkungen angeführten Büschingschen „Erbbeschreibung“ bemerke ich, daß ich stets nach der Ausgabe von 1788 zitiere. — Zugleich benutze ich gern die Gelegenheit, Herrn Geh. Archivrat Prof. Dr. Philippi für die gütige Unterstützung, die er mir vor allem bei der Korrektur durch vielfache nochmalige Vergleichung der Originalhandschrift angedeihen ließ, auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen.

## VII.

### Miszellen.

---

Meininghaus, Aug., Dr. der Staatswissenschaften, Die Grafen von Dortmund. Ein Beitrag zur Geschichte Dortmunds. Dortmund, im Verlage des Historischen Vereins Dortmund. 1905. VI u. 265 S. Mit einer Stammitafel, einer Siegeltafel und einer Karte der Grafschaft Dortmund von 1804.

Die hübsch ausgestattete Arbeit bedeutet einen erfreulichen Fortschritt in der vor nunmehr 30 Jahren durch Mübels klares und weitschauendes Arbeitsprogramm (in den Dortmunder Beiträgen, Heft I) vorgezeichneten wissenschaftlichen Ergründung der Geschichte von Dortmund. Das Sondergebiet der Grafengeschichte konnte wegen seiner bestimmten Abgrenzung und des reichen, größtenteils noch unverarbeiteten urkundlichen Stoffes besonders zur Arbeit locken. Krömmers Werk über die Grafen (1858) war veraltet, Vorarbeiten zu einer Neubehandlung hatten Mübel in seinem Aufsatz über Grafschaft und Stadt (Beitr. V, S. 53), Frensdorff in seinem geschichtlichen Vorwort zu seinen Statuten und der Referent in seiner Herausgabe der Lehnsmannenverzeichnisse der Grafen Konrad IV., V. und VI. (ebd. S. 29) gegeben. Das Verdienst der Arbeit von Meininghaus beruht nun in sehr fleißiger Quellsammlung und gewissenhafter Prüfung und Sichtung der aus den Urkunden sich ergebenden geschichtlichen Tatsachen. Er behandelt den gesamten Stoff in 10 Abschnitten: die staatsrechtliche Stellung der Dortmunder Grafen, das Grafschaftslehen, den Lehns- und der Allodialbesitz, die Grafengeschlechter usw., schließlich die Wappen und Siegel der Grafen, und schließt in einem umfangreichen Abschnitte (78 Seiten) die erläuternden Regesten, nach Grafengeschlechtern geordnet, an. Sechzehn ungedruckte Urkunden, meist aus dem vom Grafen von Bodelschwingh-Plattenberg an das Dortmunder Stadtarchiv geschenkten Hausarchiv von Idern, dem Wohnsitz des letzten Grafen von Dortmund, machen den Beschluß. Grevels wertvolle Sammlung der vollständigeren Idern-Regesten dient zur Ergänzung. Auch die Kirchenarchive scheinen fleißig benutzt. Den Schwerpunkt seiner Untersuchungen nun legt der Verfasser in die Feststellung, daß entgegen der bisherigen Annahme drei verschiedene Grafengeschlechter, die von Dortmund, von Lindenhorst und von Sted zu unterscheiden seien. Die Einschränkung dieses Satzes übernimmt er freilich selber schon durch die Erläuterung, daß die Lindenhorster nur einen Zweig der Hauptfamilie, der von Dortmund, darstellen. Bei der vorhandenen Wappengleichheit darf von einer Verschiedenheit der Geschlechter schwerlich gesprochen werden. Wohl aber

ist dem Verf. anscheinend der Beweis geglückt, daß mit Hermann, dem Bruder Graf Herbords († 1298), die Grafenwürde auf eine Seitenlinie übergegangen ist. Daß die Lindenhorster sich als Zugehörige zum Geschlechte der von Dortmund fühlten, beweist der Umstand, daß die alten Vornamen der Dortmunder Grafen, Herbold und Konrad, bis zum Aussterben der Lindenhorster stetig weiterleben. Auch nennt sich des ersten Lindenhorsters Hermann Sohn, Friedrich, ein Nichtgraf, in der Urkunde von 1319 nicht de Lindenhorst, sondern de Tremonia. Passend dürfte es meines Erachtens deswegen sein, die Grafen der ganzen Reihe, von Herbold 1179 bis auf Heinrich II. 1452, unter dem Namen Haus Dortmund-Lindenhorst zusammenzufassen. Auffallend ist, daß die Familie von Dortmund (Herbold, ihr Stammvater, lebt gerade zu der Zeit, wo die Familienwappen aufkommen) nicht statt der sechs Rechtsballen den Reichsadler der Stadt oder den Löwen von Saint Reinold (den daher auch Detmar Mülher ihnen fälschlich zuschrieb) angenommen hat. In den Regentenzahlen der Grafen stimmt M. mit den vom Referenten zum ersten Mal im Register zum 1. Bande des Dortmunder Urkundenbuchs (1885) dann in den oben angeführten Lehnsmannungsverzeichnissen, gebrauchten überein, unterscheidet jedoch richtiger für die Zeit von 1200 bis 1250 zwei Konrade, wenngleich die Identität des Grafen von 1200 und das von 1214 immer auf Mutmaßung beruhen wird. Die Zählung der folgenden Konrade bleibt, da M. den Konrad Stecke als Grafen trotz seiner Urkunde von 1320 nicht gelten lassen will, von jener Unterscheidung unberührt, nur daß Konrad II. zum III. wird. Auch die Regierungszeit der einzelnen Grafen behält M. im wesentlichen bei. Es muß jedoch bei den seit 1885 vermehrten Belegen hervorgehoben werden, daß noch jetzt eine besondere Beweisführung für die zwingende Ansetzung der einzelnen Grafen auf bestimmte Jahre unerlässlich ist; eine solche Untersuchung wird sich bei der Fülle und dennoch Schwierigkeit des Stoffes anziehend genug gestalten können. Wenn sodann der Verfasser der bisherigen Annahme entgegentritt, daß der Ort Lindenhorst der Ausgangspunkt der Grafen von Dortmund gewesen sei, so hat wenigstens Referent eine solche Annahme für die Zeit vor 1200 nicht ausgesprochen, im Gegenteil in der geschichtlichen Einleitung zu den Bau- und Kunstdenkmälern der Kreise Dortmund Stadt und Land mit Nachdruck hervorgehoben, daß nach seiner Ansicht der Sitz der ältesten Grafen auf der im Jahre 1115 zerstörten Burg neben dem Königshofe Dortmund zu suchen ist. Erst nach der Umgebung der Stadt mit Mauern, in der Zeit des Interregnums, erfolgte die Übersiedlung der Grafen nach jenem Bezirke im Innern der schützenden Stadt nahe der uralten Martinskapelle, der seitdem den Namen Grafenhof erhielt. Erst mit dieser Übersiedlung zugleich erhielt wahrscheinlich dieser Hof als Sitz des Königsvertreters sein Asylrecht. Die Vermutung von M., daß der Grafenhof

der älteste Sitz der Dortmunder Grafen überhaupt und ein zweiter Königshof sei, ist wohl nicht haltbar. An dem hohen Alter der Martinskapelle, deren Name auf ein ehemaliges Heiligtum des Mantelträgers Boban schließen läßt und in deren Umgebung sogar römische Terrastigillatatschalen gefunden sind, wird dadurch nichts geändert; auch gegen die Neberhoffsche Notiz, daß der Johannes-Altar in der Kapelle schon 1021 geweiht sei, erhebt M. mit Unrecht gelinden Zweifel. Zu bedauern ist, daß M. die älteste, doch nicht lediglich fabelhafte Geschichte des Dortmunder Grafentums, die Zeit vor den Dortmund-Lindenhorstern, kaum mit einem Worte berührt hat. Agina, Herzog Heinrichs Burgverwalter 939, ferner der auf der alten Burg vor dem Burgtore gefundene, jetzt im Museum befindliche kleine Bleisarg des 11. Jahrhunderts mit der Inschrift Liuhart et Svanehilt hätte erwähnt und in seiner Bedeutung gewürdigt werden müssen. Der aus dem Verfall der Burg und dem späteren Sitz der Grafen sich ergebende, oben angedeutete Schluß mußte gezogen oder widerlegt werden. Im übrigen enthält die Arbeit eine ganze Reihe guter Feststellungen. So erscheint durch die Untersuchungen des Verfassers die ungeklärte Frage nach dem Grafentum Konrad Stedes in der Hauptsache aufgeklärt; der Umstand, daß er mit den sechs Rechtsbalken, dem Wappen seiner Mutter, siegelt, geht offenbar auf sein Bestreben zurück, als erbberechtigter Inhaber der Grafschaft zu erscheinen. Zutreffend ist anscheinend ferner M.'s Entdeckung, daß unter dem zweifelhaften Orte Andonen die heutige Ortschaft Annen zu verstehen sei. Auch der Hinweis auf den ganz neuen Ursprung der heutigen Straßennamen Grafenhof und Martinsstraße ist angebracht. Zu Hermann von Lindenhorst, Kanonikus und nachher Prior zu Rappenberg (um 1440), konnte erwähnt werden, daß sein Wappen sich noch heute an einem der geschnitzten Chorstühle des fünfzehnten Jahrhunderts in der Stiftskirche zu Rappenberg befindet. Statt Punctinbuch (S. 37) muß es heißen Puntinbuch oder Puntingbuch. Eine wertvolle Beigabe ist die Grafschaftskarte von 1804. Auf Grund der vom Verfasser (S. 19, Anm. 5) erwähnten Haselhoffischen Karte hätten in ihr passend die Grenzsteine von 1567 eingetragen werden können; sie sind zum Teil noch in situ vorhanden, tragen aber, soweit mir bekannt, nicht die vom Verfasser angeführte Aufschrift, sondern nur Jahreszahl und Wappen.

Durch die sorgfältige und umfassende Sammlung der Quellen und durch die eingehende Behandlung der Hauptfragen der Grafschichte wird die erste größere historische Arbeit des für die Geschichte seiner Vaterstadt warm empfindenden Verfassers bleibenden Wert behalten. Angenehmer für die Lesbarkeit des Werkes würde es sein, wenn von einem zusammenhängenden, die Entwicklung des Dortmunder Grafentums, seine frühe Blüte und seinen langen unaufhaltsamen Niedergang samt dessen Ursachen schilbernden Texte die



Masse des erläuternden Stoffes und der begründenden Anmerkungen getrennt und jener zusammenhängenden Darstellung ein breiter Raum gegönnt worden wäre. Die einzelnen Persönlichkeiten der Grafen wären dann lebensvoller vor uns hingetreten. An anziehenden, ja ergreifenden Einzelheiten dieser Geschichte eines vergeblich gegen die Bürgermacht einer kraftvoll aufblühenden mittelalterlichen Stadt sich wehrenden ritterlichen Geschlechtes fehlt es nicht; tragisch wirkt in diesem Zusammenhange die Hinrichtung des angeblich in den Verrat Ryses von Byrbede verwickelten Junggrafen Konrad durch den Rat der Stadt 1378. Auch die in der Dormunder katholischen Propstkirche befindliche Grabinschrift des letzten Grafen Johann Stecke konnte, obwohl schon bei Krömede angeführt, noch einmal mitgeteilt werden. Warum in einer Monographie dies alles so kurz abtun? Die kurze betrachtende Schlußbemerkung von kaum einer Seite über Glanz und Verfall des Grafentumes reicht nicht aus. Vielleicht behält sich der Verfasser eine solche, auf sichere Forschung gestützte fließende und zusammenhängende Darstellung der Grafengeschichte zu einer nächsten Veröffentlichung vor, nachdem jetzt durch sein Verdienst die grundlegende Vorarbeit getan ist.

Bartenstein.

E. Roeske.

### **Eine Sensenschmiede bei Plettenberg nach dem 30jährigen Kriege.**

Von A. Meister.

Es waren im 18. Jahrhundert drei Arten der Sensenfabrikation in der westfälischen Grafschaft Mark heimisch: die Erzeugung der sogenannten weißen Sensen, dann die Plettenberger Sensen und ferner die Herstellung der blauen Sensen.

Die weißen Sensen sind benannt nach dem weißen Aussehen, das sie durch das Schleifen gegen den Umlauf des Rades erhalten. Ihre Heimstätte in der Mark war das Thal der Ennepe, wohin ihre Fabrikation aus dem Bergischen verpflanzt worden war. Infolge von Zunftstreitigkeiten waren 1687 einige Sensenschmiede aus Kronenburg ausgewandert und hatten sich an der Ennepe niedergelassen, um deren Gefälle auszunützen und Hämmer für die Sensenbereitung anzulegen. Als Material zum Schmieden wurde märkisches Stabeisen verwandt; und als die märkische Stabeisensabrikation zurückging, bezog man Ersatz aus dem Herzogtum Westfalen, aus Nassau und Dillenburg. Die Fabrikation der weißen Sensen kam

so in Blüte, daß 1790 sämtliche Fabrikanten dieses Artikels eine vereinigte Gesellschaft begründeten, die auf einem jährlichen Pflichttage gemeinschaftlich ihre wirtschaftlichen Interessen beriet und gemeinsam Beschlüsse faßte. Um 1800 wurden in diesem Gewerbszweig 34 Hämmer mit 85 Feuern gezählt.

Die Fabrication der blauen Sensen wurde erst 1763 in die Mark eingeführt. Sie stammen aus Steiermark, wo man das Verfahren ihrer Herstellung wie ein Geheimniß hütete. Eine blaue Farbe hatten sie deshalb, weil sie ganz aus Stahl angefertigt waren. Ihre Haupterzeugungstätte in der Mark wurde Hagen und Umgegend.

Die Plettenberger Sensen standen ihrer Qualität nach in der Mitte zwischen den weißen Sensen des Ennepetales und den blauen Sensen des Hagener Gebietes. Durch ein anderes Schleißverfahren haben die Plettenberger ein besseres Erzeugniß als die Enneper erzielt. Ihrem Alter nach aber war die Plettenberger Sensenschmiederei von allen drei Arten die älteste in der Mark. Aus dem unten abgedruckten Dokumente geht aber hervor, daß nach dem 30jährigen Kriege das Plettenberger Eisengewerbe ganz darnieder lag und daß der Eisenhandel von Plettenberg sich nach anderen Märkten verzogen hatte. Es waren in Plettenberg nur zwei Sensenschmiede in abhängiger Stellung als Gesellen zugelassen. Diese beiden Gesellenstellen waren damals besetzt.

Da entschloß sich der Sensenschmied und Plettenberger Bürger Peter Dell eine eigene Sensenschmiede mit Wasserkraft zu errichten, und zwar außerhalb Plettenbergs an der Elbe, kurz ehe diese in die Venne mündete. Seine Eingabe an den großen Kurfürsten, in der er um die Erlaubniß bat, hat folgenden Wortlaut:<sup>1)</sup>

Durchleuchtigster Churfürst und gnädigster Herr

Ew. Churf. Durchlaucht geben unterthanigst zu erkennen, was gestalt ich hieselbsten zu Plettenberg das seisenschmidt handtwerk allhie gelehrt, aber weils nicht mehr als 2 seisenschmidten allein sind, die ihr heirn haben, nicht treiben kann, es wehre dan daß ich auch eine eigene schmitte, so von wasser getrieben werden muß, zur hand habe.

Nun habe beneden Plettenberg uf der Elsen als einem privato flumine der stadt Plettenberg, da dieselbe halb in die Lehne felleet, mir dazu einen bequemen ort wiewol derselbe weit von der stadt gelegen außersiehen, daß dahin eine schmitte mit hülffes hülff gern bawen und wegen des places mit der stadt und sonsten andern interessinten zu handeln vermeine, glaube ich nicht, daß mir darin einig einperrung mit beständigem grund gemacht werden könne, nur allein wan von Ew. Churf. Durchlaucht gnädigst bewilligung con-

<sup>1)</sup> Auf der Rückseite: unterthanigst puplication pro obtinendo consensu Peter Dell Burgern zu Plettenberg über eine newe seisenschmitte uf der Elsen unter Plettenberg. von anderer Hand darüber: praesentatum 18. merz 1656.

sensum und bestattung in aller unterthänigkeit erlangen mögte. Wan nun hiesige stadt Plettenberg durch das langwurige kriegswejen also verborben, daß die allhie gewesene iernhandel sich uf andere örter vertrieben, durch diß mein vorhabendes werck der gemeine nutzen nicht gemindert, sondern wider verbessert wirt, so gelangt zu Ew. Durchl. mein unterthänigst bitt, dieselbe geruchen sothan mein vorhabendes gebäu gnabigst zu biwilligen und zu bestattigen und daruber ein offenes patent zuerteilen

Ew. Churf. Durchlaucht  
unterthänigster

Peter Dell burger zu Plettenberg.

Es liegt kein Grund zur Annahme vor, daß das Gesuch abschlägig beschieden sei. Indessen ist nur noch die Anfrage der Cleve'schen Räte beim Richter von Plettenberg in den Akten zu finden, ob jemand bei diesem Gesuch Dell's interessiert sei, und was er jährlich an Flußgeld zu zahlen bereit sei, beziehungsweise, was in solchem Fall zu zahlen üblich sei.

Das war im Jahr 1656. Seitdem hat das Plettenberger Sensengewerbe einen raschen Aufschwung genommen. 1755 berichtet Johann Dierrich von Steinen<sup>1)</sup>: „besonders finden sich hier [in Plettenberg] viel Sensenschmiede“.

Nach dem siebenjährigen Krieg, als das Eisengewerbe in der Mark allgemein eine lebhafte Entwicklung entfaltete, da nahm auch die Sensenfabrikation daran Teil. Sensen und Futterklingen wurden die beliebtesten Artikel des märkischen Schmiedegewerbes. Schon um 1780 wurden Sensen an 120 Feuern geschmiedet; davon befanden sich allein 81 bei der Stadt und im Gericht Hagen — also zur Herstellung der blauen Sensen, 30 im Gericht Schwelm für die Enneper Sensen, und 9 bei Plettenberg.

## Vom Schweinetürmchen an der südlichen Seite des Lambertikirchhofes.

Von Dr. Hupstensk.

Guillaume schreibt in seiner topographisch-historisch-statistischen Beschreibung der Stadt Münster 1836: „Das vor 3 Jahren abgebrochene sogenannte Schweinethürmchen an der südlichen Seite des Lamberti-Kirchhofes war eigentlich ein Brunnenhaus, in welchem eine Glocke hing, mit der bei außerordentlichen Gelegenheiten insbesondere beim Beginne des Schweinemarktes geläutet wurde. Eine alte Prophezeiung sagt, wenn das Schweinetürmchen nicht mehr stehe, dann werde großes Unglück über Münster kommen.“ Die Bestim-

<sup>1)</sup> Westfälische Geschichte VIII. Stück S. 11 f.

mung des Rates, auf dem fraglichen Brunnen eine Glocke anzu-  
 bringen, wurde im Jahre 1624 getroffen. Im Ratsprotokolle heißt  
 es da unter dem 13. Juli: „Ward beschloffen und den kemmern  
 comittirt, ein glöcklein an St. Lamberti-pütz anzuhängen, so zu allen  
 markttagen durch die marktmeister hora decima zu leuten pro signo,  
 daß alsdan die fremden und eher nit kaufen mögen.“ Auswärtige  
 Kaufleute sollten den Bürgern nicht zuvorkommen. In diesem Sinne  
 verfügte die Behörde am 19. Dezember 1768: „Ist hiemit resolviret  
 und beschloffen, an denen sämtlichen wirthshäuseren durch die raths-  
 diener bekant zu machen, daß, wan tages vor den markt-tag bey  
 ihnen in die ställe schweine eingetrieben werden, dieselbe nicht vor  
 denen ställen, in und außerhalb deren häuseren sollen verkauft, son-  
 dern des anderen morgens zu gewöhnlicher zeit auf den markt ge-  
 trieben, sodan allein verkauft werden, und hat ein jeder wirthschafter,  
 auch bürger, dieses denen frömbden, so bey ihnen mit schweinen ein-  
 fahren, bey 5 goldgulden zu verwürdenber straf bekant zu machen,  
 und falls alsdan der frömbder diesem zuwider leben thäte, selbigen  
 dem hern stadtstrickern, oder einem deren heren bürgermeistern sofort  
 bekant zu machen, und zwarn bey verdoppelung der obigen straf.  
 Falls nach bekanntmachung ein frömbder diesem verbott zuwider han-  
 deln würde, soll dem befinden nach mit der confiscation deren  
 schweinen verfahren, obsonsten derselbe arbitrair gestrafet werden.  
 Wird es sowohl einheimischen als frömbden bei arbitrairer straf ver-  
 botten, ehe, und bevor das zeichen mit der glocke gegeben, ganze  
 tristen oder einen großen theil davon auf einmahl anzukaufen; wan  
 aber solches zeichen gegeben, so stehet es ihnen frey, stück- oder troups-  
 weise aufm markt die schweine anzuhandeln. Wird zur gebung des  
 zeichens, nemlich läutung des gewöhnlichen glöckchens, vorerst bis  
 anderwärtige verordnung glocke ein uhr bestimmt, und wird denen  
 marktmeistern nicht nur dessen verjüngung anbefohlen, sondern auch  
 selben aufgegeben, von denen auf dem markt etwa vorfallenden  
 unordnungen, wie auch von dem marktgang, an den hern stads-  
 richter und ältesten hern bürgermeistern jedesmahl zu referiren, mithin  
 ist denen rathsbdieneren die befolgung dieses conclusi anbefohlen.“ Die  
 Beseitigung des Schweinetürmchens verlangte ein Erlaß des fürstbischöf-  
 lichen Geheimen Rates vom 11. Juli 1775: „Wir haben die ver-  
 fügung getroffen, daß um Lamberti kirchhof, wo die häuser des soge-  
 nannten hölzernen mannes abgebrochen worden, auf kosten der straßen-  
 kasse zur gierde der stadt eine schickliche mauer werde gesetzt werden.  
 Da nun das ansehen des markts noch mehr verschönert wird, wenn  
 das am kirchhof stehende tobtengräberhaus und das sogenannte  
 schweinetürmgen fortgeschafft, und der nothbrunnen bergestalten zu-  
 gebedet werde, daß solcher im nothfall füglich gebraucht werden  
 könne, so haben wir solches zur ferneren beförderung hieburch an  
 handgeben wollen.“ Der Senat beschloß, gegen diese Anordnung

beim Landesherrn vorstellig zu werden, und legte in einem Schreiben seine Bedenken also dar: „Das tobtengräbershaus stehet völlig auf dem kirchhof, der tobtengräber prästiret darvon jährlich an den kirchenprovisoren 16 reichsthaler, sonst ist es von bürgerlichen lasten frey, mithin hat magistratus darüber keine bittmäßigkeit noch sonst etwas zu sagen. Der augenschein führet es mit sich, daß weder besagtes haus, noch auch das schweinethürmgen jemanden ein gehen oder fahren die allergeringste hinderung machen, oder auch am prospect des markts etwas benehmen. Das ansehen des markts wird durch die fortschaffung des schweinethürmgens um desto weniger verschönert werden können, als dasselbe vielmehr dem markt zur besondern zierde gereichet. Sowohl in rücksicht auf den unter dieses thürmgen obhandenen nothbrunnen, als das darauf hangende marktglöcklein ist dessen beybehaltung dem publico allerdings nützlich und nothwendig, insbesondere ist aus der anlage gnädigst ersichtlich, zu welchem ende solches glöcklein dem gemeinen weien dem unfürderlichen herbringen nach dienen müsse, und daß nebst beständigen unordnungen und irrungen auf den markttagen großer schaden und nachtheil für die stadtseingeseffene eben so unvermeidlich seyn, als bey entstehender feuersnoth die äußerste gefahr für die stadt zu befürchten ist, wan mit dem thurm das glöcklein fortgeschaffet, und der brunnen zugebedet werden soll, wessen eröffnung kentlich weit mehrere beschwerlichkeit und verzögerung nach sich ziehet. Zudem wird es dem fürstväterlichen gnädigsten ermessn unterthänigst anheim gestellt, wie bey der bewantnuß, daß die straßentasse schon in einer schuldenlast von mehr dan 6000 reichsthaler versetzt, den stadts eingeseffenen doppeltes straßengelb aufgebürdet, denselben auch der neue impoßt an den thoren von 7 Pf. zur last fallet, es verantwortlich sein möge, dieselben annoch ferners ohne noth zu beschweren, und die zum nöthigen straßenbau gewidmete gelder auf eine angebliche verschönerung zu verwenden, um dadurch den fernern straßenbau, wie in diesem jahr wirklich ist, zurück zu stellen.“ Das Schweinethürmchen blieb in der That bestehen, auch nachdem es seinem zwecke nicht mehr dienen konnte. Am 19. Oktober 1778 erging nämlich nachstehender Erlaß des Geheimen Rates: „Damit das auf dem principalmarkt neu verfertigte pflaster durch das darauf vorhin gehaltene viehmarkt nicht mehr verborben werde, so haben wir für gut befunden, solches von da ab nach dem neuen thore zu verlegen, alwo von uns dazu ein platz mit holz abgesehet ist. Wir haben euch solches mit dem auftrag unverhalten wollen, damit diejenigen, so daran gelegen seyn kann, in specie dem marktmeistern die erforderliche weisung im besondern gegeben werde, daß das zum verkauf ankommende hornvieh und schweine auf keinem anderen, als dem mit holz abgesehten plaze getrieben werde.“ Die Einwendungen des Rates, welcher die Königsstraße oder die zu Peter und Paul, auch Laurentiabende, vor

Ludgeritor bezw. dem Neutore benutzten Plätze vorschlug, hatten keinen Erfolg. Daß die Neuerung nicht alsbald entschiedenen Eingang fand, läßt sich begreifen. Am 12. Dezember 1782 sah sich der Geheime Rat zu der Beschwerde veranlaßt, „daß bei dieser Jahreszeit die zum verkauf hereingebrachten schweine auf öffentlichen straßen überall vor den häusern verkauft, und dadurch die straßen nicht allein verunreinigt, sondern auch verdorben werden.“ Er befahl deshalb, „die marktmeister ihres amtes zu erinnern, obsonst bestermåßen zu veranstellen, daß dieses beschwer und diese polizeywidrige annahme gänzlich abgestellt, mithin der gnädigsten verordnung zufolge, die schweine ebenso wie das rindvieh nirgendwo auf den straßen, sondern allein auf dem dazu angewiesenen neuen viehmarkt am neuen thor zum verkauf ausgestellt werden.“ Eine Zeichnung des Schweine-türmchens befindet sich im Besitze des Herrn Amtsgerichtsrates Steinbicker. Das Glücklein ist an das Krankenhaus zu Seppnrade gelangt.

### Ein Wilttschreiben Gerhard Gröningers an den Rat der Stadt Münster vom 7. Januar 1636.

Von Dr. Huyskens.

Pax † Christi.

Groisgunstige, gebeittende heren. Demnach vor beiffem hundertt riedsdaler von den armen Dispinges seindt aufgenome undt ich ein zeit von jaren bei pensiones darvon bezaltt habe. Das gelbt aber hett Albertt zum Hülse enttfangen, darmett er bei angenomen arbeit an heren Jobst von Borden zu haus Darveltt perfecteren wolt. Darus dan zu erseen ist, das ich von gemelten hundertt riedsdaler nicht einen pennig enttfangen. Gelichwoll beweille den armen ein jar oder ettlich pensiones restieren, als hatt der emonitor Gerhardus Frederici an e. e. herlicheit angehalten, das man mich darum solte discutieren, so habe ich mitt gemelten emonitor darhin gehandelett, das ich im erstlich eines jares pension bezale undt bei noch übrigen restierende jaren zwische hir und oistveren bezalen wil, darmitt soll bei discution abscast sein. Als ist mein underbeinslich bitten, das e. e. herlicheit darhein verstean wolten, das ich zwischen heit undt oistveren dormitt verschonett werde. Dan ich, geleibt es goibt, dar inttzwischen bearbitten wil, das ich meine sculde, so vil muellig, einkomme, auch meiner kostbaren verfertigte arbeit verkauffen undt allen meinen creditoren gelbt geben wil. Darzu sich auch scriftlich an mir guitttherrtlich undt freiwillich erbotten hatt der her praelat Benedictus Laidt, abt zu Bruel undt der roimeschen kaiserlichen matestät raidt, das er mir so vil gelbt seiden wil, damit sein elterliches haus nicht angeflagen werde, wilches im ein grois spott voren

unbt mein unbt der meynen verderbens. Dem aber vorzukommen, haben ich unbt meine hausfrowe ernstlich heinauf zu ihr hochwürden gescriben, das uns bei angerepresentirte hülff baldt moichte zukommen, darmit wir nicht moichten von unser creditoren überfallen werden. Als haben wir so vil awissen bekommen, das ihr hochwürden in dem werd begriffen, das wir sollen zwischen hir unbt oistern sollen sovil gelbes bekommen, darmit wir konnen entsezt unbt unser schulde bezalt werden.

Ist derothalben mein underbeinstliche bitte unbt begeren, das e. e. herlicheit mir wolten bei gratia erzeige, wie ich vorehen gebetten habe, das ich von meinen creditoren bis oistern moichte befreiet unbt unser haus unangeflagen verbleiben. Da der her praelate, ich unbt mein frowe unbt kinder wider verschulden konnen, sein wir zum hogesten mitt schulbigen gehorsam als bürger verpflichtet; erwarten also eines gutten bescheids.

Bitte auch e. e. herlicheit, beweihe disse hundert rickes daler zu her Jobst von Borden zu Darvelt seinen hauffe verbrauchett sein, wolten das loen von goidt nemen und mich die handt beiten, wans ummer muglich sein kan, darmit mich her Jobst oder her Heidenrich von Borden bezale, darmit ich meine creditoren bezalen kan, dan mich restiret von sei achte hundertt zwe unbt dreissich rickesdaler, wie dasselbige der ehrnfester her Henrich Wittfeldt, dero rechten licentiat unbt sindicus beffer loblichen staedt Münster wol weiß und mich die materi unbt reschenschaft, wilche ich gegen bei von Borden an ein ehrwürdig Doem capittel eingegeben habe, gemacht: darauf decretum capituli erfolgett, das man mich solte klage lois stellen, wilches sei alles in den luift slagen. Bitte derhalben, wan e. e. herlicheit meiner wolten erbarmen unbt mich erlauben, wan dei gebrüder von Borden heir eitwan korn oder andere gelb gewerbe von Darvelbt her binnen brechten, das ich bei mochte anhalten unbt zu mir nemen. Daran, glaube ich, geche, was goidt gefalle unbt rechte were. Wilche ich mitt meiner frowe und kinderen mitt unserem schulbigen gehorsam unbt innigen gebedt zu goidt vor e. e. h. lange leben, glücksalige regerunge zu disse hoch betrubten zeitten nicht willen ermangelen lassen, dan es ist verbeinett loen. Gescriben den 7 januarii 1636. E. e. herlicheit allzeit underbeinstliche, gehorsamer bürger M. Gerhardt Groninger, statuarius.

Die Arbeit für das Haus Darfeld und den folgenden, lange währenden Streit hat Koch in seinem vortrefflichen Werke behandelt. Das unlängst vom Stadtarchiv erworbene Schreiben Gröningers spiegelt die tiefe Mißstimmung des Meisters wieder. Neu erscheint hier als Kind Hans Lades der Abt der Prämonstratenserabtei Kloster-Bruch an der Thaya bei Znaim in Mähren. Gelegentlich war im Ratsprotokolle die Rede von einem Sohne, der in Böhmen zum geistlichen Orden getreten sei. Dieser blieb nicht nur mit seinen

Verwandten in inniger Beziehung, er stand auch in schriftlichem Verkehr mit dem Räte, den zum Teile sein Nefse Heinrich Brochtrup besorgte. In den Briefen des Jahres 1636, soweit sie noch vorliegen, wird des Schwagers bezw. Oheims nicht gedacht. Wohl kommen die Interessen anderer Familienglieder, so der Witwe Katharina Stove geborene Rade, der Witwe Eberhard Alrbind, einer Schwester Brochtrups, zur Sprache. Das Vertrauen, das der Künstler auf die Beihülfe des Abtes gesetzt hatte, muß eitel gewesen sein.

### **Das Todesjahr des Holzschnitzers Johann Kuper.**

Von Dr. Hupstensk.

In den Rechnungen der Domfabrik wird, wie Joseph Grüter in seiner Abhandlung über Johann Kuper mittelt, dieser Meister im Jahre 1560 nebenbei als defunctus erwähnt. Da er 1558 die letzte Hand an seine Arbeit im Kapitelsaal gelegt habe, so werde sein Tod in der Zeit von 1558 bis 1560 erfolgt sein. Das letztgenannte Jahr kann allein in Betracht kommen. Denn ein Schatzungsregister der St. Aegidii-Verbrüderung von 1559 verzeichnet ihn als auf der Aegidiistraße wohnhaft, bei ihm sind 2 Knechte. Und das Sommerregister von 1560 vermerkt ihn dortselbst ebenso, wie die Riste, auf Grund deren die Schätzung am Montag nach Allerheiligen (4. November) an Johann Herbind abgeliefert worden ist. Der Tod Kupers muß sich also im Herbst 1560 ereignet haben.

### **Der Ankauf des Verlags der Reformatio consistorii ecclesiasticae iurisdictionis Monasteriensis (1571) durch die Geistlichkeit.**

Von Dr. Hupstensk.

Olfers erwähnt in seinen Beiträgen zur Geschichte der Verfassung und Zerstückelung des Oberstiftes Münster (Münster 1848) S. 16, daß der ganze Verlag der unter dem Titel Reformatio curiae ecclesiasticae 1572 gedruckten Officialat-Gerichtsordnung von der Geistlichkeit für 300 Thaler angekauft worden sei. Auf ihn bezieht sich Joseph Zeller in seiner Arbeit über die Siegelkammer der Bischöfe von Münster (Münster 1906). Gegen die Neuregelung erhob der Klerus aus formellen und materiellen Gründen Widerspruch unter



Führung des Generalvikars Jakob Voss, auch der Dombachant Gottfried von Raesfeld griff zu seinen Gunsten ein. Es gibt uns davon Kunde eine gleichzeitige Aufzeichnung des Stiftsbachanten von St. Martini und Aseffors am geistlichen Hofgerichte, Everwin von Droste. Auf der Rückseite des Titelblattes seines Exemplares der 1571 (nicht 1572) von Theodor Zwyvel gedruckten Reformatio hat er nämlich folgendes vermerkt: Haec ecclesiastici iudicii seu consistorii excusa reformatio iubente ac volente reverendissimo et illustrissimo sacri Romani imperii principe ac domino Joanne de Hoya, episcopo Monasteriensi etc. per magnificum et clarissimum virum Wilhelmum Steck, iuris utriusque doctorem ac cancellarium optime meritum etc. conscripta quidem, verum cum reverendus ac ornatissimus vir Jacobus Voss, decretorum licentiatius ac veteris ecclesiae s. Pauli decanus, tamquam os et caput una cum secundario clero accurate videret et perspiceret hanc recusam reformationem iuxta stylum, observantiam ac consuetudinem fori ecclesiastici in multis articulis imperfectam, nimis concisam et brevem, imo privilegiis, libertatibus ac immunitatibus clericorum contrariam, interveniente et accedente auctoritate reverendi et magnifici viri Godfridi de Raissfeldt, cathedralis ecclesiae Monasteriensis decani optime meriti, abolita, cassata, atque excusa exemplaria trecentorum dalerorum imperialium summa a secundario clero redempta, a magistro Theodorico Zwyvell librario exoluta. Eaque occasione denuo voluntate praedicti domini nostri reverendissimi nova alia reformatio hoc libro inscripta a praetacto domino Jacobo Voss sigillifero diligenter elucubrata atque publicata. Sic actum anno 1573. Postmodum vero rerum usu et experientia exigente eadem reformatio plurimis in locis a clarissimis viris et dominis Conrado Gerckingh, Godfrido a Furstenberg ac Everwino Drosten, iurium licentiatius, doctore, officiali et respective assessoribus de mandato dominorum deputationum ad regimen diocesis Monasteriensis luculenter recognita ac denuo sic in anno domini 1593 publicata. Pro memoria obiter manu Everwini Drosten, iuris utriusque licentiatius etc. signatum. An einer anderen Stelle heißt es über die Reformatio von 1573: Praesens haec episcopalis curiae seu ecclesiastici iudicii Monasteriensis infrascripta reformatio a quondam reverendissimo et illustrissimo sacri Romani imperii principe et domino Joanne comite von der Hoya, Monasteriensi episcopo, Osnabrugensis et Paderbornensis ecclesiarum administratore, primum anno domini 1573 instituta, ac domino Conrado a Westerholt, cathedralis ecclesiae praetactae scholastico et officiali, nec non domino Jacobo Voss, decretorum licentiatius, ecclesiae veteris

s. Pauli decano ac respective sigillifero praesidentibus iudicialiter publicata.

Postmodum vero eadem a reverendis nobilibus et amplissimis viris et dominis ad regimen diocesis et patriae Monasteriensis sede quasi vacante deputatis suis in locis visitata ac correcta simul ac in unam massam et perfectam consonantiam, studio ac opera domini Conradi Gerckingh officialis, domini Godfridi a Furstenbergh et Everwini Drostens, iuris utriusque doctoris ac licentiatii, praetactae curiae respective assessorum aliorumque clarissimorum ac prudentissimorum virorum domini Joannis Schaden vicecancellarii, domini Anthonii Hoeffschlaigh, domini Stephani a Remen, domini Joannis Bauman, iuris utriusque licentiatorum ac doctorum et respective consiliariorum censura ac approbatione accedente et habita. Ipso die sabbathi 5. mensis Julii domino officiali et assessoribus praenominatis in paradiso maioris ecclesiae pro tribunali ad ius ac iustitiam reddendam de more praesidentibus solemniter prolata et in authentica forma publicata. Sic actum anno salutis humanae 1586.

## Zur Geschichte der Juden in Münster.

Von Dr. Hunsdens.

An die Scharne der Juden und ihre Synagoge zu Münster erinnerte die Verfügung des Bischofs Batho vom 2. April 1380, die in dieser Zeitschrift (Bd. 57 S. 135 f.) mitgeteilt wurde. Nicht lange vorher muß den israelitischen Bewohnern der Aufenthalt versagt worden sein. Von ihnen ist keine Rede mehr bis zur Zeit des Fürstbischöfs Franz von Waldeck. In den Zusätzen Röchells zu früheren Chroniken heißt es über ihn: „Dar hatte auch der furste na der eroberunge der stadt ehliche judden binnen Munster vergliebet; und solchs geschach fur der restitution und ehr der rad seine privilegia und gerechticheit wedder frech; und sindt auch noch ein heidland aldar geplieben na der restitution, und das ist geschehn mit verwilgunge des rads, sunst hette sie der furste nicht lenger vergliebet konnen. Von hir zogen sie an der Waldecke, dar sie witerß (zu groüßen nachtheil der behoevigen burger und inwonner) von den fursten noch ein heidland vergeliebet worden.“ (Die Geschichtsquellen des Bistums Münster, III. S. 234). Ein Schreiben Philipps von Hessen an den Rat Münsters vom 30. Juli 1536 bezeugt uns, daß der Landesherr dem Juden Benedit verstatet hatte, in der Stadt Wohnung zu nehmen. „Nachdem unser lieber her und oheim“, sagt

der Landgraf, „uf unser an seine liebe hievor furbittlücks bescheen schreiben Benedict judden in seiner lieb schutz und schirm ein angal jar usgenommen und ime bei euch imwonnen vergonnet und durch seiner liebe daruber ime zugestellten brief und sigel zugelassen und versichert hat, so langt demnach an euch auch unser gnabig begere, ihr wollet gemelten judden solich seiner betwouunge onbeschwert gutwilliglick mitgestatten und vergonnen. Seind wir der zuversicht, er wird sich dermaßen halten und schiden, wie er dan sich unter uns nicht anders gezeigt hat, das ihr und die euren an ime kein beschwer oder mangel tragen werdet. Welchs wir euch uff sein des judden ansuchen im besten und ime zu gnabiger furdernus bergestalt nicht wolten bergen.“ Die Vermittlung des Hesses scheint zunächst nicht bei dem Senate den gewünschten Erfolg erlangt zu haben. Es wurde dann ein Geleitsbrief des Bischofs Franz auf 10 Jahre zu teil dem Juden Simon aus Corbach in Walbed, ebenso dem Juden Abraham, am 11. September 1539, dem Juden Samuel am 15. Oktober 1540, dem Juden Salomon aus Wasungen in der Grafschaft Henneberg am 19. Dezember 1540. Der Jude Jacob aus Corbach, der Bruder Simons, erhielt am 28. März 1541 Vergeltung für 12 Jahre. Bei ihm trat noch die Bergünstigung ein: „Dud up gemelten Jacob judden von Corbach thogelaten siner broeder eyen, wilcher he dan will, bit gleibe myt em tho geneten umnd gebruchen, doch dat he sulste sin broider oud alle jare fees golt gulden vernoegen fall, gelichswals he sulver doet.“ Der Jude Abraham wohnte 1540 auf der Kreuzstraße, Salomon 1548 in der Dieb-frauenleischafft. Die Zahl der israelitischen Familien, welche damals in Münster eingezogen sind, läßt sich nicht feststellen. In einem Erlasse vom 6. November 1552, gerichtet an den Rat, schreibt der Fürst: „Ihr tragt an zweifel guth gewissen, daß wir vor jaren etliche judden unser frey sicherheit gleibe und wonunge in unser stad Münster und sunst in unsern stitten aus gnaben und uff geburliche maech, wie sie sich halten sollen, gegeben und gegundt haben, die besenthalb uns ir versprochen tribut gelt jericlics guttlich gebben. Und als einer genandt Bernbt judde von uns insunderheit auch brief und siggel uf fünf und zwanzig jar halben entpfangen, und sein tribut alle jarher underdenig und woll entricht, aber der jar und zeit nit gebraucht, und so dan derselbige Bernbt judde sein jar und zeit zugebrauchen nach furhat, und des bruder bei euch wonhaft, die dar-nach handeln, solich breef und jare zeit von ihren bruder zu erlangen und sich mit dem zu vergleichen, wie sie uns dessen allen underdenig berichten lassen.“ Der Geleitsbrief für diesen Bernbt, dem 25 Jahre gewährt worden waren, ist nicht mehr vorhanden. Rigen führt in seiner Geschichte und Organisation der Juden im ehemaligen Stifte Münster (Münster 1906 S. 6) noch den Juden David als 1539 durch den Bischof vergelbet an. Die städtische Behörde mochte der

Einwanderung nicht mit freundlichen Augen zugeesehen und nur widerwillig ihre Zustimmung gegeben haben. Der Zuzug erwies sich bald als lästig. Zuerst bereitete der Jude Benedikt Schwierigkeiten. Am 7. Januar 1540 zeigte der Landesherr dem Senate an, er habe dem genannten Manne den Aufenthalt in Münster bewilligt, und ersuchte, der betreffenden schriftlichen Abmachung Folge zu geben. Ihr Inhaber wurde auch selbst vorstellig. Von fürstlichen Gnaden sei ihm gestattet worden, in der Stadt wegen seiner Arzneikunst zu wohnen. „Ist dem nha“, fährt er fort, „myn fruntlich bitt und boger, j. l. e. my od als gunstigen gulden heren, des stades denste gunstlichen wollen benennen, uphalb ich in sachen unseß g. f. u. h. od j. e. l. des thoßtigger unbemoit moichte besliten.“ Noch in demselben Jahre brachte ihn die Klage des hohen Gönners, die seinen Handelsverkehr betraf, ins Gefängnis. Er leistete Genugthuung und fand wiederum Gnade. Am 22. Oktober berichten die fürstlichen heimgelassenen Räte, „dass sine f. g. gewilligt, he wedderumb bitt und gesendnis erlaten und ton beenen gestalt werde. Dar to sine f. g. em noch seß weeden vergleidt zur schult und unschult richtig to maken.“ Und am 18. Dezember gab der Herrscher die Erklärung ab, „dat wy unse vorige vertroftunge em gegeven widderumb erneuert und yn jine crafft gestalt aller dynghe, wo de vor synen anfang gestanden.“ Der Israelit blieb in Münster, ohne sich zu bessern. Im Anfange 1544 hieß es, der Jude Benedikt wolle wegen erheblicher Schulden heimlich mit Hab und Gut entweichen. Noch am Feste Epiphanie, am Sonntag den 6. Januar, stellte daher der beteiligte Bernhard Frye bei den Bürgermeistern Hermann Heerde und Wilbrand Plönies den Antrag, den verdächtigen Menschen in Haft zu nehmen. Da der Pfennigmeister wegen 400 Goldgulden die nämliche Sorge hegte, so erfüllte die Behörde sofort den Wunsch. Auf diese Kunde mehrten die Verschuldigungen sich am folgenden Montage; die Witwe Eberhard Oken hatte 150 Gulden zu fordern, Joist Drost sprach von Fälschung einer Handschrift; auch war Nachricht gekommen von der Entwendung einer Monstranz und eines Kelches zu Drensteinfurt. Vergeblich bemühte sich die Frau Benedikts, von dem Räte die Befreiung ihres Mannes zu erlangen. Mehr erreichten die fürstlichen Räte. Am 28. Januar wurde auf dem Hofe des gnädigen Herrn verhandelt in Gegenwart von Joist Bolandt, Doctor, Friedrich von Twist, Hofmeister, Dietrich von Mervelbe, Droste, Philipp von Twist, Küchenmeister, Meister Everdt von Elen, Kanzler und Hermann Heerde. Der Gefangene sollte aus Niesingsturm in das Haus eines Botmeisters gebracht und hier in sicherem Gewahrsame seine Verhältnisse ordnen. Anderenfalls wandere er ins Gefängnis zurück. Demgemäß geschah am 4. Februar. Anstatt zweier Bürgen, wie es festgesetzt worden war, konnte Benedikt nur einen einzigen, Jsaak mit Namen, aufbringen. Ueber sein weiteres Schicksal liegt nichts vor, bald nach der gestellten Frist mag er Münster verlassen haben.

Der Jude Simon geriet in den Verdacht der Unzucht und mußte sich dieserhalb am 3. Juli 1542 vor dem Senate rechtfertigen. Er beteuerte seine Unschuld, die Juden Abraham und Salomon verbürgten sich für ihn. Konnte er zwar nicht überführt werden, so wirkt doch auch dieser Prozeß nicht auf die in der Bürgerschaft herrschende Stimmung. Unter dem 30. September 1542 sah Franz von Walbed sich veranlaßt, in das gegen etliche Juden eingeleitete Gerichtsverfahren einzugreifen. Die Stadt hatte sich geweigert, seinem Richter Johann Wesseling über den Grund der Verhaftung der Juden Auskunft zu erteilen. Der Bischof beharrte bei seinem Verlangen. Daß er damit seinen Schüligen wenig diene, beweist sein Schreiben vom 15. März 1543: „Wy kommen in erfahrung, dat ghy etlichen judden bynnen unser stadt Münster vor etlicher tyt ere vergeldungen upersacht fallen hebben. Ist hermet uns beger, ehr uns des iuwe meymunge, uth wat orsafen ghy dat-selve gebaen, anbeigen willen.“ Die Stadt wies allerdings alsbald am Tage darauf diese Behauptung als irrig zurück, und begehrte die Namen derjenigen kennen zu lernen, welche die falsche Anschuldigung erhoben hätten. Unzweifelhaft wünschte der Rat, mit der festgesetzten Zeit möchte das Verweilen der Juden ein Ende nehmen. Davon waren die letzteren hinlänglich unterrichtet. Eine Verlängerung suchten sie durch Bittgesuche und durch besondere Fürsprache zu erwirken. Der Jude Samuel führte nachstehendes aus: „Nachdem ich sampt mynem armem weib und kinderen in disser stadt ehliche jatre vergelbet gewest und sulche zeit nuhe baldt verlauffen, dwill dan die anderen judden gerynge zeit hie zo bliven haben, nnd ich myth krankheit belaiden gewest, der ich noch allenthalben nycht entlibbigt, also das mir swerlich sein solthe, in myer unvermogenheit mych an ander order zu begeben, und mych dair nach zu stellen, wie die noitturft erfurbern wolte, derohalbe so ist an e. e. und g. mein ganz demotig bitten, flehen und begern, dieselbige e. e. und g. sulche myne, myns armen weibs und kynder gelegenheit, gunstiglich willen ansehen und uns die geringe zeit, daß die andern judden hie sein werden, auch zo bleiben, gunstlich gestatten. Ich will mych der-matßen schiden und halten, daß e. e. und g. ob nymanz anders myth vogen über mych soll zo klagen haben.“ Für den Juden Salomon mußten der Graf Wilhelm von Henneberg, dem er sich in vielen Sachen willig erzeigt hatte, und die Gräfin Katharina von Schwarzburg-Rudolstadt, geborene Gräfin von Henneberg, beim Bischofe Franz von Walbed eintreten. Dieser wandte sich in der Angelegenheit am 27. Februar 1552 an den Bürgermeister Hermann Heerde mit dem Wunsche, Salomon noch 2 Jahre die Wohnung in der Stadt zu belassen, so lange als die übrigen Juden noch bleiben würden. Bemerkenswert ist der Zusatz: „Und uns der geringen bitt nicht thoverweigern, so wy den rath myth bergelichen verstreckunge der judden-

geleide hinforder nicht wyders tho bemoien bedacht, wo wy dan igandt datsofvege ocf ungeren gebaen hebden, so wy dar umb van unsen verwanten bermaten nicht weren angesocht worden.“ Der Senat antwortete also: „Wiemoll wir hir inne allerley erwogen und betracht, auch insunders, das der judden unchristliche handlung und vergeltung hir binnen Wunster unser armen gemeinheidt zom höchsten beschwerlich, als wir (leider) auch aus teglicher erfahrung, mher denn es wol gutt, befunden und stetig vermerken. Jedoch e. f. g. zu anderthenigen gefallenbt, auch dero angebörner und frundtlicher verwandnisse halven, willen wir diesmal noch gedulden und mit bemelten Salmon judden ubersehen, das ime sein gleibe allweil hiennit bis zu ausgang der andern judden gleibe fall erweithert und verstreckt sein, doch so ferne er sich gelebtlich und sonst nach inhalt seiner verschreibung gehorsamlich halten wurth, auch mit diesem bescheidt und furbehaltung, das wir auch hinwibder e. f. g. hiennit usf stetigst in underthenigkelt willen gebetten haben, e. f. g. uns hinforter mit weter vergeltung der judden nit bemoien oder beschweren thun wolle.“ Trotz dieser bewilligen Sprache nahm der Fürstbischof sich unter dem 6. November 1552 der Juden Simon und Jakob an, von denen der letztgenannte Meister ihm als sein Wundarzt nahe stand und auch Geschäfte für ihn machte\*). Von beiden versicherte er: „Da nun meister Jacob und Simon judden gebrueder disser zeit bey euch wonhaft ihres lebens, thuns und lassens kentlich und ihr elthern und sie in unser graveschaft Waldecken sich usrichtig und unvermetlich gehalten, darumb wir denselbigen judden fur andern junderlich yber zeitth mit gnaden geneigt gewesen und noch sein, und haben vor uns kein beschwering, gedachte judden oder inholber des briefes mit gueden wissen, die zusage in craft briefe und siggel zu halten.“ Auch der Magistrat zu Koesfeld verhielt sich 1552 gegen das wiederholte Ansinnen des Landesherrn, die beiden Söhne des Juden Sander aufzunehmen, ganz entschieden ablehnend. In der Gegenvorstellung betonte er: „Overs de beswering van den juden, dar sich unse furvader alle tit van bewart, is uns, wo men in dagliker erfahrung befinet, wy ouch van etlichen wiith den naberstebden, dar sich mattides judden ent holden, glaublich bericht, ganz unlibenlich.“ Die Sorge um die Juden beschäftigte Franz von Waldeck noch kurz vor seinem Tode. Zu Wolbeck weilte am 26. Juni 1553 Hermann Heerbe, um, wie es die Gruthaus-Rechnung verzeichnet, Holz im Tiergarten zu beschäftigen. Bei dieser Gelegenheit hatte der Fürstbischof vergessen, die Verhandlungen wegen seiner israelitischen Schutzbefohlenen zu berühren. Der Kanzler Wendelin Colbacher mußte tags darauf den Bürgermeister im Namen des Landesherrn, der die

\*) Schon im Mittelalter liebten die Juden die ärztliche Tätigkeit. Val. Hamberger, Ein Blick auf die Geschichte der Juden in Würzburg (Würzburg 1905), S. 7.

Weisung durch sein eigenes Handzeichen beglaubigte, daran erinnern, es möge alles gehalten werden, was den Juden versprochen worden sei. Die Stadt ließ sich aber durch niemand in ihrem Vorgehen aufhalten. Der Senat beschloß am 15. Februar 1554, den Israeliten zur Abwicklung ihrer Geschäfte eine Frist bis zum 1. Mai zu gewähren. Von da an durften sie sich in Münster nicht mehr finden lassen. Von Haus zu Haus wurde dieser Befehl den Bürgern verkündigt. Nicht lange währte es, und kein Jude war mehr in der Stadt ansässig. Der Jude Jakob hatte sich nach Walbeck begeben, von wo aus er nicht nur seine ärztliche Thätigkeit ausübte. Vor 1561 erwirkten ihm seine hohen Gönner die Erlaubnis der Rückkehr, eine Vergünstigung, die auf Fürsprache des vormaligen Bischofs Wilhelm Ketteler und etlicher Herren vom Domkapitel am 28. April 1561 noch ein Jahr lang erweitert worden ist. Am 8. Mai 1562 erfolgte eine Verlängerung von 4 Wochen. Er kam später wegen seines wucherigen Treibens, wie der Rat erklärte, mit dem Freiherren in Konflikt. Fruchtlos bemühten sich für ihn 1565 der Graf Johann von Walbeck, der sich auf eine bei der Restitution von der Stadt eingegangene Verpflichtung berief, und 1568 die Grafen Philipp und Franz von Walbeck. Der Senat ersuchte zuletzt am 10. Januar 1569, Münster in Zukunft der beiden Juden Jakob und Simon wegen gnädiglich verschonen zu wollen. Soviel bekannt, hat seitdem kein Israelit in der Stadt dauernde Wohnung nehmen können. Erst 1802 war es dem Lotterei-Einnehmer David Bohn aus Telgte vergönnt, einheimisch zu werden. Es folgten 1805 Joel Meyer aus Bessel und 1807 Jakob Heumann, Altkäufer von Dülmen.

**Bittschreiben der Juden zu Münster an den Rat um Gestattung  
längerer Aufenthaltes (16. April 1554.)**

Erntfesten, erbaren, erfamen, vorsichtigen, wolwysen, gunstigen und gebeidenbe leven heren unsere willige, unberdanige, gehorsame plichtigen denst, myt ertzeigunge alle unseres geringen, kleynen vermogens sy juw e. l. und gunsten denstwillich bereypt. Gebeidenbe leven heren, wyр schamelen jodden vogen juw e. l. und gunsten unberdenichlich zu erynneren, wie das j. e. l. aen zwivel in wyssen dragen, daß wir armen schamelen jodden sollen zu meyhdage ruimen, dar myt noch gar ungeschicklich tho syen, sendt Godt, demyl myt schulden behaftet sýen, und uns de gemeynen borgere oec wederumme noch schulnich syen, des wyр in so korter tîdt nicht haben endigen kommen, und den gemeynen borger oec vill zu swar veet, so in der haest uns tho entrichten. So is verhalten unser underdanige oethmobige bidt, an j. e. l. und gunsten, ic wolleet uns so mit genebigen ogen erkennen und uns schamelen jodden noch eyn temeliche tydt geven, nabeminael wy doch solches nirgen myt verbroeden of verwerdet hebben, daryt wyр mogen unser schuldeners thoфrebben stellen,

und de genne, de uns oð wedderumme plichtich syen, mochten betalen, darmit sich nyemans aver uns thobeclagen hebbe. Wydden derhalven j. e. l. und g., daß j. e. l. und g. unsere noithwendige schamelheit und gelegenheit ihunder mit gunsten beherzigen und betrachten, bewyll wyр doch nicht wyders begeren tho handelen ofte to lenen, dann allene unsere pennynge tho verteren, bis wyр unser armoit geslotten haben, und einen iberen geslichtet haben. Wan schon einer qweme, de aver dusent myle her weer, und hebbe wes myt eynen thoboem und welbe syne pennynge verteren, man werde em je nicht recht weigeren. Was wyр schamelen jobben dusser unserer slitiger anligender bidt mochten van j. e. l. und gunsten getroft werden, bogerer wyр eyn troistliche antwort. Dem almechtigen sy j. e. l. in landleven, geluckessigen regimenß stet befohlen. Gegeven up mandach nra jubilate anno d. 54. J. e. l. und g. gangwillige sempliche jobben tho Münster.

Dr.

## **Zwei alte Gebräuche der Kollegiatkirche zum h. Martinus in Münster.**

Von Dr. Hyskens.

Im Ordinarius der Kollegiatkirche zum h. Martinus sind zwei alte Gebräuche verzeichnet, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen. Der eine wurde geübt am grünen Donnerstage; zum Andenken an das letzte Abendmahl geschah feierliche Weiһung von Brod und Wein, sowie die Verteilung an die Stiftsgeistlichen und die Gläubigen. Eine andere fromme Sitte galt in der Vorbereitungszeit auf das Fest der Geburt des Erlösers, es brannten zwei Adventskerzen, die auch noch bei den h. Messen in der Christfestnacht angezündet wurden.

### **1.**

#### **Die Feier am grünen Donnerstage.**

Solemnis ritus coenae dominicae ac ordo sacrorum canticorum, qui die Jovis sancta ad horam primam pomeridianam convocatis adhuc de more crepitaculis omnibus et singulis canonicis, vicariis, ludimagistro una cum pueris choralibus modo praescripto in sacratissimam memoriam illius coenae dominicae, quam salvator noster ex hoc mundo ad patrem discessurus cum charissimis discipulis suis habuit, in qua quidem divitias divini erga nos homines amoris sui velut effudit, memoriam



faciens mirabilium suorum, ea qua decet reverentia, modestia ac devotione in collegiata ecclesia ad s. Martinum observatur et habetur. Imprimis custos vel aedituus iuxta praescriptum certi alicuius indicis seu registri hoc libro contenti, omnia et singula tum in summo altari tum in domo capitulari requisita cum apparatu diligenter praeparabit ac disponet. Quo praevio dominus sacellanus pallio choralis indutus, una cum levita dalmatica amictus, ad summum altare progreditur subsequentes preces nec non collectam seu benedictionem adhuc sacrosanctum evangelium secundum Joannem cap. XIII. decantando. *Unter Gesang wurden darauf nicht die Füße, sondern die Hände gewaschen.* Manus dominorum canonicorum primum a decano abluuntur atque a domino seniore canonico cum signaculo † linteo absterguntur. Hinc ordine ad mensas coenae dominicae in domo capitulari praeparatas accumbitur atque evangelium s. Joannis a capite 13. usque ad 15. per levitam recitatur.

Über den ritus cenae dominicae ex veteri more celebrandus in ecclesia nostra heißt es an einer anderen Stelle ausführlicher. Hora igitur secunda pomeridiana facto per aedituum nostrum in domo capitulari consueto apparatu manibusque dominorum confratrum per decanum vel duos seniores canonicos ordine ablutis, extersis atque deosculatis primo ad summum altare evangelium per diaconum canitur, postea sacellanus hebdomadarius panes ac vinum altari impositum benedicit et consecrat, deinde thurificatur. Vicarii ad pulpitem in medio choro responsoria decantant, quibus fere absolutis canonici stolati coenaculum ingrediuntur ac mensae accumbunt, propositis panibus per eos frangendis, postea pueris distribuendis, cuilibet vero canonico proprius panis ministratur et vinum argenteis nostris crateris propinatur. Mox vicarii, sacellani et templarii subsequuntur, suaeque mensae consistunt ac discumbunt, sic pane et vino reficiuntur. Interim per diaconum lectio evangelica habetur ex Joanne evangelista. Extunc eo dicto evangelistae receditur. Sub hac coena duo vicarii cum aedituo, ubi opportunum fuerit, sacrarium egrediuntur; ac panem triticeum frustillatum per dominos in mensa comminutum nec non duos cantharos vini plebeculae singillatim distribuunt ac propinant.

Folgende Einzelheiten geben zu diesem Ritus eine willkommene Ergänzung. Custodis est adferre panes a pistore dominorum de capitulo inter canonicos, vicarios, custodem et subcustodem, ludimagistrum, provisores ecclesiae et duodecim scholasticos duosque primarios nec non turibularium distribuendos et quatuordecim vini cantharos, quorum venerabilis dominus decanus sex, bursarius canonicorum sex et vicariorum

bursarius duos procurare tenetur. Dato signo hebdomodarius stola et cappa indutus accedit altare et benedicit aquam. Praecedentibus duobus primariis crucem deportantibus et thuribulario accensis duobus cereis in summo altari hebdomodarius incipit benedictionem coenae dominicae cantando: Suscepimus deus misericordiam etc. Et inter cantandum responsoria per custodem curatur pelvis et aqua cum duobus mantilibus in armario et sic primum per venerabiles dominos decanum et scholasterem lavantur canonicorum manus et extergentur. Hinc senior et proximus ab eo vicissim lavant domini decani et scholasteris manus. Itemque duodecim scholasticorum manus, qui duodecim apostolorum personam repraesentant. Peracta lectione et finitis cantionibus iter ad domum capitularem atque in mensa canonicorum et vicariorum apponuntur duo magni panes tritici ex uno schepelimo cum duobus cantaris vini, pauperibus et virginibus in templo tunc praesentibus per duos vicarios, per custodem et iuvenem distribuendi. Cuique canonico praesenti, vicario, ludimagistro, custodi, subcustodi, provisoribus ecclesiae et duodecim pauperibus scholaribus, duobus primariis et thuribulario suis cuique datur panis. Nach Eibus sam im Domstifte am grünen Donnerstage eine doppelte Fußwaschung vor: die erste am Vormittage an den Zwölfmännern, die zweite des Nachmittags im Kapitelhause. Bei der letzteren wuschen die Geistlichen sich gegenseitig die Füße. (Die Jakobipfarre in Münster S. 94 f.)

## 2.

## Die zwei Adventskerzen.

Über diese berichtet der Ordinarius also: Duae tediae una quidem in choro expensis bursae, altera in navi ecclesiae sumptis templariorum accenduntur singulis quibusque vespertinis precibus per adventum adeoque matutinis divinis natalis domini nostri Jesu Christi solemnibus officiis. Für ihre Aufstellung dienten duo lignea oblonga candelabra croceo seu luteo colore appositisque sententiis sacris affabre depicta. Die Bedeutung wird beim 5. Weihnachtsfeste, wie folgt, hervorgehoben: Item in mysticum signum nati coruscantis istius luminis, quod omnes huius mundi tenebras fugavit, ac omnem hominem venientem in hunc mundum illuminat, duae illae tediae supradictae, quas die adventus kerzen appellant, per primas vespertinas ac matutinas preces nec non antelucanas missas natalis domini accendantur,

**Aus dem Verzeichnisse der Ausgaben für Arbeiten am  
Chore der Ludgerikirche und für die Anschaffung von  
Altensilien nach der Wiedertäuferzeit.**

Von Dr. Hunsenā.

Darpe hat im Codex traditionum Westfalicarum (V. S. 56) den Inhalt eines Folianten im Archive der St. Ludgeri-Pfarre angeführt, der die Aufschrift: ad capitulum s. Ludgeri trägt. Er ist das Werk des Dechanten von St. Martini, Everwin von Droste, wie dieser mit eigener Hand auf der inneren Seite des Einbandes angibt. Es wurde von ihm darin auch aufgenommen eine Aufstellung der Posten, die Johann von Droste, Kanonikus an St. Ludgeri nach den Wiedertäufer-Verwüstungen vom November 1535 an zu begleichen hatte. Einige derselben seien hier mitgeteilt.

Item pro sigillo nostro exposui m. Joanni Isermann pro labore et argento insimul  $4\frac{1}{2}$  m. Item dedi m. Joanni tor Kuelen fabri lignario vulgo dat he uns na latten solde hoeren und anderen holte 3 s. Item d. pastor in Ascheberghe accepit pro pulpito, quod erat in domo der Arndeschen et spectabat ad ecclesiam nostram, ut m. Renero constat 3 m. 2 s. Item adhuc exposui pro duo sedilia spectantia ad domum nostram capitularem 2 florenos aureos computando florenum pro 22 s. facit 5 m. 4 s. et sepelium siliginis pro  $5\frac{1}{2}$  s. Item exposui pro una rota ad horasapium et scala Joanni Kesekamp 10 s. Item solvi Bertholdo, quando fuit in Rynckenrodde cum Joanne Kerckerinck pro lapidibus. Item eodem Bertholdo pro imagine divi Antonii  $4\frac{1}{2}$  s. Item solvi magistro Lutgero pictori pro pictura cancellorum in domo capitulari ante venerabile sacramentum 8 s. Item adhuc exposui et emi duo pepla linea ad altaria ex commissione d. senioris pro 4 m. 8 s. Item adhuc emi duo candelabria ab Antonio Kruessen pro 2 fl., facit 5 m. Item exposui pro una nola magistro Nicolao Kloeckgeyer 5 s. Item pro nodatione libri missale in domum fratrum 3 s. Item adhuc exposui pro duo antependia ad altare maius  $2\frac{1}{2}$  m. Item exposui pro libro missale et psalterio, ut d. Hinrico Langen constat, 6 m. 4 s. Item exposui magistro Bernardo tor Kuelen dem kleensnyder pro certis sedilibus et pulpitis — ante altare in presentia m. Reneri Judefeld 4 m.  $2\frac{1}{2}$  s. Adhuc exposui magistro Kyliano pictori pro pictura in domo capitulari 3 fl. hornenses, facit 3 m. Item adhuc magistro Hinrico lapicidae solo per semitres dies sabatho post paschae 1 m. 4 s. 8 d. Item adhuc exposui lapicidis sabatho post misericordia per quattuor diebus et m. Joanni de Colonia per tres dies, qui tunc primum fuit, insimul 3 m. 9 s. 10 d. Item exposui

pro ligno s. crucis 2 florenos hornenses commissione d. senioris, facit 2 m. 3 s. Item adhuc magistro Joanni de Colonia lapicida, quando restaurabat domunculam reliquiarum ossium mortuorum per quattuor dies, Lamberto per quinque dies insimul, facit 2 m. 8 s. 6 d. Item emi certa imagines sanctorum a Elizabeth Holtzers et dedi unum sheepl siliginis, valuit 6 s. Item adhuc exposui Lutgero Kannengeyters pro libro versiculorum  $2\frac{1}{2}$  s. Item adhuc exposui virginibus in Rosendaele pro uno panno missale 18 s. Item den werdighen heren Berndt van Munster, domheren der kercken to Munster, hebbe wy geschencket, dat he uns eyne kyste voirwaart hadde myt unsen zegelen unde breffen unser kercken to sunte Lutgere. Item eyne Hyspanysche ducate, eyne Engelotten, eyne wythelingschilling. Is to samen wert gewessen 6. g. g. 1 orth sc. 8 s, facit in summa 16 m. 8 s. Item sabatho post Gereonis et Victoris gegyven meyster Berndt tor Kuelen myt 2 knechten 6 daige lanck unde vor holt he uet gedaen insimul 7 m. 3 s. Item noch gekaeff eyne vigilien boeck van heren Lueken Steenbijcker, dair voir gegyven 2 hornsse, facit 2 m. 4 s. Item gegyven eynen smydde, de dat cruce, dat up unsen choere steet, reformerede unde wedder makede  $1\frac{1}{2}$  g, facit 4 m.  $2\frac{1}{2}$  s. Item nocht voer eynen yseren bant umme dat cruce 2 s. Item dat cruce to voir malende, koestete eynen hornschen, facit 1 m. 2 s. Item m. Everhardo legendeecker gegyven voer dat cruce 1 hornssen g, facit 1 m. 2 s. Item nocht gegyven meyster Berndt tor Kuelen voir 5 daige dier persona ipso die Symonis et Jude 5 m. 4 s. 3 d. Item noch gegyven meyster Berndt tor Kuelen den kleensnyder voir 2 daige ante omnium sanctorum unde voer etlike gyvelbrede und espenbrede und den knechte to drynckgelde, insimul 3 m. 8 s. 2 d. Item nocht gekaeff eyne missael van Matheo Impertz olden-amptmann to overwater, dair voer gegyven 2 ioachimdaler unde 2 schrykenberger, facit in summa 6 m. 6 s. Item nocht betalt dem kleensnyder vor dat pedael voer dat overste altare unde 2 pyler gemaikt unde de spaen brede unde eynen vogel to der schellen, dair to samende voer gegyven  $2\frac{1}{2}$  m. in vigilia nativitatis Christi. Item meyster Johan tor Kuelen gegyven to offerde gelde in vigilia nativitatis Christi 3 s. Item nocht gekaeff eynen wygkettel, unde de woge  $7\frac{1}{2}$  pundt unde voer dat pundt gegyven eynen dubbelden Bremer, facit 2 m.  $4\frac{1}{2}$  d. Item nocht eynen baedden gegyven, de na Werden genck unde dem abbate breffe hrachte ex commissione d. senioris 1 m. 2 s. Item nocht eynen kleensnyder gegyven 10 d. Item nocht hebbe ick betalt meyster Meynaerd dem glase-meeker eyne glasevynster, do de abbaet van Werden inne steet,

daer voer gegyven 20 g. den g. gereckent to 23 s., facit in summa 56 m. 8 s. Item nocht hebbe ick 2 psalters bynden laeten, dair van gegyven 9 s. Item nocht voer 2 engelen gegyven  $2\frac{1}{3}$  fl., den g. gereckent to 24 s., facit 7 m. 1 s. Item noch gegyven meyster Johan den kleensnyder voer etlike benckekens unde voer eynen luchter to der dusten metten kerken unde voer de holten kloeken unde voer 2 par holten vynster unde voer anderen arbeyt to samende gereckend insimul 2 m. Item nocht hebbe ick gekaeff so vylle lynen doeckes als to eyner alven unde voer dem doeck gegyven  $4\frac{1}{2}$  s. unde dair weeren to 10 doecke, facit in summa 3 m. Item gegyven voer de alven to maiken unde voer requisita 1 m.  $2\frac{1}{2}$  d. Item noch gegyven meyster Hermann meylor voer 2 phaennen staeve unde voer de knoeppes dair up to snyden, insimul 2 m. 2 s. Item nocht hebbe ick gekaeff 28 doecke lynen doeckes to 3 alven unde voer den doeck gegyven 5 s. in vigilia Mathei apostoli facit 11 m. 8 s. Item meyster Johan den kleensnyder gegyven vor dat schaep in unseren geerkameren in bywesend unses seniors 5 joachimdaler computando den joachimdaler to 35 s. facit insimul 13 m. 7 s.

Die Ehrung des Abtes von Werden findet ihre Erklärung in einer Stelle der Liste der Gaben für die Wiederherstellung des Chores, die ebenfalls von dem Kanonikus Johann von Droste angefertigt worden ist. Da liest man: Item adhuc recepi a venerabili domino Joanni de Gronyngen abbati in Werdene 8 fl. Gelderiensis ryders computendo fl. pro 28 s. facit in summa 18 m. 8 s.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man einem der erwähnten Kleinschnitzer die beiden Chorstühle in der Sudgerikirche, die in den ersten vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts entstanden sind (vgl. Grüter, Johann Ruper und die Holzschnitzereien der Renaissance in Münster während des 16. Jahrhunderts, Münster 1905, S. 12), zuschreibt.

## Zur Entstehungsgeschichte der münsterschen Agende.

Von Dr. R. Stapper.

In der ältesten bisher bekannten münsterschen Agende<sup>1)</sup> findet sich in Kap. 24 der Satz, daß von der Osterkommunion auszuscheiden seien alle, die an den 4 höchsten Festtagen ihre Oblationen der Pfarrkirche nicht entrichteten. „Aber“, fährt die Agende fort, „die Kirche von St. Goar hat nur 3 (solche Feste) in Gebrauch, nämlich Weihnachten, Ostern und Allerheiligen“.

Daraus schließt P. Joj. Braun S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach“ LXX, 5 S. 561 ff., daß die vorliegende Agende nur die Überarbeitung eines St. Goarer Rituals sei. Der Satz „Aber die Kirche von St. Goar . . .“ scheint in der Tat das betreffende Kapitel 24 als Bestandteil eines solchen Ritualbuches zu erweisen. Auch die Kapitel 20, 21 und 23 sind Abschnitte aus Trierer Provinzialstatuten vom J. 1310, und die Kapitel 26 und 27 bezeichnet die Handschrift selbst als dicta eines Propstes Johannes aus Koblenz. Alle diese Kapitel mögen daher einem Trierer Rituale entnommen sein. Darf deswegen aber sogleich die ganze Agende eine Überarbeitung eines St. Goarer Rituals genannt werden? Ich glaube mit Nein antworten zu müssen, denn:

1. Nach P. Braun soll der Kopist, der die vorliegende Handschrift anfertigte, zugleich der Reaktor gewesen sein, der das Trierer Ritualbuch in die münstersche Fassung gebracht hat. Demgegenüber beachte man die Lesefehler der Handschrift! So steht S. 80 Ann. 1 die Hiffer I statt i. e. (= id est); offenbar ist dieser Fehler durch flüchtiges Ablesen oder durch Undeutlichkeit der Vorlage entstanden. Ebenso dürfte zu erklären sein S. 81 spiritus statt patris, S. 70 minorem statt minorum, S. 69 ut statt et (oder vel), cuius statt quibus, S. 79 (vgl. S. 130) manibus statt moribus, et statt se. u. dgl. Ein nachdenkender, die Vorlage überarbeitender Kopist würde hier doch korrigiert haben. S. 75 will die Agende Verse mittellen. Der 3. Vers wird aber durch ein überflüssiges, der Vorlage vermutlich später hinzugefügtes Wort gestört. Dadurch irreführt, weiß der Kopist B. 4 und 5 nicht abzutheilen. Von mangeldem Verständnis der Vorlage zeugt auch seine Abschrift der Kapitel 11–13. Entweder gehören die Kapitel 11 und 12 hinter 13, oder Kapitel 13 gehört anderswohin. Offenbar standen hier Nachträge in der Vorlage des Kopisten, und letzterer hat es nicht gewagt bei der Abschrift die Reihenfolge seiner Vorlage zu verlassen. Nach alledem hat der Kopist sicherlich nicht viel nachgedacht. Er ist kein „Überarbeiter“ gewesen, der selbständig veränderte oder erweiterte; er hat seinen ganzen Fleiß auf die Schönschrift verwandt.

<sup>1)</sup> S. 78 meiner Ausg., Münster (Regensburg) 1906.

2. Nach P. Braun soll die münsterische Fassung erst 1550—1559, und zwar als Privatarbeit eigens für Borken, hergestellt worden sein. Er nennt die Agende daher auch „Borkener“ Agende.

Zunächst möchte ich bemerken, daß im Text der Agende nirgendwo Borken genannt oder auf Borken speziell Bezug genommen wird. Leider habe ich in meiner Ausgabe unterlassen ausdrücklich hervorzuhellen, daß die Eintragung auf der Innenseite des Vorderdeckels Pro ecclesia Sancti Remigii In Borken, wie schon die abweichende Orthographie vermuten läßt, von einer anderen Hand als der des Kopisten stammt, ebenso wieder aus anderer Zeit das Folgende: pro domno Decano: anno etc. LVIII. Vielleicht ist diese Eintragung erst zur Zeit des Erwerbs der Handschrift für Borken oder ihrer Übergabe an den Decanaten gemacht worden; vorher kann dieselbe dem Inhalte nach ebenso gut jeder anderen Stadt der Diözese Münster angehört haben. Sie will nach eigener Erklärung (in der Überschrift zu Kap. 25) „den münsterischen Gebrauch“ (consuetudinem Monasteriensem) angeben, erklärt ausdrücklich, daß die Instruktion über bischöfliche Reservatsfälle für „die Stadt, Diözese und Provinz von Münster“ gelten solle, gibt zweimal Stellen mit den münsterischen Diözejantheiligen in Übereinstimmung mit den alten münsterischen Ritualen an, ebenso die münsterische Singweise und ein in Münster fast übereinstimmend noch heute übliches Totenofficium. Demnach kann sie sicherlich mit noch mehr Recht wie das ungefähr gleichzeitige Domrituale (S. 137) Liber agendorum dyocesis monasteriensis oder „münsterische“ Agende genannt werden.

Selbstverständlich will ich sie damit keineswegs als eine Diözeanagende im modernen Sinne bezeichnen, sondern, wie ich S. 4 u. 15 meiner Ausgabe ausdrücklich erklärt habe, als private Aufzeichnung der an irgend einem Orte der Diözese mit Billigung des Bischofs üblichen Riten, pastoralen Normen u. dgl.

3. Der Kopist mag seine Abschrift um 1550 angefertigt haben.<sup>1)</sup> Da er aber schon Nachträge in seiner Vorlage vorfand, so muß der Redaktor beträchtlich früher gearbeitet haben. Noch klarer wird dies, wenn man den Inhalt der Agende betrachtet. Mögen auch die rein inneren Zeugnisse keine genauere Zeitbegrenzung gestatten, so nötigt doch die große Zahl der veralteten Bestimmungen und antiquierten Formeln sowie ein Vergleich mit allen anderen bisher bekannt ge-

<sup>1)</sup> Das hatte auch ich S. 11 Anm. 1 mein. Ausg. für möglich erklärt. Doch weise ich nochmals darauf hin, daß die Schreibweise ei statt ti seit etwa 1510 in münsterischen Prebieren und Missalien nicht mehr vorkommt. Auch hat das münsterische Priesterseminar einen Vulgata-Druck s. l. et a. (R. 153) mit fast ganz gleichem Einband wie die Agende; im Innendeckel steht die Eintragung: Liber domus fratrum fontis salientis. Monasterii 1539.

wordenen Diözesanagenben die Redaktion der Agende ins 15. Jahrhundert zu setzen. Gewiß haben mittelalterliche Kompilatoren oft kritisch gearbeitet und nicht selten Veraltetes in ihre Sammlung aufgenommen; doch wenn sich so viele Spuren höheren Alters zusammenfinden, kann das unmöglich unbeachtet gelassen werden. Nur an wenigem sei erinnert: Das 1. Kapitel, die Salz- und Wasserweihe, findet sich genau übereinstimmend in Alkuins Anhang zum Sakramentarium Gregorianum (Muratori II 225 sq.), das Karl der Große in seinem Reiche bevorzugte, ebenso noch in den münsterischen Missalien von 1489 und 1520, dagegen schon erweitert im Domrituale. In Kap. 2 wird nur die Taufe durch Untertauchen erwähnt; der Schluß, Kommunion des Täuflings ohne Überreichung einer Kerze, stimmt wieder mit Alkuins Anhang überein (Muratori II 158). Das Formular 3, dessen exorcismus aquae baptismalis aus dem Gregorianum stammt (II 263), ist nach Ausweis der Handschrift selbst zu deren Zeit veraltet gewesen. Das Kap. 4, die älteste Form der Karfreitagsgesänge, stimmt mit den alten münsterischen Missalien von 1489 und 1520 überein, ebenso die Feuerweihe Deus mundi conditor in Kap. 5 (sogar in allen Varianten!). Die Taufwasserweihe, Kap. 6, fehlt in den genannten Missalien vermutlich nur, weil sie eben mit der münsterischen Singweise in den Agenden stand. Die Handschrift kennt aber die Vermischung des Taufwassers mit Ohsram und Oleum catechumenorum noch nicht, ebenso hat sie in der münsterischen Vitanei, Kap. 7, noch nicht die Anrufung St. Anna, die im Domrituale schon vorkommt. Ähnliches könnte aus den folgenden Kapiteln, zumal aus den letzten, nachgewiesen werden, in die der Redaktor vorzugsweise Synodalbestimmungen von 1310 und andere Verordnungen aufnahm, die schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts aufgegeben, sicherlich nach Luthers Auftreten ganz unzeitmäßig waren.

4. Welche Teile der Agende können nun durch Überarbeitung eines St. Goarer bzw. Trierer Rituales entstanden sein? Die ersten 9 Kapitel ganz gewiß nicht, denn sie enthalten das Notwendigste jeder Seelsorge und entsprechen nicht nur in Bruchstücken, sondern auch ganzen Formularen (Vitaneien, Singweisen) nach dem ältesten bisher bekannten münsterischen Gebrauche. Über die Kapitel 10—17 läßt sich das nicht mit der gleichen Bestimmtheit behaupten; doch sind sie im Vergleich zu den vorigen nur kurz, etwa 6 SS. gegen 24, zum Teil Nachträge späterer Zeit (Kap. 11, 12, 14), zum Teil in den späteren münsterischen Agenden in etwas veränderter Form wiederkehrend (Kap. 20, 12, 14, 16). Für die bisher bezeichneten Abschnitte der Agende, welche den Hauptteil, die Sakramentspendung umfassen, muß demnach der Redaktor ein münsterisches Rituale oder Manuale zu Grunde gelegt haben. Dagegen mag er die pastoralen und kirchenrechtlichen Instruktionen, die von Kap. 18 an



folgen, einem St. Goarer Rituale entnommen haben. Das Kap. 25 hat er alsdann nach Vorbild des St. Goarer Rituales selbst angefertigt, vielleicht auch Kap. 22. Wer der Kompilator dieses St. Goarer Rituales gewesen ist, ob der Propst Johannes von Koblenz oder ein anderer, mag dahingestellt bleiben. Immerhin kann die bisher allein bekannte älteste Agende aus dem Bistum Münster nicht einfachhin Überarbeitung eines St. Goarer Rituales genannt werden, sondern auch sie ist eine Kompilation des 15. Jahrhunderts, die nur höchst wahrscheinlich für den letzten, vorwiegend kirchenrechtlichen Teil eine uns unbekannte Trierer Quelle, das St. Goarer Rituale, zugezogen hat.

## VIII.

# Chronik des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalen.

(Abteilung Münster.)

---

Der Vorstand bestand zu Beginn des Jahres 1906 aus den Herren:

Professor Dr. Pieper, Direktor.	
Professor Dr. Spannagel, Sekretär.	
Provinzialkonservator Baurat Eudorff,	} Konservatoren des Museums.
Professor Dr. Jostes,	
Oberbibliothekar Professor Dr. Bahlmann, Bibliothekar.	
Geh. Archivrat Professor Dr. Philippi, Archivar.	
Oberleutnant a. D. von Spießen, Münzwart.	
Stadttrat Helmus, Rentant.	

Im Frühjahr 1906 legten die Herren Jostes und Philippi ihre Ämter nieder. Letzterer wurde indessen als Vorsitzender der historischen Kommission, ebenso wie Herr Professor Dr. Koepf als Vorsitzender der Altertumskommission durch Vereinsbeschluß vom 26. April 1906 als Beisitzer wieder in den Vorstand berufen.

Durch den Tod verlor der Verein die Herren:

Domwertmeister Herfeld,	} in Münster.
Gutsbesitzer Wilh. Hüffer,	
Rentner Kaempfe,	
Univ.-Professor Dr. Nordhoff,	
Rentner Osthus.	

Ihr Andenken wurde in der üblichen Weise geehrt. Einen längeren, ehrenvollen Nachruf widmete der Direktor dem am 13. September 1906 verstorbenen Universitätsprofessor Dr. Nordhoff, der durch seine zahlreichen Forschungen

auf dem Gebiet der westfälischen Kunst- und Kulturgeschichte seinem Namen ein unvergängliches Gedächtnis gesichert hat.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen,

a. aus Münster:

Regierungsbaumeister Ehardt,  
 Provinzialschulrat Dr. Flügel,  
 Erbkrämmerer Graf Friedrich von Galen,  
 Archivassistent Dr. Hirschfeld,  
 Oberst a. D. Hüger,  
 Rentner Alexander Möller,  
 R. R. Oberst a. D. Schulte,  
 Domkapitular Monsignore Schwarz,  
 Staatsanwalt von Stockhausen,

b. von auswärts:

Benediktinerabtei St. Josef in Gerleve bei Billerbeck,  
 Dr. med. Frölich in Beckum,  
 Dr. Mallinckrodt, Norden, Ostfriesl.,  
 Brauereibesitzer Meininghaus, Dortmund,  
 Amtsgerichtsrat Städel, Bocholt,  
 Fabrikbesitzer Stöveken, Rheine.

Durch Beschluß vom 26. April 1906 wurde Herr Josef Hütte in Münster, der bewährte Mäcen des Vereins, in dankbarer Anerkennung seiner zahlreichen, wertvollen Zuwendungen für die Vereinsammlungen, zum Ehrenmitglied ernannt.

Die Gesamtzahl der Mitglieder verringerte sich gegen das Vorjahr etwas und beträgt z. B. rund 480.

Im Winter 1905/06 fanden 6 Sitzungen statt, in denen folgende Vorträge gehalten wurden:

1. Am 16. November 1905 von Herrn Geheimrat Professor Dr. Philippi über die Hörigkeit, besonders in Westfalen.

2. Am 30. November 1905 von Herrn Professor Dr. Roeppe über Altes und Neues über Aliso.

3. Am 15. Dezember 1905 von Herrn Professor Dr. Pieper über eine Bischofswahl in Münster vor 200 Jahren.

4. Am 25. Januar 1906 von Herrn Professor Dr. Meißner über das Herzogtum Westfalen in den letzten Jahren der kurbölnischen Herrschaft.

5. Am 15. Februar 1906 von Herrn Professor Dr. Spannagel über Münster im Revolutionsjahr 1848.

6. Am 26. April 1906 von Herrn Professor Dr. Pieper über die Fürstin Amalie von Gallizin (aus Anlaß der 100sten Wiederkehr ihres Todestages, 27. April 1806).

Als Vertreter des Vereins nahm Herr Professor Dr. Koepf an der zweiten Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung teil, die am 18. und 19. April 1906 in Detmold stattfand, von wo er sich als Vertreter dieses Verbandes zur Tagung des süddeutschen Verbandes nach Basel begab.

Gemäß dem mit der Provinzialverwaltung geschlossenen Vertrage wurden im April 1906 folgende Vertreter des Vereins in die Kommissionen für die Verwaltung des neuen Provinzialmuseums gewählt:

In den Vorstand der Museumsverwaltung der jedesmalige Vereinsdirektor.

In die Unterkommission für Skulpturen, Münzen und Altertumsgegenstände die Herren Privatdozent Dr. Koch und Landesrat Kayser.

In die Unterkommission für die Bibliothek Herr Oberbibliothekar Dr. Bahlmann.

Eine Anregung zu einer Revision der Satzungen und der Zeitschrift des Vereins führte zu eingehenden Erörterungen im Vorstand und in der Generalversammlung vom Dezember 1906, die ihren Abschluß jedoch erst im Jahre 1907 finden dürften.

\* \* \*

Die historische Kommission für Westfalen hielt ihre Jahresitzung am 1. Juni 1906 ab. Als neue Mitglieder wurden die Herren Universitätsprofessoren Dr. Schreuer und Dr. Streitberg in sie berufen. Der Vorstand wurde für das nächste Jahr wiedergewählt.

Bei Abschluß dieses Berichts war der Stand ihrer Arbeiten folgender: Das historisch-geographische Register zu Band 1—50 dieser Zeitschrift (bearbeitet vom Bibliothekar Dr. Bömer) ist im Druck bis zum Buchstaben W fortgeschritten, sodaß es bald vollendet vorliegen wird. Von den Inventaren der nicht-staatlichen Archive der Provinz Westfalen sind die des Kreises Steinfurt (bearbeitet von Privatdozent Dr. Schmitz-Kallenberg) bis zum 17. Bogen gedruckt; das Manuskript für den Kreis

Warendorf ist so gut wie druckfertig; die Bearbeitung der Kreise Lüdinghausen und Recklinghausen ist weit fortgeschritten, während der Kreis Bedum erst in Angriff genommen ist. Eine Reihe von Kreisen hat die Inventarisierung erfreulicherweise durch finanzielle Beihilfen unterstützt und die Generaldirektion der preussischen Staatsarchive ebenfalls einen Zuschuß wieder bewilligt. Wie im letzten Jahresbericht erwähnte, von Herrn Geheimrat Philippi zunächst privatim besorgte Ausgabe der Münsterischen Landrechte, die von der Generaldirektion der preussischen Staatsarchive ebenfalls in dankenswerter Weise finanziell unterstützt worden ist, soll nach Fertigstellung der Einleitung unter die Veröffentlichungen der Kommission aufgenommen und den „Westfälischen Rechtsquellen“ angegliedert werden, wo auch die westfälischen Weistümer Platz finden sollen. Desgleichen wurden die inzwischen erschienenen „Abhandlungen über Corveyer Geschichtschreibung von Dr. Bachhaus, Dr. theol. et phil. Stentrup und Dr. Bartels, herausgegeben von Dr. Philippi“ unter die Veröffentlichungen der Kommission aufgenommen. Herrn Professor Dr. Voegeler-Soest wurde ein Zuschuß bis zu M. 300 für die Herausgabe des Soester Nequambuchs in Aussicht gestellt, falls der Rest der Kosten von anderer Seite gedeckt wird. Die übrigen in Angriff genommenen Arbeiten der Kommission wurden im letzten Jahre mehr oder weniger gefördert; die Fortsetzung der Herausgabe der Papsturkunden Westfalens wurde einstweilen ausgesetzt.

\* \* \*

Die **Altortumskommission** hielt unter Leitung ihres Vorsitzenden des Herrn Professors Dr. Koepf ihre Jahres-sitzung ausnahmsweise erst im neuen Jahre, am 17. Februar 1906 ab. Die Hauptpunkte des Arbeitsplans waren die Fortsetzung der Ausgrabungen bei Haltern und Kneblinghausen und die Förderung des „Atlas frühgeschichtlicher Befestigungen in Westfalen“.

Die zweite Aufgabe, die eine für mehrere Jahre zugesicherte Geldbewilligung des Provinzialausschusses und danach auch des kgl. Kultusministeriums die finanzielle Grundlage gab, wurde einer besonderen Kommission anvertraut, zu der die Herren Philippi (als Vorsitzender),

Viermann = Paderborn und Hartmann = Rütten zusammentraten.

Die Ausgrabungen bei Haltern wurden unter Leitung des Direktors der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserlichen Archäologischen Instituts und des Vorsitzenden der Altertumskommission mit Mitteln des archäologischen Instituts im August und September 1906 (während vierzehn Tagen unter Teilnahme des Herrn Geh. Raurats Viermann) fortgesetzt und führten zur Feststellung der Lage und Orientierung des „Praetoriums“ und damit der Orientierung des ganzen Lagers, das nicht nach Osten, wie man bisher angenommen hatte, sondern nach Süden, d. h. gegen Feinde jenseits der Lippe, gerichtet ist. Die Auffindung der Offiziersquartiere an der via principalis lieferte reiche Ausbeute an Einzelfunden. Die für das Frühjahr 1907 in Aussicht genommene Veröffentlichung des fünften Heftes der „Mitteilungen“ mit den Ausgrabungsergebnissen der Jahre 1905 und 1906 wurde verschoben, weil zu hoffen ist, daß wir nach der Ausgrabungscampagne des Jahres 1907 dem Plan des Lagers einen ziemlich vollständigen Grundriß des Praetoriums einfügen können. Ein vorläufiger Bericht ist, wie in früheren Jahren, im „Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift“ erschienen.

Von Schuchhards „Führer durch die Ausgrabungen“ erschien (vor Beginn der Campagne 1906) eine dritte, durch Abbildungen sehr bereicherte Auflage. Das Museum wurde im Lauf des Jahres im wesentlichen fertiggestellt, sodaß im Frühjahr 1907 die Übersiedelung stattfinden kann.

In Aneblinghausen erzielte Herr Hartmann wichtige Resultate, indem er eine zweite, weiter nach Osten gelegene Ostfront des Lagers nachwies, die er für älter als die bisher bekannte halten zu dürfen glaubte, so daß das Lager, wie man das von dem Lager bei Haltern früher fälschlich annahm, eine Verkleinerung durch Zurückziehung der Ostfront erfahren hätte. Da die neu gefundene Front, sowie die zu ihr hinleitenden Verlängerungen der Süd- und der Nordfront, nicht so deutliche Spuren der Wallbefestigung aufweisen, als das spätere Lager, so möchte Herr Hartmann in der älteren Befestigung ein „Feldlager“, in der späteren ein „Standlager“ sehen. Die neue Entdeckung bedarf noch näherer Untersuchung.

Herr Biermann widmete eine zweitägige Untersuchung einem Hügelgrab im Bezirk der Försterei Reesen, Oberförsterei Altenbeken. Ein Bericht auch über diese Ausgrabung wird im fünften Heft unserer „Mittellungen“ erscheinen.

\*

\*

\*

Jahresbericht über die Tätigkeit des Altertumsvereins Haltern pro 1906, eingesandt vom Schriftführer Herrn Hauptlehrer Starkmann. Den Vorstand bildeten wie im Vorjahre die Herren Dr. Conrads, Rektor Wilking und Hauptlehrer Starkmann. Die Mitgliederzahl betrug unverändert 106. Die vorjährige Jahresversammlung am 20. Dezember 1905 brachte einen Vortrag mit Lichtbildern über Pergamou, gehalten von Herrn Professor Dr. Koepf-Münster; in einer weiteren Versammlung im März 1906 wurde von Herrn Lehrer Weiland-Haltern über die Sitten und Gebräuche im alten Rom zur Zeit des Untergangs der Republik gesprochen. Die Haupttätigkeit des Vereins wandte sich in diesem Jahre dem Museumsbau zu, der unter der Leitung des Herrn Baurats Schmedding-Münster soweit gediehen ist, daß nach Fertigstellung der innern Einrichtung die Übersiedlung des Museums in den Neubau vorgenommen werden kann. Das schmale Gebäude im Stile eines römischen Landhauses bietet mit seinen vier freistehenden Säulen in der Front einen recht freundlichen Anblick. Eine 16 stufige breite Treppe führt von der Promenade, jetzt „Mifowall“ genannt, zu dem geräumigen Mittelsaale, der für die Aufstellung der römischen Altertümer bestimmt ist; ein kleinerer, dahinter liegender Saal soll die germanischen Sammlungen aufnehmen. Als sehenswerte Ausstattungsstücke sind für den Hauptsaal bereits zwei Figuren in Überlebensgröße — Germane und Römer — vorhanden, deren Beschaffung vom römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz durch besondere Spenden einiger Museumsfreunde ermöglicht wurde. Die zu Beginn der Bauperiode gewählte Bau-Kommission unterstützte den Vereinsvorstand in dankenswerter Weise in seinen Bemühungen um den Bau. Weil der zur Verfügung gestellte Bauplatz allzu knapp bemessen war, wurde durch Ankauf eines benachbarten Gartengrundstückes und Überlassung eines kleinen Grund-

abspießes seitens der Stadt eine wünschenswerte Erweiterung erzielt. Am 2. Juli fand unter starker Beteiligung von Vereinsmitgliedern und Altertumsfreunden die feierliche Einmauerung einer Urkunde in eine der Säulen des Gebäudes statt. Es ist selbstverständlich, daß dem hervorragenden Bau eine gebiegene innere Einrichtung gegeben werden muß; dazu werden aber die vorhandenen Mittel nicht ausreichen. An die Vereinsmitglieder und Freunde unserer Sache ergeht deshalb nochmals die Bitte um Stiftung von Beiträgen. Das laufende Vereinsjahr schließt in Einnahme und Ausgabe mit 11129,73 Mk. ab.

\* \* \*

Der Verein für Geschichtsforschung und Altertumskunde des Kreises Ahaus konnte — laut Bericht des Herrn Kreisschulinspektors Brodmann — seine jährliche Mitgliederversammlung, die gewöhnlich im Monat November stattfindet, noch nicht abhalten, da der Herr, der einen Vortrag übernommen hatte, erkrankte; sie ist für den Monat Januar 1907 in Aussicht genommen. — Der Verein zählt über 200 Mitglieder, die sich auf fast sämtliche Orte des Kreises verteilen; in Ahaus gehören 42, in Gronau 32, in Stadtlohn 29, in Breden 26 Herren dem Vereine als Mitglieder an, in der benachbarten holländischen Stadt Enschede 14. Auch weit über die Grenzen des Kreises hinaus finden die Bestrebungen des Vereins lebhaften Anklang. — Das Vereinsmuseum hat durch Anlauf und Geschenke eine erfreuliche Erweiterung erfahren. — Für die Vervollständigung der Vereinsbibliothek konnten im verflossenen Jahre über 500 Mk. verausgabt werden. — Die Vereinszeitschrift „Aus alter Zeit“ hat zur Förderung der Heimatskunde, der Erforschung von einheimischen Sitten und Gebräuchen durch manche recht interessante Artikel nicht unwesentlich beigetragen. — In Schriftenaustausch steht der Verein mit dem Warendorfer Verein, den historischen Vereinen für die Grafschaft Ravensberg und für die Grafschaft Mark und dem Altertumsverein für Ramsdorf und Umgegend; als Mitglied gehört er dem Nordwestdeutschen Verband für Altertumsforschung an.

\* \* \*



Die Abteilung Münster hat auch im verflossenen Jahre wiederum von vielen Seiten eine tatkräftige Unterstützung ihrer Interessen und Arbeiten erfahren. Allen daran Beteiligten sei hier nochmals der ergebenste Dank dafür abgestattet.

Münster, 31. Dezember 1906.

Professor Dr. Spannagel  
Sekretär.

---







## **Zweite Abteilung,**

**herausgegeben**

**vom Direktor der Baderborner Abteilung**

**Oberlehrer Professor Dr. Auhlmann.**

---



# I.

## Der Übergang des Hochstifts Paderborn an Preußen.

---

Von

W. Richter,  
Professor am Gymnasium zu Paderborn.

---

### Siebttes Kapitel.\*)

#### Paderborn unter der kaiserlichen Regierung.

Auf die Nachricht von dem Ausgange der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt richtete die Kriegs- und Domänenkammer zu Münster an die Bewohner der ihr unterstellten Gebiete die Aufforderung, sie sollten beim Einrücken fremder Kriegsvölker „sich nicht widersetzen, sondern ihr Schicksal mit Standhaftigkeit und Gelassenheit ertragen“. <sup>1)</sup> Auch faßte sie den Beschluß, die seit dem Aufhören der fürstbischöflichen Regierung nicht mehr einberufenen Landstände zur Teilnahme an den bei dem jähen Umschwunge der Dinge zu erwartenden Aufgaben und Arbeiten aufzufordern. Auf Anregung des Kriegs- und Domänenrats v. Reimann, des händigen Kommissars der Kammer für Paderborn, <sup>2)</sup> wurden als Deputierte gewählt vom Domkapitel: Domdechant v. Kesselstadt, v. Spiegel, v. Brenken, v. Harthausen; von der Ritterschaft: Graf v. Hocholz-Niesen, v. Hocholz-Messeburg, v. Deynhausens, Major v. Harthausen; von den Städten:

---

\*) Die 6 ersten Kapitel dieser Arbeit finden sich in der Westf. Zeitschr. Bd. 62<sup>1</sup>. S. 163 ff. Bd. 63<sup>1</sup>. S. 1 ff.

<sup>1)</sup> A. P. A. Att. 26.

<sup>2)</sup> A. P. A. Att. 26.

Dr. Gehrken und Dr. Basse zu Paderborn, v. Hibbesen zu Warburg.<sup>1)</sup>

Schon am 26. Oktober erschien der holländische Generalleutnant van Boecop mit einigen Truppenteilen der französisch-holländischen Nordarmee, die von Wesel durch Westfalen nach Hessen zog, und besetzte Paderborn. Am folgenden Tage wurden die preussischen Adler von den öffentlichen Gebäuden entfernt, verkündeten französisch-deutsche Proklamationen das Ende der preussischen Herrschaft. Am 30. Oktober rückte die Hauptmacht der Nordarmee, gegen 18000 Mann stark, unter Ludwig Napoleon, dem Könige von Holland, über Lippstadt ein. Die Truppen bivouakierten auf den Anhöhen vor dem Kasseler Tor, das Hauptquartier lag in der Stadt. „Die Behörden“, so erzählt als Augenzeuge der preussische Regierungsrat Schwarz, „erwarteten den König 24 Stunden lang auf dem Westphalenhofe,<sup>2)</sup> die preussischen Offizianten mit betäubter, die Paderborner mit triumphierender Miene. Endlich kam der schlaffe, gutmütige Ludwig; der fröhliche Haufen der Paderborner schloß einen Kreis um ihn; ich stand mit meinen Leidensgefährten von ferne, wie Petrus beim Kohlfener. Die Bürgerschaft war ihm mit einem großen verrosteten Schwerte in Prozession entgegen gegangen. Er fragte, was das bedeute, aber niemand der zunächst Stehenden konnte ihm das Rätsel lösen; da erbarmte ich mich über sie und beantwortete aus dem Hintergrunde die Frage aus historischer Quelle.“<sup>3)</sup> Ludwig Napoleon verließ die Stadt noch an demselben Tage, nachdem er van Boecop zum Gouverneur des Paderborner Landes ernannt hatte.

Unter denjenigen, die ihm ihre Aufwartung machten, war auch Dr. Gehrken; als er von der Audienz heimkehrte, fand er in seinem Hause Küche und Keller von Soldaten vollständig ausgeplündert. Überhaupt waren die Einwohner mehrere Tage hindurch einer übermütigen Behandlung besonders von seiten der holländischen Truppen und den un-

<sup>1)</sup> A. P. A. A. II. 151.

<sup>2)</sup> Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 60<sup>a</sup>. S. 222 ff.

<sup>3)</sup> Schwarz, Denkwürdigkeiten S. 358. — In der folgenden Darstellung ist viel benutzt Gehrkens Tagebuch 1788—1825 (A. P. A. A. II. 47), sowie das Tagebuch des Stadtdirektors Brandis 1800—1867 (A. P. A. A. II. 44).



mäßigsten Erpressungen preisgegeben.<sup>1)</sup> Das Universitäts-  
haus mußte Hafer und Roggen und 4 $\frac{1}{2}$  Ohm Rheinwein  
liefern.<sup>2)</sup> Der Busdorfer Kanonikus Wenneter machte öffent-  
lich bekannt, in welch schändlicher Weise man seinen vor  
dem Kasseler Thor gelegenen Garten nebst Wohnhaus in einer  
Nacht bestohlen und verwüstet habe.<sup>3)</sup> Anschaulich wird  
jene Zeit geschildert in einem Bericht des Stadtmagistrats:  
„Eine Armee von 35000 Mann hat in wenigen Tagen  
diese Stadt passiert und größtenteils auch repassiert. Die  
Truppendurchmärsche haben die Stadt an die zwei Monate  
unaufhörlich belästigt; im November lagen 4—6000 Mann  
in der Stadt, und dreimal hat ein bedeutendes Korps zu-  
gleich vor der Stadt bivakuiert; es war ferner ein Lazarett  
von 300 Mann zu besorgen. Unsere Arbeit überstieg der-  
gestalt alle menschlichen Kräfte, daß 40—50 Menschen sie  
nicht bewältigen konnten. Im ersten Monat hat abwechselnd  
so gearbeitet werden müssen, daß wir gewöhnlich alle zwei  
und drei Tage gar nicht aus den Kleidern kamen, Tag und  
Nacht ohne Ruhe auf dem Rathaus permanent arbeiteten.  
Diese mühseligen Arbeiten waren ein paarmal einestheils so  
überhäuft, andernteils mit solchen Gewalttätigkeiten ver-  
knüpft, daß wir nachts von dem Rathaus fliehen mußten.  
Die vorgekommenen Exzesse der fremden Truppen alle zu  
erzählen, würde zu weitläufig sein; es gab aber Nächte, wo  
niemand selbst in seinem Hause Sicherheit hatte. Es wäre  
zu weitläufig, jene Mühen und unmenschlichen Arbeiten im  
Trubel der Okkupation zu erzählen, wo gemeiniglich die  
Requisition mit dem Säbel und Bajonett oder mit Drohungen  
begleitet wurde, wo wir froh waren, wenn die Forderungen  
auf irgend eine Weise erledigt wurden, wo an Erlangung  
richtiger Beläge nicht zu denken war, diese vielmehr oft mit  
den Waffen angeboten wurden.“<sup>4)</sup> — Am 27. Oktober wurde  
die Stadt angewiesen, binnen 24 Stunden 516 $\frac{3}{4}$  Scheffel

<sup>1)</sup> Westf. Zeitschr. Bd. 9. S. 359.

<sup>2)</sup> Bessen, Collectanea. (Theob. Bibl. Mscr. Pa 98.)

<sup>3)</sup> Intell. Bl. 1806. 12. Nov.

<sup>4)</sup> Bericht des Magistrats vom 8. Februar 1807 an die Kriegs- und  
Domänenkammer in Minden mit der Bitte um eine besondere Vergütung.  
(St.-A. Münster. A. N. Z. Fürstentum Paderborn. Neuere Akten.  
Nr. 818. fol. 248 ff.)

Häfer, 184 Zentner Heu, 18 Schock 24 Bund Stroh ins Magazin zu liefern. Nach Jahresfrist war diese Lieferung noch nicht bezahlt.<sup>1)</sup>

Am 6. November erließ van Boecop folgende Proclamation: „Kraft Befehls Sr. Majestät des Königs von Holland, welche mich zum Gouverneur des paderbornischen Landes ernannt haben, nehme ich davon im Namen Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien Besitz und erkläre den Einwohnern, daß dieses Land nie wieder unter die Beherrschung von Preußen kommen soll . . . Den Einwohnern verspreche ich Sicherheit, Gerechtigkeit und Schutz. Ich schmeichle mir glauben zu können, daß sie sich als gute und friedsame Bürger betragen werden, indem ich ihnen anrate, sich gegen alle Verleitungen, welche Übelgesinnte ihnen beizubringen suchen, zu hüten und sich nicht durch falsche Gerüchte schrecken zu lassen, als ob sie wieder unter das preussische Joch zurückfallen würden.“<sup>2)</sup>

Das Fürstentum Paderborn bildete einen Teil des Gouvernements Minden, das außer Minden und Paderborn noch Ravensberg und Schaumburg umfaßte. An der Spitze dieses Gouvernements stand als Generalgouverneur der Divisionsgeneral Gobert in Minden. Die Verwaltung lag in den Händen der Mindener Kriegs- und Domänenkammer. v. Reimann trat zur Mindener Kammer in dasselbe Verhältnis, in dem er bis dahin zur Münsterschen gestanden hatte. Für die Bearbeitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten wurde eine besondere, der Kammer zu Minden untergeordnete Kommission ernannt, bestehend aus dem Regierungspräsidenten v. Coning, v. Reimann und dem Regierungsrat v. Hartmann. Im übrigen wurden, da die

<sup>1)</sup> Ebenda Nr. 325. fol. 1 ff. — Hier sei bemerkt, daß die spätere Auseinandersetzung mit der preussischen Staatskasse wegen Forderungen aus den Jahren 1805 und 1806 mit manchen Schwierigkeiten verbunden war. 1817 liquidierten: 1. Die Stadt Paderborn a. an Gehalts- und Pensionsrückständen 1178 Tlr. 28 Gr.; b. an Armen- und Magazinslieferungen für preussische Truppen 1805: 3583 Tlr. 9 Gr. (485 Sch. Roggen, 1368 Sch. Häfer), 1806: 425 Tlr. 8 Gr.; 2. der Kerkermeister Grono 267 Tlr. 5 Gr. 5 Pf.; 3. Graf v. Westphalen 4278 Tlr. (571 Sch. Roggen, 1517 Sch. Häfer). Ende 1822 waren die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen. (Rathaus-Archiv.)

<sup>2)</sup> A. P. A. Att. 26.

demnächstige Bestimmung des Landes noch ungewiß war, durchgreifende Veränderungen vermieden. Am 15. November machte van Boecop bekannt: „Die bisherige Landesverfassung bleibt vorläufig bestehen; alle Behörden und Beamten werden in ihrem Wirkungskreise und ihren Stellen bestätigt.“<sup>1)</sup> Stadtkommandant von Paderborn wurde der französische Oberst Ducasse.

Gobert war, ebenso wie sein Herr, ein Meister der Phrase. Das bekundet schon seine Proklamation vom 14. November: „Mein Souverän, der Kaiser Napoleon, hat mir bei der Ernennung zum Gouverneur eines Theils der durch seine Waffen eroberten Länder befohlen zu erklären, daß diese Länder nie in den Besitz der preussischen Fürsten zurücktreten werden, die solche vorhin beherrschten. Glückselig sind die Völker, die solche bewohnen; ihr Schicksal wird künftig nur von dem besten, dem gerechtesten und dem mächtigsten Souverän der Erde abhängen. Völker, vertrauet der Güte und der Großmut des unüberwindlichen Napoleon! Mir hat er befohlen, euer Glück zu machen, und ich werde seinen Willen erfüllen. Ihr müßt stolz darauf sein, das Schicksal der Franzosen zu teilen. Ahmet ihnen nach! Und der allgemeine Enthusiasmus für den Helden, der das Schicksal der Welt zu lenken weiß, gebe ihm den Frieden, der seinem Herzen so wert ist, dessen alle Völker so sehr bedürfen, und den sie so sehnlich wünschen.“<sup>2)</sup> Und am 12. Januar 1807 richtete Gobert an die jungen Leute die Aufforderung zum Eintritt in das zu bildende westfälische Regiment mit den Worten: „Westfälische Soldaten! . . . Kommt und nehmet teil an dem Ruhme der Franzosen! Ihr seid Untertanen des Kaisers und Königs und werdet nicht wieder unter die preussische Herrschaft kommen. Er hat es gesagt, und ihr wißt, daß seine Worte so gut wie die Beschlüsse der Vorsehung sind.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> N. B. A. Att. 26. — Der 1799 mit dem Kirchenbann belegte Domvikar Beder brachte das preussische Erkenntnis von 1805, welches die Sentenz von 1799 für null und nichtig erklärte, mit Napoleons Erlaubnis im Intell. Bl. vom 7. Februar 1807 zur allgemeinen Kenntniss. (Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 62<sup>a</sup>. S. 211.)

<sup>2)</sup> N. B. A. Att. 26.

<sup>3)</sup> Intell. Bl. 1807. Vgl. auch v. Bodelschwingh a. a. O. I. S. 309. — Das Gouvernement Minden sollte das zweite Bataillon

Das war eine böse Zeit für die preußischen Beamten. „Was diese“, versichert Schwarz, „bis zum Tilsiter Frieden von den Eingeborenen auszustehen hatten, ist nicht zu beschreiben. Ihre Kinder wurden von den Kindern der Paderborner auf der Straße mit Steinen beworfen, und wenn man sich darüber bei den Eltern beschwerte, wurden sie von diesen gelobt und ermuntert, mit dem Werfen fortzufahren. Dem Kammer-Kommissar v. Reimann wurden große Steine durch die Fenster geworfen und dadurch fast ein Kind in der Wiege getötet. Die Gehaltzahlung hörte sogleich auf; gleichwohl hätte kein Pader einem Preußen auch nur eine Pfennig-Semmel geborgt. Selbst gewesene preußische Beamte brängten sich dazu, die errungenen Siege der Franzosen bei Trommelschlag auszurufen, und stellten sich sogar unter die Fenster der todkranken Frau v. H., um dieser echt patriotischen Familie ihren Abscheu zu bezeugen. Frau Basen riefen einander aus dem Fenster über die Straße zu: Gott Lob, nun kann man doch ruhig schlafen, wo der Regentkönig abgesetzt ist.“<sup>1)</sup>

Zur Verherrlichung der Erfolge der französischen Waffen und zur Ehrung hoher Gäste wurden in Paderborn kirchliche und weltliche Feierlichkeiten in Szene gesetzt. Bei der Anwesenheit des Generalgouverneurs Gobert am 15. August

---

des auf 4 Bataillone berechneten westfälischen Regiments stellen, der Stab sollte in Münster liegen. Der Intendant Sicard schrieb die Lieferung der für das Bataillon erforderlichen Ausstattungsstücke aus, u. a. 1200 Röcke, 1200 Ärmelwesten, 1200 Beinkleider, 1200 Schakos, 3600 Hemden, 1200 Unterhosen, 1200 schwarze Halsbinden, 3600 Paar Schuhe, 1200 Paar wollene Strümpfe, 1200 Paar leinene Strümpfe, 1200 Paar graue Stiefeletten, 1200 Paar schwarze Stiefeletten. (Kathaus-Archiv.)

<sup>1)</sup> Schwarz a. a. D. S. 359. — Damals schrieb ein Paderborner Kapuziner in seine Chronik: „Annus praesens 1806 religioni catholicae, praepriis vero Mendicantium ordinibus, sub principibus acatholicis totalem minitari videbatur interitum. Ast scena in melius mutata est, et saltem nos a iugo protestantico liberati liberius iam respirare incipimus.“ (Westf. Zeitschr. Bd. 47<sup>2</sup>. S. 44.) — In einem Berichte, den Vinde am 16. Mai 1807 an den König von Preußen erstattete, heißt es: „Die Einwohner in den alten Provinzen haben sich außerordentlich gut bewiesen, den größten Patriotismus und die innigste Anhänglichkeit an Gw. Majestät Person und Staat an den Tag gelegt. Ausnahmen finden sich nur wenige. Von den neuen katholischen Provinzen kann ich daselbe leider nicht rühmen.“ (v. Bodelschwingh a. a. D. I. S. 310.)

1807 fand auf den Befehl des Stadtkommandanten bereits die dritte Illumination statt; Charlotte Budde gab bei diesem Anlaß 4 Schilderhäusern für 4 Tlr. einen neuen Anstrich. Die drei Illuminationen belasteten die Rammereikasse mit 122 Tlr. 21 Gr. 11 Pf. Auf Anregung des Stadtkommandanten veranstaltete der Wirt und frühere Bürgermeister Gethmann, der Pächter des Rathausaales, zwei Freibälle, auf denen Gendarmen die Ordnung aufrecht hielten; für die Bewirtung der Gendarmen liquidierte Gethmann 136 Tlr. 16 Gr. Die Illuminationslämpchen hatte die Stadt vom Domkapitel und von einigen Privaten geborgt. Da indes noch weitere Illuminationen in Aussicht standen, so kaufte die Stadt für 41 Tlr. 6 Gr. 2000 Stück eigene Lämpchen. Zur Deckung dieser und anderer außergewöhnlicher Ausgaben bat der Magistrat am 14. November 1807 die Regierung um die Erlaubnis zur Aufnahme eines Kapitals von 1000 Tlr.<sup>1)</sup> — Und wie in Paderborn, so ging es im ganzen Lande. So feierte am 29. Juni 1807 das Städtchen Nieheim die Siege „des großen Napoleon, des Allergerechtesten, des Allerunüberwindlichsten“.<sup>2)</sup>

Übrigens herrschte in den anderen okkupierten katholischen Gebieten die gleiche Stimmung. Graß v. Spiegel, Domdechant in Münster, spricht in einem an den ihm befreundeten Freiherrn v. Stein gerichteten Briefe von dem „dahier wütenden Anti-Borussianismus“. „Was für ein unseliger Geist, ich möchte sagen Kobold“, so äußert er sich weiter, „das hiesige Publikum beherrscht, wie der Adel sich auszeichnet, das haben Em. Excellenz durch den edlen Vincke erfahren“.<sup>3)</sup> Vincke, seit 1804 Präsident der Kriegs- und Domänenkammer zu Münster, sah sich in seiner Stellung so eingeengt und so oft gekränkt, daß er Ende März 1807 den Abschied nahm.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> St.-M. Münster A. N. Z. Fürstent. Paderborn. Neuere Akten. Nr. 325.

<sup>2)</sup> Intell. Bl. 1807. Nr. 28.

<sup>3)</sup> Perß, Leben des Ministers Freiherrn vom Stein I. S. 458.

<sup>4)</sup> v. Bodelschwingh a. a. O. I. S. 292 ff. Vgl. auch Schüding, Die Franzosen im Münsterlande 1806—1813. (Westf. Zeitschr. Bd. 58<sup>1</sup>. S. 153 ff.)

Freilich legte die Besetzung von der verhassten preussischen Herrschaft der Bevölkerung manche Opfer auf. Die von Napoleon über alle englischen Waren verhängte Sperre verursachte bedeutende Unkosten. Noch unangenehmer empfand man die allgemeine Entwaffnung. Gobert verordnete nämlich am 14. November, alle Waffen sollten nach Minden abgeliefert werden, niemand dürfe ohne besondere Erlaubnis des Gouverneurs ein Feueergewehr behalten.<sup>1)</sup> Am 22. November schärfte er den Beamten und Bürgermeistern ein, die Ablieferung zu beschleunigen, und machte sie, falls der Befehl bis zum 27. November nicht ausgeführt sei, persönlich verantwortlich. Am 13. Dezember waren in Paderborn abgeliefert 197 Flinten, 13 Büchsen, 64 Pistolen; davon nach Minden abgeführt 157 Flinten, 10 Büchsen, 58 Pistolen. Die Erlaubnis zum Tragen eines Feueergewehrs kostete 1 Friedrichsdor.<sup>2)</sup>

Wie manche Unbequemlichkeiten die neue Lage brachte, geht z. B. aus dem Schreiben hervor, welches Ducasse am 5. Januar 1807 an den Magistrat von Paderborn richtete: „Die entstandenen Unruhen im Hessischen können veranlassen, daß von dort Flüchtlinge und Vagabunden sich in hiesiges Land begeben; mithin erfordert die Klugheit die Vermehrung der Wachsamkeit. Ich bitte Sie daher, folgende Maßregeln zu ergreifen: 1. Die Wachen an den Toren der Stadt müssen wenigstens aus 6 Mann bestehen, und es wird niemand zu diesem Dienste zugelassen als solche Männer, die imstande sind, denselben zu verrichten: also nicht Betagte oder Kinder, wie ich alle Tage bemerkt habe. 2. Die Pförtner der Stadt sollen alle ein- und ausfahrenden Wagen anhalten, um sich zu versichern, ob die Personen, die darin sind, mit Pässen versehen sind, so von mir visitiert worden; sie sollen ein Verzeichniß aller ein- und ausgehenden Reisenden führen, das Resultat dieser Register soll jeden Abend in meiner Wohnung abgegeben, der dawider handelnde Pförtner in Strafe genommen werden. 3. Die Postmeister und Gastwirte sollen jeden Abend die Nachtzettel und die Pässe der bei ihnen eingekehrten Personen, welche solche persönlich von

<sup>1)</sup> A. B. A. Art. 26.

<sup>2)</sup> Rathhaus-Archiv.

mir wieder holen müssen, an mich einschicken. 4. Die hiesigen Einwohner sollen zum letztenmal aufgefordert werden, binnen 24 Stunden die verheimlichten Feuergewehre einzuliefern. Es ist keine Erlaubnis zum Tragen derselben gültig als jene, so der Herr Gouverneur erteilt hat und die von mir visitiert ist, und ich erkläre jede vorläufig mündlich gegebene Befugnis für null und nichtig, sowie auch diejenige, so ich etwa schriftlich jenen Personen erteilt haben mag, die sich auf den Herrn Gouverneur zwar berufen, von diesem aber keine Antwort erhalten haben. 5. Es kann keine öffentliche Zusammenkunft in hiesiger Stadt noch eine Karnevalslustbarkeit ohne meine Erlaubnis gehalten werden. Dieser Artikel ist nicht von den Bällen oder Zusammenkünften der Personen von Stand, die in ihren Häusern auf vorhergehende Einladung gehalten werden, zu verstehen. — Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen wieder in Erinnerung bringen, daß wir darin übereingekommen sind, daß die Straßen täglich morgens vor 9 Uhr gefegt werden sollten. In dieser Hinsicht ist noch nichts geschehen; ich bemerke mit Schmerzen, daß man so bald vergißt, was ich empfohlen habe. Ich suche so wenig als möglich mein Ansehen geltend zu machen, und es würde mir empfindlich sein, wenn man mich daran erinnerte, daß ich davon Gebrauch machen solle. Lassen Sie uns gemeinschaftlich an der Handhabung der Ordnung und Polizei arbeiten; wir sind glücklich und ruhig, wir werden es so lange sein, als wir uns den Gesetzen und den erlassenen Befehlen unseres würdigen Herrn Gouverneurs fügen. Noch ist öffentlich bekannt zu machen, daß alle falschen und lästerlichen Neuigkeitsräumer und alle diejenigen, die sich bei öffentlichen Tafeln oder sonst Vorträge erlauben, wenn solche auch nur von weitem die öffentlichen Angelegenheiten bezwecken, verhaftet werden sollen, wie z. B. ein preussischer Offizier, dem ich Befehl gegeben, noch heute die Stadt zu verlassen.“ Der Magistrat brachte die Wünsche des Kommandanten in mehreren Bekanntmachungen zur Kenntnis der Bürgerschaft.<sup>1)</sup>

Drückend war anfangs die Einquartierung. Am 16. November verordnete Gobert: „Die bei den Eingefessenen

<sup>1)</sup> Rathhaus-Archiv.

einquartierten Unteroffiziere und Gemeinen erhalten folgende Beköstigung: zum Frühstück:  $\frac{1}{2}$  Pf. Brot,  $\frac{1}{2}$  Pf. Käse, 1 Glas Brantwein; zum Mittagessen: Suppe, Gemüse,  $\frac{1}{2}$  Pf. gekochtes Fleisch, 1 Krug Bier, 1 Pf. Brot; zum Abendessen:  $\frac{1}{2}$  Pf. gekochtes Fleisch, Gemüse, 1 Krug Bier,  $\frac{1}{2}$  Pf. Brot.“ Diese Verpflegung dauerte fast einen Monat. Am 11. Dezember machte Gobert bekannt: „In der Überzeugung, daß den Eingeseffenen jene Beköstigung zu schwer fällt, verordne ich folgende: täglich  $\frac{1}{2}$  Pf. Fleisch,  $1\frac{1}{2}$  Pf. Brot, Gemüse, 1 Krug Bier.“<sup>1)</sup>

Am schwersten drückten jedoch die neuen Steuern. Der Generalintendant der Finanzen verlangte vom Fürstentum Paderborn  $\frac{1}{4}$  Mill. Fr. Kriegskontribution; davon entfielen auf die Stadt Paderborn 2000 Tlr. Das erste Drittel sollte in drei Tagen, das letzte bis zum 1. Januar 1807 eingezahlt sein.<sup>2)</sup> Zur Abtragung dieser Kontribution und zur Bestreitung anderer öffentlichen Ausgaben wurde durch die Paderborner Regierung im Einvernehmen mit der ständischen Deputation vorläufig außer einer Zwangsanleihe am 1. Dezember die Erhebung zweier außerordentlicher Schatzungen vom dritten Stande, sowie einer außerordentlichen Schatzung von der Geistlichkeit und der Ritterschaft beschlossen.<sup>3)</sup> Zu demselben Zweck dekretierte die Kriegs- und Domänenkammer zu Minden am 17. Dezember folgende Steuern: von allen Gebäuden ohne Unterschied  $\frac{1}{2}$  % der Versicherungssumme; 2 % von dem Diensteinkommen oder der Pension aller Beamten, mit der Einschränkung, daß die Kuratgeistlichen nur  $1\frac{1}{2}$  %, die Schullehrer und Lehrerinnen mit einem Diensteinkommen von mindestens 100 Tlr. 1 % zahlen.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Rathhaus-Archiv.

<sup>2)</sup> Vom Fürstentum Münster wurden  $2\frac{1}{2}$  Mill., von Ledlenburg-Lingen 100 000, von der Grafschaft Mark 2 Mill. Fr. gefordert. Windegeriet in die größte Bestürzung. „Ich verlor“, so äußerte er sich am 27. November, „so alle Fassung und allen Mut, daß ich Mühe hatte, mich nur etwas wieder zu sammeln; es ist ein zu schreckliches Mißverhältnis der Forderungen zur Zahlungsfähigkeit. Dazu die vielen extraordinären Bedürfnisse und täglich neue Anforderungen. Bei dem lebendigen Gefühl der Unmöglichkeit muß das ganz daniederzuschlagen.“ (v. Bodelschwingh a. a. O. I. S. 289.)

<sup>3)</sup> A. B. A. Akt. 26.

<sup>4)</sup> A. B. A. Akt. 26. Intell. Bl. 1806.



Die öffentlichen Kassen waren längere Zeit geschlossen, die Zahlung der Gehälter und Pensionen sistiert.

Im Januar 1807 erschienen neue Steuerforderungen: doppelter Kopfschlag; Viehsteuer (z. B. für 1 Pferd 12 Gr., 1 Hund 2 Gr., 1 Schaf 1 Gr.); Handlungssteuer; Gewerbesteuer (z. B. 2—10 Tlr. von Gastwirten, 1—8 Tlr. von Fleischern, Bäckern, Brauern).<sup>1)</sup> Da indes alle diese Einnahmen die Bedürfnisse nicht deckten, so wurde dem befreiten Stande, also der Geistlichkeit und dem Adel, durch die Verfügung vom 12. Mai 1807 eine Abgabe von der Heuerfrucht-Einnahme aufgebürdet: 2 Gr. 8 Pf. von 1 Scheffel Weizen, 2 Gr. von 1 Scheffel Roggen, 1 Gr. 4 Pf. von 1 Scheffel Gerste, 1 Gr. von 1 Scheffel Hafer.<sup>2)</sup>

Der alte Schlenbrian, die alte „Gemütlichkeit“ der Landesbeamten und Behörden wurde von der französischen Verwaltung energisch bekämpft. Schon am 9. Dezember erließ die Mindener Kammer die Bekanntmachung: „Die bei der Administration angestellten geübtesten Deutschen können oft die eingehenden Berichte nicht lesen, und mithin kann der Intendant Sicard nichts davon verstehen. Deshalb hat dieser verfügt: 1. Alle, die der französischen Sprache mächtig sind, sollen sich dieser bedienen; 2. alle deutschen Eingaben sollen mit lateinischen Lettern rein und leserlich geschrieben und kurz abgefaßt sein, sollen keine überflüssige Redensarten, sondern einen einfachen, richtigen Auszug der Sache enthalten.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Intell. Bl. 1807.

<sup>2)</sup> Intell. Bl. 1807.

<sup>3)</sup> Rathhaus-Archiv. — Auch in der westfälischen Zeit legte man Wert auf eine klare, bündige Darstellung. Das beweist schon folgende Erinnerung des Unterpräfekten v. Elversfeld an den Maire der Stadt Paderborn vom 9. Januar 1810: „Recht sehr muß ich Sie, Herr Maire, im übrigen noch bitten, daß der nicht zur Sache gehörige schwülstige und undeutliche Stil, den ich seit einiger Zeit so häufig und zur Erschwerung der Sache in Ihren Berichten finde, künftig wegfallen und so mancher überflüssigen Tirade eine einfache Darstellung des eigentlichen Sachverhältnisses substituiert werden möge.“ (Rathhaus-Archiv.) Im übrigen verkehrten in der französisch-westfälischen Zeit namentlich die Beamten in verbindlichen Formen. So schreibt z. B. der Unterpräfekt v. Elversfeld an den Maire: „Mein Herr! der Herr Staatsrat hat verlangt . . . Ich ersuche Sie demnach . . . Ich versichere Sie meiner besonderen Hochachtung. (Ich habe die Ehre . . . Ich grüße Sie mit vieler Hochachtung.) Der Unterpräfekt.“ Anders der preußische Stil: „Das Kgl. Ministerium hat verlangt . . . Ew. Wohlgeboren fordere ich hierdurch auf . . . Der Landrat.“

## Achstes Kapitel.

### Der Beginn der westfälischen Herrschaft. Die neue Verfassung. Die Verwaltung und das Gerichtswesen.

Bereits vor dem Tilsiter Frieden, der am 9. Juli 1807 dem Kriege zwischen Preußen und Frankreich ein Ende machte, stand es fest, daß aus einer Reihe linkselbischer deutscher Gebiete für Jérôme, Napoleons jüngsten Bruder, der noch keine Krone trug, das Königreich Westfalen gebildet werden würde. Das neue Reich stellte ein buntes Ländergemisch dar, rund 690 Quadratmeilen groß, mit einer Bevölkerung von etwas über 1 900 000 Seelen. „Durch eine seltsame Laune des Geschickes war es ein Franzose aus dem wenigst germanischen Lande Frankreichs, von der Insel Korsika, ein Advokatensohn aus Ajaccio, der seinen Thron jetzt auf der Erde von Armin und Widukind aufschlug, der den Chatten- und Cheruskerfürsten, den salischen und sächsischen Kaisern, den Welfen und Hohenzollern, den Äbten und Fürstbischöfen, den Reichsgrafen und den Magistraten der Freistädte succedierte.“<sup>1)</sup>

Jérôme schickte alsbald seine Adjutanten, die Obersten Morio und Rembell, nach Deutschland zur Berichterstattung über die Verhältnisse seines Königreiches. Morio fand in Paderborn einen Empfang, wie er ihn sicher nicht erwartet hatte. Beim Anblick des Franzosen gerieten nämlich die wackeren Bürger in einen derartigen Taumel der Begeisterung, daß sie auf der Straße die Pferde ausspannten und eigenhändig den Wagen zum Posthof<sup>2)</sup> zogen. Am 3. August berichtete Morio aus Paderborn seinem Herrn von der Schönheit und dem Reichtum der ihm bestimmten Länder, von der Ungebuld, mit der man seinem Regierungsantritt

<sup>1)</sup> Kleinschmidt, Geschichte des Königreichs Westfalen [Gotha, 1894] S. 5. Dieses Werk ist im Folgenden viel benutzt, und zwar ohne daß es bei Angaben von geringerem Umfange stets zitiert ist. Etwas wert ist noch immer die Darstellung bei Häusser, Deutsche Geschichte III. S. 230 ff.

<sup>2)</sup> Der Posthof war seit Dezember 1764 Daltrops Hof (die jetzige Stablersche Bestzung) am Marienplatz. (Vgl. Stolte, Postwesen im ehemaligen Hochstift Paderborn S. 48.)

entgegensetze, insbesondere auch von den Hulldigungen der Paderborner.<sup>1)</sup>

Ducasse bestimmte durch Bekanntmachung vom 30. Juli, daß zur würdigen Feier des großen und glücklichen Ereignisses der Einverleibung des Fürstentums Paderborn in das Königreich Westfalen am nächsten Sonntag in allen Pfarrkirchen ein Te Deum gesungen werde, gestattete auch gleichzeitig den Einwohnern, diese höchst erfreuliche Begebenheit unter der Aufsicht der Obrigkeit auf die froheste, ihnen beliebige Art, mit Ball, Musik und Illumination zu begehen.<sup>2)</sup> Den Verlauf des „Dankfestes wegen der glücklichen Wahl des neuen Königs Hieronymus“ in Kleinenberg mag ein Stück aus dem Festbericht illustrieren: „Morgens erfüllten schon die ersten Salven aus unsern parochialischen Böllern, welche die Festlichkeit dieses hohen Tages ankündigten, aller Herzen mit dem Vorgeschnack jener erhabenen Freuden, die uns dieser wichtige Tag versprach . . . Dann begann ein prächtiger Ball, der von einigen biedergeresinnten Bürgern veranstaltet war, und dem jeder Edeldenkende mit beizuhnte. Abends waren einige Häuser beleuchtet. Der Gedanke, von Napoleon dem Großen seines besondern Schutzes würdig geschätzt zu sein und unsere heilige Religion unter seiner besondern Obhut zu sehen, befeelte alle mit dem heiligsten Enthusiasmus. Alles wimmelte in unbegrenzter Freude und frohem Jubel bis zur späten Mitternacht durcheinander.

<sup>1)</sup> Kleinschmidt S. 7. — Schwarz a. a. D. S. 365 erzählt, ein französischer Emigrant sei der Sprecher einer Deputation der Bürgerschaft bei Morio gewesen und seine Rede sei am Ende darauf hinausgelaufen, Sr. Majestät möchten geruhen, durch Verjagung der preussischen Keger der Stadt ihren alten Glanz wiederzugeben. „Wie, meine Herren,“ erwiderte hierauf der Oberst, „soll ich diese Bitte Sr. Majestät, unserem Könige, vortragen? Wissen Sie wohl, daß wir eine protestantische Königin bekommen werden, und daß wir die preussischen Offizianten als brauchbare Geschäftsmänner achten? Stimmen Sie daher Ihre Anträge auf den gemäßigten Ton herab und seien Sie versichert, daß bescheidene Wünsche nicht unbeachtet bleiben werden.“ — 1804 gab es in Paderborn noch 13 französische Emigranten. Die damals aufgestellte Tabelle nennt z. B. Claudius Norbertus Veclerc („lebt von einer Kgl. Pension“), Deben, clericus („lebt von Instruktion in der französischen Sprache“), Houbinet („lebt vom Handel“), Carpentier (desgleichen), Deligny aus Reims, olim canonicus („lebt von Instruktion im Rechnen und in der französischen Sprache“). Rathhaus-Archiv.

<sup>2)</sup> Intell. Bl. 1807.

So endigte sich dieser unvergeßliche Tag, der selbst jenen, die von widrigen Eindrücken geblendet an diesem allgemeinen Jubel nicht teilnahmen, erhabene Ideen einflößte.“<sup>1)</sup>

Aus allen Teilen des Königreiches begaben sich Deputationen nach Paris, um dem künftigen Herrscher ihre Aufwartung zu machen. So auch von Paderborn.<sup>2)</sup> Am 3. August wurden von der ständischen Deputation als Teilnehmer gewählt: Dombachant Graf v. Kesselstadt als Vertreter der Geistlichkeit, Major v. Harthausen-Lippspringe als Vertreter der Ritterschaft, Dr. Gehrten als Vertreter des dritten Standes; als vierter kam hinzu „durch Intrigue“<sup>3)</sup> Regierungsrat Holtgreven, der die Reise auf eigene Kosten mitmachte. Es läßt sich begreifen, daß man die Sache als eine große Staatsaktion betrachtete. Am Abend des 4. August fand auf dem Rathaus ein festlicher Ball statt, dessen Glanz durch die Gegenwart des Gouverneurs Gobert und des Intendanten Sicard nicht wenig erhöht wurde. Am folgenden Tage, abends nach 8 Uhr, fuhren die Deputierten nebst zwei Bedienten in zwei Wagen ab; die Straßen waren außergewöhnlich belebt, in die Klänge der Abschiedsmusik mischten sich die Zurufe der freudig erregten Menge. Die Fahrt ging über Düsseldorf, Köln, Aachen, Brüssel; am 12. August, nachmittags 3 Uhr, erreichte man Paris, wo die meisten übrigen Deputierten schon eingetroffen waren. Der allgemeine Empfang bei Jérôme, der am Tage darauf in St. Cloud erfolgte, wurde von den Paderbornern verfehlt. Dagegen nahmen sie teil an der Audienz beim Kaiser am 16. August, mittags 12 Uhr. Napoleon machte u. a. die Bemerkung: „Die Deutschen sind gut; sie halten ihr Wort heilig und sind brave Soldaten; 30000 Mann Militär sind ausreichend für das neue Königreich; allein gut gehalten und bezahlt müssen sie werden und sich nicht nebenbei wie die Preußen vom Schuhpußen ernähren.“ Er teilte ihnen

<sup>1)</sup> Intell. Bl. 1807. Nr. 35. Berichte aus andern Orten finden sich in Nr. 33 und 34.

<sup>2)</sup> Über diese Angelegenheit berichtet Gehrten ausführlich in dem „Acta deputationis des Fürstentums Paderborn, die Konstitution des Königreichs Westfalen und die darüber zu Paris gepflogenen Verhandlungen betreffend“. (N. P. A. Aft. 151.) Vergl. Westf. Zeitschr. Bd. 9. S. 361. Kleinschmidt S. 8 ff.

<sup>3)</sup> So Gehrten a. a. D.

mit, sie würden in einigen Tagen den Entwurf der neuen Verfassung erhalten, zu dem sie ihre Bemerkungen machen könnten. Als der Entwurf am 21. August durch den Obersten Morio den Deputierten zugestellt war, übertrugen sie am folgenden Tage die Prüfung desselben einem engeren Ausschuss von 5 Mitgliedern. In diesem vertrat Baderborn der Domdechant v. Kesselstadt, der indes sein Mandat an den Grafen v. Merveldt, den Bevollmächtigten für Hildesheim, abgab. Der Ausschuss beriet die neue Verfassung in mehreren Konferenzen und einigte sich über eine Anzahl Abänderungsvorschläge. Am 30. August hatte er bei Jérôme eine Audienz in St. Cloud und brachte dabei seine Bedenken und Bemerkungen zur Sprache. Über den Wunsch, bei allen Verhandlungen möge die deutsche Sprache beibehalten werden, schien der König etwas betroffen. Das werde schwer fallen, meinte er, doch wolle er es sich zum Grundsatz machen, nach Möglichkeit darauf zu achten. Er werde sich Mühe geben, die deutsche Sprache selbst zu lernen, und hoffe, in 3 Jahren es soweit als nötig darin zu bringen. Die Forderung, daß alle Stellen durch Landeskinder besetzt würden, erkannte er als gerecht und billig an. Weniger günstig lautete seine Antwort auf das Verlangen, daß die Auszahlung der Pensionsgelder an frühere Beamte, sowie an Witwen und Waisen garantiert werde. — Wie sich bald herausstellte, war die Befragung der Deputierten nichts weiter als eine leere Form, ihre Arbeit verlorene Liebesmühe; an der im Auftrage Napoleons entworfenen und von ihm gutgeheißenen Verfassung konnten alle Wünsche nichts mehr ändern.

Der Aufenthalt in dem weltbeherrschenden Paris bot den Deputierten unvergeßliche Eindrücke und Genüsse. Am 23. August waren sie Zuschauer bei der kirchlichen Trauung Jérômes mit der Prinzessin Katharina von Württemberg. Die Zeremonie vollzog abends gegen 8 Uhr in der Schloßkapelle der Tuileries Dalberg, der Fürst-Primas des Rheinbundes, unter Assistenz mehrerer Würdenträger der westfälischen Geistlichkeit, nämlich des Grafen v. Merveldt, des Grafen v. Kesselstadt und des Dompropstes v. Mendt.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> „Am 23. August gab Karl v. Dalberg, der Primas der deutschen Kirche, der Bigamie die kirchliche Weihe.“ (Häusser a. a. O. III.

Fest reichte sich an Fest, Einladung an Einladung. So wurde Gehrten zum Diner geladen vom Cardinal Caprara und vom Grand-Maréchal du Palais. Die Paderborner Abgeordneten reisten am 10. September von Paris ab und trafen am Abend des 29. September über Kassel wieder in Paderborn ein. Sie liquidierten für die Reise 2343 Tlr., aber davon wurden 311 Tlr. durch die Kammer zu Minden gestrichen.<sup>1)</sup>

Die Verfassung ist datiert vom 15. November 1807. Die wichtigsten Artikel seien hervorgehoben. Jérôme gelangt in den Besitz der vollen Souveränität am 1. Dezember 1807; seine jährlichen Einkünfte betragen 5 Mill. Fr. Sein Reich wird Mitglied des Rheinbundes und hat als solches 20000 Mann Infanterie, 3500 Mann Kavallerie und 1500 Mann Artillerie zu stellen. Alle Untertanen sind vor dem Gesetze gleich; die verschiedenen Religionen üben ihren Kultus frei aus. Aufgehoben sind alle bisherigen politischen Körperschaften, aufgehoben alle Privilegien dieser Körperschaften, sowie der Städte, einzelner Landesteile, Familien und Personen. Aufgehoben ist die Leibeigenschaft mit allen ihr entstammenden Gerechtsamen. Der Adel bleibt bestehen, hat aber kein ausschließliches Recht auf gewisse Ämter und Würden oder auf Befreiung von irgend welchen öffentlichen Lasten. Die Statuten der adeligen Abteien und Kapitel sind dahin abzuändern, daß jeder Westfale zu diesen Zutritt hat. Ganz Westfalen hat das gleiche Steuersystem. Eingeführt wird das französische Münz-, Maß- und Gewichtssystem. Das Reich wird nach französischer Weise eingeteilt in Departements unter Präfekten, Distrikte unter Unterpräfekten,

S. 232.) Der öfters erwähnte Schwarz veröffentlichte zur Feier der Vermählung im Intell. Bl. 1807, Nr. 33 ein Festgedicht. Er trat in westfälische Dienste und wurde Präsident des Ziviltribunals in Duderstadt.

<sup>1)</sup> Am 20. Oktober 1807 schickte Gehrten an den Staaterrat in Kassel einen Auszug aus der größeren Abhandlung über die landständische Verfassung des Fürstentums Paderborn, die er 1801 der preussischen Organisationskommission überreicht hatte. Er drückt dabei den Wunsch aus, „die uns Westfalen so fremde französische Geschäftssprache möge die Übersetzung nicht völlig unleserlich gemacht haben“. Bald darauf dankt er „für die gütige Aufnahme seiner geringen Arbeit“ und spricht von der „enthusiastischen Stimmung seiner Mitbürger zu der Regierungsveränderung“. (A. P. A. Alt. 5.)

Kantone und Municipalitäten unter Maires. Vom 1. Januar 1808 an ist der Code Napoléon bürgerliches Gesetzbuch für Westfalen. Das gerichtliche Verfahren ist öffentlich, in peinlichen Fällen treten Geschworenengerichte ein. Jeder Kanton erhält ein Friedensgericht, jeder Distrikt ein Zivilgericht erster Instanz, jedes Departement einen peinlichen Gerichtshof, das ganze Königreich ein Appellationsgericht. Eingeführt wird die Militärkonfiskation, jede Werbung durch Geld ist verboten.<sup>1)</sup>

Auch Preußen hatte die Verwaltung und das Justizwesen im Baderborner Lande zum Teil erheblich umgestaltet. Aber diese Veränderungen erscheinen geringfügig im Vergleich zu der neuen Verfassung, die, hervorgegangen aus dem Geiste der französischen Revolution, entworfen ohne jede Rücksicht auf die seit vielen Jahrhunderten bestehenden Einrichtungen, einen vollständigen Bruch mit dem geschichtlich Gewordenen darstellte und das öffentliche Leben nach französischem Vorbild in neue Bahnen lenken sollte. Sie enthielt ohne Zweifel viel Gutes, trug namentlich bei zur Überbrückung der weiten Kluft, welche die große Masse des Volkes von der kleinen Zahl der Privilegierten trennte.<sup>2)</sup>

Höchst interessant sind die Ratschläge, mit denen Napoleon die Konstitution seinem Bruder zustellte: „Hören Sie nicht auf diejenigen, welche sagen, Ihre an die Knechtschaft gewöhnten Völker würden mit Undank Ihre Wohltaten aufnehmen. Man ist im Königreich Westfalen aufgeklärter, als man Ihnen einreden möchte, und Ihr Thron wird nur auf dem Zutrauen und der Liebe der Bevölkerung wahrhaft begründet sein. Die Völker Deutschlands warten mit Ungeduld, daß die nicht adeligen, aber talentvollen Individuen ein gleiches Recht an Ihre Achtung und an Ämter erhalten, daß jede Art Untertänigkeit und Mittelstellung zwischen dem Souverän und der untersten Volksklasse gänzlich abgeschafft

<sup>1)</sup> Kleinschmidt S. 16 ff. Der Wortlaut der Verfassung findet sich im Bulletin des lois et décrets du royaume de Westphalie. (Cassel, 1810 ff.)

<sup>2)</sup> In mancher Beziehung interessant sind die Betrachtungen, die der Baderborner Freiherr Aug. v. Harthausen in seiner „Agrarverfassung“ S. 205 ff. über die Umgestaltung der alten Verhältnisse aufstellt. Daselbe gilt von den Ausführungen seines älteren Bruders Werner in seiner Schrift „Über die Grundlagen unserer Verfassung“.

werde. Die Wohltaten des Code Napoléon, die Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, die Einrichtung der Gerichtshöfe werden ebenso viel entscheidende Charakterzüge Ihrer Monarchie sein. Und soll ich Ihnen meine Gedanken ganz verraten, so rechne ich mehr auf ihre Wirkungen, um Ihre Monarchie auszudehnen und zu befestigen, als auf das Resultat der größten Siege. Ihre Völker müssen eine Freiheit, eine Gleichheit, einen Wohlstand genießen, die Germaniens Völkern unbekannt sind, und diese liberale Regierung muß in der einen oder der andern Weise die heilsamsten Veränderungen im System des Rheinbundes und in der Macht Ihrer Monarchie erzielen. Diese Regierungsart wird eine mächtigere Barrière gegen Preußen bilden als die Elbe, die festen Plätze und der Schutz Frankreichs. Welche Bevölkerung wird unter das preussische Willkürregiment zurückkehren wollen, wenn sie die Wohltaten einer weisen, liberalen Regierung gekostet hat?“

Leider fehlte Napoleon selbst der Wille, seinem Bruder aber in erster Linie die Kraft, das schöne Wort von der „weisen, liberalen Regierung“ in die Wirklichkeit umzusetzen.<sup>1)</sup>

Nachdem das Königspaar am 7. Dezember 1807 das in Napoleonshöhe umgetaufte Schloß Wilhelmshöhe betreten und drei Tage später seinen Einzug in die Residenzstadt Kassel gehalten, wandte sich Jérôme am 15. Dezember in einer Proklamation an seine Untertanen: „Westfalen! An diesem Tage habt ihr das erste aller Güter erlangt: ein Vaterland. Ihr habt nun eine euren Sitten und Interessen angepasste Konstitution. Sie ist die Frucht des Nachsinnens eines großen Mannes und der Erfahrung einer großen Nation. Indem ich den Thron besteige, verpflichte ich mich, euch glücklich zu machen, und ich werde diesem Gelübde treu sein.“<sup>2)</sup>

Laut Dekret<sup>3)</sup> vom 24. Dezember 1807 zerfiel das Königreich in 8 Departements. Jedes Departement war eingeteilt in Distrikte, jeder Distrikt in Kantone. An der Spitze jeder Gemeinde stand ein aus ihrer Mitte gewählter

<sup>1)</sup> Kleinschmidt S. 13 ff.

<sup>2)</sup> Kleinschmidt S. 25.

<sup>3)</sup> Sämtliche hier angezogene Dekrete sind enthalten im Bulletin des lois et décrets du royaume de Westphalie.



Gemeinderat mit dem Maire, der das eigentliche Organ der Staatsgewalt repräsentierte. Dieser ressortierte von dem Unterpräfekten des Distrikts, der seinerseits dem Präfekten des Departements untergeben war. Die Verwaltung der Domänen und Forsten, der direkten und indirekten Steuern ressortierte von besonderen Behörden, den dem Finanzministerium untergeordneten Generaldirektionen. — Es wurden zwar auch viele neue Beamte angestellt, doch nahm man auf die vorhandenen viel Rücksicht und gab Eingeseffenen durchweg den Vorzug. Insbesondere waren die Präfekten sämtlich Deutsche.

Das Fulda-Departement mit der Hauptstadt Kassel umfaßte bei einer Bevölkerung von 240000 Seelen die drei Distrikte Kassel, Paderborn und Höfster. Die beiden letzteren waren gebildet aus den Fürstentümern Paderborn und Korvei und der Grafschaft Rietberg. Präfekt dieses Departements war der mit den Paderborner Verhältnissen sehr vertraute vormal's preußische Kriegs- und Domänenrat v. Reimann.

Zum Distrikt Paderborn gehörten 14 Kantone.<sup>1)</sup> Der Hauptort dieses Distrikts war die Stadt Paderborn, wo der Unterpräfekt, der vormal's preußische Landrat Max v. Elversfeld,<sup>2)</sup> seinen Sitz hatte.

Das Dekret vom 11. Januar 1808 enthält eine ausführliche Verwaltungsordnung und bestimmt die Wirkungssphäre der verschiedenen Verwaltungskörper. Am 1. April dieses Jahres traten die bisherigen Kriegs-, Domänen-, Finanz- und sonstigen Verwaltungskammern außer Tätigkeit und räumten den neuen Behörden das Feld.

Zum Maire der Stadt Paderborn ernannte der König den vormal's fürstbischöflichen Hofrichter Anton Bernhard Meyer.<sup>3)</sup> Am 12. Juni 1808, morgens gegen 10 Uhr,

<sup>1)</sup> Vgl. Intell. Bl. 1808. Nr. 9.

<sup>2)</sup> Wie dieser und der Präfekt in Kassel die von der preußischen Regierung dem Universitätsheuse überwiesenen Gemälde zur Ausschmückung ihrer Wohnungen verwandten, darüber vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 43<sup>e</sup>. S. 161. Bd. 63<sup>e</sup>. S. 9.

<sup>3)</sup> Ihm gehörte das Haus Kamp Nr. 20. (Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 60<sup>e</sup>. S. 223 ff.) Seine Selbstbiographie (A. P. A. Alt. 50), die leider nur bis 1784 reicht, gewährt einen interessanten Einblick in den damaligen Bildungsgang eines Paderborner Patriziersohnes. Nach der

versammelte sich die ganze Bürgerschaft in militärischer Ordnung vor der Wohnung des Unterpräfekten und begleitete ihn und den Maire unter Musik zum Rathaus, wo das neue Stadtoberhaupt den Eid der Treue schwur. Als „Adjunkten“ (Deigeordnete) hatte die Regierung zwei der angesehensten Bürger, den Kaufmann Wilhelm Anton Büllers und den Postmeister Dastrop, in Aussicht genommen. Da jedoch beide dankend ablehnten, so übertrug man diese Posten dem Kalkulator Johann Fieg und dem Sekretär Karl Meyer. Mairie-Sekretär wurde der frühere Stadtsekretär Flöhren, Polizeikommissar der Maler und Kapitän der Bürgergarde Ferdinand Strattmann. Für diese Beamten waren folgende Gehälter ausgeworfen: für den Maire 2400 Fr. (dazu 1600 Fr. Bureaukosten), für die beiden Adjunkten und den Sekretär je 1200 Fr., den Polizeikommissar 1600 Fr.

Der Munizipalrat bestand aus 16 Mitgliedern. Im Februar 1809 wurden von seiten der Stadt folgende Bürger als Munizipalräte der Regierung zur Bestätigung vorgeschlagen: Kaufmann Heinrich Hesse, Gastwirt Bartholomäus Meyer, Kaufmann Andreas Ferrari, Kaufmann Wilhelm Anton Büllers, Apotheker Anton Cramer, Wechselier Salmen Leifmann Löwenthal, Benefiziat Kaspar Nolten, Wirt Franz Bracht, Lohgerber Friedrich Carpe, Arzt Dr. Wilhelm Anton Ficker, Arzt Dr. Franz Brodhausen, Gastwirt Friedrich Evers, Kaufmann Ludwig Gleseler, Schneidermeister Friedrich Ebbers, Dombistributor Albert Mantell, Domstruktuar Johann Peter Büllers.<sup>1)</sup>

Hinsichtlich der Neuordnung des Gerichtswesens sei Folgendes bemerkt. Der Code Napoléon verdrängte als das allein gültige bürgerliche Gesetzbuch vom 1. Januar 1808 ab alle zu Recht bestehenden Gesetze, Verordnungen und Gewohnheiten. Unter den höheren Justizbehörden, die ihren Sitz in Kassel hatten, standen die Distriktstribunale zu Paderborn und Höxter, sowie die in jedem Kanton eingesetzten Friedensgerichte, die an die Stelle der aufgehobenen

---

westfälischen Zeit zum Stadtdirektor ernannt, wurde er 1820 als Regierungsrat pensioniert. Vgl. über ihn A. P. N. Nr. 48. 49. Westf. Zeitschr. Bd. 11. S. 37.

<sup>1)</sup> St.-A. Münster. A. N. Z. Fürstentum Paderborn. Neuere Akten. Nr. 338.

Landesherrlichen und patrimonialen Gerichte traten. Die Tätigkeit der neuen Behörden nahm laut Dekret vom 17. Februar 1808 ihren Anfang am 1. März dieses Jahres. Gleichzeitig begann auch die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen und die mündliche Verteidigung. Am 17. August desselben Jahres erging die Kriminal-Prozeßordnung, die u. a. das Institut der Geschworenen einrichtete.<sup>1)</sup>

Das Distriktstribunal erster Instanz zu Baderborn setzte sich zusammen aus dem Präsidenten, dem Rgl. Prokureur, 5 Richtern und 3 Assessoren; die Zahl der beim Tribunal angestellten Prokuratoren überstieg ein Duzend. Als Zucht- und Gefangenen-Anstalt diente das Schloß in Neuhans. Erster Friedensrichter in Baderborn war Ignaz Mantell.<sup>2)</sup>

Nach der Populationsliste des Jahres 1809,<sup>3)</sup> die sämtliche Häuser Baderborns auführt, sowie sämtliche Inassen nach Alter und Stand, zählte die Rämpern-Bauerschaft 857, die Western-Bauerschaft 848, die Königsträßer-Bauerschaft 1120, die Maspern-Bauerschaft 899, die Giers-Bauerschaft 807, die Dom- und Busdorf-Immunität 657 Seelen. Mitthin hatte Baderborn 1809: 5128 Einwohner (1812: 5398, 1813: 5302).

## Künftiges Kapitel.

Festliche Tage. Licht und Schatten.

Phrase und Wirklichkeit.

In der Baderborner Geschichte gibt es wohl keinen Zeitabschnitt, in dem die Bevölkerung die ihr eigene Lust an Feiern und Festen<sup>4)</sup> zu befriedigen, so häufig und eindringlich

<sup>1)</sup> Über die Aufnahme, welche die Neuerungen im Gerichtswesen damals zu Münster fanden, vgl. die in der Westf. Zeitschr. Bd. 58<sup>1</sup>. S. 165 ff. mitgeteilten Äußerungen eines Münsterschen Juristen. Im übrigen vgl. Kleinschmidt S. 149 ff.

<sup>2)</sup> Hinsichtlich der Personalien in jener Zeit vgl. den Adreßkalender des Fulda-Departements.

<sup>3)</sup> Befindet sich im Rathhaus-Archiv.

<sup>4)</sup> Vgl. z. B. Westf. Zeitschr. Bd. 62<sup>1</sup>. S. 171 ff.

höheren Orts aufgemuntert wurde, wie in jenen Jahren der Fremdherrschaft. Betrachten wir zunächst das Jahr 1808.<sup>1)</sup>

Am 1. Januar fand im Drangerieschloß zu Kassel die Huldigung des Landes statt. Vor der unter einem Thronhimmel aufgestellten Büste Napoleons leisteten die 275 Deputierten auf deutsch und französisch den Schwur: „Wir schwören für uns und das Land, das wir repräsentieren, Gehorsam dem Könige und Treue der Konstitution.“ Dann hielt Jérôme eine Rede, die er mit der Versicherung schloß, er setze seine Hoffnungen vor allem auf die seinem Volke eigene Tapferkeit und Treue.<sup>2)</sup> Außer dieser Gesamthuldigung verlangte der König eine Sonderhuldigung in den einzelnen Gebietsteilen. In Paderborn erfolgte diese auf Anordnung des Präfecten am 21. Februar, dem Geburtstage der Königin. Das war wieder eine schöne Gelegenheit zu einem pomphaften Redeerguß: „Das erwachte Hochgefühl eines jeden biedern Westfalen für sein neues Königreich, die Ergebung, Anhänglichkeit und allgemeine Liebe für den ersten König, den der Sieg, der große Napoleon und der Himmel uns gegeben hat, wird heute aufs neue durch öffentlichen Schwur und an dem Tage betätigt, an welchem die ewige Vorsicht dessen erlauchte Gemahlin ins Leben rief, die jetzt mit ihm den ersten Thron und die Herrschaft aller Herzen theilt. Glückselig sind wir, denen es vergönnt war, die Wiedergeburt von Widukinds Land schöner und mächtiger als jemals aus den Trümmern der Vorzeit zu erleben.“<sup>3)</sup> „Abends auf den Ballen atmete alles Frohsinn, und so war nicht allein der Tag dieser ersten Feierlichkeit und dem freudigen Bewußtsein gewidmet, einem Fürsten des mächtigsten und weisesten Kaiserthrones anzugehören, der Kraft und Willen hat, die Rechte seiner Untertanen gegen Unterdrückung zu schützen und seine Staaten blühend zu machen, sondern auch die Nacht hindurch belebte dieser freudige Gedanke alle Herzen, die ihre Gefühle durch ein mehrmaliges inniges Vivat dem erlauchten königlichen Paare eröffneten.“<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Über die Festlichkeiten in den Jahren 1806 und 1807 vgl. oben S. 6 ff.

<sup>2)</sup> Kleinschmidt S. 37. Vgl. die etwas abweichende Darstellung in der Westf. Zeitschr. Bd. 9. S. 364.

<sup>3)</sup> M. B. M. Art. 5.

<sup>4)</sup> Intell. Bl. 1808. Nr. 10.

Fürstbischof Franz Egon verordnete, daß am 17. Februar in allen Kirchen eine Feier mit Te Deum stattfinden wegen der glücklichen Ankunft des Königs in Westfalen.

Selbstverständlich wurde Jérôme auf der Rundreise, die er 1808 durch die verschiedenen Teile seines Staates machte, überall mit begeisterten Rundgeburgen begrüßt. Nach Paderborn kam er am 10. September. Der amtliche Bericht<sup>1)</sup> schildert seinen Empfang und Aufenthalt, wie folgt: „Schon in dem ersten Jahre der beglückenden Regierung des Königreichs Westfalen haben Seine Majestät, unser allergnädigster König, Ihren geliebten Untertanen bewiesen, daß Sie das Glück desselben als weiser Regent nach der Konstitution des Reiches kraftvoll befördern und zugleich als zärtlicher Vater die Liebe Ihrer Kinder Sich versichern wollen. . . . Desto eifriger war das einmütige Bestreben der Bürger von Paderborn, um die Feierlichkeit des glücklichen Tages zu erhöhen, an welchem der König in unserer Mitte erscheinen würde. . . . Am Vormittage dieses erwünschten Tages ritt die Ehrengarde, geschmückt mit einer schönen, reich gestickten Uniform, dem Könige entgegen und begleitete Seine Majestät nach Höchstero Ankunft gegen 5 Uhr bis an die Barrière der Chaussee, wo der städtische Maire mit seinem Gefolge in einer kleinen passenden Anrede die Schlüssel der Stadt dem Könige überreichte, die von Seiner Majestät auf das huldreichste erwidert wurde. Von hier, wo die Bürgergarden mit Fahnen und Musik sich aufgestellt hatten, ging der feierliche Zug unter dem Geläute aller Glocken, dem freudigen Zurufe der versammelten Einwohner durch die in der Stadt errichtete große Ehrenpforte, von deren Spitze Trompeten und Pauken erschollen, bis zum Absteigequartier, dem Gräfl. Westphälischen Hofe, wo zum Empfange Ihrer Kgl. Majestät unser hochwürdigster Fürstbischof, das hochwürdige Domkapitel, das Kapitel zum Busdorf, der Unterpräfekt Freiherr v. Elverfeld, das Tribunal, die Klerisei, die Herren Kavaliere, die Professoren des Universitätshauses versammelt waren. Dreißig aus den jüngeren Frauenzimmern

<sup>1)</sup> Theod. Bibl. Mscr. Pa 55. Vollständig abgedruckt bei Freisen, Die Universität Paderborn I. S. 243 ff. Bessen, Collectanea S. 365 nennt den Bericht „zu schmeichelnd“. Der Bericht im Intell. Bl. hat eine etwas andere Fassung.

gewählte minderjährige Mädchen, weiß gekleidet, streuten dem ankommenden Kgl. Gaste Blumen entgegen, und zwölf weiß und blau gleichförmig gekleidete und geschmückte erwachsene Jungfrauen überreichten ein französisches Gedicht<sup>1)</sup> und wurden mit der dem Monarchen eigenen Leutseligkeit und Freundlichkeit empfangen und mit den Zeichen des Wohlwollens Seiner Majestät begnadigt, welche das lebhafteste Dankgefühl erregten. Nachdem der König die Dank- und Glückwunschbezeugungen mit dem Ausdruck der rührendsten Zufriedenheit aufgenommen und über verschiedene Gegenstände der öffentlichen Anstalten sich teilnehmend ausgesprochen hatte, entfernten sich hiernächst der Herr Fürstbischof mit seinem Gefolge und die übrige Versammlung, um Seine Majestät der augenblicklichen Ruhe und Erholung nach der Reise zu überlassen, und erhielt kurz hierauf die Einladung zur Abendtafel des Königs. Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet, und die Feier des Tages wurde mit einem Ball beschlossen . . . Noch am Abend erhielt der Herr Fürstbischof durch den Herrn Oberkammerherrn Grafen v. Waldburg-Truchseß die angenehme schriftliche Nachricht, daß Seine Majestät der König am andern Morgen gegen 7 Uhr der hl. Messe in der Domkirche beizumohnen würde. Die Einwohner von Paderborn genossen an diesem frohen

<sup>1)</sup> Ein Exemplar befindet sich im Rathhaus-Archiv: Au roi hommage à Sa Majesté présenté par de jeunes demoiselles organes de ses très fidèles, très soumis et très respectueux, sujets les citoyens de Paderborn. Lors de son entrée dans cette ville. Paderborn, imprim. chez J. Junfermann.

Das Gedicht selbst lautet:

Du plus grand des mortels, frère à jamais auguste,  
Souverain bien-aimé, Roi magnanime et juste,  
Nous jouissons enfin du bonheur espéré  
De contempler en Vous un Monarque adoré.  
Héros sur l'océan, Héros en Silésie,  
Plus grand par le bonheur qui regne en Westphalie.  
Oui! Vous êtes l'image et le type des Dieux,  
Vous ne voulez regner que pour nous rendre heureux.  
Nos coeurs, formés des mains de la simple Nature,  
Vous présentent des vœux sans fard, sans imposture,  
Echos du sentiment, dont ils rendent la voix  
Nous en faisons l'offrande au plus cheri des Rois.

Abend das süßeste Vergnügen in der freudigen Nachricht, daß Seine Majestät durch den guten Willen, die fröhliche Stimmung und getreue Anhänglichkeit Ihrer geliebten Untertanen weicht gerührt worden und Allerhöchstdero Person bei der nächtlichen Ruhe der Bewachung der Ehrengarde anvertraut habe. An dem folgenden Morgen paradierten die Bürgergarden. Der Herr Fürstbischof ging mit den Hofkaplänen nach dem Westphälischen Hofe, um Seine Majestät nach der Kirche zu begleiten. Der König kam zu Fuß mit seinem Gefolge unter der Begleitung der Ehrengarde und wurde am Eingange der Kirche von dem hochwürdigsten Domkapitel und der Klerisei ehrerbietigt empfangen. In der Mitte der Kirche ward an einem dazu eingerichteten Altare die hl. Messe von dem Herrn Generalvikar Dammers gelesen. . . . Nach der Messe besahen Seine Majestät das Chor und wurden hierauf von der sämtlichen Klerisei und der anwesenden Versammlung bis zu Ihrem Wagen auf dem Marktplatz begleitet, in welchem Sie nach einem rührenden Abschiede von Ihren getreuen Untertanen unter dem anhaltenden Zurufe: Es lebe der König! Ihre Reise fortsetzten. Als Denkmal der Kgl. Gnade empfing unser hochwürdigster Herr Fürstbischof aus der Hand des Herrn Oberkammerherrn eine kostbare mit dem in Brillanten gefaßten Bildnis des Königs Majestät gezierter goldene Dose. Der Herr Generalvikar Dammers erhielt eine große goldene Dose mit dem Namenszuge des Königs<sup>1)</sup> und der Kommandeur der Ehrengarde eine schöne goldene Zylinderuhr und Kette. Für die im Dienst beschäftigten und am Altare dienenden Geistlichen wurde ein Geschenk von 500 Rtlr. in Gold durch den Herrn Oberkammerherrn ausgeteilt. Unvergesslich in unserm Andenken wird der zehnte Tag des Septembermonats bleiben, an welchem uns das Glück der ersten Gegenwart unseres geliebtesten Monarchen in unserer Stadt zu teil wurde. Unvergesslich in dem Herzen des guten Königs wird die allgemeine ehrfürchtige Liebe seiner Untertanen sein, mit welchem sie in kindlichem Vertrauen ihre Huldigung ihm darbrachten.“

<sup>1)</sup> Diese wurde 1845 bei der Versteigerung seiner Hinterlassenschaft für 381 Mr. verkauft.

Im September 1808 machte der Unterpräfekt dem Maire von Paderborn die Mitteilung, der König wünsche, daß nicht sein Namenstag, das Fest des hl. Hieronymus, sondern sein Geburtstag, der 15. November, festlich begangen werde. Etwas später setzte er ihn in Kenntniß von dem Beschluß des Königs, am 15. November aus jedem Departement zwei in Proklamation stehende würdige Mädchen mit je 100 Mr. auszustatten und die Brautpaare in seiner Gegenwart in der katholischen Kirche zu Rassel trauen zu lassen, indem er ihn aufforderte, er möge aus seinem Amtsbezirk ein Brautpaar in Vorschlag bringen.

Die Geburtstagsfeier nahm einen glänzenden Verlauf. Zu Paderborn war morgens im Dom Hochamt mit Te Deum, abends Illumination und Rathaus-Ball. Besonderen Eifer zeigte die hiesige Judenschaft. In der Synagoge hielt die Festpredigt Levi Damberger aus Gütersloh, den man eigens zu diesem Zweck berufen hatte; „am Ende des Gottesdienstes schlossen die Ältesten der Gemeinde einen Kreis, wo, bei offener Bundeslade, ein feierlicher Segen für das Wohl des kgl. Hauses, für das Wohl seiner Diener, Krieger und Einwohner des Landes unter Zurufen eines dreifachen Amen gebetet wurde“. <sup>1)</sup>

Auch in den folgenden Jahren wurden die patriotischen Festtage mit großem Pomp gefeiert, und die Berichte wissen nicht genug die Stimmung zu rühmen, die das Volk trotz allem, was es über sich ergehen lassen mußte, bei diesen Anlässen beseelte. Noch 1811 waren die Paderborner am Geburtstage des Königs so gerührt, daß es „ein herz erhebender Anblick war, als in der großen Versammlung im Dom nur eine Stimme des dankenden Volkes, nur ein einstimmiges Gebet zu dem Allmächtigen für die Wohlfahrt unsers teuersten, erhabensten Monarchen erschalle“. <sup>2)</sup>

Andere Feierlichkeiten veranlaßten Napoleons Waffentaten. 1809 verlangte der Kaiser, daß am 30. April wenigstens in allen Hauptorten des Königreiches sein Sieg über

<sup>1)</sup> Intell. Bl. 1808. Nr. 47.

<sup>2)</sup> Intell. Bl. 1811. Nr. 47. — 1809 wurden am 15. November nicht nur würdige Brautpaare mit Geld, sondern auch arme Handwerker mit Kleidungsstücken und Handwerkszeug beschenkt. 1812 ist nur von einer „Unterstützung redlicher und dürftiger Professionisten“ die Rede.



den Erzherzog Karl durch Te Deum und Vorlesung des offiziellen Siegesberichtes<sup>1)</sup> von den Kanzeln gefeiert werde. Ein Te Deum in sämtlichen Kirchen verherrlichte am 24. Juli den Sieg bei Wagram, ein Te Deum im Dom am 29. Oktober den glorreichen Frieden zu Wien. Kirchliche Dankfeste fanden ferner statt 1812 am 27. September für den Sieg bei Borodino, 1813 am 16. Mai für den bei Lützen, am 5. September für den bei Dresden.<sup>2)</sup>

Diese Feiern und Feste waren in der Hauptsache künstliche Mache, das Werk der Behörden und Beamten, wenn gleich nicht geleugnet werden kann, daß sie anfangs einem Teile der Bewohner willkommene Gelegenheit boten, ihrem aufrichtigen Dank für die Wohltaten der neuen Regierung Ausdruck zu verleihen. Das ergibt die Prüfung der durch die westfälische Verfassung und Verwaltung geschaffenen tatsächlichen Lage der Bevölkerung.<sup>3)</sup>

Der 13. Artikel der Verfassung beseitigte die Leibeigenschaft. Näher erläutert wurde er durch folgende Bestimmung des Dekrets vom 23. Januar 1808: 1. Aufgehoben sind die Personalfrondienste, d. h. die Dienste, welche einer Person einzig aus dem Grunde obliegen, weil sie Vasall ist oder an einem gewissen Orte wohnt; ferner alle unbestimmten Dienste, die von der Willkür dessen, der die Dienste zu fordern hat, abhängig sind; ferner die Verbindlichkeit der Bauern, in dem Hause ihres bisherigen Herrn als Gesinde zu dienen, und das sog. Gesinde-Zwangsgesetz, vermöge dessen ihre Kinder genötigt werden können, bei keinem andern als bei dem Herrn in Dienst zu treten; ferner die Verbindlichkeit, zur Eingehung einer Heirat die Einwilligung des bisherigen Herrn einzuholen und an diesen für die Einwilligung eine besondere Abgabe zu entrichten. 2. Dem bisherigen Herrn steht kein Recht zu in betreff der Erziehung und des Berufes der Kinder des Bauern. 3. Der

<sup>1)</sup> Dieser beginnt: „Die Strafe des Himmels, welche den Undankbaren, den Ungerechten, den Treulosen trifft, hat die österreichische Armee zu Boden geschlagen.“

<sup>2)</sup> Im Rathhaus-Archiv befindet sich ein umfangreiches Altenbündel mit Nachrichten über derlei Feierlichkeiten.

<sup>3)</sup> Hierbei sind insbesondere die Konstriktion und die Abgabenlast nicht berücksichtigt.

bisherige Herr kann die Bauern zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten gegen ihn, soweit diese bestehen bleiben, weder durch Körper- noch durch Geldstrafen zwingen; er kann sich nur an die Gerichte wenden, da der Dienstzwang und jedes andere Recht dieser Art aufgehoben ist. 4. Dem Bauer steht es frei, das Gut zu verlassen und sich an irgend einem anderen Orte niederzulassen, wenn er nur sein Vorhaben zeitig anzeigt. 5. Aufgehoben ist das unter dem Namen *Mortuarium* bekannte Recht, einen Anteil an dem Mobiliarnachlasse der verstorbenen Frau eines Bauern zu verlangen, sowie beim Todesfall des Bauern selbst einen Anteil an den hinterlassenen Mobilien, dem Vieh und der Barschaft. 6. Die Bauern sind fähig, Rechte und Güter mit vollem Eigentum zu erwerben und darüber zu verfügen. Ebenfalls sind sie fähig, vor Gericht aufzutreten und ihre Rechte, gegen wen es auch sei, zu verteidigen. 7. Die bisherigen Herren behalten das Obereigentum und alle diejenigen Rechte, welche nicht, als von der Leibeigenschaft abhängig, aufgehoben sind, sondern in Abgaben und Verbindlichkeiten bestehen und als Preis der Überlassung des nuzbaren Eigentums zu betrachten sind, namentlich: Zinsen, Renten, Zehnten, Geld- und Naturalabgaben; auch bleibt die Verbindlichkeit bestehen, für den bisherigen Herrn zu arbeiten, vorausgesetzt daß die Anzahl der Tage und der Umfang der Arbeit klar bestimmt sind. 8. Ohne Einwilligung des bisherigen Herrn kann der Bauer das Grundstück nicht veräußern, vertauschen, zerstückeln oder belasten. 9. Das bei Veränderung des Besitzes und in den durch die Verträge oder Heberegister bestimmten Fällen zu zahlende Antrittsgeld, der sog. Weinkauf, wird entrichtet wie bisher. 10. Alle Grundgerechtsame, die bestehen bleiben, sind durchaus ablösbar, und zwar entweder nach gütlicher Übereinkunft oder nach einem noch zu bestimmenden Maßstabe.

Die neue Verfassung befreite also mit einem Schlage einen erheblichen Teil der Bevölkerung von verhassten Leistungen und Beschränkungen.<sup>1)</sup> Ihr Hauptwert lag unzweifelhaft

<sup>1)</sup> Über die bauerlichen Verhältnisse im Paderborner Lande vgl. u. a. Wigand, *Die Provinzialrechte der Fürstentümer Paderborn und Korvei*. Aug. v. Harthausen, *Über die Agrarverfassung in Norddeutschland*. Richter, *Preußen und die Paderborner Klöster und Stifter* S. 41 ff. — Wigand a. a. O. II. S. 431 sagt, das Streben der

darin, daß sie jedem Bauer die Möglichkeit bot, durch Ablösung der Dasten sich der Abhängigkeit von seinem Gutsherrn zu entziehen und ein freier, selbständiger Mann zu werden.

Der Übergang war naturgemäß mit Schwierigkeiten verbunden. So verweigerten die Bauern jetzt die Hand- und Spanndienste überhaupt,<sup>1)</sup> nicht nur diejenigen, die ausdrücklich aufgehoben waren, sondern auch diejenigen, die offenbar noch zu Recht bestanden oder doch von den Gutsherrn als solche reklamiert wurden. Da nun einerseits das Zwangsrecht abgeschafft war, andererseits die angerufene richterliche Entscheidung gewöhnlich zu lange auf sich warten ließ, so kam in manchen Gegenden wegen des Mangels an Arbeitskräften die Ernte in Gefahr. Deshalb verordnete ein Dekret vom 5. August 1808, die Hand- und Spanndienste, welche die Dienstpflichtigen bisher zur Erntezeit geleistet hätten, sollten, soweit es sich um solche handle, die nach der Anzahl der Tage und dem Umfange der Arbeit fest bestimmt seien, auf eine von den Friedensrichtern nach summarischer Untersuchung der Sache erlassene Verfügung für dieses Jahr vorläufig geleistet werden, jedoch mit Vorbehalt der Bezahlung der Dienste und selbst des Ersatzes des den Dienstpflichtigen etwa verursachten Schadens und entgangenen Gewinnes, falls bei der endgültigen Entscheidung erkannt werde, daß die Gutsherrn die Dienste mit Unrecht verlangt hätten.

Auf große Schwierigkeiten stieß namentlich die Ablösung der Leistungen, die, wie es in dem Dekret vom 18. August 1809 heißt, durch die beiderseitigen, von dem einen oder dem anderen Teile vielleicht übertriebenen Forderungen sehr erschwert und fast unausführbar gemacht wurde. Um sie zu beschleunigen, setzte die Regierung in jenem Dekret

---

westfälischen Regierung habe zwei verderbliche Tendenzen gehabt: 1. alles Bestehende, Geschichtliche, Altherkömmliche möglichst auszurotten und den französischen Institutionen anzupassen; 2. alles zu Geld zu machen und in dem Drang und der Not der Zeit den augenblicklichen Nutzen zu erhaschen.

<sup>1)</sup> Diese waren nicht unerheblich. Die drei Klöster Dalheim, Gardehausen und Marienmünster, die von der preussischen Regierung zu Domänen gemacht waren, hatten zusammen jährlich Anspruch auf 800 Spanndienste und 8825 Handdienste. (Richter a. a. D. S. 112<sup>2</sup>.)

fest, auf welche Weise die Pflichtigen den Ablauf erzwingen könnten. Das Dekret vom 7. September 1810 erleichterte die Ablösung der Zehnten, „weil die Anzahl der Ablösungen bis dahin sehr klein“ gewesen sei.<sup>1)</sup>

Es leuchtet ein, daß durch die erwähnten Bestimmungen und Maßnahmen die Privilegierten nicht nur viel von ihrer öffentlichen Bedeutung und ihrem Einfluß auf weite Volkskreise verloren, sondern auch materiell geschädigt wurden. Nachzuweisen, inwiefern die Konstitution samt den teils erläuternden, teils erweiternden Dekreten die Stellung derselben überhaupt verändert hat, liegt außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung. Gleichwohl mögen einige Punkte hervorgehoben werden. Am 1. Januar 1808 erloschen alle Privilegien, Freiheiten und Übereinkünfte betreffend Stempel-, Salz- und Accise-Gebühren und sonstige von Verbrauchs- und Luxus-Gegenständen zu entrichtende Abgaben. Von demselben Datum ab war aller bisher steuerfreier Grundbesitz der Grundsteuer unterworfen.<sup>2)</sup> Auf Grund des 15. Artikels der Verfassung, wonach jeder Untertan das Recht besaß, zu den adeligen Abteien, Prioraten und Kapiteln zugelassen zu werden, hob das Dekret vom 10. Januar 1808 alle von früheren Fürsten für Stifter und andere geistliche Körperschaften erteilte Anwartschaften auf Präbenden und sonstige Benefizien auf; in demselben Sinne verordnete das Dekret vom 5. Februar 1808, daß vor der verlangten Änderung der Statuten erledigte Stellen nicht vergeben werden sollten.<sup>3)</sup> Erwähnt sei auch das Dekret vom 14. Februar 1809, welches den Privilegierten das ausschließliche Jagdrecht nahm.

Der Adel und die hohe Geistlichkeit hatten gewiß wenig Veranlassung, dem König Jérôme zuzujubeln. Desto zufriedener war mit ihm eine andere Bevölkerungsklasse,

<sup>1)</sup> Vgl. auch die Dekrete vom 1. Dezember 1810 und 28. März 1813. — Die Klöster Abdinghof, Bödeken, Dalheim, Hardehausen und Marienmünster bekamen jährlich an Erbzins- und Zehnt Korn: 390 Scheffel Weizen, 14730 Scheffel Roggen, 8875 Scheffel Gerste, 16330 Scheffel Hafer. Das Baderborner Domkapitel besaß 15514 Morgen Zehntland. (Richter a. a. D. S. 112, 136.)

<sup>2)</sup> Vgl. die Dekrete vom 8. Januar 1808.

<sup>3)</sup> Das hat für das Baderborner Land keine praktische Bedeutung gehabt. Denn die beiden ausschließlich adeligen Stifter, das Domkapitel und das Stift Neuenheerse, wurden schon bald von Jérôme säkularisiert.

nämlich die Juden.<sup>1)</sup> Schon die preussische Regierung war ihnen mehrfach entgegen gekommen;<sup>2)</sup> ein noch größeres Entgegenkommen erhofften sie von der westfälischen. In dieser Erwartung begab sich bereits im Dezember 1807 eine Deputation der Baderborner Judenschaft nach Kassel, und sie hatte die Genugthuung, aus des Königs eigenem Munde zu vernehmen, er und die Konstitution machten unter seinen Untertanen keinen Unterschied.<sup>3)</sup> Am 27. Januar 1808 unterzeichnete Jérôme das Dekret, welches die kühnsten Hoffnungen der Juden übertraf. Die wichtigsten Punkte sind: 1. Unsere Untertanen, die der mosaischen Religion zugethan sind, sollen in Unsern Staaten dieselben Rechte und Freiheiten genießen, wie Unsere übrigen Untertanen. 2. Alle Auflagen und Abgaben, die allein von den Juden zu entrichten sind, bei welcher Gelegenheit und unter welcher Benennung sie auch erlegt werden mögen, sind gänzlich aufgehoben. 3. Die Juden können, ohne, wie vormals, einer besonderen Erlaubnis zu bedürfen, sich verheiraten, für die Erziehung und die häusliche Niederlassung ihrer Kinder sorgen und ihnen ihr Vermögen abtreten. 4. Es steht ihnen frei, in jeder Stadt oder an jedem andern beliebigen Orte sich niederzulassen und daselbst Handel zu treiben.

Zur Erinnerung an die Gleichstellung der Juden mit den Christen ließ der westfälische Geheime Finanzrat Dr. Israel Jacobson eine goldene Denkmünze prägen mit der Aufschrift: „Gott und dem väterlichen Könige, vereint im Königreich Westfalen.“ Jacobson war auch der Sprecher einer Judenteputation, der gegenüber Jérôme am 8. Februar 1808 in einer feierlichen Audienz die Äußerung tat: „Die Gesetze dürfen niemanden in der Ausübung seines Kultus beengen. Wie der König seine Religion ausübt, so kann jeder seiner Untertanen die seinige ausüben.“<sup>4)</sup> Das Dekret vom 31. März 1808 verordnete, daß in Kassel ein Konsistorium für die jüdische Religion errichtet würde, und daß

<sup>1)</sup> Über die Verhältnisse der Baderborner Juden vgl. den Aufsatz von Rosenkranz in der Westf. Zeitschr. Bd. 10. S. 259 ff. Richter, Geschichte der Stadt Baderborn I. S. 137<sup>1</sup>.

<sup>2)</sup> Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 63<sup>2</sup>. S. 82.

<sup>3)</sup> Intell. Bl. 1808. Nr. 1.

<sup>4)</sup> Kleinschmidt S. 156.

alle Juden innerhalb drei Monaten dem Namen, unter dem sie bekannt seien, einen Beinamen hinzufügten, der fortan der Unterscheidungsname ihrer Familie sein solle.<sup>1)</sup> Die judenfreundliche Haltung des Königs fiel dem fremden Diplomaten auf und fand nicht immer den Beifall seines kaiserlichen Bruders.

Ein unleugbares Verdienst hat die westfälische Regierung sich erworben durch die Fortsetzung der von Preußen begonnenen<sup>2)</sup> Besserung der Verkehrswege. Ein amt-

<sup>1)</sup> Das Intell. Bl. 1808 enthält eine Reihe diesbezüglicher Bekanntmachungen von Juden. — Das Dekret vom 27. März 1809 schaffte die verschiedenen Förmlichkeiten ab, die an manchen Orten bei der Eidesleistung der Juden noch beobachtet wurden, und schrieb eine besondere Eidesformel für sie vor. — „La Westphalie était un vrai pays de cocagne pour les juifs, une véritable terre promise“. (Häusser a. a. O. III. S. 244.) — In der Stadt Paderborn wurden auf die Verfügung der Regierung vom 26. August 1808 in die Bürgerschaft aufgenommen 24 männliche und 20 weibliche erwachsene Juden. Es waren in der Kämpfern-Bauerschaft: Goldschmidt, aus Blomberg, nebst Frau; in der Western-Bauerschaft: Löwenthal; Aronheimer, nebst Frau; in der Königsträher-Bauerschaft: Meier David Paderstein, Handelsmann, nebst Frau; Spanier, Handelsmann, nebst Frau; Berthou, aus dem Bambergischen, Handelsmann, nebst Frau; Witwe Rebekka Weberhoff; Witwe Nathan Heibingsberg, aus Heibingsfeld (Würzburg); Kapenstein, Metzger; Bacharach, Althändler, nebst Frau; Jonas Raz, Handelsmann, nebst Frau; Oppenheimer, Metzger, nebst Frau; Schönsfeld, Handelsmann und Metzger, nebst Frau; Klärbach, nebst Frau; Ruffbaum, nebst Frau; Schwalbach, nebst Frau; Staat Rothschild, aus Blomberg, Handelsmann; Dösterberg, Handelsmann, nebst Frau; Kohn, Handelsmann; in der Masporn-Bauerschaft: Spanier, nebst Frau; Bloth, Handelsmann, nebst Frau; Moses Gaibach, Vorsänger und Schullehrer, nebst Frau; Blauschild, Althändler; David Ostwald, Negociant, nebst Frau; in der Giers-Bauerschaft: Ostwald, Handelsmann, nebst Frau; Rosenthal, aus Ordinghausen, Erödler. Die Gebühren betrugen summarisch 130 Tlr. Bürgergeld und 1 Tlr. 9 Gr. Einschreibegeld für jede Person. (Bürgerrolle im Rathaus-Archiv.) — übrigens wurde das Bürgergeld für Mann und Frau von 12 bzw. 8 Tlr. im 1790 auf 20 bzw. 10 Tlr., 1810 auf 23½ bzw. 11½ Tlr. erhöht. (St.-M. Münster. A. N. Z. Fürstent. Paderborn. Neuere Akten. Nr. 333. fol. 21 ff.)

<sup>2)</sup> Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 63<sup>r</sup>. S. 41. Preußen hatte von der „Rasseler Chaussee“ die 2870 Ruten lange Strecke Paderborn — Grundsteinheim im Jahre 1805 chauffieren lassen. (St.-M. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. Fürstent. Paderborn. Säkularisation und Fremdherrschaft. Acc. 5/94. Nr. 180. Nachweise der im Distrikt Paderborn vorhandenen Chausseen und ungebauten Hauptstraßen, aufgenommen durch den Distriktsbaumeister Godel 1809.)

licher Bericht aus dem Jahre 1810<sup>1)</sup> mag uns ein Bild von dem damaligen Zustande der wichtigsten Straßenzüge des Distrikts Paderborn geben.

1. Die Holländische Straße. Sie beginnt bei Kassel und erreicht bei Warburg die Grenze des Distrikts Hörter. Von Warburg geht sie über Scherfede, Hardehausen, Kleinenberg, Bülme (Meierei), Lichtenau, Paderborn, Neuhaus, Sande, Neuenkirchen, Wiedenbrück. Zwischen Wiedenbrück und Rheda verläßt sie das Königreich Westfalen und zieht durch die Herrschaft Rheda und das Großherzogtum Berg.

In der Stadt Warburg war das Pflaster in schlechtem Zustande. In diesem Jahre sind 1826 Fr. 25 G. zu der Umpflasterung bewilligt; da aber die Stadt dazu außerdem 3846 Fr. 64 G. beitragen muß, aber keinen Fonds hat, so ruht dies Geschäft einstweilen, nachdem die aus dem Tresor bewilligte Summe verausgabt ist. Von Warburg bis nahe vor Hardehausen ist 1809 und 1810 die Straße völlig neu chaussiert, desgleichen von Bülme bis Grundsteinheim; dazu ist die veranschlagte Summe von 231 198 Fr. 6 G. verwendet. Ein ganz altes Stück Chaussee findet sich bei Hardehausen und ein anderes diesseits<sup>2)</sup> Kleinenberg. Auf der ganzen Route von Paderborn bis Kassel befinden sich — wenn man die schon bewilligten und im Bau begriffenen Strecken als fertig annimmt — nur noch 620 Ruten von Kleinenberg bis Bülme und 220 Ruten diesseits Kleinenberg unchaussiert.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> St.-A. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. Fürstent. Paderborn. Säkularisation und Fremdherrschaft. Acc. 5/94. Nr. 182.

<sup>2)</sup> Von Kassel aus gerechnet. — „1788/89 die Chaussee durch den Hardehäuser Wald angelegt.“ (Bessen, Collectanea S. 351.)

<sup>3)</sup> Der ursprüngliche Kostenanschlag der Chaussee von Grundsteinheim bis Warburg (20' Chausseebahn, 6' Panquet, 16' Sommerweg; die Seitengräben 2' tief, oben 6', auf der Sohle 2' breit) ist datiert: Paderborn, 20. März 1806, stammt also aus der preussischen Zeit. Er wurde durch Ganzer revidiert und (von 77 971 Mr. 4 Gr. 6 Pf.) auf 62 458 Mr. 8 Gr. (= 231 198 Fr. 6 G.) moderiert d. d. Warburg, 7. Juli 1808. Die Ausführung übernahm durch Kontrakt vom 8. August 1808 für 60 859 Mr. 8 Gr. 5 Pf. v. Röder, der Pächter von Marienmünster. (Über ihn vgl. Richter, Preußen und die Paderborner Stifter und Klöster. S. 65. 81. 101. 111.) Die Arbeit wurde energisch in Angriff genommen; im November 1808 waren über 400 Menschen beschäftigt. Die Akten enthalten zahlreiche Klagen über säumige Zahlung.

Bei weitem zurück ist der Zustand der Fortsetzung dieser Straße jenseits Paderborn. Nach Neuhaus existiert zwar eine alte chausseemäßige Anlage, die aber wegen mangelhafter Unterhaltung ganz in Verfall geraten ist. Da zur Instandsetzung dieser Strecke aber 5100 Tlr. bewilligt sind, so ist mit der Arbeit bereits begonnen, und sie wird

So schrieb v. Röder am 20. Juni 1810 an die Regierung: „Das Ausbleiben der mit der heutigen Post bestimmt erwarteten 10000 Fr. zur Befriedigung der Chausseearbeiter setzt mich in die größte Verlegenheit, die Arbeiter aber in die drückendste Not. Diese armen Menschen leben mit den übrigen jetzt einzig von dieser Arbeit und haben bereits seit 5 Wochen keinen Lohn erhalten, obgleich sie diesen eigentlich am Ende jeder Woche erhalten müßten. Ich weiß jetzt kein Mittel mehr, diese Menschen zu beruhigen. Das Einzige, was ich bei meinem schon so bedeutenden Vorschusse tun kann, ist, daß ich morgen 300 Tlr. gleichmäßig unter sie verteile; dann bekommt jeder 20 Gr.“ Am 14. Dezember 1810 benachrichtigte der Präfekt den Finanzminister, der Bau der Chaussee zwischen Paderborn und Warburg sei nunmehr beendet. Im Frühling 1811 wurden zwischen Paderborn und Dichtenau ca. 600 Stück Ebereschen angepflanzt. Am 9. Dezember 1811 schrieb der Präfekt an den Minister des Innern: „Die liquidirte Entschädigungssumme für die vergrabenen Grundstücke beträgt 23124 Fr. 28 C. Daran sind bis jetzt erst 6000 Fr. bewilligt und verteilt. Da die Reklamanten schon  $3\frac{1}{2}$  Jahre die Benutzung ihres Eigentums entbehrt haben, bitte ich um Regelung der Sache.“ (St.-A. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. Fürstent. Paderborn. Säkularisation und Fremdherrschaft. Acc. 5/94. Nr. 190. 191. Acc. 23/04. Nr. 36. 37. 58. 66.) — „Die besetzte Bahn enthält überall eine Breite von 20'; sie hat auf der einen Seite ein Banquet von 6', auf der andern einen Sommerweg von 16' Breite. Die gebauten Strecken sind überall auf Rechnung ausgeführt. Nur bei der Anfuhr der Befestigungsmaterialien hat eine zwangsspflichtige Konkurrenz stattgefunden. Hierzu sind diejenigen Ortschaften herangezogen, welche schon früher zur Unterhaltung dieser Poststraße pflichtig waren. Die Fuhrn wurden jedesmal nach der Taxe vergütet. Diese Taxe bestimmt das Fuhrlohn für 1 Steinrute auf 10 Ruten Entfernung zu 1 Tlr. 19 Gr.  $\frac{4}{5}$  Pf. und steigt für je 10 Ruten Mehrentfernung mit 3 Gr. 10  $\frac{1}{2}$  Pf. Bei den Grandfuhrn beträgt diese Vergütung für 1 Fuder bei 10 Ruten Entfernung 2 Gr. 9  $\frac{1}{2}$  Pf. und steigt mit 1  $\frac{1}{2}$  Pf. Die Chaussee-Erhaltung geschieht vorzüglich durch die Wärter, deren für diesen Straßenzug 9 angestellt sind. Bei den Hauptreparaturen, die jährlich auf besondere Kosten geschehen, sind in diesem Falle die Untertanen bisher zur unentgeltlichen Fuhrleistung verpflichtet gewesen.“ (St.-A. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. Fürstent. Paderborn. Säkularisation und Fremdherrschaft. Acc. 5/94. Nr. 180.) — Für den Ausbau der Strecke Rassel—Paderborn wurden durch Dekret vom 29. Juli 1808 insgesamt 426748 Fr. 85 C. ausgeworfen.



im zukünftigen Frühjahr beendigt werden.<sup>1)</sup> Die Straße von Neuhaus bis zur Grenze des Großherzogtums Berg ist fast durchgängig Sandboden; im ganzen ist der Zustand dieser Strecke nicht der schlechteste.

Die Holländische Straße bezweckt die Kommunikation aus dem südöstlichen Deutschland nach Holland und den Niederlanden. Sie ist eine Fracht-, Post-<sup>2)</sup> und Heerstraße. Zur Chauffierung des noch ungebauten Teils sind 190 221 Fr. 47 C. für dieses und die folgenden Jahre bewilligt.

2. Die Straße von Paderborn auf Godelheim. Sie geht über Biele, Driburg, Bratel, Hembsen, Otbergen. Sie ist nirgendwo chauffiert, die schlechtesten Stellen werden durch Dienste gebessert. Sie wird nur von Reisenden und von der Post auf dem Kurs nach Hildesheim befahren. Schwereres Fuhrwerk benutzt sie sehr selten und nur bei trockener Jahreszeit. An dieser Straße ist nie etwas anders als die gewöhnliche notdürftige Fahrbarmachung durch die Kommunen bewerkstelligt. Auch jetzt sind keine Arbeiten daran im Gange.

3. Die Straße von Paderborn auf Detmold. Sie ist nahe vor dem Heierstor auf 200 Ruten Länge regelmäßig chauffiert.<sup>3)</sup> Die Fahrbahn ist 16', der Sommerweg 16', das Banquet 6' breit. Vom Rothe-Bache ab hat die Straße natürlichen sandigen Heidegrund. Seit der Organisation der Baupartie ist auf diese Straße nichts verwandt.

4. Die Straße von Paderborn über Salzkotten ins Großherzogtum Hessen. Vor dem Westerntor ist sie auf 60 Ruten mit Kalksteinen befahren und in gutem Zustande. Der folgende Teil bis zur Römischen Kapelle ist bei nasser Witterung grundlos, der nächste bis zur Warte nicht zu rühmen. Von der Warte bis Salzkotten ist die Straße stellenweise ebenfalls grundlos, selbst bei trockener Jahreszeit. In Salzkotten selbst ist der Weg ein Bach zwischen Mist-

<sup>1)</sup> Näheres über diesen Chausseebau im St.-A. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. Fürstent. Paderborn. Säkularisation und Fremdherrschaft. Acc. 23/04. Nr. 59.

<sup>2)</sup> Über die damaligen Poststraßen vgl. Stolte, Beiträge zur Geschichte des Postwesens im Hochstift Paderborn.

<sup>3)</sup> Das war bereits in der preussischen Zeit geschehen. (Westf. Zeitchr. Bd. 63<sup>e</sup>. S. 41.)

stätten, eine Wagenspur breit; jenseits der Stadt bis zur Darmstädtischen Grenze ist er wenigstens brauchbar. — Diese Straße bildet die direkte Verbindung Paderborns mit Soest, Lippstadt und den übrigen großen Städten des inländischen Transit handels aus den Fabrikgegenden der Großherzogtümer Berg und Hessen und für die Salzspedition aus Salzlotten. Das Stück Chaussee vor dem Westertor, im vorigen Jahre gebaut, hat 600 Tlr. gekostet. Die Chausseierung der ganzen Straße bis zur Grenze würde 90 000 Fr. kosten, die Anlage bis zur Alme-Brücke 14 000 Fr.

5. Die Straße von Paderborn auf Stadtberge. Sie geht über Nordborchen, Haaren, Essentho, Stadtberge nach Frankenberg und Warburg. Sie ist durchaus natürlich, weder mit Gräben noch Bäumen eingefast. Der Kalkstein dient unmittelbar zur Fahrbahn; doch gibt es auch quellige, erdige, morastige Stellen. Wäre sie besser imstande, so würde sie sehr frequent sein. Eine Frequenz findet nur bei trockener Jahreszeit und im Winter bei anhaltendem Frost statt, wo sie häufig als Kommerzialsstraße zwischen Frankfurt und den nördlichen Handelsstädten benutzt wird. Seit der Organisation des Bauwesens ist an dieser Straße ebenso wenig geschehen wie in früherer Zeit; die Sorge für die Ausbesserung der gefährlichsten Stellen liegt den Kommunen ob.

Trotz der verbesserten Straßen wollte indes das westfälische Postwesen nicht florieren. 1809 heißt es in einem Bericht an den König: „Die Postadministration ist der Gegenstand allgemeiner Klage. Die Postadministratoren vermögen sich in die Postgrenz-, Verbindungs- und Transitverhältnisse, welche bei einem auf allen Seiten von fremden Gebieten umschlossenen Staate sehr kompliziert sind und ein gründliches Studium erheischen, nicht zu finden. Man hat Abbrechung der Verbindungen und Verminderung der Korrespondenz veranlaßt. Die Posten gehen langsamer als die der Nachbarn. Die Mißbräuche nehmen zu, die Einnahmen ab, obgleich das Porto verdoppelt und verdreifacht ist. Die Schreiberei geht ins Unglaubliche. Unsere Posttagen übersteigen um vieles alle Posttagen von Europa.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. Kleinschmidt S. 105 ff. 185 ff.

Die „Verminderung der Korrespondenz“ hatte noch einen besonderen, in diesem Bericht freilich nicht erwähnten Grund in der häufigen Verletzung des Briefgeheimnisses, die viele von der Benutzung der westfälischen Post abschreckte. Ein höchst unwürdiges, rücksichtsloses Überwachungs- und Spionagesystem „wirkte nämlich wie eine Vergiftung der Brunnen, zerstörte das Vertrauen zwischen Herrscher und Untertan, zwischen Bruder und Bruder, entfremdete dem neuen Herrscher alle Gemüter“. Das Dekret vom 18. September 1808 rief die „Generaldirektion der Hohen Polizei“ ins Leben. Der Aufsicht des Generaldirektors wurden zunächst auf 6 Monate insbesondere alle Buchdruckereien und Buchläden, alle Tageszeitungen und periodisch erscheinenden Blätter unterstellt. Er besaß auch das Recht, Briefe zu öffnen, und er machte davon den ausgiebigsten Gebrauch. Wie wenig damals das Briefgeheimnis respektiert wurde, erfieht man aus der unter dem 15. Oktober 1809 durch Friedrich Karl v. Harthausen von Paderborn aus publizierten „Postrüge“: Seit fast drei Jahren seien wohl mehr als 50 an ihn gerichtete Briefe teils entweder geradezu offiziell aufgeschnitten und nach vierteljähriger Verzögerung wieder versiegelt, oder heimlich geöffnet und dann wieder geschlossen ihm zugestellt, teils ganz unterschlagen worden; was die von ihm abgeschickten Briefe betreffe, so sei ihm nicht jede Siegelverletzung bekannt geworden, aber er wisse um so zuverlässiger, daß sehr viele ebenfalls unterschlagen wären und den Ort ihrer Bestimmung nicht erreicht hätten.<sup>1)</sup>

Erwähnen wir am Schlusse dieses Kapitels einiges über damalige Vorgänge und Zustände in der Stadt Paderborn!

Die in der preussischen Zeit in Angriff genommene Straßenbesserung<sup>2)</sup> wurde unter der westfälischen Regierung, so gut es ging, fortgeführt.<sup>3)</sup> Am 25. März 1810 teilte der Präsekt dem Unterpräsekten mit: Die neue Chaussee zwischen Warburg und Grundsteinheim werde in den nächsten Monaten fertig werden. Da es wünschenswert sei, daß auch

<sup>1)</sup> Stolte a. a. O. S. 58 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 63<sup>a</sup>. S. 45 ff.

<sup>3)</sup> Die diesbezüglichen Nachrichten finden sich im St.-A. Münster. A. N. Z. Fürstent. Paderborn. Neuere Akten Nr. 321, 322, 323.

für das Pflaster in Paderborn etwas geschehe, so solle der Distriktsbaumeister Godel einen Kostenanschlag machen. Der Kostenanschlag betrug 4773 Tl. 13 Gr. = 17435 Fr. 36 C.<sup>1)</sup> Am 4. Juli 1810 schilderte der Präsekt dem Finanzminister die traurige Verfassung des Steinpflasters, das teilweise nur mit der größten Gefahr zu passieren sei, und befürwortete die Übernahme der Kosten auf den Tresor: „Die Stadt kann sie nicht aufbringen. Der üble Zustand der Stadtkasse verdient um so mehr eine sorgsame Berücksichtigung, als der Nahrungsstand sichtlich in den größten Verfall geraten ist und die Bürgerschaft wegen zu leistender Zuschüsse durchaus gar nicht in Anspruch zu nehmen ist.“ Leider war es mit der Staatskasse ebenso schlecht bestellt wie mit der Stadtkasse. Der Finanzminister bewilligte am 4. August 3000 Fr., die für die Ausbesserung der Kampstraße verwandt wurden, konnte jedoch weitere Unterstüzungen nicht gewähren. So blieben denn die Straßen im wesentlichen, wie sie waren. Für die Unterhaltung der Wege, Brücken, Kanäle und des Steinpflasters waren im städtischen Budget ausgelegt 1811: 730 Fr., 1812: 1800 Fr., 1813: 2347 Fr.

Wollten die Paderborner ihr Korn mahlen lassen, so waren sie bisher ganz auf die domkapitularen Mühlen angewiesen. Darin trat jetzt eine Änderung ein. Der ehemalige Mühlenmeister Rohrs hat 1810 die Stadtverwaltung, ihm den 160 Quadratruten großen Stadtgraben zwischen dem Neuhäuser Thor und der Pader zur Anlegung einer Mahlmühle an der Pader zu verkaufen; er bot 300 Tl. und machte insbesondere darauf aufmerksam, daß die Bürger der Willfür des einzigen Mannes, der die domkapitularen Mühlen gepachtet habe, preisgegeben seien. Rohrs erhielt

---

<sup>1)</sup> Godel berücksichtigte nur die Verbindungsstraßen zwischen der Kasseler Chaussee und der Straße nach Neuhäuser: Kasseler Thor — Ecke der Kampstraße — Universitätshaus — Kettenplatz — Mühlenstraße — Risau — Neuhäuser Thor. Dabei nahm er in Aussicht die Erbreiterung der Kasseler Straße, „weil jede andere Besserung dieser Straße immer höchst unvollkommen bleiben würde, da hier die Passage am frequentesten ist“. Die Erbreiterung sollte in der Weise erfolgen, daß von dem zum jetzigen bischöflichen Palais gehörenden Garten ein Streifen in der Größe von 10 Quadratruten (Wert: 30 Tl.) fortgenommen, die 20 Ruten lange, 14 Fuß hohe Umfassungsmauer verlegt wurde. (Gesamtkosten der Erbreiterung: 841 Tl. 16 Gr.)

von der Generaldirektion der direkten Steuern die Erlaubnis zur Anlegung einer dreischlägigen Mühle, und ein Dekret vom 14. September 1810 ermächtigte die Stadt zum Verkauf jenes Teiles vom Stadtgraben für den gebotenen Preis.<sup>1)</sup>

In der preussischen Zeit hatte eine Kommission die Kirchhoffrage lange erörtert, jedoch wegen allerlei Schwierigkeiten nicht zum Abschluß gebracht.<sup>2)</sup> Die westfälische Regierung, die weit wichtigere Dinge mit einem Federstrich entschied, setzte sich auch in dieser Angelegenheit über die erhobenen Bedenken leicht hinweg. Sie erneuerte 1809 das Verbot, die Toten innerhalb der Stadt zu beerdigen, und bereits am Ende dieses Jahres wurden die beiden Kirchhöfe vor dem Western- und Heierstor in Benutzung genommen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> St.-A. Münster a. a. D. Nr. 326. Über die domkapitularischen Mühlen vgl. Richter, Geschichte der Stadt Paderborn I. S. 145. — Auf die Erhaltung der alten Befestigungswerke legte man keinen Wert mehr. Am 9. August 1809 schrieb der Maire an den Unterpräfekten: „Der nahe am Kasseler Thor in der Stadtmauer befindliche ehemalige städtische Pulverturm, zum Teil von Holz erbaut und mit Ziegelpfannen belegt, wird gänzlich ruiniert, und die Ziegel werden davon täglich mehr gestohlen. Dieses ganz baufällige und ruinöse Gebäude wäre am besten soweit abzubbrechen, daß es der Stadtmauer gleichkäme, und die alten Materialien zum Besten der Kammereiffasse zu verkaufen.“ Noch in demselben Monat wurde der Turm für 20 Thlr. verkauft. (Rathaus-Archiv.)

<sup>2)</sup> Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 63<sup>2</sup>. S. 47 ff.

<sup>3)</sup> Für den letzteren schenkte die Kapuziner ein seit 1755 in ihrem Klostergarten stehendes Kreuz nebst zwei leeren Postamenten. 24 Kapuziner wurden auf ihm begraben. (Lib. annal. et annot. conv. Cap. Paderb. Vgl. Richter, Geschichte der Stadt Paderborn II. S. VIII.) Die Postamente erhielten 1897 ihre jetzigen Figuren. Dieser Kirchhof wurde bis Mai 1866 als solcher benutzt, 1896 in Promenadenanlagen verwandelt. — Der Westernkirchhof, auf dem als erster der Benefiziat Schimpf begraben wurde, erhielt 1811 eine 4 Fuß hohe Mauer nebst Toreingang; die größtenteils von dem Struktur Büllers bestrittenen Kosten der Mauer betrugen 932 Thlr. Als Kirchhof diente er bis Mai 1866. Die Schenkung des Platzes an den Bischöflichen Stuhl erfolgte auf Grund der Beschlüsse der städtischen Kollegien vom 25. November und 16. Dezember 1892, 15. März, 4. und 14. April 1893 und 2. März 1894. Die Annahme des Geschenks durch Bischof Simar erfolgte am 17. März 1894, die Genehmigung des Regierungspräsidenten zur Benutzung als Bauplatz (für die Herz-Jesu-Kirche) am 15. Mai 1894, die des Bezirksausschusses zur unentgeltlichen Überlassung am 15. Juni 1894, die grundbuchliche Auflassung am 11. Mai 1895. — Auf dem Platze

Die Freiheitsbewegungen, die sich an die Namen Oberst Dörnberg und Major v. Schill knüpfen, machten auf die hiesige Bevölkerung, wie es scheint, fast gar keinen Eindruck.<sup>1)</sup> Freilich blieben sie nicht unbekannt. Die Kgl. Proklamation vom 24. April 1809 über die Dämpfung der in Hessen entstandenen Unruhen wurde auf höheren Befehl von allen Kanzeln verlesen und an die Kirchentüren geheftet. Zur allgemeinen Kenntnis kam auch das Kgl. Dekret vom 5. Mai 1809, worin 10000 Fr. ausgesetzt waren für die Ergreifung Schills. Schill selbst fand einen rühmlichen Reiterdod, 11 seiner Offiziere wurden am 16. September bei Wesel erschossen. Daß aber die Regierung auch jetzt noch nicht ohne alle Besorgnis war, geht aus mehreren Polizeimaßregeln hervor. Am 6. Oktober 1809 wurde verordnet, niemand dürfe abends nach 9 Uhr ohne Laterne über die Straßen gehen; wer damit nicht versehen sei, werde ohne Rücksicht auf die Person vorläufig arretiert und demnächst bestraft.<sup>2)</sup> Kurz darauf folgte die Verordnung, die Schenk- und Bierhäuser sollten nur bis 10 Uhr abends ge-

---

war seit langen Jahren der St. Galli-Viehmarkt abgehalten worden. Im Oktober 1810 wurde für die nächsten Jahre der Stadtgraben zwischen dem Westertor und der Ruhshanze (vgl. Richter, Geschichte der Stadt Paderborn II. S. 290) zur Abhaltung des Viehmarktes bestimmt. (Rathaus-Archiv.)

<sup>1)</sup> Es gab damals hier zu Lande nicht viele Franzosenfeinde von der Art Werners v. Harthausen. Dieser gehörte zu den Gründern des Tugendbundes, beteiligte sich an der Verschwörung Dörnbergs und mußte, als die Machthaber in Kassel die Häupter des Tugendbundes ins Gefängnis warfen, ins Ausland fliehen. (Werner v. Harthausen, über die Grundlagen unserer Verfassung S. XII ff.) Einige interessante Mitteilungen über ihn und den Franzosenfeind Graf Rudolf v. Westphalen bringt v. Wolff-Metternich, Beschreibung des Kreises Höster II. S. 256 ff. Moriz v. Harthausen, Werners älterer Bruder, Unterpräfekt in Rinteln, lehnte die Teilnahme an der Verschwörung ab mit dem Bemerkten: „Ich werde mich nach meinem Schwager Metternich richten.“ Vgl. auch Westf. Zeitschr. Bd. 61<sup>a</sup>. S. 185.

<sup>2)</sup> An demselben Tage erging die Polizeiverordnung: „Das Tabakrauchen auf öffentlichen Straßen nimmt so sehr überhand, daß solches nicht länger geduldet werden kann. Diese mit der öffentlichen Ordnung unerträgliche üble Gewohnheit wird hiermit alles Ernstes untersagt und haben die Übertreter außer dem Verlust der Pfeife die gesetzmäßige Strafe zu gewärtigen.“ (Rathaus-Archiv.) — Am 10. Mai 1809 verordnete der Maire unter Androhung von Polizeistrafen, alle Kirchenguhren sollten nach der Domuhr gestellt werden. (Rathaus-Archiv.)

öffnet sein; im Übertretungsfalle hätten Wirt und Gast eine Strafe von 1 Tlr. verwirkt.

Den Paderbornern wurde selbstverständlich Gelegenheit geboten, französische Sprache, französische Fecht- und Tanzkünste und andere schöne Dinge zu lernen. Im März 1808 benachrichtigte der kurz vorher angekommene französische Sprach- und Fechtmeister Darigol das Publikum, er habe den Preis der französischen Lektionen festgesetzt, und zwar für 16 Stunden im Monat auf 1 Tlr., falls ein Schüler für sich allein Unterricht verlange, auf 16 Gr., falls zwei oder mehrere zusammen unterrichtet würden; für ebenso viele Unterrichtsstunden im Fechten betrage das Honorar 2 Tlr. für jede Person. Trotz dieser billigen Preise muß indes Darigol noch freie Zeit gehabt haben; denn im April empfahl er sich außerdem zum Lindern der Zahnschmerzen, zum Reinigen und Ausziehen der Zähne. Vor Fastnacht bot ein Tanzmeister seine guten Dienste an zur Einübung der neuen „Paas“ und der französischen Kontrelänze.<sup>1)</sup> 1810 spielte in Paderborn ein Liebhabertheater.

Der öffentlichen Unmoralität suchten die Behörden zu steuern. Im September 1808 ließ der Polizeikommissar Stratmann im Auftrage des Unterpräfekten drei „Straßenhuren mit einem Strohbouquett auszieren und zum Tore hinaus schellen“. Im Januar 1809 erschienen wiederum drei „liederliche Weibsteute“, verschwanden jedoch, bevor man ihrer habhaft werden konnte; als sie kurz darauf abermals auftauchten, wurde beschlossen, sie sollten „öffentlich auf dem Markte eine Zeitlang als liederliche Weiber zur Schande ausgestellt und dann unter Trommelschlag durch die Hauptstraßen geführt werden“.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Intell. Bl. 1808. Über den damaligen französischen Sprachunterricht in Paderborn vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 62<sup>1</sup>. S. 216. Vgl. oben S. 13.

<sup>2)</sup> Rathhaus-Archiv. Im April 1809 meldete Stratmann u. a.: Die Diebereien würden in hiesiger Stadt binnen einiger Zeit sehr häufig und mit einer gewissen Frechheit getrieben. — Sehr lästig war offenbar die Straßenpolizei. Im Januar 1811 meldete Stratmann dem Maire, mehrmals habe er die Beschwerden einiger Bürger vernommen, daß faumfellige Einwohner große Säuen und Ferkel ohne Aufsicht durch die ganze Stadt laufen ließen. — Anschließend registriere ich hier noch Folgendes.

Dagegen konnte man das früher verpönte Vergnügen des Hazardspiels<sup>1)</sup> mit polizeilicher Erlaubnis genießen. Im Winter 1812 brachte das Intelligenzblatt zur allgemeinen Kenntnis: „Während der Karnevalszeit wird im Hause des Hofammerrats Brüll am Markt von 10 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags und von 5 Uhr abends bis 12 Uhr nachts Groß-Moulette und Pharaon im Spielsaal gespielt; desgleichen wird gespielt in dem großen Tanzsaal bis zum Schluß des Balles. Beide Säle werden ebenso ansehnlich und anständig eröffnet werden wie zu Rassel und Magdeburg. Der geringste Einsatz beträgt bei Moulette 16 Gr., bei Pharaon 1 Tlr.“<sup>2)</sup> Und im Sommer erfolgte

Im Juni 1809 kam an den Maire die Anzeige: „Auf dem Liboriberge werden an den Bäumen viele Beschädigungen angerichtet. Die Verwüstungen gehen so weit, daß Bäume und starke Äste von den Bäumen gehauen werden. Die vielen angepflanzten Wacholder- und Hainbuchen-Stauden und Vogelfirschen verlieren sich nach und nach. Diese Promenade ist der einzige angenehme Ort, den wir vor der Stadt haben und den unsere Vorfahren mit vielen Mühen und Kosten angelegt haben.“ Im August 1809 liefen über diese Verwüstungen neue Klagen ein. — Am 25. Februar 1810 berichtete der Deputierte der Kämpern-Hude an den Maire: „Die Stütze der Bäume auf Liboriberg ist vollendet, das Holz verkauft. Es ist stadtkundig, daß der Liboriberg mit den darauf stehenden Bäumen Eigentum der Kämpern-Hude ist, und daß ein zeitiger Deputierter dieser Hude das Stütze- und abfällige Holz immer für sich gehabt und genutzt hat. Das Stützeholz wurde verkauft für 81 Tlr. 28 Gr., die Unkosten betrugen 17 Tlr. 28 Gr. 1 Pf.“ — Am 26. Mai 1809 berichtete der Maire an den Unterpräsekten: „Am Sonntag nach Fronleichnam ist die feierliche Prozession um die Stadt. Vor jedem Tore wird ein Altar errichtet, zu dessen Herstellung sonst jeder Pfortner von der Stadt 1 Tlr. erhielt. Diese Ausgabe hat die preussische Regierung nicht mehr bewilligt. [Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 63<sup>1</sup>. S. 44<sup>2</sup>.] Seitdem haben die Huden dieses Geld bezahlt, außerdem den Musikanten für die bei dieser Prozession gemachte Musik die Zahlung verbürgt. Sie haben sich hierzu auch jetzt freiwillig erboten.“ Der Unterpräsekt hatte seinerseits nichts dagegen zu erinnern. Da seitdem die Hude-Zntraden in die Kammereikasse flossen, so beantragte im Juni 1810 der Maire die Übernahme der 5 Tlr. an die Pfortner und der 5 Tlr. für die Musik auf die Kammereikasse. Elverfeld genehmigte den Antrag. (Rathaus-Archiv.) — 1812 wurde eine Quelle der Borne-Pader durch eine unterirdische Leitung in die städtische Wasserkunst geführt. Brand, Beschreibung der Stadt Paderborn S. 3.) — 1812 wurde auf dem Riemete ein Bleichplatz angelegt; aber man benutzte ihn wenig, weil für die Benutzung Geld gezahlt werden mußte. (Bessen, Collectanea.)

<sup>1)</sup> Westf. Zeitschr. Bd. 62<sup>1</sup>. S. 175.

<sup>2)</sup> Intell. Bl. 1812. Nr. 2.



die weitere Bekanntmachung: „Die für Driburg bereits angekündigten Hazardspiele werden in diesem Jahre ausfallen. Dagegen wird zu diesen Spielen zu Paderborn Gelegenheit geboten werden in einem hübsch gelegenen Garten, wo dann auch täglich eine sehr angenehme Musik sein wird.“<sup>1)</sup>

Das alles wirft wenigstens auf einen Teil der Bevölkerung unserer Stadt ein wenig günstiges Licht. Der unerfreuliche Eindruck wird noch verstärkt, wenn wir an den damaligen wirtschaftlichen Notstand denken. Wie sehr der Wert des unbeweglichen Besitzes gesunken war, zeigen die interessanten Verhandlungen des Domherrn Klemens August v. Schorlemmer mit der Regierung über die Erwerbung der um 1795 von ihm neu erbauten Kurie, die nach seiner Angabe ihm 10000 Tlr. gekostet hatte, nach der Tazze des Distriktsbaumeisters Godel indes nur noch einen Wert von 4175 Tlr. besaß. Schorlemmer machte geltend: Wegen gewisser Verpflichtungen werde die Kurie erst nach etwa 120 Jahren volles Eigentum des Domkapitels werden; nach diesen 120 Jahren würden „die Gebäulichkeiten zu den Altertümern gehören“; die halbe Kurie bringe jährlich nur 40 Tlr. Miete; überhaupt ständen die Häuser „in der ihrer Verödung entgegen gehenden Stadt Paderborn“ in einem höchst niedrigen Wert und würden von Jahr zu Jahr noch mehr fallen; das bewiesen die bereits vorgenommenen Versteigerungen und die häufigen Vermietungstermine; so sei für die sehr geräumige Dompropstei mit Einschluß des großen Gartens eine Miete von nur 20 Tlr. geboten worden. Das Finanzministerium verlangte anfangs 1200 Tlr., gab sich aber im April 1812 mit 2000 Fr. zufrieden.<sup>2)</sup>

Wir kennen den Bericht über den Aufenthalt Jérômes in Paderborn. Stellen wir der Phrase die Wirklichkeit gegenüber, indem wir einige Sätze aus der Eingabe zitieren, die am 6. April 1808, also mehrere Monate vor dem Besuche des Königs, die vier Bürgervorsteher an den Unterpräfekten richteten! „Wir haben Ihrem Befehle gemäß das Reskript, wodurch Sie die Bürger der hiesigen Stadt vor

<sup>1)</sup> Intell. Bl. 1812. Nr. 29.

<sup>2)</sup> A. B. A. Aft. 43. Es handelt sich um das Haus Domplatz Nr. 26.

törrichten Unternehmungen, wodurch die öffentliche Ruhe und Sicherheit gekränkt wird, zu warnen so wohlmeinend waren, zwar bekannt gemacht, aber wie glücklich fühlen wir uns, daß unsere Mitbürger, frei von solchen Vorwürfen, auch nicht der leisesten Warnung bedürfen! Wir dürfen uns mit Recht unter jene Untertanen rechnen, welche sich durch Liebe und Anhänglichkeit besonders ausgezeichnet haben. Da wir nun aber durch jenes Reskript veranlaßt und durch unsere Mitbürger aufgefordert sind, Ihnen unsere Beschwerden anzuzeigen, so müssen wir zwar bekennen, daß uns keine Beschwerden einzelner Individuen bekannt sind, daß wir aber den Wunsch auf Besserung unserer bürgerlichen Verhältnisse gar nicht unterdrücken können und als eine allgemeine Beschwerde zu betrachten bitten müssen. Herr Unterpräfekt! Vor Ihren Augen sinkt die Stadt in allgemeine Armut; ein beträchtlicher Teil der Bürger ist nicht mehr vermögend, sich zu ernähren, viel weniger Einquartierung und andere allgemeine Lasten zu tragen. Beruhigen Sie uns doch! Sollten wir nicht zur Ergänzung des zerrütteten Wohlstandes in der Stadt auf die Entstehung neuer Etablissements hoffen dürfen? Der Verluft, welchen wir erlitten haben, ist groß. Wir legen ein genaues Verzeichnis der leer stehenden Häuser und fortgezogenen Familien bei, und es kann Ihrer rechtlichen Beurteilung nicht entgehen, daß hieraus allgemeine Armut entstehen, der Handel stocken und die Gewerbe danieder liegen müssen . . . Wir wollen Ihnen nicht verhehlen, daß die Organisierung einer kompletten Univerität — welche Hoffnung wir schon lange genährt haben — der unglücklichen Stadt sichere und schnelle Hülfe darbieten würde.“

Der Unterpräfekt schickte am 29. April die Eingabe an den Präfekten mit folgenden Bemerkungen: „Wie sehr die geographische Lage der Stadt im Wege steht, durch Handel sich zu irgend einem Wohlstand hinaufzuschwingen, ist notorisch. Der wenige noch mögliche Handelsverkehr kann auch nicht eher zur Wirklichkeit kommen, als bis das Übergewicht des jüdischen Schacherhandels, das Hausieren fremder Krämer nach und nach in die erforderlichen und billigen Grenzen beschränkt ist. Von uralten Zeiten her beruht der Hauptnahrungsstand der Einwohner Paderborns im Zusammenfluß mehrerer Korps und Partikuliers, welche ihren

Gewinn, ihre Einkünfte daselbst verzehrten, nämlich: des Hofstaats des Fürstbischofs; des Domkapitels; der Landstände, welche meist einen vier- bis fünfmonatlichen Aufenthalt eines Personals von 70 Personen veranlaßten; der Akademie, die früher oft 800 Schüler oder Studenten zählte; der fünf sonst hier bestandenen Regierungs- und Justizkollegien. Alle diese Erwerbsquellen sind ganz oder wenigstens soweit verschwunden, daß man mit Grund behaupten kann, daß die gegenwärtige Nahrungsquelle sich gegen die frühere verhält wie 1:24. Dagegen haben die hiesige Provinz harte Schläge getroffen. Nach einem ungefähren Überschlag kann man annehmen, daß über  $\frac{1}{2}$  Mill. Gulden aus der hiesigen Stadt an die kaiserlich-österreichische Bank verliehen ist, welche dermalen kaum zur Halbscheid verzinst wird. . . . Das sind die Ursachen des täglich zunehmenden Verfalls alles Wohlstandes und des Kummers, welchen die Bürger täglich, jedoch mit Bescheidenheit, an den Tag legen.“ Am 8. Juni 1808 wiederholte der Unterpräfekt seine Bitte um eine beruhigende Rückäußerung, erhielt indes auch jetzt keine Antwort.<sup>1)</sup>

So lagen die Dinge in der ersten Hälfte des Jahres 1808. Daß sie in den nächsten Jahren sich nicht besserten, sondern noch mehr verschlechterten, wird die folgende Darstellung ergeben.

## Zehntes Kapitel.

### Das Kirchen- und Schulwesen.

Da die evangelische Gemeinde zu Paderborn durch die westfälische Regierung fest fundiert wurde, so scheint es angemessen, hier das Wichtigste aus der ersten Zeit ihrer Geschichte im Zusammenhange zu vermerken.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> St.-A. Münster A. N. Z. Fürstent. Paderborn. Neuere Akten. Nr. 332.

<sup>2)</sup> Quellen (soweit nicht andere besonders vermerkt sind): St.-A. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. Fürstentum Paderborn und Corvey. Kirchen-, Pfarr- und Schulsachen. Nr. 45—56.

Am 21. August 1802 stellte die preussische Organisationskommission dem Generalmajor v. L'Estocq vor, es scheine „ihr notwendig zu sein, Vorkehrungen zu treffen, einen protestantischen Gottesdienst in Paderborn einzurichten, bis darüber höheren Orts etwas festgesetzt sei“. Der Generalmajor bat den Grafen v. Schulenburg, den Chef der Hauptorganisationskommission, um die Ermächtigung, „einen Feldprediger zur Verrichtung des Gottesdienstes anhero kommen zu lassen“, wurde indes abschlägig beschieden, „weil einmal keine Kirche zum protestantischen Gottesdienst und dann auch kein Fonds da wäre, den Prediger zu besolden“. Schon am 20. Oktober berichtete die Kommission an Schulenburg: „Wir haben uns immer mehr davon überzeugt, daß es besonders in Hinsicht der hiesigen größtenteils aus Protestanten bestehenden Garnison sehr nützlich sein würde, wenigstens auf einige Zeit einen lutherischen Geistlichen zur Haltung des Gottesdienstes anhero kommen zu lassen. Wir sind bemüht gewesen, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und es ist uns dies auch größtenteils gelungen. Was nämlich den Ort betrifft, wo der Gottesdienst gehalten werden könnte, so hat uns das hiesige Generalvikariat und das Benediktinerkloster Abdinghof die dem letzteren gehörige Alerius-Kapelle dazu angeboten. Zweitens hat sich auf die geschehene Anfrage der Feldprediger Hanff vom Regiment v. Schladen zu Minden bereit erklärt, auf 14 Tage anhero zu kommen, einige Predigten hier zu tun und das Abendmahl auszuteilen, wenn er wegen der Reise und der Kosten seines hiesigen Aufenthaltes entschädigt würde.“ Schulenburg gab zu diesem Vorschlage seine Zustimmung, und im November 1802 hielt Hanff hier Gottesdienst.<sup>1)</sup>

Im Mai des folgenden Jahres kam mit dem Regiment Kurfürst von Hessen der Feldprediger Helm nach Paderborn. Nunmehr hatte die evangelische Gemeinde einen ständigen Seelsorger; die Kirche des aufgehobenen

<sup>1)</sup> Hanff erhielt einen freien Vorspann-Paß auf 4 Pferde. Am 28. November liquidierte er: für Wagenmiete und Schmiergeld 4 Tlr. 12 Gr.; für Zehrung auf der Hin- und Rückreise 3 Tlr. 18 Gr.; für 42 beim Gottesdienst verteilte Gesangbücher 5 Tlr. 6 Gr.; für Wein und Oblaten bei der Kommunion 1 Tlr. 16 Gr. — zusammen 15 Tlr. 4 Gr. (Nr. 46. fol. 12.)

Klosters Abdinghof war ihr bereits durch die Kgl. Rabinetts-ordre vom 1. März 1803 überwiesen.<sup>1)</sup> Helm arbeitete auf Befehl des Regimentsobersten v. Sobbe einen Plan für die Einrichtung einer Garnisonsschule aus, und Ende August 1803 traf der aus Berlin berufene Schullehrer und Künstler Herfurth mit seiner Frau in Baderborn ein. Die Schule und die Wohnung der Lehrerfamilie wurden in der Kaserne, dem früheren Klostergebäude, eingerichtet.

Eine Verfügung des Ministers v. Angern vom 1. Juni 1804 ermächtigte die Kammer zu Münster, die zu 1118 Th. 5 Gr. 8 Pf. veranschlagten notwendigen Reparaturarbeiten an der Kirche ausführen zu lassen, „da die Absicht dahin geht, daß die Kirche der Garnison sowie der protestantischen Zivilgemeinde nicht baufällig und uneingerichtet übergeben werden soll.“<sup>2)</sup>

Am 11. Juli 1805 bat Helm, man möge ihm wegen der Vermehrung seiner Arbeiten eine Gehaltszulage bewilligen, „vielleicht auch wegen des Mangels an Wohnungen ihm bei Erledigung irgend einer geistlichen Kurie ein freies Wohnhaus anweisen“, zumal da durch seine Versetzung von Wesel nach Baderborn sein Einkommen geschmälert worden sei.<sup>3)</sup> Die Kammer zu Münster befürwortete das Gesuch

<sup>1)</sup> Richter, Preußen und die Baderborner Klöster und Stifter S. 99.

<sup>2)</sup> Nr. 46. fol. 22. Die Reparaturen waren folgende: 1. Das Schiefer-Dach muß teils umgedeckt, teils repariert, der kleine Turm mit der Mähglocke abgenommen werden; 2. im Innern der Kirche sind die Wände und der Flur dort, wo die Nebenaltäre fortgebrochen sind, zu weißsen; 3. die Orgel erfordert eine Reparatur, die der Orgelbauer Isfording zu Dringenberg für 173 Th. 8 Gr. ausführen will. Zur Bestreitung der Kosten sollten dienen: 1. Die für den Verkauf der zur Einrichtung der vormaligen Abteigebäude zu einer Kaserne entbehrlichen Gegenstände nach den Verkaufsprotokollen vom 28. Juli und 7. November 1803 und 6. Februar 1804 aufgetommenen 552 Th. 15 Gr.; 2. die 80 Th., die nach der Taxe für den Verkauf der Uhr aufkommen werden, welche in dem sonstigen Schlafhause der Abtei befindlich gewesen; 3. die für den Verkauf der kleinen Orgel an die Pfarrgemeinde Bode zu erwartenden 205 Th.; 4. ein Zuschuß von 280 Th. 14 Gr. 8 Pf.

<sup>3)</sup> Helm schrieb: „... und so teilte ich seit 2 Jahren den Militär- und Zivilpersonen sowohl der lutherischen als der reformierten Konfession das hl. Abendmahl aus nach den bei jeder Kirche gebräuchlichen Ritualien ... Die Anzahl der Protestanten im hiesigen Erzbistum vermehrt sich von Tag zu Tag. Nicht bloß halten sich die hier in der Stadt be-

und beantragte, daß Helm für die Pastorierung der protestantischen Zivilgemeinde, „die sich bereits auf 227 Seelen beläuft“, jährlich 200 Tlr. bewilligt würden.

Da trat unerwartet eine vollständige Veränderung der Lage ein: infolge der Mobilmachung Preußens mußte das Regiment Kurfürst von Hessen und mit ihm dessen Feldprediger Paderborn verlassen. Helm sorgte für die evangelische Gemeinde, die in ihm ihren Führer verlor, so gut er vermochte. Für die Wahrnehmung der kirchlichen Geschäfte während seiner Abwesenheit — er hoffte, nach Paderborn zurückzukehren — empfahl er in einer Eingabe vom 28. Oktober 1805 „den sich hier aufhaltenden Konrektor Günther, welcher reformierter Religion ist, die Theologie studiert hat, ehemals am Gymnasio in Cleve angestellt war und jetzt bis zur weiteren Versorgung eine jährliche kgl. Pension von 220 Tlr. genießt; er hat sich dazu bereit gefunden, wenn ihm die mit seiner Ordination zum Prediger verbundenen Gebühren und Reiseunkosten ersetzt, auch eine kleine Zulage gewährt wird“.

Am 28. November verfügte der Departementsminister an die Kammer zu Münster: „Euer Antrag, für die Verwaltung der sacra bei der protestantischen Zivilgemeinde in Paderborn vom 1. Juni ab 200 Tlr. zu assignieren, findet bei den jetzigen Umständen nicht statt. Dagegen wollen wir genehmigen, daß einem reformierten Geistlichen aus dem Bingenischen und namentlich dem Prediger Wischel zu Plantlüne der Auftrag erteilt werde, alle zwei Monate nach Paderborn zur Haltung des protestantischen Gottesdienstes und zur Visitation der Garnison-Industrie-Schule zu reisen,

---

findlichen Protestanten zu meiner Kirche, sondern es kommen truppweise vorzüglich von den Glashütten und Domänenämtern und sonstigen Pachtungen Leute oft 5—6 Stunden Weges hier in die Stadt, um bei mir die Kommunion zu empfangen. Auch werde ich verschiedentlich außerhalb der Stadt einige Stunden weit hinberufen, um mehreren Protestanten, die sich dann an einem Orte versammelt haben, das hl. Abendmahl auszuteilen.“ — In Münster wurde die Kirche des Minoritenklosters Simultankirche für Lutheraner und Reformierte. Reformierter Prediger war Möller, lutherischer Offiziemeyer; beide waren Mitglieder der Kriegs- und Domänenkammer. Vgl. (Verghaus,) Wallfahrt durchs Oben I. S. 128 ff.

und sollen demselben dafür außer dem Vorspann täglich 2 Tlr. Diäten gewährt werden.“<sup>1)</sup>

In Münster war man gegen die verwaiste Gemeinde nicht gleichgültig. Im Februar 1806 begab sich Offelsmeyer, lutherischer Prediger und zugleich Mitglied der Regierung, nach Paderborn, visitierte die Kirchen- und Schuleinrichtungen und bildete einen Kirchenvorstand, bestehend aus dem Regierungsrat Schwarz, dem Stadtdirektor Busse, dem Bauinspektor Ganzer und dem Bürger Blume. Und als Günther am 6. September 1806 seinerseits darauf antrug, daß ihm während der Abwesenheit des Feldpredigers dessen Geschäfte übertragen würden, erwiderte die Kammer am 17. September, sie „würde es sehr gern sehen“, wenn er die Funktionen Helms übernehme; eine Remuneration, die gleich jetzt und im voraus noch nicht bestimmt werden könne, solle höheren Orts beantragt werden.

Der Posten, den Günther nunmehr übernahm, brachte ihm in der nächsten Zeit nur Kummer und Sorge und Not. Schon im Oktober erfolgte die Invasion der Franzosen, welche die Abdinghofkirche in ein Militärmagazin verwandelten und vollständig ruinierten. Die Fundierung der Pfarrstelle schien in unabsehbare Ferne gerückt. Erst als die Verhältnisse sich in etwa geklärt hatten, erst als die Protestanten hinsichtlich der zukünftigen Stellung des Hofes und der Regierung in kirchlichen Dingen beruhigt waren, konnte Günther etwas zu erreichen versuchen. Im September 1807 bat er die Kommission für Kirchen- und Schulsachen, man möge ihm eine Remuneration für seine Dienste gewähren und ihn berücksichtigen, wenn künftighin die Predigerstelle bei der hiesigen protestantischen Gemeinde würde beibehalten werden. Die Kommission gab ihm eine freundliche Antwort, konnte aber im übrigen kaum etwas für ihn tun. Am 23.

<sup>1)</sup> Nr. 46. fol. 32. In derselben Verfügung heißt es: „Da nach den Aufnahme-Verhandlungen von dem Busdorfstift das beneficium omnium Sanctorum, so der Vikarius Einnemann besessen hat, erledigt ist, welches jährlich 169 Tlr. 6 Schll. 3 Pf. einbringt, so sollen die Revenüen dieses beneficii zu der Garrison-Industrieschule verwendet werden, und zwar in der Art, daß solche zur Domänenkasse gezogen werden und aus derselben der Betrag der Revenüen wieder an jene Schule ausgezahlt wird.“

Mai 1808, also nach zwanzigmonatiger Verwaltung seines Amtes, wandte Günther sich direkt nach Kassel mit dem Gesuch, „de lui fixer un salaire et de sonder la communauté“. Die Gemeinde unterstützte ihn, indem sie am 12. Juni eine Eingabe an die Königin und eine zweite an den König richtete. In der ersten heißt es: „Wir sind zu arm, um den ganzen Unterhalt der beiden verdienstvollen Männer (Günther und Herfurth) allein zu übernehmen. Nicht um Schutz, der uns nie verweigert worden, aber um reelle, dauernde Unterstützung, deren wir so sehr bedürfen, bitten wir.“ Die zweite war in französischer Sprache verfaßt: „C'est, Sire, que Votre Majesté veuille avoir la grace de fixer un fond, qui puisse servir de salaire à un ministre et un instructeur de nos enfants, de même qu' Elle veuille y ajouter la seconde faveur en nous assignant un local convenable au service divin ou de nous faire vendre celui que nous avons jusqu' ici.“ Der Justizminister wurde um Befürwortung des Gesuches angegangen.

Selten ist ein gleicher Antrag gleich schnell erledigt worden: durch Dekret vom 3. Juli 1808 fixierte Jérôme das Gehalt des Pfarrers auf 1500 Fr., das des Lehrers und Küsters auf 600 Fr. Das Dekret vom 10. Januar 1809 ernannte Günther zum „pasteur de l'Église protestante à Paderborn“. <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Günther gab in seinem Gesuch die Zahl der Protestanten „dans la capitale et dans les environs de cette ville“ auf „cinq ou six cents“ an. Dagegen bemerkte der Unterpräfekt in einem Schreiben an den Präfekten vom 19. August 1808: „Die Zahl von 500 Mitgliedern scheint mir nicht allein sehr übertrieben, sondern auch dazu alle Protestanten in der ganzen Provinz Paderborn, welche auch nur temporell da sind, mitgerechnet zu sein.“ Ein damals aufgestelltes Verzeichnis von Protestanten (in Nr. 47. fol. 22 ff.) nennt solche in Salztotten (Salzinspektor v. Cobbe nebst Frau, 4 Kindern, 1 Magd), Dreckburg bei Salztotten (Rentmeister Krohne nebst 2 Söhnen), Winkhausen bei Hühle (Rentmeister Widenberg nebst Frau und 5 Kindern), Neuhaus (größtentheils auf der Wollfabrik), Haus Nachtigall, Lippspringe, Amt Bodeken (45 Seelen), Paderborn (u. a. Bauinspektor Ganzer nebst Frau und 2 Kindern, Tribunalrichter Meyer, v. Harthausen-Debinghausen nebst Frau, 6 Kindern, 3 Diensthoten) 2c.

In dem Visitationsbericht des Superintendenten Scherr über das protestantische Kirchen- und Schulwesen in den Fürstentümern Paderborn



„Durch das Dekret vom 3. Juli“, so schrieb am 19. August 1808 der Unterpräfekt an den Präfekten, „sind die größten Schwierigkeiten gehoben. Nur die Bestimmung einer Kirche dürfte einige Hindernisse bieten, da die ehemalige Garnisonkirche einestheils für die geringe Gemeinde zu groß, andernteils bis jetzt zum Magazin gebraucht und dadurch so ruiniert ist, daß die Instandsetzung eine ansehnliche Summe erheischen dürfte. Die zweckmäßigste Kirche wäre meinem Ermessen nach die Alexius-Kapelle, welche sehr gut eingerichtet und der Gemeinde angemessen ist.“ Bauinspektor Ganzer machte einen Kostenanschlag für die Instandsetzung

und Korvei, den v. Vinde am 2. Februar 1815 an die Paderborner Kgl. Regierungskommission schickte, heißt es: „Der jetzige Prediger heißt Karl Wilhelm Günther, ist 51 Jahre alt und aus Bernburg gebürtig, hat 5 Jahre zu Halle und Frankfurt a. d. O. Theologie und nachher 1 Jahr Medizin zu Helmstedt studiert, ist 1796 in Gleve pro candidatura examiniert und dort als Konrektor angestellt, 1806 nach Münster berufen und 1809 zum Prediger in Paderborn ernannt worden. Der über seine Ordination erhobene Zweifel ist ungegründet. Doch hat die Anomalie dabei stattgefunden, daß er nicht vom Provinzial-Konsistorio zu Kassel, sondern von dem Anhalt-Bernburgischen Konsistorio pro ministerio examiniert und ordiniert worden ist, wozu er die Bewilligung bei der Präfektur zu Kassel nachgesucht und bei nicht erfolgter Antwort vorausgesetzt hat; das vom Konsistorio zu Bernburg ausgestellte Dokument über die geschehene Ordination ist mir vorgelegt worden. Über seine Qualifikation glaube ich nach der Bekanntschaft, die ich mit ihm gemacht habe, urteilen zu dürfen, daß er so wenig ohne natürliche Anlagen als ohne mannigfaltige Kenntnisse und dabei ein Mann von dem besten Herzen und Willen und untadelhaftem Lebenswandel, jedoch für die Bedürfnisse des Ortes weniger geeignet ist. Seinen Kanzelvortrag habe ich nicht gehört. Mehrere mir mitgeteilte Predigten sind zwar keineswegs schlecht zu nennen, doch verraten sie wenig eigenes gründliches und eindringendes Nachdenken. Seinem Religionsunterricht habe ich beigewohnt und gefunden, daß er dabei zu flüchtig und oberflächlich und ohne zweckmäßige Methode zu Werke geht. Er kennt aus manchen zum Teil unangenehmen Erfahrungen die besonderen Bedürfnisse seiner Gemeinde, scheint aber zu wenig Klugheit und Kraft zu besitzen, um seine guten Wünsche geltend zu machen. Übrigens gereicht es ihm zur Ehre, daß er sich der Gemeinde 1806—1809 tätig angenommen hat, ohne dafür eine angemessene Vergütung zu erhalten. . . Am vorteilhaftesten würde ein für die besonderen Bedürfnisse des Ortes mehr geeigneter Prediger wirken, der den gebildeten Gemeindegliedern zu genügen vermöchte und mit vorzüglicher Amtstüchtigkeit Würde und Klugheit der Bezeichnung vereinigte.“ Dazu der Randvermerk von Vinde: Allerdings höchst wünschenswert! (St.-A. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. Fürstentum Paderborn. Acc. 28/1901. Nr. 18.) — 1815 veranlaßte Vinde, daß in Paderborn eine besondere Kommission zur

der Kapelle und berichtete am 19. Oktober 1808 an den Präsekten: „Die Kosten betragen 231 Tlr. 12 Gr. 7 Pf. Davon entfallen 150 Tlr. 22 Gr. 7 Pf. auf die Anlage einer Emporkirche. Wird diese angelegt, dann können 160 Menschen bequem sitzen; außerdem können noch viele stehen,

Organisation des dortigen Schulwesens gebildet wurde; zu derselben gehörten der Landrat v. Elversfeld und der Regierungsrat Anz. Ersterer machte den Vorschlag, am Gymnasium, wo damals der griechische Unterricht vollständig fehlte, möge Günther diesen Unterricht erteilen. Über diesen Vorschlag äußerte sich Anz am 9. April 1816 folgendermaßen: „So viel Gerechtigkeit ich auch des Pfarrers Günther griechischen Sprachkenntnissen widerfahren lasse, so scheint es mir doch, unter uns gesagt, etwas gewagt, ihn als Lehrer an das Gymnasium zu bringen. Denn so prosaisch es auch der Mann von Herzen meinen mag, so ist er doch in Mienen, Gebärden und gewähltem Ausdruck oft so hyperpoetisch, daß man um die Erhaltung seines so nötigen Ansehens besorgt sein könnte. Außer diesem Punkt ist er offenbar dormalen der einzige brauchbare Mann für diesen Gegenstand in Baderborn, und wenn Sie, lieber Herr Landrat, glauben, den poetischen Dämon austreiben und den Mann auf den schlichten, simplen Weg zurückführen zu können, so würden seine Kenntnisse wahrer Gewinn für das Gymnasium werden, da ohnehin sein moralischer Charakter tadellos ist.“ (St.-A. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. Fürstentum Baderborn und Korvei. Kirchen-, Pfarr- und Schulsachen. Acc. 23/1901. Nr. 26. fol. 1 ff. 29.) — Über Günthers taktloses Vorgehen bei der Feier des Reformationsfestes 1817 vgl. meine Bemerkungen in der Westf. Zeitschr. Bd. 62<sup>a</sup>. S. 232<sup>a</sup>. — Vor mir liegt das Schriftchen: Leben des gottselig verstorbenen Anton Fachteler, ehemaligen Pfarrers an der Universitätspfarr- oder Jesuitenkirche in Baderborn. 1821. Darin hat ein mir Unbekannter, ein Jurist, mehrere Aufzeichnungen gemacht. Er erzählt, Fachteler habe mit Günther freundschaftlich verkehrt, und führt dann fort: „Das war um so auffallender, weil Günther gleich Dr. Martin Luther gegen die päpstlichen Antichristen auf der Kanzel losrückte. Eben deshalb und weil er ein Freund der preussischen Union unter dem Berliner Landesbischof Euler war, mußte Günther zu Baderborn die Kanzel dem feingebildeten Baumann überlassen. Der alte Günther bekam die lutherische Pfarre zu Blotho. Gott sei bei uns! Konnte er sich auf der Kanzel zu Baderborn mit den Katholiken nicht vertragen, so ging der Skandal zu Blotho gegen den kleinen . . ., reformierten Pfarrer, um so toller von statten. Genug, die mir wohlbekannten Pfarrer zu Blotho hatten ihre heillose Last, den Skandal soviel als möglich zu unterdrücken. Sie nahmen dazu die Vermittelung des katholischen Pastors zu Blotho stets in Anspruch. Dieser, P. Wansing aus dem . . . Franziskanerkloster, war ein ausgezeichnete Helfer in den kirchlichen Nöten. Als Hülfserichter unter Dr. Waldeck zu Blotho bin ich dorthin in der sog. katholischen Mission mit Günthers und den beiden Pastoren-Frauen zusammen gewesen.“ — Über Günthers Ordination, die im August (oder September) 1809, also nach seiner Ernennung zum Pfarrer, stattfand, finden sich mehrere Schriftstücke in Nr. 51.

so daß die Kapelle dann ausreichend ist für die ganze hier und in der umliegenden Gegend wohnende protestantische Gemeinde.“ Als der Justizminister am 2. Dezember 1808 entschieden hatte, die Einrichtungskosten sollten von der protestantischen Gemeinde getragen werden, richtete v. Harthausen-Dedinghausen in ihrem Auftrage ein Bittgesuch an den Präfecten: „In der Abdinghofkirche sind noch mehrere Gegenstände vorhanden, auf die wohl niemand ein näheres Eigentumsrecht haben kann, als eben diejenige Gemeinde, welcher sie von der Regierung rechtmäßig übergeben war. Dieselben bestehen in den Resten einer durch die polnischen Einquartierungen mehr als zur Hälfte zerstörten Orgel, aus 4 Glocken und verschiedenem Holzwerk, Stühlen, Bänken 2c. Würde der Gemeinde gestattet, dasjenige, was von diesen Gegenständen für die Kapelle brauchbar sein dürfte, mit herüberzunehmen, das übrige aber zur Bestreitung der Kosten zu verkaufen, so würden nach Ganzers Meinung der wirklich sehr armen und hilfbedürftigen Gemeinde ohne irgend eine Beeinträchtigung eines Dritten jene Kosten nicht nur völlig erspart, sondern auch der Bau einer Emporkirche möglich gemacht. Sollte noch etwas mehr erlöst werden können, so würde der Überschuß zur notwendigen Einrichtung einer neuen Schulkube sehr zweckdienlich verwendet werden können.“

Der Präfect erteilte dazu seine Genehmigung und autorisierte den Unterpräfecten zur Überweisung der Kapelle. Es schien nötig, die Sache zu beschleunigen, „weil das Zimmer in der Kaserne, wo bis jetzt der Gottesdienst gehalten wurde, so liegt, daß auch bei der strengsten Ordnung die Störung unvermeidlich bleibt und dasselbe deshalb für den Gottesdienst nicht mehr schicklich ist.“

Durch den Verkauf der Glocken und der übrigen Gegenstände bildet sich ein Fonds, der sich im September 1812 auf 1951 Tlr. 12 Gr. 3 Pf. belief.

Der evangelischen Gemeinde fehlte nur noch eins: ein Pfarrhaus. Im Februar 1811 trug Günther auf Anweisung einer freien Wohnung an, und er durfte auf die Erfüllung seiner Bitte um so eher hoffen, weil der Regierung nach Aufhebung des Domkapitels und des Busdorfstifts zahlreiche Kurien zur Verfügung standen. Es stellte sich indes heraus, daß eine passende Kurie nicht disponibel war.

Im Februar des folgenden Jahres erneuerten Günther und v. Harthausen den Antrag, und durch das Kgl. Dekret vom 26. März 1812 wurde die Elmendorfsche Domkurie zur Wohnung des evangelischen Pfarrers bestimmt.<sup>1)</sup>

In schroffem Gegensatz zu dem Wohlwollen, das die westfälische Regierung den Wünschen und Bedürfnissen der Protestanten Baderborns<sup>2)</sup> entgegenbrachte, steht ihr Vorgehen gegen die geistlichen Stiftungen der katholischen

<sup>1)</sup> Nr. 58. Das Haus dient noch heute demselben Zwecke. In dem bereits angezogenen Visitationsbericht heisst es: „Die Alexius-Kapelle ist reinlich, hell, wohl eingerichtet, im besten baulichen Zustande und für das gewöhnliche Bedürfnis groß genug, da sie für 160—180 Menschen Raum hat. Die Amtswohnung des Pfarrers ist so geräumig, so bequem eingerichtet und gut conditioniert, als nur irgend gewünscht werden kann.“ — Erwähnt sei, daß der Unterpräsekt und der Präsekt sich damals umsonst bemühten, dem verdienten Marktkirch-Pfarrer Fechteler eine freie Dienstwohnung zu verschaffen. (Nr. 58.)

<sup>2)</sup> Zur Kennzeichnung der evangelischen Gemeinde sei aus dem Visitationsbericht noch Folgendes bemerkt: „Gegenwärtig beträgt die Zahl der zu Baderborn wohnhaften Protestanten nach Angabe des Predigers 250—300. Außerdem halten sich zu der Gemeinde die Protestanten von der Uhrenberger Glasfabrik im Kanton Lichtenau, von der Saline zu Salztotten, von der Glashütte Bödefen im Kanton Buren, ferner die protestantischen Fabrikanten zu Lichtenau und Neuhaus, die protestantischen Familien und Hausgenossen der Forst- und Ökonomieämter zu Thüle, Winthausen, Dalheim und Fürstenberg, zusammen 400—500 an der Zahl. Die Anzahl der Kommunitanten belief sich im Durchschnitt auf 300. Die Gemeinde war ursprünglich unzweifelhaft eine lutherische, insofern die Mehrheit ihrer Glieder, die Garnisonsgemeinde, der sie sich anschloß, und ihr erster Prediger dieser Konfession zugetan waren. Weil sich jedoch von Anfang an auch die reformierten Einwohner der Stadt zu ihr gehalten haben und der gegenwärtige Prediger reformierter Konfession ist, so kann ihr jetzt wohl nur überhaupt der Name einer protestantischen beigelegt werden. Die tägliche Wahrnehmung der auffallenden Abweichungen des Katholizismus im Kultus und Lehrbegriff hat die unerheblichen Unterscheidungen zwischen Lutheranern und Reformierten dort leicht in Vergessenheit gebracht und beide ohne Anstoß in eine Kirche vereinigt. (Randbemerkung von Vinde: Wird hoffentlich bald überall erfolgen!) Doch wird in der Beobachtung eines verschiedenen Ritus bei der Abendmahlsfeier ein äußeres Unterscheidungszeichen zwischen den lutherischen und reformierten Gemeindegliedern beibehalten. Nach der Versicherung des Predigers Günther wird der Gottesdienst von allen Gemeindegliedern des Mittelstandes und der untern Volksklasse regelmäßig besucht. Von den Vornehmen führt er die Klage, daß nur sehr wenige am Gottesdienste noch teilnehmen. (Randbemerkung von Vinde: Sehr zu bedauern, unstreitig jedoch mit Ausnahme der öffentlichen Beamten, denen von Amts wegen die Pflicht obliegt, auch in Beobachtung äußerer kirchlicher Ge-

Kirche. Am 5. Februar 1808 erging das Dekret: „In den Kapiteln, Abteien, Klöstern, überhaupt allen derartigen geistlichen Stiftungen soll bis zur Neuordnung ihrer Statuten keine erledigte Würde oder Präbende vergeben werden; die Einkünfte der erledigten Stellen fließen bis dahin in die Kasse der Generaldirektion der geistlichen Güterverwaltung, desgleichen der zehnte Teil von den Einkünften sämtlicher Präbenden und Würden; den Abteien, Mönchs- und Nonnenklöstern ist es untersagt, Novizen anzunehmen, bis sie neue Reglements erhalten haben.“ Der Hauptzweck dieses Dekrets ist durchsichtlich genug: man wollte Geld. Und da die Geldnot mit jedem Tage wuchs, so nimmt es kein Wunder, daß man nicht auf halbem Wege stehen blieb, sondern die geistlichen Stiftungen kurzer Hand aufhob und ihren Besitz für Staatsgut erklärte. Das geschah durch das Dekret vom 1. Dezember 1810: „In Erwägung: 1. daß Wir aus den Stiftungsurkunden, den Statuten und Reglements der Kapitel, Priorate, Klöster und der andern durch das Dekret vom 5. Februar 1808 unter die Oberaufsicht Unserer Generaldirektion der geistlichen Güterverwaltung gestellten Stiftungen die Überzeugung geschöpft haben, daß diese Stif-

bräuche ein Muster zu geben!) . . . Es ist ein besonderer Schullehrer angestellt, der zugleich den Küsterdienst versieht. Ein eigenes Schulhaus ist nicht vorhanden. In einem Nebengebäude des vormaligen Abdinghofklosters, welches zugleich als Kaserne, als Militärlazarett und Fouragemagazin gebraucht wird, sind 3 Zimmer, 1 große Schulfstube und 2 elende Zimmer zur Wohnung für den Lehrer eingeräumt. Zu den Dienstemolumenten gehören außer der freien Wohnung und der Nutzung eines sehr kleinen Gartens: 1. ein Fixum aus der Landeskasse, 165 Tlr.; 2. Schulgeld, im Durchschnitt 60 Tlr.; 3. Accidentien vom Küsterdienst, 10 Tlr. — zusammen 235 Tlr. Zur Heizung der Schulfstube werden aus den landesherrlichen Forsten jährlich 6 Klafter Holz geliefert. Der gegenwärtige Lehrer Herfurth ist 41 Jahre alt, aus Berlin gebürtig und 1808 als Garnisonsschullehrer nach Paderborn geschickt . . . Die Anzahl der Schüler, welche noch dazu beinahe zum dritten Teil aus Katholiken und Israeliten besteht, beträgt gegenwärtig nur 25. Wenn nicht die meisten Kinder aus den gemischten Ehen zur katholischen Religion und wenn alle Kinder von protestantischen Honoratioren in die Gemeindeschule kämen, müßte die Schülerzahl fast doppelt so groß sein. Die letzteren klagen aber darüber, daß für das Bedürfnis ihrer Kinder in der Schule nicht gesorgt sei, und daß sie deshalb genötigt seien, sie in die lateinische Schule zu schicken. Es wäre deshalb zu wünschen, daß die Gemeinde bald einen mehr gebildeten Jugendlehrer erhalten möchte. Herfurth ist ein brauchbarer Landschullehrer.“

tungen nach dem natürlichen Wechsel der Dinge unter den gegenwärtigen Zeitumständen für die bürgerliche Gesellschaft von keinem weitem Nutzen sind; 2. daß man ihnen keine zweckmäßigere Bestimmung geben kann, als wenn man ihre Güter in der schwierigen Lage Unseres Königreichs den so dringenden öffentlichen Bedürfnissen widmet und einen Teil derselben dem freien Verkehr wiedergibt; 3. daß Wir dem beharrlichen Wunsche, die Lasten und Abgaben Unseres Volkes, soviel es in Unsern Kräften steht, zu erleichtern, ohne Anstand alle diejenigen Vorteile zum Opfer gebracht haben, welche mit der Uns zustehenden Befugnis verknüpft sind, die eröffneten geistlichen Würden, Präbenden und Benefizien Unsern getreuen Dienern als eine Belohnung zu conferieren oder ihnen aus den Einkünften derselben Jahrgehälter anzuweisen: — haben wir verordnet und verordnen: 1. Alle Stifter, Kapitel, Abteien, Priorate und alle übrigen durch Unser Dekret vom 5. Februar 1808 unter die Oberaufsicht Unserer Generaldirektion der geistlichen Güterverwaltung gestellten geistlichen Stiftungen, von welcher Art sie sein mögen, sind von dem Tage der Bekanntmachung des gegenwärtigen Dekrets an aufgehoben, ausgenommen die dem öffentlichen Unterrichte ausschließlich gewidmeten Stiftungen; 2. Unser Minister des Innern soll Uns unverzüglich den Entwurf zur Bildung derjenigen katholischen Domstifter vorlegen, an deren Spitze ein Bischof steht, dessen Rat sie ausmachen; die Kosten ihrer Unterhaltung sollen aus dem öffentlichen Schatze bezahlt und auf das Budget Unseres vorgenannten Ministers gebracht werden.“

König Jérôme anerkannte also als daseinsberechtigt im Baderborner Lande nur das Universitätshaus und das St. Michaelskloster zu Baderborn, sprach dagegen über alle andern geistlichen Stiftungen, insbesondere auch über das Domkapitel, das Todesurteil aus.<sup>1)</sup>

Es ist offenbar, daß die westfälische Regierung wie in mancher andern, so auch in dieser Hinsicht weit rücksichtsloser vorgegangen ist als die preussische, und daß dieses Vorgehen in weiten Kreisen eine um so größere Erregung hervorrufen mußte, je bestimmter man erwartet hatte, der

<sup>1)</sup> Näheres über die Ausführung dieses Dekrets wird der nächste Band der Zeitschrift bringen.

katholische König werde die Einrichtung der katholischen Kirche und deren Eigentum respektieren.

Namentlich durch die Aufhebung des Domkapitels und des Bussdorfstifts wurde die Stadt Paderborn empfindlich geschädigt. Um der offenkundigen Vorteile, die damals verloren gingen, nicht zu gedenken, hebe ich Folgendes hervor. „Von den Fonds der Paderborner Armenstiftungen und ihren jährlichen Einkünften wurden unter der westfälischen Regierung den Stiftungen ansehnliche Summen durch folgende Veranlassung entzogen. Bei allen Armenstiftungen, welche unter der Aufsicht der aufgehobenen Stifter standen, waren viele Kapitalien der ersteren mit denen der letzteren gemeinschaftlich angelegt und die über das gemeinschaftliche Kapital ausgestellten Obligationen auf die Namen der darlehrenden geistlichen Stifter ausgestellt. Dieses Verfahren, wobei das Beste der Armenfoundationen und die baldige und richtige Verzinsung ihrer Kapitalien beabsichtigt war, ist denselben aber dadurch nachteilig geworden, weil bei der Aufhebung jener Stifter alle jene gemeinschaftlichen Obligationen als bloß den geistlichen Stiftern gehörend vom westfälischen Gouvernement eingezogen und zu den Domänen geschlagen sind, wogegen durch die Reklamationen der Inspektoren nur die Versicherung erwirkt werden konnte, daß den Armenstiftungen für ihre Anteile eine Entschädigung versprochen wurde, welche aber nicht erfolgt ist. Auf diese Weise sind den Armenstiftungen an Kapital im ganzen 10191 Th. 17 Gr. entzogen, und an rückständigen Zinsen haben sie zu fordern 1968 Th.“<sup>1)</sup>

Für diesen Verlust erhielt die Stadt allerdings eine Art Entschädigung, indem die Regierung ihr die Gebäude des aufgehobenen Gaukirchlosters „zur Etablierung einer Armenanstalt“ überwies; die Übergabe erfolgte am 4. November 1812.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Aus dem Bericht über die Paderborner Armenstiftungen, angefertigt im November 1815 von J. Meyer, Kanonikus, als Mitglied des engeren Ausschusses der Armen-Kommission. Nach dem von Meyer aufgestellten Verzeichnis betrugen die Fonds dieser Stiftungen (ohne die Marianer- und Wiltkotten'sche Stiftung) 215025 Th. 16 Gr. (St.-u. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. Abtief. XII. Acc. 3/02. Nr. 248.)

<sup>2)</sup> St.-u. Münster. a. a. O. Nr. 718. — Am 16. Juni 1814 schrieb der Landrat v. Eversfeld an das Gouvernement zu Münster:

Völlig wertlos für die Stadt war ein anderes Geschenk. „Durch ein Rgl. Dekret vom 11. Januar 1812 wurde die Busdorfkirche zur Disposition des Ministers des Innern gestellt und zugleich verordnet, daß die kleine mit dieser Kirche verbundene Pfarre mit einer andern vereinigt werden solle. Dies veranlaßte einige 80 Mitglieder der Gemeinde der Gaukirchpfarre, den Minister um Verleihung der Busdorfkirche zu ihrer Pfarrkirche zu bitten; sie unterstützten dieses Gesuch mit dem Nachweise der Baufälligkeit der Gaukirche und mit der Unvermögenheit der Gemeinde, die nötige Reparatur zu leisten. Durch Rgl. Dekret vom 13. Februar 1813 wurde die Busdorfkirche der Gemeinde der Gaukirchpfarre en toute propriété überwiesen und zugleich die Gaukirche der Stadt en toute propriété förmlich geschenkt.“<sup>1)</sup>

„Da sich schon 1809 und 1810 die Auflösung des Domkapitels, des Busdorfstifts und anderer geistlichen Stiftungen berechnen ließ, so war ich, unterstützt vom Präsesen v. Reimann, bemüht, wenigstens die Armenfonds zu retten . . . Die Stifter wurden aufgehoben und ein Teil des Eigentums der Armen mit jenem der Stifter verschleudert, und das Versprechen, diesen Verlust durch Staatspapiere zu ersetzen, wurde nicht realisiert und unterblieb das Geschäft, wenn es auch nach einer beinahe jahrelangen, unermüdeten Sollicitation gelang, das Gebäude des Gaukirchlosters zur Armenanstalt geschenkt zu erhalten.“ (St.-A. Münster, a. a. D. Nr. 267.)

<sup>1)</sup> Aus einem Bericht des Landrats v. Elversfeld vom 6. Mai 1816. (St.-A. Münster. A. N. Z. Fürstent. Paderborn und Korvei. Kirchen-, Pfarr- und Schulsachen. Nr. 54.) Die Akten betr. die Überweisung der Busdorfkirche an die Gaukirchpfarrgemeinde nebst dem Protokoll über die am 1. Juni 1813 erfolgte Übergabe befinden sich im St.-A. Münster. A. N. Z. Reg. Minden. XII. Acc. 3/02. Nr. 13. Das Dekret vom 13. Februar 1813 besagt: L'église dependante du chapitre supprimé de Busdorf à Paderborn est cedée en toute propriété aux paroissiens de la paroisse de Gohkirchen en échange de leur église actuelle, que Nous donnons en toute propriété à la ville de Paderborn, pour en disposer au bénéfice de la commune. — Am 9. Juli 1813 teilte der Landrat dem Stadtdirektor mit, daß höheren Orts die Vereinigung der Busdorf- und Gaukirchpfarre mit der Dompfarre zur Sprache gekommen sei. Sollten aber dieser Vereinigung „Schwierigkeiten oder die öffentliche Meinung entgegen stehen, so würde die Frage, ob die Busdorfpfarre widerhergestellt werden kann, davon abhängen, ob die Stadt Paderborn die ihr eigentümlich zustehende Gaukirche der Pfarrgemeinde überlassen will“. Am 18. Juli erklärte sich der Gemeinderat dahin, die Stadt müsse, um der Meinung des Publikums nicht zuwider zu sein, vorerst die Gaukirche noch der Pfarre zum Gebrauch



Ein drittes Geschenk der Regierung an die Stadt war der dem Kapuzinerkloster gehörende Kump.<sup>1)</sup>

Über das damalige kirchliche Leben sind wir wenig unterrichtet. Das Freimaurertum, welches seit 1808 in die größeren Städte des Königreiches eindrang,<sup>2)</sup> wird auch in Paderborn an Ausdehnung gewonnen haben; schon 1805 bestand hier ja die „Loge zum hell flammenden Schwerte“.<sup>3)</sup>

Eine Zeitlang hatte König Jérôme nicht übel Lust, auch in die Verwaltung der katholischen Kirche einzugreifen. Er faßte nämlich den Plan, die Metropolitangewalt des Fürsten-Primas in Westfalen zu beseitigen und für sein Königreich eine eigene hierarchische Ordnung zu begründen. Der Bischof von Korvei sollte Erzbischof werden und seinen Sitz in Kassel haben, sein Domkapitel sollten die pensionierten Kanoniker von Paderborn und Hilbesheim bilden, die Martinskirche in Kassel war als Dom ausersehen. Aber sein kaiserlicher Bruder war klüger als er und schrieb ihm: „Solche Maßregeln dürfen selbst in gewöhnlichen Zeiten nicht ohne lange reife Erwägung gefaßt werden; es ist immer höchst gefährlich, an Religionsfachen zu rühren. Solche Versuche erbittern das Volk, und man weiß nie, wie weit die Dinge gehen können.“<sup>4)</sup>

Für die große Bedeutung des Unterrichtswezens fehlte es in Kassel nicht an dem notwendigen Verständnis. In einer Instruktion an die Präfecten, denen das Unter-

---

überlassen, aber sie reserviere sich alle Rechte und gebe die Kirche durchaus nicht als Eigentum an die Pfarre zurück. Die Frage wegen einer andern Einrichtung der Pfarrbezirke wurde abermals 1835 von seiten der Regierung „in Übereinstimmung mit der Bischöflichen Behörde“ in Fluß gebracht; alle 4 Pfarren sollten bestehen bleiben, aber ihre Grenzen verändert werden. Als bei den durch das Projekt betroffenen Einwohnern Umfrage gehalten wurde, erklärten sich viele dagegen. (Akten des Bürgermeisterrats Paderborn.)

<sup>1)</sup> Über diesen Kump vgl. Richter, Geschichte der Paderborner Jesuiten I. S. 113<sup>4</sup>. Mit der Aufstellung vor der Franziskanerkirche an der Westernstraße begann man erst 1820. (Gehrten, Tagebuch. Bessen, Collectanea.)

<sup>2)</sup> Kleinschmidt S. 158.

<sup>3)</sup> Das Originaldiplom über eine Ausnahme im Jahre 1805 befindet sich im A. P. A. Alt. 48. Über die Paderborner Loge als Wohltätin des Landeshospitals vgl. Freisen, Landeshospital S. 231. Vgl. auch S. 262<sup>1</sup>.

<sup>4)</sup> Kleinschmidt S. 518.

richtswesen unterstellt war, nennt der Minister Siméon die öffentliche Erziehung das Fundament der Sitten, den Schilde der sozialen Ordnung. „Fürsorge und Aufmerksamkeit“, versichert er, „werden nie vergeblich in einem Königreich angerufen werden, das in Hinblick auf nützliche und freigiebig ausgestattete Erziehungsanstalten mit den mächtigsten Staaten wetteifert“. Die Oberleitung hatte der dem Ministerium des Innern untergeordnete „Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts“. Diesen Posten, der 30000 Fr. Jahresgehalt einbrachte, übernahm im Februar 1808 der bekannte Geschichtsschreiber Johannes v. Müller.<sup>1)</sup> Das Schulwesen des Paderborner Landes blieb unter der westfälischen Herrschaft im wesentlichen unverändert.

Die folgenden Nachrichten beziehen sich größtenteils auf die Schulen der Stadt Paderborn.<sup>2)</sup>

Im Dezember 1808 teilte der Unterpräfekt dem Maire mit, der Generaldirektor fordere einen in französischer Sprache abgefaßten Bericht über sämtliche Schulen nach einem vorgeschriebenen Schema, insbesondere genaue Angabe der Lehrergehälter. Der Maire übermittelt den Befehl dem Generalvikar Dammers zu schleuniger Erledigung und schickt am 30. Dezember den Bericht dem Unterpräfekten zu. Solche Nachweise werden später wiederholt verlangt. Ebenso wird verlangt ein Verzeichnis aller Stipendien und derer, die sie genießen. Wegen wiederholter Klagen über Schulversäumnis wird 1810 durch Bekanntmachung von den Kanzeln folgende Verfügung zur allgemeinen Kenntnis gebracht: Die Lehrer führen eine Liste der ohne Entschuldigung fehlenden Schüler und stellen sie am Ende eines jeden Monats dem Maire zu; dieser übergibt sie dem Friedensrichter, der eine angemessene Strafe über die Eltern verhängt; die Bußen fließen in die Munizipalkasse und sollen demnächst zu Gratifikationen an

<sup>1)</sup> Kleinschmidt S. 160.

<sup>2)</sup> Sie sind entnommen der Registratur des Bürgermeistersamts Paderborn: Acta den Zustand des öffentlichen Unterrichts und andere auf das Schulwesen der Stadt Paderborn Bezug habende Angelegenheiten betr. Vol. I. — Acta der Mairie zu Paderborn das Schulwesen betr. — Acta I. II. Die Domschule betr., 1811—1859 gesammelt von dem Domschullehrer Niedermeier. — Acta des Bürgermeistersamts Paderborn betr. Schulangelegenheiten.

die Lehrer verwandt werden.<sup>1)</sup> In demselben Jahre erfolgt die Verordnung: Die Schullehrer sollen das zu ihrem Einkommen gehörende Korn nicht mehr selbst einsammeln, weil dadurch dem Unterricht viel Zeit entzogen und dabei „nicht selten die den Schullehrern gebührende Achtung seitens der Kontribuenten aus den Augen gesetzt wird“; fortan soll das Korn von den Kontribuenten an den Maire abgeliefert und durch diesen den Schullehrern übergeben werden. Um den vielfachen Beschwerden der Lehrer auf dem Lande wegen der Erhebung des Schulgeldes abzuhefen, bestimmt der Präfekt im August 1809 und Mai 1810, daß in jedem Orte das Schulgeld zugleich mit der Grundsteuer erhoben werden und dem Erheber 1 % des Betrages zufallen solle. Diese Verfügung fand wegen des Abzugs von 1 % bei den Lehrern nicht allgemeinen Beifall.

### Übersicht über die Schulen der Stadt Paderborn:<sup>2)</sup>

1. Die Universität (l'université Théodorienné):  
10 Professoren, 53 Studierende.

2. Das Gymnasium (le collège Théodorien):  
7 Professoren, 79 Schüler.

Die Gehälter der Professoren an der Universität und am Gymnasium betragen 9331 Fr. 77 C. aus dem Universitäts-hause und 1561 Fr. 77 C. aus dem Hause Büren; der Geldwert der Naturallieferungen an die Professoren beträgt 18065 Fr. 25 C.

3. Die Trivialschule am Gymnasium: 1 Lehrer, 1 Unterlehrer, 67 Schüler.

Der Lehrer hat freien Tisch und freie Wohnung im Universitäts-hause. Sein Gehalt ist das Schulgeld, etwa 120 Tlr. Davon muß er 40 Tlr. an den Unterlehrer und 20 Tlr. für Prämien zahlen, außerdem die Kosten für kleinere Reparaturen in der Schule tragen.

4. Die Trivialschule am Busdorf: 1 Lehrer, 1 Unterlehrer, 68 Schüler.

<sup>1)</sup> 1810 schickte Maria Blome ihren Sohn den Sommer hindurch nicht zur Schule, sondern vermietete ihn bei ihrem Bruder, „um das Brot zu erwerben“. Sie wurde deshalb in eine Strafe von 1 Tlr. 22 Gr. genommen.

<sup>2)</sup> Die Angaben beziehen sich meist auf das Jahr 1808.

„Die Zahl der Schüler schwankt u. a. deshalb, weil sie, je nachdem sie ernsthaft oder gelinde behandelt werden, bald in diese, bald in jene Schule laufen, und weil viele wohlvermögende Eltern ihre Kinder in die Freischule schicken, um das Schulgeld zu sparen.“ Das Einkommen beträgt etwa 102 Tlr., wovon 40—50 Tlr. der Unterlehrer bekommt. Für Prämien sind 8 Tlr. ausgesetzt, müssen aber in Wirklichkeit über 24 Tlr. aufgewandt werden. Das Schulgebäude ist baufällig; das Schullokal, 22 Fuß lang und 10½ Fuß breit, muß der Lehrer reparieren lassen aus einem Benefizium von 70 Tlr. und dem Schulgeld.

5. Die Trivialschule am Dom (Domschule): 1 Lehrer, 70 Schüler.

„Die Schüler sind fast lauter arme Kinder, die nicht einmal vermögend sind, das für den Winter nötige Holz anzuschaffen.“ Jeder Schüler zahlt 1 Tlr., die, welche Latein lernen, das Doppelte, aber „Latein zu lernen hat aufgehört, meistens, weil die Eltern angeben, es könnte nichts helfen, weil sie die Kinder dadurch nicht mehr zu Broten helfen könnten“. „Es ist“, fährt der Lehrer Ellebracht fort, „keine Wohnung, kein Garten, kein Land, nichts bei der Schule. Die meisten Eltern meines Distrikts sind bedürftig, und man erhält bald mal Schulgeld, bald gar nichts. Inklusiv des Schulgeldes mit den stabilen Einkünften kann ich auf etwa 150—160 Tlr. rechnen. Ich heiße Karl Ellebracht, bin 43 Jahre alt, habe Frau und vier Kinder, mein Amt verwaltet 21 Jahre und kann, wie einhellend ist, von meinem Schulamt nicht leben. Empfehle mich bestens.“ Nachdem Ellebracht am 15. November 1810 gestorben ist, melden sich für die Stelle 12 „Subjekte“. Der Normallehrer Himmels haus veranstaltet zum 29. November ein Examen, aber nur 3 Aspiranten erscheinen. Im Februar 1811 wird Joh. Niedermeier Domschullehrer. Dieser kam in große Bedrängnis durch die Aufhebung des Domkapitels, aus dessen Fonds der Lehrer früher verschiedene Beträge erhielt. Im Oktober 1812 wendet er sich an den Minister des Innern unter der „Versicherung der grenzenlosesten Hochachtung, zu sein Ew. Erzellenz untertäniger Diener“, mit der Bitte um Anweisung der 25 Tlr., die vormals von der Domscholasterie für Prämien bezahlt seien. Angewiesen werden im Januar 1813 für

Prämien 91 Fr. 31 C. Im Juli 1813 trägt Niedermeier dieselbe Bitte dem Präfekten vor. Antwort: „Ich werde das Gesuch bei dem Minister des Innern unterstützen. Da aber die Erfüllung mehr als zweifelhaft ist, so autorisiere ich Sie, bei den Eltern der Schulkinder für Prämien eine Kollekte zu halten.“ Im März 1813 stellt Niedermeier dem Generaldirektor vor, er habe vom Domkapitel an Gehalt 441 Fr. 55 C. zu beziehen, jedoch im vorigen Jahre nichts bekommen. Er bitte um Auszahlung: „Sie, Hochzuverehrender Herr Generaldirektor, werden sich zu überzeugen wissen, wie hart es einem Lehrer sein muß, wenn er bei seinem mühsamen Amte Hunger leiden soll.“ Gleichzeitig ruft er in derselben Angelegenheit den Beistand des Präfekten an: „Mehrimalen habe ich höheren Orts die schreckliche Lage geschildert, worin ich durch eine solche Zurückhaltung meines sehr mühselig verdienten Unterhalts gestürzt würde. Jetzt sind meine Einkünfte auf 32 Tlr. 15 Gr. herabgesunken.“ Am 3. Mai 1813 erhält er den Bescheid: „Die Geldentschädigung für die vom ehemaligen Domkapitel bezogenen Revenüen beträgt 74 Tlr. 11 Gr. 3 Pf. Diese Summe ist Ihnen angewiesen. In derselben sind freilich enthalten die 25 Tlr. für Prämien, die der Tresor fortan nicht mehr übernehmen will.“<sup>1)</sup>

#### 6. Die Normalschule.<sup>2)</sup>

„Ein Lehrer, der aus Mangel an Mitteln keinen Gehülfen hat, erteilt allein den gesamten Unterricht und muß außerdem von Zeit zu Zeit die Landschulen visitieren. Die Schule befaßt sich mit der Unterweisung, Prüfung und Approbation: a. der sich zum Schulamt vorbereitenden

<sup>1)</sup> Diese Sache hat bis in die neueste Zeit hinein gespielt. Der preussische Fiskus bestritt nämlich als Rechtsnachfolger des westfälischen schon 1866 die rechtliche Verpflichtung zur Zahlung des Beitrags, den der erste Lehrer der Domschule auf jenen Rechtstitel hin aus der Staatskasse empfing. Nach Prüfung des gesamten Aktenmaterials lehnte er 1895 die Verpflichtung rundweg ab und verwies die Schulgemeinde auf den Rechtsweg. Die Stadt lehnte ihrerseits die Übernahme des Beitrags auf die Rammereikasse ab. Am 23. Juni 1898 entschied der Bezirksauschuß zu Minden, daß der Fiskus zur Zahlung des Beitrags von 275,98 M. verpflichtet sei, und nach eingelegter Berufung wurde diese Entscheidung am 12. Februar 1901 durch das Rgl. Obergericht bestätigt.

<sup>2)</sup> Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 62<sup>a</sup>. S. 177 ff.

Subjekte; b. der wirklichen, aber noch auszubildenden Schullehrer und Schullehrerinnen der Distrikte Paderborn und Hörter und des Kantons Volkmarßen. Die Zahl der jährlich 3—4 Monate zu unterrichtenden Personen beträgt 60—70. Der Normallehrer bezieht an Gehalt 797 Fr. 15 C. Davon muß er bestreiten seinen Unterhalt, die Ausgaben auf den Visitationsreisen, Geschenke an Schulkinder, die Anschaffung der nötigen Schulgeräte, Schreibmaterialien zc.

Wünsche: ein Schullehrerseminar, worin beständig etwa 10 Subjekte ausgebildet werden; Unterstützung der Lehrer, die sich in der Normalschule weiter ausbilden wollen; Anstellung eines Gehülfen; bessere Lehrergehälter."

7. Die Knabenfreischule<sup>1)</sup>: 2 Lehrer, etwa 150 Schüler.

Der Oberlehrer erhält 170, der Unterlehrer 80 Tlr. — 1811 bemerkt Pfarrer Fechteler: Die jährlichen Revenüen betragen 286 Tlr. (63 Tlr. Zinsen, 223 Tlr. milde Beiträge; nicht mitgerechnet sind die in Österreich stehenden und fast nichts einbringenden 8000 Gulb.). Ausgaben: 312 Tlr. (Oberlehrer 182 Tlr., Unterlehrer 80 Tlr., Feuerung, Papier zc. 50 Tlr.) Was gefehlt hat, habe ich beigelegt.

Auszug aus den Absentenlisten: N. N. (10 J. alt) fehlt seit  $\frac{1}{4}$  Jahr und kennt noch keinen Buchstaben. N. N. (14 J. alt) fehlt seit  $\frac{1}{2}$  Jahr und kann kaum buchstabieren. N. N. (15 J. alt) hat den ganzen Mai gefehlt, hütet die Schweine und kann noch nicht lesen. N. N. (12 J. alt) hat den ganzen Mai gefehlt und kennt noch keinen Buchstaben. N. N. hat den ganzen Juli gefehlt, spoliert Gärten, stiehlt Rübsamen und verführt unverdorbene Kinder. N. N. fehlte 17 Tage; der Vater prostituiert den Lehrer in der Schule und hält seinen Sohn vom Unterricht ab, damit er die ihm diktierte Strafe nicht erleide. N. N. (10 J. alt) geht ganz krumm vom Schubkarrenschieben, wozu ihn sein Vater verdingt. N. N. ist in diesem Schuljahr noch gar nicht erschienen und beschäftigt sich mit Straßenbetteln.

<sup>1)</sup> Vgl. Westf. Zeitschr. Bd. 62<sup>r</sup>. S. 188.

8. Die Mädchenfreischule am St. Michaelskloster:  
3 Lehrerinnen, 127 Mädchen.

Zur Unterhaltung dieser Schule erhält das Kloster jährlich eine Beihilfe von 164 Fr. 36 C. aus Staatsmitteln.

9. Das Pensionat am St. Michaelskloster: 2 Lehrerinnen, 35 Mädchen.

10. Die Mädchenschule der Dompfarre: 1 Lehrerin, 80 Mädchen.

11. Die Mädchenschule der Gaufirchpfarre: 1 Lehrerin, 70 Mädchen.

Die Lehrerin hat außer freier Wohnung ein Einkommen von etwa 80 Tlr.

12. Die Mädchenschule der Marktkirchpfarre: 1 Lehrerin, 70 Mädchen.

13. Die protestantische Schule (1811): 1 Lehrer, 40 Kinder.

Der Lehrer hat ein Gehalt von 600 Fr. — Er bemerkt zum Jahre 1814: Da die Hälfte der Kinder Mädchen sind und diese von meiner Frau in weiblichen Arbeiten unterrichtet werden, so fällt der größte Teil der Einnahme ihr zu.<sup>1)</sup>

14. Die jüdische Schule (1811): 1 Lehrer, 14 Knaben und 10 Mädchen.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 50.

<sup>2)</sup> Am 25. Juli 1808 schreibt der Unterpräfekt an den Maire: Abraham Selig hat sich darüber beklagt, daß man seine Kinder in keine Schule hat aufnehmen wollen. Der Maire soll sich darüber äußern. Dieser antwortet einige Tage darauf: Pfarrer Fichteler hat seiner Zeit dem Selig erklärt, er wolle seine Kinder zum Erlernen des Schreibens, Rechnens und sonstigen Unterrichts in die Freischule aufnehmen, wenn ihm das genüge und die Hauptbeschäftigung der Kinder mit den Grundsätzen der Religion ihm genehm sei. Jetzt hat der Lehrer der Buedorfschule sie aufgenommen. (Registatur des Bürgermeisteramts Paderborn.)

(Der Schluß folgt im nächsten Band.)

## II.

# Geschichtliche Nachrichten über Pfarre und Kloster Delinghausen.

Von

A. Dünnebacke, Pfarrer in Delinghausen.

## Erster Abschnitt.

### I.

Das Norbertinerinnenkloster Delinghausen<sup>1)</sup> gehörte zur Ordensprovinz Westfalen und zur Kölner Diözese, lag in den Grenzen der Grafschaft Arnberg, 2 Meilen von dort entfernt, aufgebaut auf einer Bergeshöhe, so ragt Delinghausen jetzt noch hervor, einst eine Burg und der Wohnsitz des abligen Herrn Eigenandus von Batthusen. Diese Burg ver wandelte er auf Gottes Rat und Zureben seiner frommen Gemahlin Hathwigis (Hedwig) in ein Jungfrauenkloster um im Jahre 1174 am 28. Mai und weihte die Schenkung dem Apostelfürsten Petrus.

Der Erzbischof Philipp von Köln bestätigte 1176 die Stiftung des Klosters und weihte daselbst die Gründer desselben im hl. Ordensgewande dem Herrn. In der alten Kirche, wo jetzt die Sakristei ist, liegen beide beerdigt.

Den blühenden Zustand des Klosters begünstigten die Päpste Honorius (1225) und Gregorius (1230), die Kölner Erzbischöfe Adolf und Bruno und besonders der hl. Engelbert, der in besonderer Liebe zu seiner Schwester und seinen Verwandten, welche hier Profess abgelegt hatten, deren zahlreiche Güter dem Kloster zuwandte.

Im Jahre 1219 übergab der hl. Engelbert dem Kloster einen Zehnten in der Hellefelder Mark und 2 Solidi in Natberg mit allen Vogteirechten. 1220 überschrieb, unter Billigung desselben Erzbischofs, Jonathas von Ardey dem



Kloster die Zehnten in Bachem (Bachum) und Berchem. 1223 übertrug auf seine Ermunterung hin Graf Gottfried von Arnsberg einen Hof in Holthusen (Holzen) mit einem Eichenwald, gewöhnlich Sundern genannt, dem Kloster. Graf Gottfried übergab mit Zustimmung seiner Brüder in gleicher Weise einen Hof in Driesberg (Dreisborn).

Als eine große Hungersnot das Kölner Land heimsuchte, da schickte Erzbischof Engelbert im Jahre 1225, welches auch sein letztes Lebensjahr war, mit Rücksicht auf die Armut Delinghausens reiche Almosen zum Lebensunterhalt mit folgendem, noch nicht veröffentlichtem Briefe: „Engelbert, von Gottes Gnaden, Erzbischof von Köln, an die in Christi geliebten Töchter, liebe leibliche Schwester (Gisela) und die anderen Blutsverwandten und arme Nonnen dem Kloster Delinghausen, welche ich grüße. Sobald ich erfahren habe, wie ihr bei dem gegenwärtigen Unglücke, welches unser und die benachbarten Völker unserer Sünden wegen heimsucht, überaus unglücklich betroffen seid und bei der Teuerung an dem notwendigen Lebensunterhalt schwer Mangel leidet, da wollten wir aus Mitleid mit euch euere Not in etwa abhelfen. Daher nehmet die gegenwärtige Unterstützung aus der Hand dessen, der seine Hand austut und alles, was da lebt, mit Segen erfüllt, durch unsere Handreichung mit Dankagung an und erwäget, wie das Wort Christi nicht täuschet, der da spricht: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch zugegeben werden. Siehe, der himmlische Vater erbarmungsreich und wahrhaft ein erbarmender Gott, hat denen, die ihn fürchten, Speise gegeben. Ihr Armen empfanget Speise und werdet gesättigt, und ihr lobet den Herrn dafür, worum ihr ihn bittet. Ihr hoffet auf den Herrn, und er wohl wissend, was ihr bedürft, gibt euch Speise zur rechten Zeit. Werfet daher auf den Herrn euere Gedanken und euere Sorgen, er selbst wird euch nähern, er selbst wird euch leiten und nichts wird euch fehlen. Wenn ihr den Herrn suchet, wird kein Gut euch mangeln, der Herr selbst sei gepriesen in Ewigkeit. Amen. Der fromme Rudolfus, der Prior eueres Klosters wird euch auseinandersetzen, wie sehr wir um euer Gebet bitten, und glaubet, daß wir desselben gegenwärtig, gar sehr bedürfen. Lebet wohl.“

Schon damals glühte die Feindschaft des Grafen Friedrich von Jfenburg gegen Engelbert, und in Vorahnung seines Todestages erbat er sich das Gebet von seiner hl. Schwester (sanctissima sorore) und ihrer Ordensgenossenschaft, und der hl. Engelbert fiel am 7. November desselben Jahres 1225, von 25 Mördern mit 47 Wunden bedeckt, als Martyrer.

Es betrauerte das Kloster den Verlust seines Vaters und des wohlthätigen Beschützers, aber die göttliche Vorsehung erweckte einen andern, welcher der beinahe verzweifelten Lage des Klosters Abhülfe brachte, nämlich den Grafen Gottfried II. von Arnberg, der als Erbe angestammter Frömmigkeit und Freigebigkeit das Stiftungsvermögen durch die Güter Stiepel, Dreisborn, Wimberge, Möringshof erhöhte und auf Antrieb seiner Schwester Ermengardis, einer Kanonissin des Klosters, aus eigenen Mitteln eine große und schöne Kirche, die jetzt noch besteht, erbaute (1240—1250); denn aus eigenen Mitteln hätte das zahlreich bevölkerte, aber an Vermögen arme Delinghausen es nicht gekonnt. Der Ruf seiner Heiligkeit hatte nämlich so viele adlige Familien angelockt, welche hier wie in einer Schule der Ehrbarkeit und der Tugend zusammen strömten, daß ungefähr 80 adlige Chor-schwestern mit zahlreichen Laienschwestern für die Bedienung gezählt wurden, für deren Unterhalt das erste Stiftungsvermögen nicht ausreichte. Ja nicht einmal die spätere Freigebigkeit der Wohltäter konnte genügen. Da traf man nun Vorforge, daß das arme Kloster durch die vielen Mitglieber nicht erdrückt würde und andererseits denen, welche eintreten wollten, der Zutritt zum Orden nicht verweigert würde, in der Weise, daß die Überzähligen (über 80) für die Zahlung einer Lebensrente sorgten oder sich neue Stellen durch ihre Mitgift errichteten.

Durch diese fürsorgliche Anordnung wurde der drohende Ruin des Klosters zurückgehalten. Gleichwohl versuchte die Wirkung dieser Bestimmung ein adliges Mädchen Degenhardis von Binolen zu durchbrechen, welche gerne in den Orden eintreten wollte, aber keine Stelle frei fand und auch keine Mitgift für den Lebensunterhalt hatte und deswegen vom Papste Nikolaus IV. eine Anwartschaft auf eine Stelle durch Apostolischen Brief zu erhalten mußte; aber das Kloster

widerlegte sich der Aufnahme der Degenhardis. Da erhob jene ein Streitverfahren, welches der Graf Ludwig von Arnsberg als Schiedsrichter (1292) beilegte in der Art, daß die Bittstellerin unter Tragung der Kosten von ihrem vorlauten Begehren Abstand nehmen mußte.

Wenn nun auch die Gemeinschaft der Kanonissen in Delinghausen in 2 Klassen geschieden erschien, so hatten doch alle ein Gesetz, ein Recht, eine gemeinsame Lebensweise, eine ähnliche Kleidung, und diese war, wie alte Gemälde bezeugen, ein blaues Gewand mit leinenem Obergewande, mit einer schwarzen Kappe, welche eine weitere seidene Haube von derselben Farbe überdeckte. Diese wurde aufgesetzt und fiel um die Schultern bis auf die Hüften herab. Diese Tracht trugen auch die Schwestern im Nachbarkloster Rumbach und im Anfange des 17. Jahrhunderts konnte der Abt Reichmann von Wedinghausen (Arnsberg) diese von Altersher gewohnte Kleidung nicht in die vom Orden vorgeschriebene Farbe und Form zurückbringen. Vom Jahre 1480 ab bequemen sich die Schwestern der allgemeinen Ordensdisziplin an und legten jene alte Farbe ab und nahmen die neue an. Woher diese besondere Tracht gekommen und sich nur in diesen 2 Klöstern wie ein Privilegium erhalten hat, ist nicht bekannt, wahrscheinlich stammt sie aus sächsischen Klöstern.

Storingius hat hieraus einen besondern Grund für Einführung des weltlichen Geistes abgeleitet und auch aus der Zahlung der Lebensrenten auf Nichtbeachtung des Armutsgelübtes geschlossen; als wenn die eigentliche Religion von der Farbe der Kleidung abhinge und der Armut eine dem Lebensunterhalt angepaßte und von den Obern festgesetzte Zahlung entgegenstände. Dieser nach beiden Seiten hinfallige Grund reizte jedoch die Nonnen etwas zu wagen, was gegen die Treue des Sakramentes, gegen das Ordensgelübte, gegen das Urtheil des Gewissens war. Im Jahre 1583 versuchten sie unter der Vorsteherin Odilia eine Umwandlung durch Änderung des weißen Gewandes in ein schwarzes, nachdem sie sich das Privileg einer Päpstlichen Dispens erschlichen.

Im Jahre 1585 verschaffte Odilia, welche Abtissin an dem weltlichen und freien Stifte Neuenheerse geworden war, auf Bitten ihres Bruders in ganz ungewöhnlicher Weise

dem Kloster, dessen Leitung sie nicht abgegeben hatte, die Vollmacht, ein Testament zu errichten. Zu diesem doppelten Versuch regte sie die Ordensobern zu einer Besserung und Visitation an, welche im Jahre 1614 auf eine Aufforderung des Ordensgenerals Gosetins nach Delinghausen kamen, aber es geschah dies durch einen Brief, den man von dem Erzbischof Ferdinand, der sich damals in Arnberg aufhielt, trügerischer Weise erschlichen hatte. Der Abt Reichmann von Wedinghausen drängt und treibt die Nonnen, unter Ankündigung der Exkommunikation, zur Annahme der Visitation, welche er während einiger Tage aus Ehrfurcht gegen den Kurfürsten unterbrochen hatte. Er trieb die durch den Bannstrahl erschreckten Nonnen dahin, daß Odilia und der vernünftigere Teil des Klosters freiwillig zum Ordensgehorsam zurückkehrten. Aber der weltliche Ökonom des Klosters täuschte wieder in vielfältiger List die frommen Absichten des Abtes und bestärkte die Hartnäckigkeit der jüngeren Nonnen in ihrem laizernen Leben. Odilia, in neuer Sinnesänderung, gebrauchte das Ansehen ihres Bruders und den Schutz des Erzbischofs von Köln, um ihre Absicht durchzusetzen. Jene kommen ihr entgegen und erlangen zu Rom und bei den Kardinälen, und den Prälaten an der Kurie, die dann ihrerseits den Papst Leo X., der zur Verleihung derartiger Gnadenweise sehr geneigt war, ein ausschließendes Reskript für den Nuntius in Köln zur Einrichtung einer juristischen Untersuchung für beide Parteien. Dieser beauftragt den Bischöflichen Generalvikar Hartmann von Münster, welcher am 28. April 1617 eine Untersuchung — nicht zwar einen zuverlässigen Wahrheitsbericht, nicht die Bekanntgabe des öffentlichen Leumundes, sondern die Wünsche der Mächtigen und das wahnsinnige Gerede des Thoringius, der eben wegen seiner Verbrechen den Flammen übergeben war — aufzeichnete und diesen Bericht dem Nuntius nach Rom schickte.

Und ohne Verzug erschlichen sie eine Verweltlichungs-Bulle, durch welche der Name eines Ordensklosters getilgt und Delinghausen als ein freies, weltliches, abliges Damenstift errichtet und mit der Erzbruderschaft des hl. Kreuzes zu Köln unter dem Schutze des Dompropstes vereinigt wird. Die Bezeichnung dieser Abhängigkeit erlangten die freiheitsliebenden Kanoneffen durch ein neues Reskript und sie bringen

es im Jahre 1618 unter Wahrung der oberhirtlichen Rechte dahin, daß ein freies abliges Stift errichtet wird, zu dessen Abtissin sie, damit ja zur Zierde nichts fehle, durch einen Kapitelsbeschluß die Obilia erwählen.

Den glücklichen Fortgang störte nur allzusehr der plötzliche Tod der Abtissin am 9. März 1621, welche unter den Qualen eines strafenden Gewissens unter klagender Reue und den Seelenschmerzen über den verlorenen Stand ihren Geist aufgab, aber zur öffentlichen Genugthuung noch befahl, daß sie in dem Ordensgewande der Norbertinerinnen beerdigt wird, denn dieser Beweis der in Todesnöten handelnden christlichen Seele rührte die Schaar der Umstehenden zu Tränen und brachte zugleich die Verhärteten zur Zerknirschung. Jedoch war die Liebe zu dem neuen freien Stande stärker, als die Qualen des zitternden Gewissens. Sofort tnen sich die Nonnen zusammen zur Wahl einer weltlichen Abtissin, und am festgesetzten Termine versammeln sich alle zur Wahl. Da kommt zugleich der Vater Abt von Wedinghausen, welcher nicht geladen war, und beansprucht für sich eine Einwirkung kraft seines väterlichen Rechtes. Jene sind dem nicht entgegen, und unter der Aufsicht des Abtes wählen sie Anna von Fürstenberg als Abtissin. Für diese Wahl erlangte dann der Abt die Bestätigung (ex campo).

Das Provinzialkapitel erkannte, daß durch diesen zweifachen Jurisdiktionsakt dem Orden ein Teil des Rechtes wiederhergestellt, machte sich Hoffnung, das Kloster wieder zu gewinnen und begann über wirksame Mittel nachzudenken. Es erschien nach reiflichen Beratungen den Vätern als gut, daß sie ohne Verzug den Rechtsstreit anfangen, damit nicht ein langer Besitz den Abtrünnigen zu Gute käme. Als Prozeßführer stellen sie den Leonardus Treveren, den Abt von Knechtsteden auf, welchem sie unter Wahrung der Rechte des Vater Abtes das Vaterrecht zuerkennen, welches nach Erstattung der Kosten des Streites sofort wieder nieder zu legen sei. Man wählte diesen Weg, um den Streit anhängig zu machen, damit nicht der Abt von Wedinghausen, der die Wahl approbiert hatte, auch selbst sie wieder angriffe. Im Jahre 1628 machte der Abt Leonardus die Sache vor dem päpstlichen Richter anhängig, indem er die Dokumente, welche Sophia von Hövel, eine 90jährige Kano-

nesse, die zur Besinnung gekommen war, ihm gegeben hatte, schriftlich vorbrachte und mündlich verteidigte, um den Ordenscharakter des Klosters darzutun, ein Mann scharfen Geistes, glühenden Eifers, welchen die Verschleppungen der Streitenden nicht scheu machen konnten, noch der gegnerische Druck der Vornehmen, noch auch die Noth des Schmiedenkrieges, der damals in Deutschland tobte. Zwei Urtheilssprüche wußte er nämlich von den Kanoneffen mitten unter dem Lärm der Waffen, bei welchem doch die Gesetze schweigen, zu erreichen. Ein drittes Urtheil erlangte er dann am 25. Mai 1640 von Fabius Chisio, welcher damals am Rhein Nuntius war, durch welches er erklärte, daß das Kloster dem Orden mit allen Gütern, Rechten und Zugehörigkeiten zurückgegeben werden mußte. Da wußten die Nonnen durch verschiedene Ausflüchte und Vorwände, dem Befehle zu gehorchen, zu entgehen, da der Abt von Wedinghausen davor zurückschreckte, sie mit feindlicher Macht zu zwingen. Er sieht der Sache schweigend zu und beginnt theils mit Überlegung, theils sie durch Furcht zur Ausführung zu bringen. Am 24. Oktober 1641 begibt er sich in stürmischer Nacht, begleitet von einer Schar Kanoniker und Weltpriester heimlich von Arnberg nach Delinghausen, läßt die Klostermauer von einigen Leuten übersteigen und die Tore erbrechen, dringt ein, nimmt Besitz von der Propsteiwohnung, begibt sich aufs Chor, läßt auf dem Chor unter feierlichem Glockenläuten und anderen vorgeschriebenen Ceremonien das Te Deum anstimmen und ergreift Besitz, wie alles notariell bezeugt wird. Da eilen die Kanoneffen, aufgeregt auf den Klang der Stimmen und Glocken, herbei, erfüllen alles mit ihrem Geschrei, ergehen sich wild in Schmähungen, und in wilder Raserei verbrennen sie die Ordensbreviere, Bilder, schriftliche Denkmäler in Menge, ein Nekrologium und ein altes Gemälde, welches 6 Arnberger Gräfinnen, welche im Kloster Profeß abgelegt hatten, darstellte. Während nun die Nonnen rasen, da setzt der Abt kraft seines Vatersrechtes einen Propst ein und führt die aus dem nahen Rumbeder Kloster herbeigebrachten Nonnen ein. Den Landdrosten rufen die Kanoneffen umsonst um Hülfe an, er bleibt auf ihre Bitten Gewissens-Bedenken halber vollständig taub. Den Verstoßenen blieb nur eine Hoffnung, nämlich ihre Hoffnung auf des Siegers Gnade zu

setzen und nach einem friedlichen Abkommen nach Hause zu gehen.

Als Delinghausen glücklich wieder zum Orden zurückgerufen war, entstand ein Streit über seine Vaterschaft. Vom Jahre 1227 an hatte ein Streit bestanden zwischen dem Propst von Echda und dem Abt von Wedinghausen über dieses Recht, welchen das Generalkapitel unter dem Vorsitz des Abtes Conrades von Premontre entschied. Die Vaterschaft wurde dem Abt von Wedinghausen kraft alten Besitzrechtes auf Konzilsbeschluss zuerkannt. Auf einen anderen Titel hin legte der Abt von Knechtsteden sich nachträglich über Delinghausen Gewalt bei, da es durch seine Bemühungen und seine Kosten dem Orden wieder gewonnen sei.

Die vor den Richterstuhl des Abtes Sellarus zu Premontre gebrachte Streitsache verteidigte der Knechtstädener Abt gegen seinen Widersacher, den Abt von Wedinghausen, und verlor dieselbe im Jahre 1653. Er appellierte an den Apostolischen Stuhl, und die Streitsache, welche bei den Kommissaren eine Zeitlang geschwebt hatte, wurde durch die Erzbischöfe Maximilian und Heinrich von Köln durch einen freundschaftlichen Vergleich beigelegt. Aber der versuchte Ausgleich hatte nicht den erhofften Ausgang, und die Frage wurde nicht vor dem Jahre 1670 durch die Unterhändler, welche von dem General Colbertus als Richter abgehandelt waren, nämlich durch die Äbte von Steinfeld und Romersdorf, in der Art entschieden, daß die Vaterschaft bei Wedinghausen immer und ewig verbleibe. Dem Knechtstädener Abte aber sollten außer den 1000 Talern, die zur Rückerstattung der Kosten und der Renumeration schon gezahlt waren, noch 2000 Taler dazu einmal gezahlt werden. Und so erhielt dann das Kloster Delinghausen den Frieden zurück, während es fast ein Jahrhundert durch langwieriges Elend zerfleischt worden war; denn kaum war es aus den unheilvollen Kriegsunruhen des Erzbischofs von Köln und Glaubensapostaten Truchseß durch den großen Mut der Insassen und zu einem ausgezeichneten Tugendleben entrisen, da fiel es in ein häusliches Schisma und in Abfall, aus welchem es nur durch unendliche Mühe und mit unglaublichen Kosten wiedergewonnen wurde. Es hat dann eine klare Entscheidung über die strittige Vaterschaft in langwierigen Prozessen herbeigeführt.

## II.

### Die Grafen von Arnsberg als Wohltäter des Klosters Delinghausen.

Neben Engelbert dem Heiligen von Köln zeigten sich als besondere Wohltäter des Delinghauser Stiftes auch die Grafen von Arnsberg. Alle, von Heinrich, dem Gründer des Klosters Bedinghausen, angefangen bis Gottfried III., dem letzten Sproß des Stammes, bekundete ihr lebhaftes Interesse für die Stiftung Delinghausen durch reiche Schenkungen. Es kommen besonders in Betracht Gottfried I. und sein Bruder Heinrich, Gottfried II., Ludwig, Wilhelm und Gottfried III.

1. Ersterer schenkte bereits 1203 dem jungen Kloster mehrere Güter, wie uns das durch folgende Urkunde, von Erzbischof Adolf von Köln am 27. September genannten Jahres ausgestellt, bestätigt wird:

„Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit. Wir Adolf, von Gottes Gnaden Erzbischof der Kölner Kirche, tun kund allen Christgläubigen, gegenwärtigen und zukünftigen . . . . daß unser Geliebter, Graf Gottfried von Arnsberg, durch Kauf (in Wirklichkeit aber durch Schenkung) der Kirche zu Delinghausen zur Ehre Gottes und seiner heiligsten Mutter, zu seinem und seiner Eltern und Angehörigen Heile mehrere Güter übertragen hat, nämlich eine Mühle mit Namen Brenkenemolen, ein Salzhaus in Wert und drei Höfe mit ihren Zubehörkeiten, von denen der eine in Delinghausen, der andere in Effenberg, der dritte in Havebole liegt.“ (Seiberz, Urk. I. 118.)

Diese Schenkung Gottfrieds I. wurde von seinem Bruder Heinrich im selben Jahre bestätigt durch die Urkunde: „Wir Heinrich, durch Gottes Gnade Graf von Arnsberg . . . . erklären durch dieses Schreiben allen Christgläubigen, daß wir die Schenkungen, die die Kirche zu Delinghausen aus den Gütern zu Arnsberg durch uns oder unseren Bruder erhalten hat, gutheißen. Damit also keiner später diese Tatsache zu nichte mache, versehen wir vorliegende Urkunde unter Gutheißung unserer Gemahlin und unserer Kinder mit unserem Siegel.“



Eine weitere Schenkung Gottfrieds I. wird im Jahre 1204 erwähnt. Er übertrug in genanntem Jahre im Verein mit dem Grafen Adolf von Dassel dem Delinghauser Kloster das Recht des Hauses Effenberg in Hachen. Im Jahre 1210 schenkte er der Kirche zu Delinghausen „zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria“ seinen Hof und den Zehnten in Pabberg (bei Marsberg) mit Erlaubnis seiner Gemahlin Agnes und seiner Tochter Adelheid.

2. In noch reicherm Maße als Gottfried I. beschenkte sein Neffe Gottfried II. die Kirche zu Delinghausen. Im Jahre 1230 schenkte er mit Erlaubnis seiner Gattin Adelheid und seines Sohnes Gottfried dem Kloster einen Hof in Büberich. 1233 übertrug er „mit Einwilligung seiner Erben zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau Maria und des hl. Apostels Petrus“ die Kapelle in Hachen dem Propste und dem Konvente in Delinghausen frei und ohne jegliche Bedingung, nachdem er auf alle Rechte an derselben verzichtet hatte. Im Jahre 1244, am 22. September, übertrug er „zum Heile seiner Seele und mit Erlaubnis seiner Erben“ das Eigentumsrecht an dem Hofe in Bule (Ort bei Arnshagen) dem Konvente zu Delinghausen. 1253 schenkte er dem Delinghauser Stifte den Abbenbusch und Altwiese „mit allen Bäumen, der ganzen Nutznießung und den Zugehörigkeiten“. Im Jahre 1257 schenkte er mit Erlaubnis seiner Gattin Adelheid, seiner Söhne Gottfried, Friedrich, Ludwig und anderer Erben das Eigentumsrecht an dem Hofe zu Kaldenhof, in der Pfarrei Enkhausen gelegen, dem Kloster Delinghausen.

In demselben Jahre (1257) übertrug er dann alles Recht, das an dem genannten Hofe haftete, mit Erlaubnis der Marktgenossen von Hachen dem Allob Stiepel, welches zum Kloster Delinghausen gehörte. Ebenso schenkte er mit Einwilligung seiner Gemahlin, seiner Söhne und Erben das Vogteirecht an dem Hofe zu Driesberg (Dreisborn) der Kirche zu Delinghausen.

Im Jahre 1272, am Tage des hl. Bischofs Ambrosius, befreite er den Verwalter des Hofes in Mimberg, der zum Stifte Delinghausen gehörte, von allen Abgaben, welche sonst jährlich von ihm erhoben wurden. Am dritten Sonntag nach Mariä-Reinigung desselben Jahres schenkte er zum

Heile seiner Seele und zur Ehre Gottes dem Propste und Konvente zu Delinghausen alles Recht, das er in Möringhausen hatte. 1264, am Tage der Apostel Petrus und Paulus (29. Juni) schenkte er mit Einwilligung seiner Gemahlin Adelheid, seines Sohnes Gottfried und der übrigen Erben das Vogtei- und Eigentumsrecht an dem Hofe in Edinghausen (bei Werl) dem Kloster Delinghausen. Im Jahre 1266 übertrug er dann das Vogteirecht aller seiner Höfe dem Kloster.

3. Auf Gottfried II. folgte sein Sohn Ludwig. Schon zu Lebzeiten seines Vaters hatte er seine Wohltätigkeit gegen Delinghausen durch die Bereitwilligkeit gezeigt, mit der er zu Schenkungen seines Vaters seine Zustimmung gab. Diese Gesinnung bekundete er auch weiter nach Antritt seiner Regierung. Bereits im Jahre 1270, am 23. September, schenkte er mit Erlaubnis seines noch lebenden Vaters, seiner Gemahlin Pyronetta, seines Bruders Johann, seiner Kinder und Erben dem Kloster zu Delinghausen das Eigentumsrecht einiger Lehnsgüter in Holthausen bei Delinghausen (-Holzen). 1282, am Tage der heiligen Margaretha übertrug er dem Delinghauser Stifte das Eigentum des Allods bei Clotingen (in der Nähe von Soest) mit Erlaubnis seiner Gemahlin Pyronetta, seines Sohnes Friedrich und der anderen Erben. Im Jahre 1302, am Feste der 11000 Jungfrauen, bestätigte er die Übertragung der Mühle bei Ostönnen als Lehen an die Kirche zu Delinghausen durch den Soester Bürger Hermann Wale.

4. Der Sohn und Nachfolger Ludwigs, Wilhelm, bestätigte im Jahre 1313 am Tage der hl. Cäcilia die Schenkung des Lehnsgutes in Robberinghausen (bei Erwitte), die Hermann von Ense dem Kloster Delinghausen gemacht hatte. Mit Erlaubnis seiner Gemahlin Beatrix, seiner Söhne Gottfried und Wilhelm übertrug er genanntes Lehnsgut dem Kloster sogar als freies Eigentum. Am 30. Dezember 1321 erneuerte er die Schenkung des dritten Teiles der Herdringer Mark, die schon sein Großvater der Kirche zu Delinghausen im Jahre 1212 übertragen hatte. In seinem Testamente im Jahre 1339 bestätigte er die Schenkung des Gutes in Edinghausen durch seine Mutter Pyronetta und sicherte dem Kloster die freie Benutzung der zugehörigen Wälder und Marken.

5. Der letzte in der Reihe der Arnsberger Grafen war Gottfried III., der Sohn und Nachfolger Wilhelms. Auch er hat sich um das Delinghauser Stift sehr verdient gemacht. Schon im zweiten Jahre seiner Regierung, im Jahre 1340 schenkte er mit Einwilligung seiner Erben dem Propste und Konvente zu Delinghausen seinen in Edinghausen gelegenen Hof als freies Eigentum mit allen Zugehörigkeiten. 1342 gestattete er dem Kloster, in der Kirchlindener Markt Fischteiche anzulegen. Am Allerheiligentage 1345 übertrug er den Rottbusch in der Kirchlindener Markt, bei dem Dorfe Mörnichhausen gelegen, ohne jegliche Bedingung an die Kirche zu Delinghausen. Am 11. November 1348 übertrug er durch einen für Delinghausen sehr günstigen Tauschvertrag dem dortigen Konvente das Gut Gleide bei Werl mit Einwilligung seiner Gattin, seiner Erben und Vasallen. Im Jahre 1368, dem letzten seiner Regierung, als wegen des Mangels an Nachkommenschaft und Verwandten die Grafschaft Arnsberg an die Erzdiözese Köln kam, zeigte er sich noch einmal als eifrigen Wohltäter der Delinghauser Kirche, indem er sie von allen Lasten befreite und nochmals alle ihre Rechte bestätigte. Graf Gottfried III. starb im Jahre 1371 und liegt im Dome zu Köln begraben.

## Zweiter Abschnitt.

### Die Bestimmung und Verfassung, Patenschaft und Jurisdiktion des Klosters.

#### I.

#### Bestimmung des Klosters in der ersten Zeit; das Leben der ersten Nonnen.

Da in den ältesten Bestätigungs- und Schenkungsurkunden der Päpste und Kölner Erzbischöfe im Kloster Delinghausen nur Mönche, nicht aber Nonnen erwähnt werden, könnte man zweifeln, ob letztere anfangs überhaupt dort existierten. Es ist jedoch festzuhalten, daß Delinghausen in erster Linie Frauenkloster war, und männliche Ordensleute nur zur Verwaltung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten und Geschäfte

dort lebten, wie es in jener Zeit in den Klöstern Brauch war. Diese Tatsache geht hervor aus zwei Urkunden der Kölner Erzbischöfe Philipp und Adolf und vielen alten Inschriften im Kloster, die aus den ersten achtzig Jahren seines Bestehens herrühren. Um das Jahr 1250 aber scheinen dort keine Priester mehr gelebt zu haben, wogegen Laienbrüder drei volle Jahrhunderte hindurch erwähnt werden. Diese versahen die meisten Dienste und Arbeiten im Kloster. Ihre Zahl betrug durchschnittlich 12.

Die Nonnen der ältesten Zeit führten ein sehr frommes Leben. Nähere Nachrichten darüber gibt uns der Propst Sauter in seiner 1719 geschriebenen Geschichte des Klosters Delinghausen.<sup>1)</sup> Er stützt sich auf eine von Propst Hermann Rost (1442—1451) angefertigte Handschrift, die uns aber leider verloren gegangen ist. Nach seinen Berichten erhoben sich die Nonnen täglich schon um Mitternacht zu gemeinschaftlichem Gebete, führten ein Leben voll Fasten und Abtötungen, und die meisten starben im Rufe der Heiligkeit. Töchter aus angesehenen adligen Familien traten ins Kloster ein, und zwar nicht, um einen Unterhalt zu finden, sondern aus edlen, idealen Absichten. So lesen wir, daß sechs Töchter aus dem Stamme der Grafen von Arnsberg in Delinghausen das Ordenskleid des hl. Norbertus empfangen, nämlich:

1. Adelheid, die Tochter Gottfrieds I. und seiner Gemahlin Agnes. Sie trat nach dem Tode ihres Vaters um das Jahr 1212 ins Kloster Delinghausen ein und wurde später, nämlich 1234, Superiorissin.

2. Ermengard (Irmgard), die Schwester Gottfrieds II. von Arnsberg, der ein besonderer Wohltäter des Delinghauser Stiftes war, finden wir ebenfalls als Nonne daselbst. Sie war eine besondere Verehrerin des Evangelisten Johannes und ließ ihm zu Ehren eine Kapelle an der Nordseite der Kirche bauen. Urkundlich wird sie zum letztenmal erwähnt im Jahre 1270.

3. Als dritte Nonne aus dem Stamme der Arnsberger Grafen wird erwähnt Gisela, die Schwester des heiligen Engelbert von Köln. Ihre Eltern waren Margaretha von

---

<sup>1)</sup> VII. 5706°.

Geldern und Graf Engelbert von Altena, der Enkel Adelheids von Arnsberg. Sie war bereits Nonne in Delinghausen im Jahre 1225, wie das aus einer Urkunde Engelberts aus diesem Jahre hervorgeht. Später wurde sie Priorissin und starb als solche im Jahre 1270.

4. Judith, die Tochter Hermanns von Rüdenberg und Urentelin des Grafen Heinrich von Arnsberg, war zugleich mit der obengenannten Gisela Nonne in Delinghausen.

5. Mechtildis, die Tochter Ludwigs und seiner Gemahlin Pyronetta und Schwester Wilhelms lebte um 1230 in Delinghausen.

6. Agnes, die Schwester Gottfrieds, des letzten Grafen von Arnsberg, trat ebenfalls ins Kloster Delinghausen ein und überlebte ihren Bruder, der bekanntlich 1371 starb.

Auch andere berühmte adlige Familien sandten ihre Töchter ins Kloster Delinghausen. So sind vertreten die Namen Henberg, Waldeck, Tecklenburg, Limburg, Mark, Lippe, Dassel, Nietberg und andere. Schon um 1330 wird Delinghausen „das berühmteste adlige Frauenkloster“ genannt. Es fragt sich aber, ob nur adlige Nonnen dort vertreten waren. Propst Sauter bemerkt in seiner schon erwähnten Geschichte Delinghausens, daß auch Töchter aus sonstigen angesehenen, nicht adligen Familien aufgenommen seien.

Die Zahl der vorhandenen Nonnen stellte sich bis 1480 gewöhnlich auf 60. Seit der Zeit aber wuchs die Anzahl bis auf achtzig und mehr. Trotz ihrer strengen Lebensweise erreichten sie ein außergewöhnlich hohes Alter, so daß z. B. im Jahre 1480 die jüngste Nonne 66 Jahre zählte, die übrigen aber alle über 77 alt waren.

## II.

### Die Vaterschaft und Jurisdiktion des Klosters.

Wie aus der Stiftungsurkunde des Klosters Delinghausen hervorgeht, waren die Vaterschaft desselben dem Propste Theodor von Scheda übertragen, wurde aber bald dem Kloster Bedinghausen übergeben im Jahre 1179. Später aber machten die Präpste von Scheda wieder Ansprüche auf die Herrschaft über Delinghausen, wurden aber 1227 durch einen Beschluß des Generalkapitels mit ihren Forderungen

abgewiesen und den Äbten von Wedinghausen die Vaterschaft über Delinghausen zuerkannt. Im Jahre 1231 wurde dann den Nonnen zu Delinghausen gestattet, sich selbst mit Erlaubnis des Abtes von Wedinghausen einen Propst zu wählen. Wenn in der Bibliotheka Praemonstratensis behauptet wird, daß Delinghauser Stitt sei ein Tochterkloster von Premontre, so ist das falsch. Ebenso steht zweifellos fest, daß Delinghausen stets der Jurisdiktion des Prämonstratenserordens unterstanden hat. Obige Behauptungen werden noch erhärtet durch folgende Tatsachen:

1. Am Tage Mariä Himmelfahrt des Jahres 1313 schließen die Äbte von Rappenberg und Wedinghausen einerseits und Scheda und Delinghausen andererseits einen Kaufvertrag, der zwischen Delinghausen und Wedinghausen stattgefunden hatte.

2. Am Tage der hl. Katharina (25. November) des Jahres 1348 bestätigt Propst Berthold von Wedinghausen den Austausch mehrerer Güter des Klosters Delinghausen mit dem Grafen von Arnsberg auf Grund seines Vaterschaftsrechtes über Delinghausen (*auctoritate paterna*).

3. Im Jahre 1498 bestätigt Propst Johannes von Wedinghausen einen weiteren Vertrag zwischen den Klöstern zu Delinghausen und Dortmund.

4. 1442 gestattet der Propst von Rappenberg, der damals Visitator der Ordensprovinz Westfalen war, den Nonnen zu Delinghausen, einen bestimmten Hymnus anders zu singen.

5. In einer Urkunde vom Jahre 1554 wird der Abt Johannes Stockhausen von Wedinghausen, der Oberherr und Vater des Klosters Delinghausen genannt.

6. Der Abt Michael Brandis von Wedinghausen bestätigt als Vater von Delinghausen (*pater Olinghusanus*) die Wahl des dortigen Propstes Kaspar von Schorlemmer im Jahre 1565 und ebenso seine Abdankung im Jahre 1572.

7. Im Jahre 1517 verbieten die damaligen Visitatoren der Ordensprovinz Westfalen, nämlich der Abt Kaspar von Steinfeld und der Propst von Scheda, dem Delinghauser Konvente, zuviel Novizen ins Kloster aufzunehmen.

Alle diese Tatsachen beweisen uns klar und deutlich einmal die Abhängigkeit Delinghausens von Wedinghausen, andererseits auch die Zugehörigkeit zum Ordensverbande der Prämonstratenser.

## Dritter Abschnitt.

### Die Pröpste von Delinghausen.

#### I.

Von Anfang an hat das Kloster Delinghausen Pröpsten unterstanden. Wie bereits erwähnt, wurde den dortigen Nonnen vom Generalkapitel der Prämonstratenser im Jahre 1231 gestattet, einen Propst zu wählen, dem sie gehorchen sollten, wie die Kinder dem Vater. Ferner sind die Urkunden von den Päpsten Honorius III. und Gregor IX. aus den Jahren 1225, 1230 und 1236 gerichtet an den Propst und Konvent in Delinghausen. Also muß doch schon zu jener Zeit ein solcher existiert haben. Ebenso sind mehrere Urkunden aus 1234, 1350 ff. von Delinghauser Pröpsten ausgestellt. Die Reihe der Pröpste aber können wir verfolgen durch die einzelnen Jahrhunderte bis zur Verwandlung des Klosters in ein adliges Fräuleinstift.

#### II.

Ebenso kennen wir die Anzahl und die Aufeinanderfolge der einzelnen Pröpste, nicht aber stets den Anfang und das Ende ihrer Regierung. Es läßt sich nur noch feststellen, von wann und bis wann sie in den noch vorhandenen Urkunden sich finden. Auf Grund dieser Angaben ist folgende Tabelle aufgestellt.

1. Dietrich . . . . .	1174—1179
2. Radolf . . . . .	1195—1237
3. Adam . . . . .	1242— ?
4. Gottfried . . . . .	1250—1263
5. Rudolf . . . . .	1279—1296
6. Gerwin . . . . .	1308— ?
7. Rütger Moylfen . . . . .	1319—1341
8. Gerhard von Ramesberg . . . . .	1347—1358
9. Eberhard von Warendorf . . . . .	† 1367
10. Bernhard von Horst . . . . .	1367—1385
11. Johannes von Wengede . . . . .	1386—1396
12. Gottfried von Plettenberg . . . . .	1398—1410
13. Arnold Bulff . . . . .	1410—1416

14. Bernhard Schmeling . . . . .	1417—1424
15. Heidenreich Zomme . . . . .	1424—1441
16. Hermann Rost . . . . .	1442—1451
17. Heidenreich von Plettenberg . . . . .	1452—1459
18. Johannes Freytag . . . . .	1463—1481
19. Heinrich von Nemen . . . . .	1483—1505
20. Theodor Hüls . . . . .	1506—1510
21. Rudolf Werminghaus . . . . .	1515—1516
22. Heinrich von Schorlemer . . . . .	1518—1528
23. Hermann Nienhoff (auch „von dem neuen Hofe“ genannt) . . . . .	1529—1532
24. Gottfried von Uff . . . . .	1533—1539
25. ?	
26. Johannes Sonntag . . . . .	1552—1561
27. Heinrich von Wernen . . . . .	1561—1565
28. Kaspar von Schorlemer . . . . .	1565—1572
29. ?	
30. Andreas Bäßen . . . . .	1577—1580
31. Heinrich von Schorlemer . . . . .	?
32. Lambert Toppius . . . . .	1642—1648
33. Engelbert Karthaus . . . . .	1649—1654
34. Christian Wiggeleben . . . . .	1654—1678
35. Nikolaus Engel . . . . .	1678—1692
36. Wilhelm Schmittmann . . . . .	1697—1704
37. Theodor Sauter . . . . .	1704—1732
38. Bernhard Held . . . . .	1733—1736
39. Friederich Henze . . . . .	1736—1740
40. Mag Schlenkers . . . . .	1740—1741
41. Johannes Rinhoff . . . . .	1741—1770
42. Stephan Meuse . . . . .	1770—1780
43. Augustin Schelle . . . . .	1780
44. Johannes von Hagel . . . . .	1780—1804,
30. März. Als Benefiziat lebte er bis 24. Januar 1845.	

Im Jahre 1599 machte die Äbtissin Odilia eine Kapital-Stiftung von 4334 Goldgulden, wonach in der Klosterkirche an allen Sonn- und Feiertagen, während des Hochamtes, das höchwürdigste Gut ausgesetzt und an den Mutter-Gottesfesten das Salve regina gesungen wird. Diese Stiftung besteht noch und lautet wie folgt:

Wir Odilia von Fürstenberg, Äbtissin des freien weltlichen Stifts Heerse und des Klosters Delinghausen, Anna



von Fürstenberg, Kellnerin, und alle übrigen Jungfrauen des Klosters Delinghausen, kölnisches Diöces bezeugen durch diese Urkunde für uns und für unsere Nachfolger: Nachdem der Hochwürdigste Fürst in Christo und Herr, Herr Theodor, Bischof der Kirche zu Paderborn, unser gnädigster Fürst und Herr, zum Ruhm und zur Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit, wie auch der seligigen Gottesgebährerin und Jungfrau Maria, der Patronin und Fürsprecherin unserer Kirche, so dann des hochwürdigsten Altars-Sakraments in unserer besagten Kirche, kraft einer darüber gefertigten Urkunde, eine Stiftung und Schenkung gemacht und angeordnet hat, folgenden Inhalts:

Im Namen des Herrn, Amen. Theodor von Gottes Gnaden, erwählter und bestätigter Bischof der Kirche zu Paderborn, Fürst des heiligen kölnischen Reichs, pp. . . . Entbieten den Geistlichen und Edlen, in Andacht von Uns geliebten, der Abtissin Otilia von Fürstenberg, und des Klosters Delinghausen Kellnerin Anna, unsern Schwestern, wie auch allen übrigen, sowohl gegenwärtigen als zukünftigen Jungfrauen des erwähnten Klosters in kölnischer Diözese unsern geneigten Gruß und Heil im Herrn.

Da es recht und billig ist, daß alle Christgläubigen ihr Thun und Lassen auf des allmächtigen Gottes Ruhm und Ehre, als auf die Quellen alles Guten richten sollen, so geziemt es sich noch um so mehr, daß jene Personen, welche in geistlichen Würden stehen, und andere vorleuchten, vorzugsweise diesen Zweck im Auge haben. In dieser Hinsicht haben Wir, nachdem Uns die Gnade des Allmächtigen unlängst auf die Stufe der Bischöflichen Würde erhoben hat, eingedenk der erwähnten Grundsätze, nichts sehnlicher gewünscht, als die Verbreitung des Gottesdienstes auf die zweckmäßigste Weise zu befördern und zu unterstützen; Wir haben also dem zufolge in der Kirche unsers besagten Klosters, wo Unsere vielgeliebte Mutter aus dem edlen Geschlechte von Westphalen in unserer Diözese entsproßen, nach dem tödtlichen Hintritte unseres geliebten Vaters Friederichs von Fürstenberg die Tage ihrer Witwenschaft erbaulich verlebt, daselbst ihre zeitliche Laufbahn beschlossen und friedlich im Herrn ruhet, — zum Ruhm und zur Ehre der heiligsten Dreifaltigkeit, wie auch der Gottes-Mutter und Jungfrau Maria, als Patronin unserer

Kirche, sowie des Hochwürdigsten Sacraments des Fronleichnam's unsers Herrn — die nachbeschriebene Stiftung gemacht und angeordnet. Der vorzüglichste Beweggrund hierbei war bei Uns dieser: daß dieses abgehende Jahrhundert nicht nur an Ketzereien, welche von den heilig-oekumenischen Concilien und Kirchenvätern bekämpft werden, sondern auch an neuen, besonders aber an solchen Irrlehren, die gegen die jungfräuliche Mutter, wovon Er die Menschheit angenommen hat, die wir mit allen Geschlechtsfolgen höchst selig zu preisen berechtigt sind, sich verdamnte Waffen zu führen, erdreisten, — unglücklicher Weise so furchtbar erscheint; deshalb ist Unser Wille, und wir verordnen vermöge gegenwärtiger Urkunde, daß an allen Sonntagen des ganzen Jahres, sowie an allen vier Hochzeiten, nicht weniger an den Festen des Herrn — Abendmahls — Fronleichnam's, der seligsten Jungfrau Maria — des Herrn Himmelfahrt, der Apostel Petrus und Paulus — Aller Heiligen Gottes — ehe und bevor das hl. Messopfer angefangen wird, das hochwürdigste Gut von dem Messpriester auf den Chor der Klosterfrauen getragen und daselbst von zweien der jüngsten Jungfrauen, vor dem hl. Sacrament knieend gesungen werde: *Ecce panis angelorum* Christen sehet die Engelspeise“ mit dem Hymnus-Verse: „*Tantum ergo sacramentum: Laßt uns knieend hier verehren, dieß erhabene Sacrament*“ diesem vorgängig und nachdem die gewöhnliche Kollekte vom hl. Sacrament „*Deus, qui nobis sub sacramento mirabili. Gott, der du uns in diesem wunderbaren Sacramente*“ nebst einer andern Kollekte um Heil und Glück in unsern Lebensverhältnissen, solange wir hier auf Erden pilgern, nach unserm Hinscheiden aber, einer andern Kollekte zum Trost Unserer Seele andächtig abgesungen werde, soll das Hochwürdigste auf den Altar geiezt werden und bis zum Ende der Messe daraufgelassen werden; von daher bringt der Priester nach vollendetem Messopfer, nachdem er sich wieder zum Chore verfügt hat, und von den nämlichen Jungfrauen der Endvers des erwähnten Hymnus: „*Genitori genitoque Dem Vater und dem Sohn sei Preis und Jubelton*“ gesungen und der Segen gegeben worden, das Hochwürdigste wieder nach dem Tabernakel zurück. In der Zwischenzeit, wo der Priester hinübergehet, zum Chor herauf, und von demselben wieder

herabsteigt, soll der Organist auf einer der beiden Orgeln, welche beide durch frühere ungünstige Zeitverhältnisse gänzlich zerstört und zusammengefallen waren, welche wir aber auf unsere Kosten wieder herstellen und neuerbauen lassen, dem Namen des Allerhöchsten Psalmen spielen und sein Lob erschallen lassen. Zudem haben Wir kraft dieser unserer heilsamen Verfügung angeordnet, daß an den Festen der Reinigung — Verkündigung — Heimsuchung — Himmelfahrt — Geburt — Empfängnis und Opferung der seligsten Jungfrau Maria, sowie am Geburtstage Johannes des Täuflers, an welchem Tage nämlich Unsere vorgenannte, vielgeliebte Mutter das Zeitliche gesegnet hat auf ihrem Begräbnistage, unmittelbar vor Anfang des hl. Messopfers, gesungen werde: „Salve regina, mater misericordiae Sei Mutter der Barmherzigkeit, sei Königin begrüßet“ nebst den beiden nachstehenden Kollekten, als nämlich: Gott, du verzeihender Erbarmer, Liebhaber des Menschenheils, wir flehen zu deiner unendlichen Güte, daß du dem Stifter dieser Gedächtnisfeier, seinen Eltern, Brüdern und Schwestern und allen andern, welche aus seiner Familie hier oder anderswo beerdigt sind, durch die Fürbitte der seligen Jungfrau Maria und aller Heiligen, den Eintritt in das Reich der ewigen Seligkeit gnädigst gestatten wollest; durch unsern Herrn Jesum deinen Sohn,“ — „Gott, der du uns Vater und Mutter zu ehren befohlen hast, sei den Seelen der Eltern des Stifters dieser Gedächtnisfeier, und allen Andern, welche aus seiner Familie hier oder anderswo ruhen, erbarmend gnädig, erlaß ihnen ihre Sünden und vergönne es ihnen, sie alle in der Freude des ewigen Lichtes zu sehen; durch unsern Herrn Jesum —“; ferner in der Messe selbst die Sekret-Kollette: „Herr, nimm das Opfer gnädig an, welches ich dir für die Seelen der Eltern des Stifters dieser Gedächtnisfeier darbringe und verleihe ihnen ewige Freude im Lande der Lebendigen, führe ihn ein mit denselben in die Seligkeit der Heiligen“; dann zum Schlußgebete: „Gott, du Lebensquelle aller Lebendigen, du Hoffnung der Sterbenden, du Heil aller, die auf dich hoffen, verleihe es gnädig, daß die Seelen der Eltern dieses Stifters und aller Andern aus dieser Familie, welche hier oder anderswo ruhen, nachdem sie von den Finsternissen dieser Sterblichkeit befreit sind, durch unsern Herrn 2c. —“ Damit nun aber alles dieses in der

Art, wie vorbeschrieben stehet, auch künftig, zu ewigen Zeiten, fleißig und andächtig nach Pflichten gern beobachtet werde, so setzen wir eine Summe von viertausend dreihundert vier und dreißig Goldgulden aus, vollwichtig und geltend „und dafür eine Jahrrente von zweihundert und sechzig solcher Gulden zu erwerben und solche durch die zeitliche Kellnerin in der Art zu verteilen, daß nämlich die Klosterfrauen, welche an den vorbeschriebenen Tagen, wo das Hochwürdige heruntergetragen oder ausgesetzt wird, vom Anfang der Messe bis zum Ende gegenwärtig, oder wenigstens Krankheitshalber entschuldigt sind, nebst dem Messpriester und dem Organisten, alle und jede einzelne Person für sich, vier Schilling an Wein, und einen Schilling an Weizenbrod, und so oft das Salve Regina mit den erwähnten Kollekten gesungen wird und gelesen, jedesmal zehn Goldgulden, die unter dieselben gleich, oder nach dem Gutdünken der zeitlichen Abtissin verteilt werden sollen, haben und genießen sollen; wovon jedoch auch der zeitigen Abtissin und Kellnerin, welche auch immer für gegenwärtig gehalten werden sollen, sowie euere Nachfolgerinnen, ein doppelter Antheil anzuweisen ist. Die Antheile jener Jungfrauen, welche es versäumen werden, bei diesen Religions-Verrichtungen gegenwärtig zu sein, sowie der allenfällige Überschuß sollen von der Austheilerin zur Vermehrung dieser Unserer Stiftung getreulich aufbewahrt und angelegt werden. Sollte es sich in künftigen Zeiten, wie Wir es jedoch durchaus nicht erwarten oder vermuthen wollen, dennoch ereignen, daß wegen Veränderung unserer Römisch-Katholischen Religion, deren Ausübung bisher gebieh und noch wirklich gedeiht oder aus irgend einer andern Veranlassung, diese Unsere fromme Stiftung beeinträchtigt oder zerstört würde; so ist es unser ernstlicher Wille, daß auf diesen Fall dieselbe für jetzt und künftig gänzlich widerrufen und aufgehoben sei, sowie Wir die Klosterfrauen der Rente für unwürdig erklären — und sollen dieselbe alsdann durch die That selbst auf uns und unsere von Fürstenbergsche Familie zurückfallen und solche, ohne Jemand's gültigen Widerspruch an einem andern Orte vorgeschriebener Maßen zu verwenden. Zur Bekräftigung dieses von uns eigenhändig unterschriebenen und mit Unserm darunter gehangenen Siegel bestätigte Stiftungsurkunde. Geschehen im Jahre Tausend fünfhundert neunzig und neun,

am Montag, den 12. Juli im 8. Regierungsjahre des hl. Vaters und unseres Herrn in Christo, des Herrn Klemens des Achten dieses Namens, durch Gottes Vorsehung Papst.

### III.

#### Bemerkungen zu den ersten Präpsten.

1. Dietrich (1174—1179) oder Theoderich war zunächst Propst in Scheda. Ihm wurde bei der Stiftung Delinghausens im Jahre 1174 die Aufsicht über dieses Kloster durch den Kölner Erzbischof Philipp übertragen, weshalb man ihn auch zu den Präpsten von Delinghausen rechnet, obwohl damals dort noch keine solche existierten. Er bekleidete das Amt eines Vaters über Delinghausen bis zum Jahre 1179, wo die Vaterschaft über genanntes Kloster bekanntlich Wedinghausen übertragen wurde. In Urkunden findet er sich als Propst von Scheda bis zum Jahre 1223, wenn nicht auch sein nächster Nachfolger in Scheda den Namen Dietrich führte.

2. Radolf (1195—1237) leitete das Kloster Delinghausen unter dem Namen eines Priors, bis 1231 den Nonnen daselbst gestattet wurde, sich selbst einen Propst zu wählen. Die Wahl fiel auf Radolf und so wurde er erster Propst von Delinghausen. Irrtümlicherweise haben ältere Geschichtsschreiber über Delinghausen ihn wohl mit dem Schedaer Professen Rudolf verwechselt. Er scheint in großer Gunst gestanden zu haben bei Erzbischof Engelbert, der endlich durch seine Vermittlung den bekannten Streit zwischen dem Kloster Delinghausen und der Pfarrkirche in Hüsten am 7. März 1223 beilegte. Zwar war die Sache schon 1179 von Erzbischof Philipp und 1215 von Abt Arnold von Wedinghausen geregelt worden, aber immer wieder erhoben die Pfarrer von Hüsten ihre Forderungen. Auch mehrere Güter und Rechte erwirkte Radolf für sein Kloster von dem heiligen Engelbert, den Grafen von Arnsberg und anderen. Besonders zu erwähnen ist die Übertragung der Pfarrkirche in Altenrütthen von Grafschaft an Delinghausen, der Kapelle in Hachen vom Grafen von Arnsberg, die Erwerbung mehrerer Güter und Grundstücke in Kirchlinde und Rugginghausen (bei Werl). Radolf starb hochbetagt eines heiligen Todes.

3. Unter der Leitung Adams (1242—1256) wurde der Grundstein zu der größeren, jetzt noch bestehenden Kirche in Delinghausen gelegt. Er auch führte den Modus ein, Nonnen ohne Präbende ins Kloster aufzunehmen. Für Delinghausen erwarb er mehrere Rechte und Güter; u. a. erwirkte er gegen Eintausch des Alods Stiepel vom Grafen von Arnberg Huderrecht in der Müscheder Mark.

4. Gottfried (1250—1275) vollendete den Bau der Kirche, den sein Vorgänger begonnen hatte. Außerdem erwarb er viele Güter und Besitzungen für seine Kirche, so einen Hof in Dödinghausen (bei Medebach), den er für 145 Mark vom Arnberger Grafen kaufte, den Zehnten in Eden. Ferner legte er den Streit bei, der zwischen dem Pfarrer von Enshausen und dem Kaplan an der Kapelle zu Hachen ausgebrochen war.

5. Rudolf (1278—1298) bereicherte das Kloster Delinghausen durch mehrere Güter, die er teils durch Kauf, teils durch Schenkung erwarb. Ferner schlichtete er im Jahre 1292 mit Hilfe des Grafen Ludwig von Arnberg einen Streit, der wegen der abligen Nonne Degenharda von Binolen ausgebrochen war.

6. Gerwin (1308—1318). Auch unter ihm kamen mehrere Güter an Delinghausen, die besonders die Grafen Ludwig und Wilhelm von Arnberg schenkten.

7. Rüdiger Moyelken (1319—1345) wird als sehr eifriger und erfahrener Propst gerühmt. Unter seiner Leitung nahm das Kloster einen herrlichen Aufschwung. Wegen seiner Klugheit und Umsicht wurde er von Erzbischof Waltram häufig in geistlichen und weltlichen Dingen zu Rate gezogen; insbesondere reformierte er in dessen Auftrage im Jahre 1337 das Augustinernonnen-Kloster St. Walburgis in Soest, indem er die vernachlässigte Klausur wiederherstellte.<sup>1)</sup>

8. Gerhard Ramesberg (1347—1358) schloß sich seinem Vorgänger würdig an. Außer den gefährdeten Besitzungen in Kirchlinde und Ruppinghausen, die er dem Kloster sicherte, erwarb er neu ein Haus in Fleide durch einen für Delinghausen sehr günstigen Vertrag.

<sup>1)</sup> Kleinsorgen, Kirchengeschichte Westf. (Jahr 1337.)

9. Bernhard von Forst (1367—1385) verdient besonders deshalb erwähnt zu werden, weil er von Gottfried, dem letzten Grafen von Arnberg, mehrere Rechte für sein Kloster im Jahre 1368 erwarb.

10. Johannes von Mengede (1386—1398) war erst Propst in Scheda und kam später nach Delinghausen, wo er rühmlichst regierte. Er erlangte von Erzbischof Friedrich mehrere Privilegien für sein Kloster und starb 1401.

11. Gottfried von Plettenberg (1398—1410) war bis zum Jahre 1398 Propst in Wedinghausen, kam dann nach Delinghausen und leitete das dortige Kloster mit großer Umsicht.

12. Auch der Nachfolger Gottfrieds, Arnold Wulff (1410—1416) war anfangs Propst in Wedinghausen. Näheres über seine Regierung ist nicht bekannt.

13. Bernhard Schmeling (1417—1421) sorgte besonders für die Aufrechterhaltung der Disziplin. Durch Kauf erwarb er dann mehrere Besitzungen, so Güter in Wenninghausen (bei Arnberg) und Albringhausen (bei Bolmarstein).

14. Heinrich Zomme (1424—1441) machte sich um Delinghausen besonders verdient. Durch seine Bemühungen kamen sehr viele, wenn auch meist nur kleinere Besitzungen ans Kloster.

15. Hermann Rost (1442—1451) verdient unter den ersten genannt zu werden. Er zeichnete sich besonders aus durch seine große Klugheit und Gelehrsamkeit, war aber leider von schwächlicher Gesundheit. Trotzdem hat er sein Amt mit größtem Ruhme verwaltet, obwohl die damaligen Zeitverhältnisse besonders schwierige waren. Es wütete nämlich gerade der Soester Krieg, in dem Soest im Jahre 1444 von dem Kölner Erzbischof Dietrich abfiel, und der dem Kloster Delinghausen an seinen in der Nähe von Soest liegenden Besitzungen großen Schaden anrichtete. Bald brach auch die Pest aus, der die meisten Inassen des Klosters zum Opfer fielen. Besonders Verdienst erwarb sich Rost noch durch Anfertigung einer Klosterchronik, die später Propst Sauter bei Abfassung seiner Geschichte Delinghausens verwertete.

16. Heinrich von Plettenberg (1452—1459) lenkte sein Hauptaugenmerk auf die Aufnahme neuer Novizen, um so den durch die Pest zerrütteten Konvent wieder zu ergänzen.

17. Heinrich von Nemen (1483—1505) wurde als Propst in einen heftigen Streit verwickelt mit dem Kloster St. Geribert in Köln wegen der Güter in Kirchlinde und Rogginghausen, der aber im Jahre 1489 beigelegt wurde. Dann veranstaltete Propst Nemen eine große Reformation im Konvente, indem er die beiden Klassen, in die die Nonnen bisher geteilt waren, aufhob und ihnen ein anderes Habit gab.

## Vierter Abschnitt.

### Der Abfall des Klosters von der alten Ordensdisziplin.

#### I.

#### Die Ursachen des Abfalles.

Soeben erwähnten wir, daß Propst Heinrich von Nemen die beiden Stände unter den Nonnen in Delsinghausen aufhob, indem er alle zu den Gelübden verpflichtete. Dadurch wuchs die Zahl der die Klausur beobachtenden Nonnen im Anfange des 16. Jahrhunderts auf achtzig. Solche lebten aber nicht von ihren Präbenden, sondern mußten von dem Kloster unterhalten werden. Nun reichten aber die Besitzungen des Klosters zum Unterhalte einer solchen Menge nicht aus und wurden deshalb schwer mit Schulden belastet. Zur Zeit des Propstes Andreas von Väßen (1577—1581) betrug die Schuldsomme 20000 Reichstaler. Große Summen, die man vorher schon aus der Klosterkasse genommen hatte, konnten der Not nicht steuern. Daß unter diesen Umständen die Disziplin schwer geschädigt wurde, läßt sich leicht denken.

Dazu kam dann noch, daß viele ins Kloster eintraten, die absolut keinen inneren Beruf dazu verspürten. Hauptsächlich hatten dies die Präpste verschuldet, die für ihre Anverwandten Unterkunftsstätten in dem Kloster bereiteten. Wie konnte aber eine solche Gesellschaft an die Ordensdisziplin gewöhnt, im Kirchendienste geübt und besonders zu dem gemeinsamen Leben der Armut herangezogen werden! Bitter beklagen sich der Abt von Steinfeld und der Propst von Scheeda, die damaligen von Premontré bestellten Visitatoren der Ordensprovinz Westfalen in einem Schreiben vom 12. Mai



1517 über die Zustände in Delinghausen. Sie weisen den Propst von Delinghausen auf die Bestimmungen der Statuten des Ordens hin, wonach es verboten sei, mehr Novizen aufzunehmen, als das Kloster ernähren könne und drohen im Falle der Zuwiderhandlung mit schweren Strafen. Aber dieses Vorgehen konnte die Schäden auch nicht heilen. Zwar wurde die Zahl der Kanonissen späterhin vermindert, sodaß um 1535 noch 55, um 1550 noch 44 Ordensschwestern in Delinghausen lebten. Aber die Einkünfte des Klosters konnten nur, auch wenn sie schuldenfrei waren, 30—40 Personen ernähren, und nun waren sie noch mit schweren Schulden belastet.

Am meisten trug endlich die Habsucht seitens der Verwandten der Präpste zu diesen Übelständen bei. Diese trachteten nämlich gierig nach dem Eigentume derselben, und wenn sie sie zur Herausgabe desselben durch Güte nicht bewegen konnten, suchten sie ihnen auf alle mögliche Weise das Leben sauer zu machen, sodaß diese sich schließlich veranlaßt sahen, ihr geistliches Amt niederzulegen. Dadurch kam es, daß Delinghausen einmal 16 Jahre, ein zweites Mal 5 Jahre hindurch, nämlich von 1539—1555 und von 1562—1567, überhaupt ohne Präpste war und von einer Prioristin oder einem anderen niederen Würdenträger verwaltet wurde. Daß dies nicht ohne großen Nachteil für das Kloster herging, ersehen wir daraus, daß in jener Zeit ein großer Theil des Klostervermögens an Verwandte von Nonnen verloren ging und allein in den Jahren von 1562—1567 über 6000 Taler Schulden gemacht wurden.

## II.

### Die Reformierung des Klosters.

Der traurigen Lage des Klosters Delinghausen suchten die Äbte von Webinghausen, denen ja die Vaterschaft über dasselbe zustand, zu Hülfe zu kommen. Da ihnen wegen der Besitzergreifung der Mutterkirche zu Bremontré durch die beiden Kardinäle Franz von Bisa und Hippolyt Farnese im Jahre 1530 der Beistand der Ordensoberen fehlte, wandten sie sich an den Erzbischof von Köln und an die weltliche Macht. Die beiden Delinghauser Präpste Johannes Stock-

hausen und sein Nachfolger Michael Brandis erließen in den Jahren 1555 und 1573 für die Verwaltung des Klosters und die Ordensdisziplin neue Vorschriften, und das mit solchem Erfolge, daß seit der Zeit die Nonnen von Delinghausen wegen ihres guten Rufes und tadellosen Lebenswandels andern als Muster hingestellt wurden. Obwohl sie im Vergleich zu den Kanonissen der ersten drei Jahrhunderte noch immer lax lebten, war doch die Klausur und Disziplin in Delinghausen im Vergleich zu anderen Klöstern sehr streng. Während früher häufig genug die Nonnen das Kloster verließen und zu den Eltern und Freunden gingen und weltlichen Personen in allzu freier Weise der Verkehr im Kloster gestattet wurde, durfte fernerhin die Klausur nur auf kurze Zeit und zu bestimmten Stunden zur Erholung verlassen werden. Eltern und Verwandte der Kanonissen durften diese nur selten besuchen, wogegen fremden Personen der Zutritt zum Kloster überhaupt untersagt war. Der Chordienst wurde zwar nicht mehr des Nachts und nicht mehr mit dem Eifer und der Feierlichkeit wie in den ersten Zeiten, sonst aber doch regelmäßig verwaltet. Man könnte fragen, weshalb nicht die Ordnung von früher genau wiederhergestellt worden sei. — Ein etwaiges Bemühen hierum wäre sicher vergebens gewesen aus folgenden Gründen. Zunächst trat dem die Einsprache der Eltern und Verwandten der adligen Mitglieder des Klosters entgegen. Wie heute, so wollten diese auch damals schon einen Vorrang vor den Bürgerlichen haben. Ihren Töchtern, so sagten sie, käme eine andere Behandlung zu als Personen aus dem Bürgerstande. Die Zeiten seien gekommen, wo die adligen Töchter nicht mehr aus freier Berufswahl, sondern aus Not um den Unterhalt getrieben, ins Kloster einträten. Deshalb dürften sie nicht durch eine zu strenge Disziplin und Klausur von ihren Angehörigen abgeschlossen werden. Ferner war die freiere Handhabung der Klosterdisziplin eine Forderung der damaligen Zeit. Durch zu strenge Vorschriften, die man plötzlich aufgestellt hätte, würde man den Abfall der Klöster zu der neuen lutherischen Lehre nur begünstigt haben. Dazu kam endlich auch noch die traurige äußere Lage des Klosters, die das innere Leben arg behinderte und an eine volle Wiederherstellung der früheren idealen Zustände nicht denken ließ.

## III.

### Einiges über die Delinghauser Propste des 16. Jahrhunderts.

20. Der 20. in der Reihe der Propste von Delinghausen war Theodor Hüls (1506—1510). Er errichtete einen neuen Altar zu Ehren des hl. Kreuzes, den er vom Nonnenchore durch ein eisernes Gitter abspernte. Wegen der Kreuzpartikel, die derselbe barg, war er sehr berühmt. Später aber wurde dies Kleinod auf Befehl der Ordensoberen herausgenommen. Hüls war der zweite Propst, der durch Aufnahme einer zu großen Anzahl Novizen dem Kloster großen Schaden zufügte.

21. Ihm folgte Rudolf Werninghaus (1515—1516), der mehrere Wirtschaftsgebäude erbaute und als erfahrener Landwirt gerühmt wird.

22. Heinrich von Schorlemer (1518—1528) suchte durch Verkauf einiger Besitzungen der Not des Klosters zu steuern.

23. Hermann Nienhoff (1529—1532) eiferte gegen die zahlreichen Güterveräußerungen der abligen Nonnen, wodurch er sich den Haß der Verwandten dieser zuzog.

24. Gottfried Ilf (1533—1539) war ebenso wie sein Vorgänger dem Haße der Verwandten der abligen Nonnen ausgesetzt, weshalb er von Delinghausen wegging und trotz wiederholter Bitten nicht nach dort zurückkehrte. Er setzte aber einen Stellvertreter in Delinghausen ein, nämlich den Weltpriester Anton Schade, der 16 Jahre lang, von 1539 bis 1555 das Amt eines Propstes zum größten Schaden des Klosters verwaltete, bis demselben ein neuer Propst gegeben wurde in der Person des

25. Johannes Sonntag (1555—1561). Dieser war zunächst Propst in Scheda und zeichnete sich durch seine Klugheit und Erfahrung in der Leitung geistlicher und weltlicher Angelegenheiten aus, weshalb er auch zum Propst für Delinghausen ausersehen wurde. Nebenbei blieb er auch noch 6 Jahre hindurch Propst in Scheda, ohne aber weder in Delinghausen, noch in Scheda etwas Bedeutendes zu leisten. Eines Tages jagte er jenseits der Ruhr außerhalb der Grenzen des Klosterbezirkes. Um das Kloster vor der Buße zu bewahren, welche wegen dieses Jagdfrevels zu zahlen war, verließ er Delinghausen, und an seiner Stelle wurde

26. Heinrich von Wernen (1561—1565) zum Propste erwählt. Während seiner kurzen Regierung tat er sehr viel für das Kloster, indem er sämtliche Gebäude ausbessern ließ. Leider setzte ein zu früher Tod seinem Wirken ein Ende.

27. Kaspar Schorlemer (1564—1573) war ein geistreicher Mann und wie keiner dazu geeignet, den früheren Zustand des Klosters wiederherzustellen. Aber es ging ihm gerade wie seinem Vorgänger Gottfried Ulf. Einer seiner Verwandten wollte nämlich ein Besitztum des Klosters an sich ziehen, was aber durch Propst Schorlemer vereitelt wurde. Dafür traf ihn der Haß seiner Verwandten; ja sogar bei der weltlichen Gerichtsbarkeit suchte man ihn herabzusetzen, sodaß ein Prozeß, den er in Sachen seines Klosters anstrengte, zu seinen Ungunsten entschieden wurde. Überhaupt war seine Regierung keine rühmliche. Sein Nachfolger

28. Andreas Bächen (1577—1581) war ein prunkliebender und verschwenderischer Mann, sodaß sich die Kanonessen häufig über ihn beklagten. Im übrigen fehlte es ihm aber nicht an der nötigen Tatkraft und Umsicht, sein Amt zum Segen des Klosters zu verwalten. Er war der letzte der Präpste vor der Umwandlung des Klosters in ein abliges Damenstift.

#### IV.

#### Die Standhaftigkeit der Delinghauser Nonnen im katholischen Glauben.

Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts wurde auch in Westfalen die lutherische Lehre bekannt. Sie fand zwei eifrige Anhänger und Verteidiger in den beiden Kölner Erzbischöfen Hermann von Wied und namentlich in Georg Truchseß. Große Länderstrecken und viele Klöster Westfalens fielen von dem alten Glauben und ihrer Ordensregel ab. Um so mehr verdient rühmend hervorgehoben zu werden, daß Delinghausen trotz der Versuche, es ebenfalls zu der neuen Lehre herüberzuziehen, treu blieb. Im Jahre 1582, im August, verordnete nämlich Erzbischof Truchseß, die Delinghauser Nonnen sollten ihr weißes Ordensgewand ablegen und es durch ein einfaches schwarzes Kleid ersetzen;

anstatt des Breviers und der lateinischen Psalmen sollten sie die lutherische Bibel, den lutherischen Katechismus und andere Schriften Luthers lesen. Das Kloster stellte er unter die Aufsicht eines lutherischen Ritters, Franz von Elsen, dem er zwei Prediger als Gehülften zur Seite stellte. Diese gaben sich alle Mühe, dem Befehle des Truchseß gemäß das Kloster für den neuen Glauben zu gewinnen, aber der ganze Konvent antwortete einstimmig, sie alle wollten in dem und für den katholischen Glauben sterben. Die Sache aber kam noch schlimmer. Erzbischof Truchseß erpreßte von dem Kloster große Summen Geldes und für seine Kriegsleute Sold und Lebensunterhalt. Auf das schrecklichste wurde gehaust; die Insassen wurden mißhandelt, das Vieh geraubt, die Kirche und übrigen Klostergebäude verwüstet. Ja selbst an den Nonnen, soweit diese im Kloster zurückgeblieben waren, verging man sich. Ein Teil derselben war in der Not zu ihren Eltern und andern Verwandten geflohen. Den Zurückgebliebenen nahm man dann selbst den nötigsten Lebensunterhalt, so daß diese zwanzig Monate lang, vom August 1582 bis zum Abzuge des Truchseß aus Westfalen, dem Hungertode ausgesetzt waren, bis Franz von Elsen (Elsaeus) durch einen Soldaten des Herzogs Ernst (von der Mark) gefangen genommen, seines Amtes in Delinghausen entsetzt und nach Arnberg abgeführt wurde, am 16. April 1584. Bald jedoch gelang es ihm, zu Truchseß zu entfliehen, wo er nun einen Racheplan gegen Delinghausen schmiedete, da er annahm, daß die dortigen Nonnen seine Gefangennahme bewirkt hätten.

Martin Schenk, der Führer spanischer Truppen, schlug sich mit seinem Heere auf die Seite des Erzbischofs Truchseß und fiel im Januar 1586 ins Herzogtum Westfalen ein. Am Feste Mariä Reinigung (2. Februar) erschien er vor den Klostermauern Delinghausens und verwüstete und raubte alles, was die Scharen des Truchseß übrig gelassen hatten. Letztere hatten wenigstens die heiligen Gefäße verschont, diesen aber fielen sie in die Hände. Außerdem zerstörten sie die Altäre, die Orgel und Kirchengemälde und zerklüfteten die Fenster. Zwölf Nonnen waren nach dem eine Stunde entfernt liegenden Reheim geflohen. Als sie zurückkehrten, fielen sie der Räuberbande des Schenk in die Hände. Diese beraubten sie erst ihrer geringen Habe, die sie in der Eile

mitgenommen und mißhandelten sie dann auf das grausamste, sodaß zwei von ihnen, unter ihnen Katharina Knop aus Soest, wohin sie nach ihren Verwandten gebracht wurde, zwei Tage nachher an den Folgen der Mißhandlung starben. Die übrigen entließ man gegen Zahlung eines Lösegeldes. Hiermit noch nicht zufrieden, erfand die Horde ein anderes Mittel zur Verhöhnung der Nonnen und ihres Ordens. Sie zogen nämlich die weißen Ordenskleider der Nonnen an und traten in allen Orten, durch die sie ihr Rückweg führte, verkleidet als Norbertinerinnen auf zum Gaudium ihrer Gesinnungsgegnossen und zum Ärger der katholischen Bevölkerung. Solche Überfälle wiederholten sich in Delinghausen später noch mehrere Male. So wurden die Nonnen durch die Räubereien der Holländer öfters gezwungen, bei ihren Verwandten Schutz zu suchen. Monstranzen, Kelche und andere kostbaren Kirchengeräte nebst 17 Pferde, die die Holländer geraubt hatten, mußten mit schwerem Lösegelde zurückgewonnen werden.

## Fünfter Abschnitt.

### Verwandlung des Klosters Delinghausen in ein weltliches Damenstift.

#### I.

#### Beginn der weltlichen Lebensweise der Nonnen.

Im Jahre 1581 waren den beiden Klöstern Webinghausen und Delinghausen ihre Pröpste durch den Tod entzogen worden. Sie waren also verwaist und blieben es, jenes bis zum Jahre 1587, dieses 60 Jahre hindurch, nämlich bis 1641. Infolgedessen begannen die Nonnen in Delinghausen auf eigene Faust hin der Landesitte gemäß zu leben, ohne sich noch um die Ordensregel weiter zu kümmern. Die Verwaltung des Klosters übernahm die Nonne Hilbergis Freitag, unter dem Namen einer Prioristin. Aber wegen ihres hohen Alters und der schwierigen Zeitumstände, die sich ja besonders in Delinghausen bemerkbar gemacht hatten, wurde sie gezwungen, ihr Amt an ihre

Ordensgenossin Dbilia von Fürstenberg, die Schwester des Baderborner Fürstbischofs Theodor von Fürstenberg, abzutreten.

Vorhin haben wir schon erwähnt, was Delinghausen durch truchsessische und holländische Kriegsvölker erleiden mußte; aber das größte Unglück sollte noch kommen. In Deilinghöfen lebte in jener Zeit ein Pfarrer mit Namen Storinf (Storingius). Obwohl er noch katholisch war, hatte er doch schon lange mit der lutherischen Lehre geliebäugelt. Übrigens war er ein geistreicher Mann und besonders in der Geschichte und Verwaltung geistlicher Angelegenheiten erfahren. Deshalb war er ein beständiger Ratgeber der Dbilia von Fürstenberg. Eben dieser war es auch, der zuerst den Plan, das Kloster Delinghausen in ein weltliches, abliges Damenstift zu verwandeln, aufwarf. Er wies auf die Gefahren hin, denen eine Nonne in der gegenwärtigen unruhigen Zeit ausgesetzt sei, erinnerte auch an die Schmachungen, die ihnen vor kurzem durch die rohen Kriegsknechte zu teil geworden und an die große Gewalt, die Dbilia durch Vermittlung ihres Bruders Theodor in Rom habe. Durch alles dies ließen sich die Nonnen betören, und nicht lange nachher trugen sie anstatt ihres weißen Ordensgewandes ein einfaches schwarzes Kleid. Und um das Maß voll zu machen, verfügten sie sofort auch testamentarisch über ihr Vermögen. In gleicher Weise ließ Dbilia eine große Summe Geldes, silberne Gefäße und andere Kostbarkeiten, die die frühere, verstorbene Prioristin Freitag zurückgelassen hatte, nach Werl zum Kirchenrichter bringen, der dieselben dem Bischof zusprach.

## II.

### Vergeblicher Versuch der Ordensoberen, Delinghausen zu reformieren.

Johannes Köster war im Jahre 1587 zum Abt von Bedinghausen gewählt worden. Als Vaterabt von Delinghausen hatte er wiederholt gegen das Vorgehen der dortigen Nonnen geeifert, ohne aber etwas ausgerichtet zu haben. Er war auch durch die traurige Lage, in die sein Kloster

Webinghausen durch die räuberischen Überfälle des Truchseß  
 gebracht war, genug in Anspruch genommen, ohne sich um  
 Delinghausen noch viel kümmern zu können. Auf einfache  
 Ermahnungen zur Rückkehr zum Gehorsam und zur Ordens-  
 regel aber hörten die Nonnen nicht, verspotteten sie viel-  
 mehr. Da wurde dem Abt Köster, der mittlerweile auch  
 schon alt und schwach geworden war, im Jahre 1603. der  
 religionseifrige Christoph Biltmann vom Kloster Steinfeld  
 zu Hülfe gesandt. Schon begann dieser die Reformation,  
 als sich die Delinghauser Nonnen am 23. April 1604 mit  
 einer Bittschrift an den Erzbischof Ernst wandten, er möge  
 ihnen wegen der mannigfachen Gefahren, denen sie seitens  
 der Häretiker (Lutheraner) ausgesetzt seien, gestatten, ein  
 schwarzes Kleid anstatt ihres Ordenshabites zu tragen; die  
 Ordensregeln selbst würden sie weiterhin genau befolgen.  
 Ihre Bitte wurde gewährt. Biltmann aber sah sich wegen  
 seines Eifers, mit dem er aufgetreten war, einer Verfolgung  
 ausgesetzt und mußte deshalb im Jahre 1606 nach Steinfeld  
 zurückkehren. Abt Köster aber, der wegen seines hohen  
 Alters und seiner schwächlichen Gesundheit ständig ans Bett  
 gefesselt war, konnte nur für sich selbst sorgen, ja als er  
 1610 starb, blieb Webinghausen sogar drei Jahre lang, bis  
 1613, verwaist. Somit fanden die Delinghauser Nonnen  
 Zeit und günstige Gelegenheit, sich immer mehr von der  
 Ordensdisziplin zu entfernen. Im Jahre 1613 übernahm  
 nun Reichmann aus dem Kloster Knechtsteden die Abtei  
 Webinghausen. Sofort im folgenden Jahre kündigte er im  
 Verein mit dem Abt Biltmann von Steinfeld und dem Abt  
 Hilger Kremer von Knechtsteden den Nonnen in Deling-  
 hausen eine Visitation an, an der er selbst auf Grund der  
 am 18. Juni d. J. von dem Generalabte Peter Gosetius  
 erhaltenen Erlaubnis teilnahm. Die Kanonessen aber er-  
 schlichen wieder mit gewohnter List einen Brief von dem  
 damals in Arnßberg weilenden Fürstbischof Ferdinand am  
 24. Oktober. Abt Reichmann aber, der ihre Gesinnungen  
 genugsam kannte, ließ sich nicht wie sein Vorgänger an der  
 Nase herumführen, sondern drängte unter Androhung des  
 Bannes zum Fortgange der Visitation und erreichte hier-  
 durch, daß Odilia mit einem Teile der Nonnen auf Ermah-  
 nung ihres Bruders Theodor nach ihrem Stifte Neuenheerse



zurückkehrte, der andere jüngere Teil aber sich dazu verstand, die Ordensregel wieder anzunehmen. Aber der weltliche Verwalter des Klosters, Johannes Multerkasten, der eine Durchführung der Reformation im Kloster befürchtete, suchte die Nonnen, besonders die jüngeren, auf allerlei Weise von dem Geiste des Gehorsams wieder abzuziehen. Dafür aber starb er in Ursberg eines schändlichen Todes.

### III.

#### **Das Kloster Delinghausen wird durch päpstlichen Erlaß in ein weltliches Stift verwandelt.**

Die Fürstin Odilla änderte bald ihre Gesinnung wieder und ermunterte, sei es, daß sie durch erneuerte Bitten der Delinghauser, sei es durch ihre Begierde, länger in Delinghausen zu herrschen, sei es, daß sie durch die Eltern und Verwandten der adligen Nonnen bewogen wurde, den Fürstbischof von Baderborn und andere, die Durchsetzung ihrer früheren Pläne zu bewirken. Sie gewinnen auch den Kölner Erzbischof, mehrere andere Fürsten, Cardinäle, Prälaten und Männer von der Kurie in Rom für sich und reichen nebst einem Empfehlungsschreiben des Baderborner Bischofs eine Bittschrift ein, des Inhaltes, ein lageres Leben in weltlicher Kleidung führen zu dürfen. Dann wurde seitens Rom dem apostolischen Nuntius am Rhein, dem Bischof Antonius die Untersuchung des Klosters übertragen. Dieser übergibt die Sache dem Generalvikar von Münster, Dr. theol. Johannes Hartmann, der am 28. und 29. April 1617 eine Untersuchung des Klosters Delinghausen vornahm. Ein Protokoll hierüber sandte er an den päpstlichen Nuntius.

Die Sache verläuft indeffen nach Wunsch der Nonnen. Sie erlangen durch List eine päpstliche Bulle, auf Grund deren das Kloster Delinghausen der Erzbruderschaft vom heiligen Kreuze zu Köln unter dem Schutze des Dompropstes, der damals ein Graf von Zollern war, inkorporiert wird. Sofort aber wurde es der Aufsicht und Oberherrschaft dieser Erzbruderschaft wieder entzogen und gegen Zahlung von 2000 Stubi in ein freies weltliches Stift verwandelt im

Jahre 1618. Bald stellte man für dasselbe neue Statuten auf, und die schon wiederholt genannte Obilia, die sich schon vorher unberechtigtweise den Titel Äbtissin beigelegt hatte, wurde durch das Kapitel zur Äbtissin des neuen Stiftes gewählt und vom Ordinarius bestätigt. So ging das einst so blühende Prämonstratenserinnen-Kloster Delinghausen für den Orden verloren.

#### IV.

#### Die Säkularisation der Obilia von Fürstenberg; ihre Buße, ihr Tod und Grabmal.

Obwohl die Angehörigen der abligen Nonnen die Umwandlung des Klosters Delinghausen in ein weltliches Stift mit großer Freude begrüßten, sahen sie bald ein, daß dies nicht lange Stand haben werde, wie auch Obilia selbst dies gesagt haben soll. Nachdem der Bruder derselben, Fürstbischof Theodor im Jahre 1618 gestorben war, folgte sie ihm nach am 9. März 1621 im Alter von 72 Jahren, voll Gewissensbisse wegen der Umwandlung des Klosters. Sie ließ sich von ihrer Schwester Anna, die Kellnerin in Delinghausen war und ihr dann im Amte folgte, und anderen Anwesenden das Bild der 6 Töchter der Arnberger Grafen bringen, die in Delinghausen Nonnen gewesen waren, und mit Tränen in den Augen sagte sie zu ihnen: „O ihr heiligen Seelen, betet, daß ich zu eurer Gemeinschaft gelange.“ Dann wandte sie sich zu den Umstehenden mit denselben Worten: „Betet, ja betet für mich, auf daß ich zu deren Gemeinschaft gelange.“ Außerdem bat sie ihre Schwester, sie möchte sie doch im weißen Ordenshabite beerdigen und in dem neuen Kreuzaltare, der damals gerade gebaut wurde, ein Bild von ihr, ebenfalls mit dem Ordenskleide, herstellen lassen. Propst Sauter berichtet in seiner 1719 geschriebenen Geschichte Delinghausens noch von diesem Bilde. Es stellte die Obilia im Ordensgewande vor, wie sie zu den Füßen des Gekreuzigten knie. Eine Unterschrift des Gemäldes besage folgendes: „Herr Jesu, aus dessen verwundetem Leibe gleichsam fünf rösige Quellen fließen,

reinige mich durch einen Tropfen deines Blutes; hier zu deinen Füßen wollte ich beerdigt werden."

Obilia war im Jahre 1549 geboren und zugleich mit ihrer Schwester Anna im Jahre 1558 zur Ausbildung nach Delinghausen gebracht. Hier nahmen später beide das Ordenskleid der Prämonstratenserinnen an. Als während der truchsessischen Wirren die Propstei Delinghausen verwaiste, wurde Obilia am 17. Januar 1585 Prioristin. Im Mai des Jahres 1618 wurde sie dann Äbtissin des weltlichen Stiftes Delinghausen, nachdem sie bereits seit 1588 Äbtissin des Stiftes Neuenheerse war. Sie war ein entschiedener, männlicher Geist, sehr erfahren in der lateinischen Sprache, tugendsam und ein Aristokrat nach Geist und Blut. Durch ihren Eifer und ihre Umsicht brachte sie das Kloster Delinghausen, dessen Leitung sie unter trostlosen Verhältnissen übernahm, bald in die Höhe, unterstützt von ihrem Bruder Theodor, dem Fürstbischof von Baderborn.

## Sechster Abschnitt.

### Die Rückkehr des Klosters Delinghausen zur Prämonstratenserregel.

#### I.

#### Der Kampf gegen die weltlichen Stiftsdamen.

Als das Kloster Delinghausen auf die oben beschriebene Weise in ein weltliches Stift verwandelt war, konnten die Ordensoberen nichts anderes tun, als gegen ein solches Vorgehen Verurteilung einzulegen und zu einer geeigneten Zeit ihre Rechte geltend zu machen. Der Vaterabt von Wedinghausen, Reichmann, leitete die im März des Jahres 1621 stattfindende Wahl der zweiten Äbtissin Anna von Fürstenberg und bestätigte sie, um hierdurch sein Herrscherrecht über Delinghausen zu zeigen. Später übertrug er sein Vaterrecht dem Abt von Knechtsteden, Leonhard Teveren. Dieser begann endlich im Jahre 1628 mit Unterstützung einer vom Prämonstratenserorden ernannten Kommission einen Streit gegen die Apostolische Nuntiatur, die ja die

Erlaubnis zur Umwandlung des Klosters gegeben hatte. Daß die Angelegenheit nicht eher ins Rollen kam, hatte seinen Grund in dem Mangel an Dokumenten, die zur Verhandlung notwendig waren und von den Kanonessen verborgen gehalten wurden, bis es endlich dem Abt Reichmann mit Hilfe der Nonne Sofia von Hövel gelang, ihrer habhaft zu werden, der sie dann dem Abt von Knechtsteden zustellte. Sofia von Hövel war die einzige, die bisher noch immer das Ordenskleid getragen hatte, und versicherte auch jetzt noch den Abt Reichmann ihres Gehorsams. Ihrem Beispiele folgten bald mehrere Insassen des Klosters. Sie sahen ihr Unrecht ein und verurteilten ihre freie Lebensweise, indem sie sprachen: „Lasset uns zu unserer Ordensregel zurückkehren, oder den Platz anderen einräumen, die im Sinne und nach dem Wunsche der Stifter dieser Niederlassung leben wollen.“ Andere dagegen widersetzten sich diesem Vorhaben ihrer Ordensgenossinnen auf das hartnäckigste, hauptsächlich angefeuert durch ihre Eltern und Verwandten, aber vergebens. Mochte auch die Wendung zum Besseren sehr verzögert werden durch die damaligen Kriegsunruhen, endlich fand sie doch ihren Abschluß in drei päpstlichen Erlassen, von denen die ersten beiden von gewissen Kommissaren herrührten, der letzte aber von dem apostolischen Nuntius Fabius, dem späteren Papste Alexander VII., am 25. Mai 1640 erlassen wurde. Durch diese Schreiben wurde bestimmt, daß Delinghausen als Kloster mit allen seinen Rechten und Besitzungen wiederhergestellt werden sollte.

## II.

### Delinghausen wird von Wedinghauser Mönchen in Besitz genommen.

Nach vielen vergeblichen Ermahnungen und Drohungen, die von den Delinghausern gar nicht beachtet wurden, griff der wiederholt erwähnte Abt Reichmann von Wedinghausen die Sache von einer anderen Seite an. Er nahm nämlich mehrere Ordensleute aus seinem Kloster mit sich und schlich

sich in der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober 1641 nach dem Kloster Delinghausen. Er erstieg, während die Kanonessen im tiefen Schlafe lagen, die Klostermauer, öffnete dann den anderen die Tore und gelangte so ins Kloster. Am andern Morgen nahm er dann von der Wohnung des Propstes, der Kirche und den anderen Gebäuden, in Gegenwart eines Notars und mehrerer Zeugen Besitz und stimmte zum Schluß auf dem Chore den Ambrosianischen Lobgesang an. Hierdurch wurden die Kanonessen so empört, daß sie wie Furien die Ordensbreviere, Gemälde, unter ihnen die Darstellung der sechs Nonnen aus dem Geschlechte der Grafen von Arnsberg, und das von Propst Rost angefertigte Nekrologium den Flammen übergaben. Die Choralbücher, viele Regesten und Urkunden, die auch für das Feuer bestimmt waren, konnte die Äbtissin noch frühzeitig retten.

Nachdem auf diese Weise das Kloster wiedergewonnen war, setzte Abt Reichmann zu Delinghausen auf Grund seines Vaterrechtes einen neuen Propst ein und ließ durch mehrere Nonnen aus dem benachbarten Prämonstratenserkloster Rumbach die Ordensregel und Klausur daselbst wiederherstellen. Die Stiftsfräulein, welche anfangs noch immer gehofft hatten, der freie weltliche Charakter des Stiftes würde erhalten bleiben, gaben sich endlich mit der Umwandlung zufrieden, unter der Bedingung, daß sie von den Einkünften des Klosters, solange sie unverheiratet blieben, eine jährliche Rente beziehen sollten. Auch entzogen einige ablige Familien dem Kloster Güter und Einkünfte, die sie ihm früher geschenkt hatten. Trotz dieser harten Schläge und trotz aller Anfeindung ward die Bemühung des Abtes Reichmann von Erfolg gekrönt; Delinghausen wurde wieder ein geschlossenes Kloster und ist es auch bis zu seiner Aufhebung geblieben.

## III.

**Die Beilegung des Streites, der zwischen Wedinghausen und Knechtsteden wegen der Vaterschaft über Delinghausen ausgebrochen war.**

Unter allen Schicksalsschlägen, die in jener Zeit das Kloster Delinghausen trafen, war keiner so verderblich, als der Streit, der zwischen den beiden Klöstern Knechtsteden und Wedinghausen wegen ihrer Rechte an Delinghausen ausbrach. Dieser Streit wurde zuerst im Jahre 1653 von dem Ordensgenerale Scellerius zu Gunsten Wedinghausens entschieden und dann längere Zeit vor den päpstlichen Kommissaren verhandelt. Es handelte sich hauptsächlich um das Vaterrecht über Delinghausen. Bekanntlich war anfangs Scheda im Besitze desselben, bis es durch Beschluß des Generalkapitels des Prämonstratenserordens an Wedinghausen abgetreten wurde. Als später nun Knechtsteden Ansprüche auf dasselbe machte, wollte Wedinghausen nicht auf dasselbe verzichten. Der Streit zog sich hin bis zum 13. April 1670, wo er endlich durch Vermittlung des Generaloberen von den Äbten von Steinfeld und Romersdorf beigelegt wurde. Es wurde bestimmt, daß die Vaterschaft über Delinghausen immer bei Wedinghausen bleiben sollte. Jedoch sollte Knechtsteden von Delinghausen außer den Streittkosten, die 1000 Reichstaler betrug, noch die Summe von 2000 Reichstalern erhalten.

Die Vaterschaft von Delinghausen blieb also bei Wedinghausen, und damit bekam dieser Propst das Recht, zu den Propstwahlen in Delinghausen drei geeignete Personen aus seinem oder irgend einem anderen Kloster zu präsentieren, von denen dann eine gewählt werden mußte. Nach einer alten Sitte wurde dem Neugewählten, falls dieser abwesend war, das Propstsigel übersandt; behielt er es, so war das ein Zeichen, daß er die Wahl annahm, ein Brauch, der sich in späterer Zeit verlor.

## IV.

### Die Propste nach der Rückkehr des Klosters zur Ordensregel.

Lambert Toppius war der erste Propst in Delinghausen nach der Wiedergewinnung des Klosters für den Prämonstratenserorden. Er war vorher Prior in Wedinghausen gewesen und wurde im Jahre 1641 zum Propste gemacht. Im Verein mit zwei Ordensbrüdern stellte er mit vier Nonnen aus dem Kloster Rumbach das klösterliche Leben in Delinghausen, das lange Jahre hindurch nicht beobachtet worden war, wieder her. Den Anfang damit machte er am 22. April des Jahres 1642, indem an diesem Tage die Kanoneffen nach öffentlicher Ablegung ihrer Ordensgelübde und erneuertem Versprechen, dem Propste gehorchen zu wollen, die Klausur bezogen. Ihr Eifer in Beobachtung der Ordensregel war so groß, daß man noch später ihre Namen mit besonderer Hochachtung nannte. Es sind besonders folgende: 1) Elisabeth Rahm, die 1650, am 18. Oktober starb; 2) Judith Brandis, gestorben am 3. Januar 1667; 3) Elisabeth Brandis, gestorben am 24. Januar 1673; 4) Katharina Theodora von Schüngel, gestorben am 4. Oktober 1699; 5) Klara Christina von Greving; 6) Anna von Brede; 7) Katharina Jülicher.

Der Propst Toppius zeichnete sich ferner besonders durch die Unerfrodenheit aus, mit der er den schwierigen Verhältnissen, die damals herrschten, entgegentrat. Acht Jahre lang verwaltete er sein Amt in Delinghausen und wurde dann im Jahre 1649 zum Abte von Wedinghausen ernannt. Ihm folgte Engelbert Carthaus (1649—1654), der zuerst Kellner in Wedinghausen, dann Kellner in Delinghausen gewesen war. Er wird gerühmt als sehr guter Ökonom, war aber bei seiner schwachen Körperkraft und seinem hohen Alter den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen, weshalb er im Juli 1654 sein Amt niederlegte; er starb im Jahre 1657.

Christian Biggeleben (1654—1678) der dritte Propst nach Wiederherstellung Delinghausens, war ein eifriger Ver-

teibiger der Güter und Rechte des Klosters. Er ließ die Klostergebäude ausbessern und neue anlegen. Seine Regierungszeit war eine sehr unruhige, weshalb er im Juli 1678 sein Amt niederlegte und bald darauf, nämlich im April 1679, starb.

Sein Nachfolger, Nikolaus Eugel (1678—1697) wurde als Prior von Bedinghausen zum Propst von Delinghausen erwählt. Er war bereits über 50 Jahre alt und hat in seiner 19 Jahre langen Amtszeit nur wenige ruhige Tage gehabt.

Der fünfte in der Reihe der neuen Präpste war Wilhelm Schmidmann (1697—1704), der ebenfalls vorher Prior in Bedinghausen gewesen war. 7 Jahre lang verwaltete er sein schwieriges Amt rühmlichst und starb im Jahre 1704 an der Wassersucht.

Ihm folgte Theodor Sauter (1704—1732), der Supprior in Bedinghausen war und am 28. Juli 1704 zum Propste von Delinghausen erwählt wurde. Er machte sich besonders verdient durch Abfassung einer Geschichte des Klosters im Jahre 1719.

## Siebenter Abschnitt.

### Das Kloster Delinghausen im 18. Jahrhundert.

#### I.

#### Die Kirche zu Delinghausen.

An der Stelle des späteren Klosters Delinghausen stand in alter Zeit eine Burg und eine Kapelle des Gründers des Klosters, Egenand von Batthausen. Die Kapelle war eine Tochterkirche der Pfarrkirche in Hüsten und war der Muttergottes und dem heiligen Petrus geweiht. Der Gottesdienst in derselben wurde von einem Vikar aus Hüsten für die Bewohner der Umgegend gehalten. Diese Kapelle war das erste Eigentum der Mönche von Delinghausen und war denselben von dem Kölner Erzbischofe



Philipp gegen den Willen des Pfarrers von Hüsten zugesprochen worden. Sie diente anfangs den Mönchen als Hauptkirche, bis im Jahre 1230, unter dem Propste Adam, mit dem Baue einer neuen, größeren Kirche begonnen wurde, wozu Graf Gottfried II. von Arnsberg die Geldmittel hergab. Dieselbe wurde um das Jahr 1250 vollendet, unter dem Nachfolger Adams, Gottfried, und steht heute noch. Die Abtiss birgt die Reliquienschreine und die Krypta. Ein Teil der letzteren ist zur Begräbnisstätte der Präpste eingerichtet. Fast das ganze Gebäude ist aus Bruchsteinen gebaut, die übrigens für die damalige Zeit sehr sauber behauen sind, so daß die Kirche jetzt noch einen sehr schönen Eindruck macht, zumal sie im Laufe der Zeit mit herrlichen Altären, Gemälden &c. geschmückt wurde. Besonders erwähnenswert sind die Malereien der Fenster, die Szenen aus dem Leben Christi und der Heiligen darstellen und einen hohen Kunstwert aufweisen. Allerdings sind sie in den truchsessischen Kriegen vielfach beschädigt und zerschlagen worden, und die Spuren der Verwüstung hat auch die spätere ausbessernde Hand nicht ganz verwischen können. Die Kirche selbst besaß früher 6 Altäre. Der eine stand in der Sakristei, der zweite in einer kleineren Seitenkapelle, der dritte in der größeren nach Norden gelegenen Seitenkapelle, der vierte war der Hochaltar in dem Hauptschiffe der Kirche, in dem außerdem noch zwei kleinere Altäre aufgestellt waren. Der erste war der heiligen Katharina, der zweite dem hl. Kreuze und der hl. Mutter Anna, der dritte dem Evangelisten Johannes und dem hl. Laurentius, der rechte Seitenaltar der hl. Muttergottes, der linke dem hl. Johannes dem Täufer, der Hochaltar endlich der hl. Muttergottes und dem Apostelfürsten Petrus geweiht. Der Hochaltar steht so erhöht, daß früher die Nonnen von ihrem Chore aus über das sie von der Kirche trennende eiserne Gitter den Priester bei der Feier der hl. Messe beobachten konnten. Jahr und Tag der Einweihung der Kirche steht nicht fest. Als Jahrestag wurde bis zum Jahre 1484 der erste Sonntag nach dem Feste der hl. Margaretha gefeiert; von da ab der erste Sonntag vor dem Feste des hl. Alerius (17. Juli). Als dann später die Festfeier des

hl. Norbertus, des Gründers des Ordens, in jener Zeit verlegt wurde, verschob man mit Erlaubnis der Ordensoberen das Kirchweihfest um acht Tage.

Außer der Klosterkirche unterstanden der Leitung Delinghausens noch drei Gotteshäuser, nämlich, eine dem hl. Michael geweihte Kapelle in Delinghausen selbst, in der für die Leute aus der Umgegend Katechese erteilt wurde, eine zweite in Hachen, die der Muttergottes geweiht war, und eine dritte in Kirchlinde zu Ehren des hl. Märtyrers Triphon. Das Kirchweihfest für erstere war auf den Tag des hl. Apostels Matthäus festgelegt, für die zweite auf den dritten Tag nach Pfingsten und für die dritte auf Dreifaltigkeitssonntag.

Den Gottesdienst übten an den einzelnen Sonntagen zwei Patres abwechselnd aus. In jedem Gottesdienste war Predigt für die Nonnen und die zahlreich aus den Nachbarorten zusammengeströmten Laien. Einer der beiden Mönche war auch Pfarrverwalter von dem benachbarten Stiepel und Rektor der beiden Kapellen in Hachen und Kirchlinde. Auch in Altenruden (bei Arnsberg) wurde eine Zeitlang der Gottesdienst von Delinghausen aus versehen. Später kam diese Kirche wieder an das Kloster Graßchaft, dem sie auch vorher unterstanden hatte.

## II.

### Reliquien und berühmte Gemälde in der Kirche zu Delinghausen.

Die Kirche zu Delinghausen ist reich an Reliquien von Märtyrern aus dem Orden der hl. Ursula. Es ist nur zu bedauern, daß viele authentische Schriften über diese Reliquien und Täfelchen, die die Namen der einzelnen Märtyrer, von denen die Reliquien herrühren, bei einer Renovation der Kirche und der Reliquienschrine verloren gegangen oder durcheinander geworfen sind, so daß man heute ihre Echtheit nicht mehr streng nachweisen kann. Immerhin gibt es noch eine Menge, deren Echtheit feststeht, von denen man auch weiß, von welchem Heiligen sie

herrühren. Es würde nur zu weit führen, sie alle anzuzählen. Wir wollen nur erwähnen eine Partikel vom heiligen Kreuze, die früher vom Volke viel verehrt wurde. Sie befand sich anfangs im Kreuzaltare, der nahe am Gitter des Nonnenchores stand. Alte Nachrichten melden uns, daß die Nonnen jedesmal, wenn sie das Heiligtum anschauten und dem hl. Meßopfer bewohnten, von einem heftigen Augenschmerze befallen wurden, weshalb späterhin die Reliquie auf Befehl der Oberen auf dem Hochaltare aufbewahrt worden und dort auch das hl. Opfer dargebracht sei. Wahr ist, daß der Kreuzaltar früher vor dem Gitter des Nonnenchores stand, daß Propst Theodor Hüß (1506—1510) einen anderen Kreuzaltar bauen ließ und dieser schließlich auf Befehl der Ordensoberen im unteren Teile der Kirche aufgestellt wurde. Dies bezeugt uns noch eine vorhandene Urkunde aus dem Jahre 1474.

Außerdem waren in der Kirche zu Delinghausen noch zwei berühmte Bilder der Muttergottes vorhanden. Sie stellten im einzelnen Maria dar, an dessen Seite der Jesusknabe stand. Eins derselben stand im Hochaltare und wurde wegen seiner Wundertätigkeit von den Bewohnern der Umgegend viel verehrt. Eltern, die ihre Töchter ins Kloster brachten, führten sie zunächst zu diesem Bilde, weihten sie unter bestimmten Ceremonien der Muttergottes und beteten für die Wohltäter des Klosters, deren Gedenktafeln an dem Bilde aufgehängt waren.

Im Laufe der Zeit verschwand die öffentliche Verehrung dieser Bilder und Reliquien. Die Absicht einzelner Präpste, sie später wieder zur öffentlichen Verehrung auszustellen, scheiterte an dem Verbote der Ordensoberen, die es für besser hielten, die Verehrung derselben auf den Kreis der Nonnen zu beschränken.

### III.

#### Die Privilegien Delinghausens.

Das Kloster Delinghausen hatte eine ganze Reihe bedeutender und wichtiger Privilegien. Dahin gehörte zunächst das Recht der Nonnen, sich selbst einen Propst zu

wählen, welches ihnen, wie schon oben erwähnt, im Jahre 1231 zugestanden wurde. Ein zweites Privilegium, nämlich das Recht, ohne Widerspruch des Archidiacons und des Dekans, kirchenrechtliche Angelegenheiten zu entscheiden, wurde ihnen von dem Kölner Erzbischofe Adolf zugestanden. Das Jahr der Ertheilung dieses Rechtes ist nicht bekannt; man kann füglich 1200, die Mitte der Regierung des Erzbischofs Adolf, annehmen. Ein ferneres Privileg, das übrigens dem ganzen Prämonstratenserorden gemeinsam ist, war die Exemption der Güter und Insaßen des Klosters von der weltlichen Gerichtsbarkeit. Delinghausen hat von diesem Rechte häufig Gebrauch gemacht, so z. B. im Jahre 1460, wo es sich mit Unterstützung des Verwalters der päpstlichen Rechte, Engelbert von Dimeu, gegen Eingriffe des weltlichen Richters zu Korbete in Klosterbesitzungen verteidigte. Das vierte Privileg des Klosters bestand in der Freiheit von der Vogteigewalt. Außerdem gewährte der letzte Graf von Arnßberg, Gottfried, dem Kloster eine Menge von Freiheiten, wie uns eine Urkunde vom 29. Juni 1368 näher dartut.

### III.

## Zur Geschichte der westfälischen Annuntiatenklöster.

Von

P. Patricius Schlager O. F. M.  
(Harrevelb).

Im 17. Jahrhundert gab es im nördlichen Deutschland Niederlassungen zweier verschiedener Annuntiatenorden. Der eine war 1604 in Genua von Maria Viktoria Fornari gestiftet worden und hatte zum Beispiel in Hilbesheim seit 1666 ein Kloster;<sup>1)</sup> die westfälischen Annuntiatenklöster dagegen gehörten der von der seligen Johanna von Valois gegründeten Genossenschaft an.

Johanna von Valois war die Tochter des Königs Ludwig XI. von Frankreich und mit Ludwig XII. vermählt; als aber ihre Ehe nach dessen Thronbesteigung 1498 für ungültig erklärt worden, widmete sie sich ganz dem beschaulichen Leben und gründete nach Überwindung vieler Schwierigkeiten mit Zustimmung ihres Vaters, des Franziskaners P. Gilbert Nicolai, einen neuen Orden zu Ehren der Verkündigung Mariens. Er wurde am 25. Juli 1501 von Alexander VI. bestätigt und unter die Leitung der Franziskanerobservanten gestellt.<sup>2)</sup> Nach dem Tode der Stifterin 1505 überarbeitete P. Gilbert noch einmal die entworfene Regel, und diese erhielt am 6. Juli

<sup>1)</sup> Vgl. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrgang 1895, S. 304.

<sup>2)</sup> Wadding, R., *Annales Minorum* XV<sup>2</sup>, 240. Romae 1786.

1517 von Leo X. die Genehmigung.<sup>1)</sup> Sie ist der Bulle eingefügt und zerfällt in zehn Kapitel, welche von 10 Tugenden Mariens und deren Nachahmung handeln. Als Ordens-tracht wurde vorgeschrieben ein braunes Kleid, ein mit zehn Knoten versehener Gürtel, ein schwarzer Schleier, ein rotes Skapulier und ein weißer Mantel.

Zu der Regel ließ der Ordensgeneral P. Paul Bisotti durch P. Gilbert eine Erklärung abfassen, die 1529 zugleich mit den auf dem Generalkapitel des Franziskanerordens entworfenen Generalstatuten veröffentlicht wurden.<sup>2)</sup> Zur selben Zeit ernannte das Kapitel den P. Gilbert, der vom Papst Leo X. wegen seiner großen Verehrung des Erzengels Gabriel und der Muttergottes den Namen Gabriel Maria erhalten hatte,<sup>3)</sup> zum Visitator des ganzen Annuntiatenordens. Er gehörte früher der Kölner Franziskanerordensprovinz an und wohnte längere Zeit in Hamm,<sup>4)</sup> wurde aber später nach Tours versetzt.

Das erste Annuntiatenkloster gründete die Stifterin des Ordens in Bourges; von dort aus verbreitete er sich schnell durch Frankreich, und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnen uns auch in den Niederlanden zahlreiche Niederlassungen, so in Brügge, Gent, Löwen, Brüssel, Antwerpen, Venlo und anderen Orten.

In Deutschland bekamen die Annuntiaten das erste Kloster in Düren, wohin sie 1625 der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm auf Empfehlung der Infantin Clara Eugenia Isabella von Spanien aus Antwerpen berief;<sup>5)</sup> 1646 gründeten

<sup>1)</sup> „Cum in honorem.“ Rom, St. Peter, 1517, Juli 6.; vgl. Wadding, a. a. O. XVI<sup>2</sup> 61. Vollständig enthalten ist die Regel in deutscher Übersetzung bei Bürvenich, Adam, O. F. M., Die Regel des S. Ordens deren geistlichen Schwestern unser S. F. Mariä von der Verkündigung sammt den Erklärungen derselben. Köln 1671, S. 3–51.

<sup>2)</sup> Alles Wissenswerte über den Orden hat Bürvenich zusammengestellt in „Handbuch des S. Ordens der Jungfrauen Mariae, Annuntiaten genannt, vom Ursprung, Kleidung, Privilegien und Ablassen. Item die Regel und Ordnungen dieses Ordens sammt den 40 Übungen der 10 Evangelischen Tugenden Mariae. Köln 1671.

<sup>3)</sup> Wadding, a. a. O. XV<sup>2</sup> 59.

<sup>4)</sup> Vgl. Schlager, P., Beiträge zur Geschichte der kölnischen Franziskanerordensprovinz im Mittelalter. Köln 1904, 229.

<sup>5)</sup> Eine von P. Adam Bürvenich verfaßte Chronik dieses Klosters befindet sich handschriftlich im Stadtarchiv in Düren.

sie ein Haus in Aachen,<sup>1)</sup> 1653 in Andernach. Kurze Zeit darauf erhielten sie auf Veranlassung des Fürstbischöfes Christoph Bernhard von Galen die beiden Niederlassungen in Coesfeld und Wiedenbrück, die einzigen in Westfalen.<sup>2)</sup>

Weder in Coesfeld noch in Wiedenbrück gründeten sie neue Klöster, vielmehr nahmen schon bestehende religiöse Genossenschaften die strengere Annuntiatenregel an. In Coesfeld taten es Tertiarrinnen des heiligen Franziskus. Ursprünglich waren dies Beginen; als aber Nikolaus V. den schon vorher von Martin V. angeregten Plan, die Beginenkonvente aufzuheben, wieder aufnahm und sein Legat Nikolaus von Cues in Deutschland darauf drängte, daß alle derartige Vereine einem kirchlich approbierten Orden beiträten,<sup>3)</sup> schlossen sie sich schließlich dem dritten Orden an. Dies geschah 1476. In diesem Jahre schenkte, da das bisherige Haus am Beginensteg für ein klösterliches Leben nicht genügte, Ritter von der Horst mit seiner Gemahlin Odilie einen anstoßenden Bauplatz und übertrug in einem gerichtlichen Akt am 18. Januar der Vorsteherin Gertrud von Hammeren, der Tochter des verstorbenen Rotger von Hammeren, das Eigentumsrecht ohne jede Verpflichtung. Am 14. März hieß der Bischof von Münster Heinrich von Schwarzenburg auf die Bitten der Schwestern den Entschluß, die Regel des dritten Ordens anzunehmen, gut und bestätigte ihnen alle von den Päpsten den Tertiarrinnen verliehenen Privilegien und Ablässe. Er unterstellte sie dem Provinzvikar der Kölner Observanten und insbesondere dem Guardian des Franziskanerklosters in Hamm, von dem sie sich die

<sup>1)</sup> Das Nekrologium ist im Kgl. Staatsarchiv in Düsseldorf.

<sup>2)</sup> Die folgende Darstellung stützt sich im wesentlichen auf ein Manuskript des Kgl. Staatsarchives in Münster: „Archivum oder Lagerbuch über den anfang und Progreß des Klosters St. Anna durch des Klosters Confessarium Fratrem Jodocum Lükenum 1658 zu des Klosters nachrichtung beschrieben und aufgerichtet.“ Diese Chronik wurde bis zur Aufhebung von verschiedenen Reichvätern fortgesetzt. Der erste Teil, der die Vorgeschichte des Annuntiatenklosters behandelt, gründet sich, wie der Chronist sagt, auf alte Briefschaften und andere glaubhafte Nachweisungen.

<sup>3)</sup> Vgl. Winterim A. J., Pragmatische Geschichte der deutschen Concilien vom vierten Jahrh. bis zum Concilium von Trient. VII., Mainz 1852, 315.

geistliche Leitung erbitten sollten. Zugleich versicherte er sie seines Schutzes, befreite sie von allen bürgerlichen Lasten und entzog sie der weltlichen Gerichtsbarkeit.<sup>1)</sup>

Erst am 4. Dezember begann man mit dem Neubau. Es dauerte deshalb so lange, weil dort, wo Kirche und Kloster aufgeführt werden sollten, früher ein Fischteich sich befand und darum jetzt auf dem morastigen Boden nur mit vieler Mühe und großen Kosten ein brauchbarer Bauplatz hergerichtet werden konnte. Der Chronist fügt bei, er habe diesen Umstand ausdrücklich hervorgehoben, damit man nicht später dem Kloster den Vorwurf machen könne, es habe Bürgerhäuser in sich aufgenommen und so der städtischen Steuer entzogen, während tatsächlich das ganze Grundstück für die Stadt keinen Wert hatte.

Um den Bau zu beschleunigen und seine Kosten möglichst zu verringern, trugen die Schwestern, die bei Tage durch Weberei ihren Unterhalt sich verdienten, nachts Steine und andere Baumaterialien herbei, damit die Maurer ohne Störung arbeiten konnten. Aber dennoch dauerte es wegen der Armut der Schwestern mehr als zwei Jahre, bis Kirche und Kloster vollendet waren. Im Jahre 1479 erlaubte dann der Propst und Archidiacon von Barlar, in der Kirche die Messe zu lesen, zu predigen, ferner allen, welche zur Klosterfamilie gehörten, die Sacramente zu spenden und sie nach ihrem Tode auf dem eigenen Kirchhof zu beerdigen. Zum Zeichen jedoch, daß der Pfarrer der Jakobikirche, in dessen Kirchspiel das Kloster lag, den Schwestern gegenüber noch gewisse Rechte hatte, bezahlten sie ihm jährlich 1 Taler zu 24 Schillingen coesfeldisch, verlangten aber auch von ihm, daß er im Falle der Not, besonders zur Zeit der Pest, die Kranken des Klosters versehe.

Konsekriert wurde die Kirche am 28. Oktober des folgenden Jahres durch den Münsterischen Generalvikar Johannes, Bischof von Tiflis, zu Ehren der heiligen Anna, der Hochaltar zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit und der Gottesmutter Maria. Das Kirchweihfest sollte am ersten Sonntag nach dem Feste des heiligen Augustinus (28. August) begangen werden. Am nächsten Tage weihte er die beiden Seitenaltäre, den nördlichen zur Ehren des heiligen Apostels

<sup>1)</sup> Urkundenabschrift im Staatsarchiv in Münster.



Bartholomäus, den süblichen zu Ehren des heiligen Kreuzes und der Ordensheiligen Franziskus und Bernharbinus. Nach der Chronik wurde die Kirche am 22. Juli 1509 noch einmal geweiht; wahrscheinlich bezieht sich aber diese Nachricht auf die Konsekration des Altares in der Sakristei durch den Generalvikar Ericus.<sup>1)</sup>

Wie es gegen Ende des 15. Jahrhunderts bei Klostergründungen fast regelmäßig geschah, fand auch in Coesfeld nach Vollendung der Gebäulichkeiten eine Abmachung zwischen dem Räte der Stadt und den Schwestern statt. Man vereinbarte folgende Punkte:

1) Im Kloster sollen nur 33 Professschwestern, 6 oder 8 andere Schwestern und 2 oder 3 weltliche Dienstmägde leben.

2) Nach dem Tode einer Professschwester soll an deren Stelle eine Bürgerstochter einem auswärtigen Mädchen vorgezogen werden; auch soll man von einer solchen weniger Aussteuer verlangen als von anderen in „Ansehung gemeiner Freund- und Nachbarschaft“.

3) Die Schwestern verpflichten sich „um des Friedens willen mit dem Rat“, innerhalb der Landwehr keine Häuser, Höfe, Gärten, Äcker und dergleichen zum Nachteil der Bürger anzukaufen.

4) Wenn einer Schwester durch Sterbefall oder sonstwie ein Erbgut zufällt, so soll sie es durch Vermittlung guter Leute den nächsten Erben um billigen Preis überlassen.

Durch die erste Bestimmung machte sich der Rat ein Recht an, auf das er keinen Anspruch hatte, da er nur von einer „terminierenden“ Ordensgenossenschaft verlangen konnte, bloß eine gewisse Anzahl von Mitgliedern aufzunehmen. Die Schwestern in Coesfeld jedoch fielen den Bürgern nicht zur Last, da sie durch Arbeit sich ernährten. Aber vielleicht mahnte ihn gerade dieser Umstand zur Vorsicht, da er für die städtischen Weber von seiten der Schwestern eine drückende Konkurrenz befürchten mochte. Auch sonst zeigt sich ja in dem Vertrage das ängstliche Streben der besorgten Stadtväter, allen Nachteil von der Stadt fern zu halten und wenn

<sup>1)</sup> Eibus, A., Geschichtliche Nachrichten über die Weihbischöfe von Münster, Münster 1862, 50 kennt den Bistumstitel nicht. In der Chronik heißt er episcopus Tricalensis.

möglich noch Nutzen aus dem Kloster zu ziehen, während der tieferen religiösen Bedeutung der klösterlichen Niederlassung auch nicht mit einem Worte Erwähnung geschieht. Der Chronist macht die Bemerkung, daß die Schwestern an diese Abmachungen gar nicht gebunden waren, da der Kontrakt ungünstig war, weil die Zustimmung der geistlichen Oberen, also des Provinzvikars der Franziskaner, dazu nicht gegeben worden sei. Doch „um des Friedens willen“ hielten sich die Schwestern daran; denn in den nächsten 150 Jahren hören wir nur von drei unbedeutenden Landankäufen (1504, 1601 und 1644), wodurch das Klosterbesitzum etwas abgerundet wurde. Über die Zahl der Schwestern giebt uns nur ein um 1550 geschriebener loser Zettel des Staatsarchives in Münster Aufschluß, auf dem die Namen von 30 Professschwestern und einer Dienstmagd aufgezeichnet sind. Andere Nachrichten über diese Tertiärinnen besitzen wir nicht; nur die Namen der Oberinnen und Beichtväter sind noch erhalten. Merkwürdigerweise regierten von 1476—1657, also in 180 Jahren nur 5 Oberinnen, so daß jede durchschnittlich 36 Jahre das Kloster leitete. Es waren dies Gertrud von Hammeren (1476—1498), Adriana von der Horst (1498—1530),<sup>1)</sup> Elisabeth Heerde (1530—1571), Klara Schmidthans (1571—1606) und Adelheid Gerdunk (1606—1657).

Das Amt eines Beichtvaters versahen zuerst Weltpriester, nämlich Arends Horstschläger, Johann Borgers, Johann Beerhorst, Goswin Bosweiden, Albert Ebbeler (gest. 28. Februar 1615) und Heinrich Eplers, der später Pfarrer von Wessum war. Als im Jahre 1628 die Kölner Franziskanerordensprovinz mehrere Klöster, unter anderen auch Hamm, an die sächsische Provinz vom heiligen Kreuze abtrat, bestellte diese regelmäßig auf den einzelnen Kapiteln Franziskanerpatres als Beichtväter für das Coesfelder Kloster. So wurde ernannt am 23. Juli 1628 Petrus Müddersheim (starb 1647 zu Warendorf), am 26. Oktober 1631 Iodokus Holtgreve, am 7. September 1635 Johann Lennep. Da aber die damalige hessische Garnison zu Coesfeld einen Wechsel nicht duldet, mußte Holtgreve bleiben. Ihm folgte am 19. April 1637 der Provinzpfustos Heinrich Volte, am 25. Februar 1640

<sup>1)</sup> Bei ihrem Tode soll man Engel haben singen hören.

der Definitor Johann Omenius, am 17. September 1645 wieder Heinrich Bolte, der am 14. Dezember 1647 starb und in der Goesfelder Klosterkirche beerdigt wurde. Sein Nachfolger wurde am 24. Oktober 1648 Wilbrand Rotbed (starb 1655 zu Breden), am 28. März 1650 Johann Omenius, am 20. April 1653 der Definitor Heinrich Merings und am 19. September 1654 der Definitor Jobocus Lünenius.

Unter ihm wurde die Annuntiatenregel eingeführt. Es geschah dies auf Wunsch des Fürstbischöfes von Galen, der 1656 seinen Generalvikar, den Dechanten von St. Martin in Münster, Johannes Wagedes, nach Goesfeld sandte, um den Schwestern seinen Plan vorzulegen und ihre Meinung darüber zu vernehmen. Diese waren sofort bereit, das strengere Ordensleben zu führen. Aber der Provinzial der sächsischen Franziskanerprovinz Leonhard Helm, dem sie unterstanden, entschloß sich erst nach reiflicher Überlegung zu diesem wichtigen Schritt und vermied es ängstlich, irgend einen Druck auszuüben, und als er am 20. Januar 1657 zur Leitung der Wahl einer neuen Oberin in das Kloster kam, setzte er ihnen noch einmal alle Schwierigkeiten der neuen Lebensweise ausführlich auseinander und machte sie auf die einzelnen zu übernehmenden Verpflichtungen aufmerksam. Um noch sicherer zu gehen, ließ er sodann durch seinen Begleiter, den Guardian Laurentius Schmale aus Breden, ihnen die Regel vorlesen und erklären und verlangte schließlich, daß die Schwestern darüber unter sich berieten. Doch diese bedurften keiner langen Beratung mehr, und sie überreichten noch an demselben Tage dem Provinzial ein Schreiben, das die neuermählte Oberin Katharina Fredehorst, die Vikarin Anna Belthus, die Seniorin Magaretha Kerkhoff und 15 andere Schwestern unterschrieben hatten, und worin sie versicherten, daß sie nach ernster reiflicher Überlegung „ungebrungen, ungezwungen und freiwillig“ bereit seien, zur größeren Ehre Gottes und zur Erbauung ihrer Nebenmenschen die Annuntiatenregel anzunehmen, wenn es ihrer geistlichen Obrigkeit so gut schiene. Nun erbat der Provinzial Leonhard Helm von dem Generalkommissar des Franziskanerordens Jakobus der Ribdere einige „bequeme“ Schwestern aus dem Annuntiatenkloster in Venlo, um die Goesfelder Schwestern in ihre Lebensweise und den Geist ihrer Regel einzuführen. Der Beichtvater Jobocus Lünenius begab sich selbst dorthin, und

mit Zustimmung des niederländischen Provinzials Biefens wurde beschlossen, vier Chorschwestern und einige Laienschwestern abzugeben und ihnen zugleich als Brautschatz sofort 354 Reichstaler, welche in Münster sicher angelegt waren, zu überweisen, und später, sobald es die Mittel erlaubten, noch einmal 300 Taler zu senden.

Die Leitung des Coesfelder Klosters sollte die bis jetzt in Venlo regierende Oberin „Ancilla“ Helena Maria van den Hoff aus Aachen übernehmen. „Ancilla“ war bei den Annuntiaten der Titel der Oberin zur Erinnerung an das Wort der Gottesmutter Maria: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn.“ Sie war 54 Jahre alt und hatte davon 38 Jahre in Venlo zugebracht. Vikarin sollte werden Margaritha Stephani aus Lüttich. Mit einer „aufwendigen“, das heißt nicht zur Klausur verpflichteten Laienschwester machten sie sich am 20. Juni 1657 auf den Weg. Es begleiteten sie der Guardian des Venloer Klosters Gerhard Süchteln, der Kantener Kanonikus Leonhard Leonhardt und der geistliche Vater Johannes Dücker aus Venlo. In Dorsten übernachteten sie; von dort fuhren sie mit einem von Coesfeld ihnen entgegengeschickten Wagen weiter und gelangten abends um 5 Uhr an. Auf Anordnung des Fürstbischöfes von Münster läuteten bei ihrem Einzug die Glocken der St. Jakobspfarrrirche und der Klosterkirche; der Provinzial Helm, der sie feierlich empfangen wollte, kam, da er auf der Reise aufgehalten wurde, zu spät. Am 9. Juli folgen ihnen noch zwei andere Schwestern aus Venlo, nämlich Anna Katharina Kemmers, Tochter des Lizentiaten Kemmers aus Münster, und Anna Maria Hüge, Tochter des Notars Hüge aus Münster; jene erhielt das officium Rotulariae oder Procuratricis; diese wurde Novizenmeisterin.

Am 15. Juli wurde die frühere Oberin Katharina Freckenhorst nebst zwei anderen alten Schwestern in der Stille eingekleidet; die Haupteinkleidung fand am folgenden Tage während des Hochamtes in Gegenwart des Fürstbischöfes unter großer Feierlichkeit statt; der Provinzial hatte als Stellvertreter den Guardian von Münster und Generaldefinitor Gerhard Johannis ernannt.

Nach Ablauf des Probejahres baten die Schwestern den P. Helm, sie zur Profession zuzulassen, „nachdem der liebe Gott sie zu größerer Vollkommenheit berufen und sie auch

das Probejahr zur höchsten Consolation und Beförderung des Heiles glücklich vollendet.“ Gern gewährte er ihnen diese Bitte, und am 23. Juli 1658 legten dann alle Novizinnen in Gegenwart des Fürstbischöfes von Münster in seine Hände die Gelübde ab, „nämlich die ganze Zeit ihres Lebens die Regel der heiligen Jungfrau Maria zu halten, in Keuschheit, in Gehorsam und Armut mit ewiger Beschließung zu leben.“ Und so war der Wunsch des Bischöfes Christoph Bernhard erfüllt; das erste Annuntiatenkloster in seinem Gebiete war begründet.

Die Benloer Schwestern hatten nun ihre Aufgabe gelöst; auf allseitige Bitten hin behielt aber die bisherige Oberin Maria van den Hoff noch zwei Jahre die Leitung bei, und erst am 28. Juli 1660 kehrte sie mit der Vikarin Magaretha Stephani in das Mutterhaus zurück. An ihre Stelle trat die ebenfalls aus Benlo stammende bisherige Novizenmeisterin Maria Hüge, die bis zu ihrem Tode am 9. September 1678 „Ancilla“ in Goesfeld blieb. In der Lebensweise nach außen änderten sie nichts, so daß der Stadtrat keine Veranlassung hatte, irgend welche neue Verfügungen über Aufnahme und Zahl der Schwestern zu treffen. Allerdings kamen jetzt mehr Postulantinnen als früher; aber in den letzten Jahren war die Zahl der Schwestern zurückgegangen, so daß es schon mehrere Jahre bedurfte, um die Lücken wieder auszufüllen und die kontraktlich gestattete Zahl zu erreichen. Merkwürdigerweise legten alle, welche eingekleidet wurden, auch die Gelübde ab. Nur einmal, im Jahre 1769, geschah das bisher ganz Unerhörte, daß eine Novizin vor der Profession zurücktrat.

Da im Kloster selbst eine strenge Klausur eingeführt wurde, und die Chorschwestern von den Laienschwestern vollständig getrennt lebten, mangelte es bald an Platz, und man mußte an einen Neubau denken. Aber es fehlten die Mittel; denn da die Regel große Armut vorschrieb, durfte man von den Neueintretenden nur eine geringe Mitgift verlangen, und wenn sie auch noch so fleißig spannen und woben, so konnten sie doch erst 1674 mit dem Bau beginnen, und es gelang ihnen nu mit vieler Not, vor Anbruch des Winters einen Flügel unter Dach zu bringen. Im folgenden Jahre erbaute man noch eine neue Sakristei und die „Schiebe“, das heißt die Pforte mit dem Sprechzimmer, in dem eine

drehbare Scheibe angebracht war, um die Verbindung der Außenwelt mit der Klausur zu vermitteln. Um den Arbeitslohn zu sparen, mußten auch jetzt wieder die Schwestern Steine herbeitragen, Kalk löschen und andere Handlangerdienste verrichten. Auch der Beichtvater Jobotus Lutenius erwarb sich große Verdienste um den Bau, da er keine Mühe und kein Opfer scheute; um Wohltäter zu finden, welche die Geldmittel herbeizuschaffen bereit waren. Im Vertrauen auf seine Hilfe nahm man 1681 auch den Bau des Refektoriums (Refektoriums) und der Küche in Angriff; allein sein Tod am 16. September dieses Jahres trat der Ausführung hindernd entgegen. Außerdem brach noch eine ansteckende Krankheit aus, welche fast die ganze Stadt ergriff und beinahe alle Arbeiter aufs Krankenlager warf, so daß erst nach einem Jahre das ganze Gebäude benutzt werden konnte. Doch auch jetzt waren noch nicht alle Bedürfnisse befriedigt, und 1699 mußte man sich noch einmal zu einen Anbau für Waschküche und Arbeitsräume entschließen. Er war aber schon in drei Monaten vollendet, weil die Werkleute immer arbeiten konnten; nur einmal mußten sie wegen schlechten Wetters zwei Stunden aussetzen. Aber infolge der großen Trockenheit entstand eine Teuerung; ein Scheffel Roggen kostete über anderthalb Reichstaler, ein Scheffel Weizen zwei Reichstaler, ein Scheffel Gerste oder Buchweizen ein Reichstaler, der Walter Hafer acht Reichstaler. Obwohl die Schwestern nicht dazu verpflichtet waren, bezahlten sie die Arbeit mit Lebensmitteln, und darum drängten sich viele Maurer und andere Handwerker herbei, um Brot für ihre Familie zu bekommen.

Der Regel gemäß waren die Annuntiaten zum gemeinsamen möglichst feierlichen Chorgebet verpflichtet, und dementsprechend bauten sie in die alte Kirche ein auf Säulen ruhendes erhöhtes Chor ein. Infolge dessen mußten die beiden Seitenaltäre versetzt und von neuem geweiht werden. Es geschah dies durch den vielseitigen gelehrten Weihbischof Nikolaus Stensen, episcopus Titiopitanus, am 15. Juni 1631.<sup>1)</sup> Die Kirche selbst war noch gut erhalten; nur am Turm hatte der Zahn der Zeit bedenklich gemagt, so daß man ihn 1692 erneuern mußte. Das Holz war ganz ver-

<sup>1)</sup> Plenters Wilhelm, der Däne Niels Stensen, Freiburg, 1884, S. 180 und Libus, a. a. D. S. 191 ff. verzeichnen diese Pontificalhandlung nicht.

fault; die andern Materialien aber konnte man wieder gebrauchen, und auch das alte Kreuz wurde wieder aufgesetzt. Es wurden drei Glocken darin aufgehängt. Die größte wog 144, die kleinste 66 Pfund. Diese hatte der Generalvikar von Münster Johannes Rottger Höbningh, Dechant von St. Ludger, 1691 getauft; die mittlere war von einem holländischen Wohltäter geschenkt worden. Das Innere der Kirche wurde 1738 durch einen erfahrenen Maler, namens Rottmann, der mit drei Gefellen drei Wochen daran arbeitete, restauriert. Außer Kost und Wohnung sollte er 125 Reichstaler erhalten; nach Vollendung erhielt er auf seine inständigen Bitten hin 200 Reichstaler. Im Jahre 1775 bekam die Kirche ein neues Dach aus Stroh, das man vorher 24 Stunden in Salzwasser gelegt hatte. Man gebrauchte dazu auf je vier Kannen Wasser ein Pfund Salz. Später waren alle Gebäude mit Ziegeln gedeckt worden; aber man hatte es bald zu bedauern; denn bei einem Sturme 1800 wurden über Tausend Dachpfannen zerstört. Ungefähr zur selben Zeit weißte ein Franziskanerlaienbruder aus Münster die Kirche und verzierte sie mit grünen Rippen und goldenen Sternen. Über die innere Ausstattung der Kirche sind wir nicht unterrichtet. Die Chronik berichtet nur, daß man 1682 eine silberne 162 Lot schwere Monstranz anschaffte, und daß man 1699 drei neue Kelche und ein Ciborium, die zusammen sechs Pfund und sechs Lot wogen, aus alten Kelchen und hauptsächlich aus goldenen Schmucksachen machen ließ, welche die Schwester Maria Constantia Bagedes ins Kloster gebracht hatte. Aber bald darauf wurden Monstranz und Ciborium aus der Kirche gestohlen, und erst nach einem Jahr erfuhr man, daß ein Jude in der Nähe von Coesfeld die gestohlenen Sachen gekauft hatte. Er besaß sie jedoch nicht mehr und konnte nur 120 Reichstaler ersetzen, die natürlich den erlittenen Schaden bei weitem nicht deckten.

Die Auslagen für den Bau vermochten die Schwestern aus eigenen Mitteln nicht zu bestreiten, und sie waren daher auf die Unterstützung guter Menschen angewiesen. Die Namen mancher Wohltäter verzeichnet die Chronik in dankbarer Gefinnung. So schenkte 1672 der Junggeselle Heinrich Wilmsen auf einmal 500 Reichstaler und der Baron Johann Mar von Kurzrock hinterließ bei seinem Tode (September 1770) dem Kloster testamentarisch 2000 Reichstaler aus

Liebe zu seiner Nichte, der Schwester Maria Seraphina von Rosenthal. Aber viele von den gespendeten Almosen kamen auch der Stadt wieder zu gute, da tagtäglich Arme sich an der „Schlebe“ einfanden, um Suppe und Brot in Empfang zu nehmen. Sonst kamen die Schwestern mit den Bewohnern der Stadt nur selten in Berührung. Sie hatten allerdings mehrmals den Versuch gemacht, eine höhere Töchterschule im Kloster einzurichten, aber wie es scheint, ohne besonderen Erfolg. Schon 1713 ist die Rede davon, und der Provinzial wünschte, daß die Vorsteherin der Schule zum engeren Räte der „Ancilla“ gehöre. Doch hatte sie keinen Bestand; denn am 25. Oktober 1745 wurde sie aufs neue begründet: mit demselben Erfolge. Am 14. April 1784 machte man endlich noch einen dritten Versuch „aus freiwilliger Entschliebung“ und mit Genehmigung der Ordensoberen. Die Leitung übernahm jetzt der Beichtvater Antonius Dickmann, und man berief eine Belgierin als Lehrerin der französischen Sprache. Diese bildete den Hauptunterrichtsgegenstand, und daher hieß die Schule gewöhnlich die französische. Aber alle Bemühungen scheiterten an der Ungunst der Zeit; nach zehnjähriger Tätigkeit wurde die Schule wieder geschlossen, und die französische Lehrerin kehrte wieder in ihre Heimat Florennes zurück.

So fühlte man den Wellenschlag der großen politischen Umwälzungen auch hinter den festen Klostermauern. Aber noch in anderer Weise machte er sich bemerkbar. Zunächst versuchte man immer wieder die Schwestern zu den oft fast unerträglichen Steuern heranzuziehen. Dies war schon 1685 der Fall, als im Stifte Münster eine Personenschätzung zum Krieg gegen die Türken aufgenommen wurde; die Oberin sollte sechs, jede Chorschwester zwei und jede Laienschwester einen halben Reichstaler bezahlen. Als jedoch der Beichtvater Wilhelm Hechlingh nachgewiesen, daß die Annuntiaten die Privilegien der Mendikantenorden genossen, verzichtete man auf ihren Beitrag.

In drückender Häufigkeit wiederholten sich die Schätzungen nach dem Ausbruch der französischen Revolution. Im Jahre 1793 fand eine Kopfschätzung statt, aber das Kloster blieb infolge der Fürsprache des Generalkommissars des Franziskanerordens Fabianus Dehering davon befreit; 1795 wurde zugleich eine Grundsteuer erhoben. Diese mußte



das Kloster bezahlen. Am 25. April 1796 folgte eine allgemeine Vieh-, Erb-, Grund-, Zehnten-, Kapitalien-, Handels-, und Feuerstättenzahlung. Die Verordnung selbst nahm außer den Mendikanten auch das Kloster Agnetenberg bei Dülmen und das der Annuntiaten in Coesfeld aus. Ähnliche Steuern wurden ausgeschrieben 1797 und in den folgenden Jahren; gewöhnlich blieben die Schwestern frei; nur 1801 mußten ihre Knechte und Mägde sie bezahlen. Als man 1798 zur Beschleunigung der Truppentransporte in Coesfeld eine neue Straße anlegte, mußten sie 33 Ruten 80 Fuß Land vor dem Garten und dem Kloster abtreten und an Arbeitslohn 23 Reichstaler 45 Stüber  $1\frac{1}{2}$  Deut bezahlen; außerdem lieferten sie an 11 Tagen den Arbeitern 12 Kannen Brantwein und 36 Kannen Bier.

Auch vertriebene französische Priester und Ordensleute brachten oft Kunde von den welterschütternden Ereignissen in das stille Kloster. Man nahm sie hier mit Liebe auf und gewährte ihnen längere oder kürzere Zeit eine Zufluchtsstätte. So kamen am 25. September 1794 mehrere ausgewiesene Franziskaner, unter anderen der Provinzial der niederdeutschen Ordensprovinz Petrus Schmising, der im folgenden Jahre im Warendorfer Kloster starb, ferner die früheren Provinziale Petrus von Stodum und Joseph Vermeyen. Kurz darauf erhielten sechs französische Annuntiaten die Erlaubnis, für immer in Coesfeld zu bleiben. Im Jahre 1796 empfahl ihnen der münsterische Generalvikar von Fürstenberg zwei Annuntiaten-Cölestinerinnen. Natürlich fanden auch die aus Benlo vertriebenen Schwestern die liebevollste Aufnahme.

Viel unangenehmere Gäste aber waren die Soldaten, die sehr oft im Kloster einquartiert wurden. Im siebenjährigen Krieg waren es meistens Franzosen, denen sie unfreiwillig Gastfreundschaft gewähren mußten. Doch kamen bisweilen auch kaiserliche Truppen, und 1757 war die ganze münsterische Artillerie in Coesfeld vereinigt. Welche Lasten man dem Kloster auferlegte, zeigen einige nackte Zahlen. So waren im Kloster einquartiert.

im Jahre 1758	Soldaten	372,	Pferde	190,
1759	"	198,	"	19,
1760	"	311,	"	253,
1761	"	307,	"	217,
1762	"	253,	"	102,
1763	"	50,	"	30.

Viele davon blieben acht Tage lang da, und während des Winters waren immer zwischen 15 und 20 Mann zugleich einquartiert. Sie wohnten in der sogenannten „Paterrei“, das heißt, in dem von dem übrigen Kloster getrennten Häuschen der Beichtväter, und die Schwestern mußten ihnen Speisen und Getränke liefern und zwar außer Kaffee auch viel Branntwein. Das Getreide und das Futter für die Pferde holten sie sich aus der Scheune oder vom Felde weg ohne jede Vergütung, so daß die Schwestern oft nicht wußten, woher sie den notwendigen Lebensunterhalt nehmen sollten. Unter diesen Umständen hatten natürlich auch die Beichtväter viele Unannehmlichkeiten zu erdulden, besonders der aus Breden gebürtige frühere Provinzial Demetrius Rütersbusch. Oft bedrohten ihn die Soldaten mit dem Schwerte, um Geld und Lebensmittel zu erpressen, und mißhandelten ihn, wenn er sie von Rohheiten zurückhalten wollte. „Wir sind schuldig,“ heißt es im Memorienbuch des Klosters, „so lange der Orden besteht, für den P. Demetrius zu beten; denn in den schweren Kriegszeiten hat er uns immer beschützt und für uns Almosen gesammelt, damit wir nicht vor Hunger starben.“ Sein Stellvertreter Hermelandus Hörster aus Warendorf erlangte mit vieler Mühe einen Schutzbrief, so daß wenigstens das Getreide auf dem Felde erhalten; blieb auch sonst wehrte er durch sein entschiedenes Auftreten manchen Schaden vom Kloster ab. Aber fast als ein Wunder betrachteten es die Schwestern, daß selbst die wildesten Banden es nicht wagten, die Klausur zu verletzen.

Bald brachte ihnen die französische Revolution wieder neue, aber ebenso unwillkommene Gäste. Im Jahre 1792 kamen zwei Bataillone münsterischer Truppen auf ihrem Durchmarsche nach Rymwegen und Herzogenbusch nach Goessfeld, wovon zweimal je 30 Mann im Kloster einquartiert wurden. Als Vergütung wurden für jeden Mann sechs Stüber bezahlt. Sie schliefen auch in der „Paterrei“ im sogenannten Domherrnzimmer auf Stroh.

Eine viel größere Last legte das Jahr 1795 dem Kloster auf. Vom 6. Januar bis zum 21. Juli war es fast keinen Tag ohne Einquartierung, und es beherbergte während dieser Zeit nach den Aufzeichnungen des Sekretärs Neuhaus, der für den Gogreven Notering die Rechnungen führte, 1066 Mann und 154 Pferde. Bald schickte der Stadtrat 30, bald

40, mehrmals 80, einmal sogar 140 Soldaten für zwei Tage. Das ganze Haus mit Ausnahme der Klausur war mit Soldaten angefüllt, die zu essen und zu trinken verlangten. Die Knechte und Mägde des Klosters reichten zur Bedienung nicht aus, und man mußte noch fremde Leute dazu bestellen. Deshalb beschwerte sich der Dechant von St. Lambert, der zugleich Pfarrer an der Jakobikirche in Coesfeld war, bei dem Kurfürsten Maximilian Franz über den Magistrat der Stadt, weil er ohne Rücksicht auf die fast „verschwächeten“ Schwestern, nur um möglichst bald und möglichst leicht die Truppen unterzubringen, sie wie Schafherden in das ganz ausgehungerte Kloster treibe. Dieses Schreiben war ohne Wissen der Schwestern abgeschickt worden; aber dennoch ließ sie der tiefgefränkte Stadtrat dafür büßen; denn als nach dem Frieden von Basel die Preußen zur Aufrechterhaltung der Demarkationslinie das Münsterland besetzten, bekamen sie 12 Wochen lang 25 Mann Einquartierung, ohne irgend eine Entschädigung dafür zu erhalten. In den nächsten Jahren blieben sie verschont; nur als am 5. April 1801 preussische Soldaten auf dem Marsche vom Rhein nach Hamburg in Coesfeld eintrafen, mußten sie 19 Mann aufnehmen.

Aber noch viel schlimmere Folgen sollte die französische Revolution für das Kloster haben. Durch den Reichsdeputationshauptschluß zu Regensburg wurde auch das Fürstentum Münster aufgehoben und zum größten Teile Preußen zu erkannt. Nur einzelne Gebiete fielen alten einheimischen Häusern zu, so das Amt Horstmar mit Coesfeld dem Rheingrafen von Salm. Die Annuntiaten mußten der neuen Landesherrschaft in der Person des Hofrates Cappes Treue geloben. Bei dieser Gelegenheit wurde ihnen verboten, Novizinnen aufzunehmen, und es zur strengen Pflicht gemacht, den Tod einer jeden Schwester sofort anzuzeigen. Bald darauf, im Juli 1803, eröffnete ihnen im Namen des Rheingrafen der Hofkammerat und geistliche Vater Wethmar amtlich, daß sie das Kloster zu Coesfeld räumen mußten und in das Tertiariinnenkloster zu Glane versetzt werden sollten. Sie machten alle möglichen Anstrengungen, um das Kloster zu retten; sie schützten ihre strenge Klausur vor; sie wandten sich an das Generalvikariat in Münster, an den Provinzial der Franziskaner. Aber alles war vergebens. Sie fügten sich

schließlich in das Unvermeidliche, ließen die Chorstühle und das Gitter im Sprechhause abbrechen und beauftragten ihren Beichtvater Anton Diekmann, sie nach der neuen Heimat bringen und dort Chor und „Schiebe“ so herstellen zu lassen, wie es die Annuntiatenregel verlange. Am 29. September reisten sie selbst in Begleitung des früheren Provinzials Marzellinus Wolkenbuhr und des geistlichen Vaters ab und kamen abends um 5 Uhr in Glane an. Infolge des liebevollen Entgegenkommens der dortigen Schwestern und ihres Beichtvaters P. Christoph Ellerhorst, war es ihnen möglich, auch in dem Centralkloster eine eigene Klausur einzurichten und das strenge Annuntiatenleben weiterzuführen. Doch war ihnen dieses Glück nicht lange mehr beschieden; ein noch härterer Schicksalschlag traf sie. Napoleons Nachspruch hob 1810 auch dieses Kloster auf und 21 Annuntiaten mußten das Ordenskleid ablegen und wieder in die Welt zurückkehren.<sup>1)</sup> Der letzte Beichtvater war der aus Meppen stammende P. Gregorius Lammers, die letzte „Ancilla“ Maria Cäcilia Frese. Sie war am 7. April 1810 in Gegenwart des Provinzials Joseph Schmedding wieder gewählt worden, nachdem sie schon seit 1804 die Schwestern in Glane geleitet hatte. Andere hervorragende Oberinnen, die zwar alle drei Jahre, seit 1731 in Anwesenheit eines Franziskaners, neu gewählt wurden, aber meistens lebenslänglich regierten, waren Helena Maria van den Hoff (gewählt 1657) Anna Maria Hüge (1660), Lucia Velthaus (1678). Diese resignirte nach 28 jähriger Regierung 1707 und starb 1724. Ihr folgte Brigitta Versen und 1727 Lidwina Berthon.

Biel spärlicher fließen die Nachrichten über die Annuntiaten-Niederlassung in Wiedenbrück.<sup>2)</sup> Sie wurde 1669 begründet und zwar durch Coesfelder Schwestern. Das Kloster, das sich hier ihnen öffnete, gehörte Augustinerinnen.

Diese waren 1458 von Osnabrück nach Wiedenbrück gekommen. Am 25. Juni dieses Jahres hatte nämlich Cord de Hackmester und sein Sohn Otto<sup>3)</sup> dem Nonnenkloster

<sup>1)</sup> Manuskript im Archiv der sächsischen Franziskanerordensprovinz in Düsseldorf.

<sup>2)</sup> Über die Augustinerinnen finden sich mehrere Urkunden im Staatsarchiv in Münster; für die spätere Zeit bildeten die einzige Quelle die „Acta Capitularia“ der sächsischen Franziskanerordensprovinz im Archiv in Düsseldorf.

<sup>3)</sup> Ein Otto Hackmester wird urkundlich 1502 und 1505 erwähnt; vgl. Zeitschrift 49 II (1891), 129. 135.

Domstrop in Dsnabrück ein Haus mit Zubehör in der Ostenportenrove an der Judenstraße in Wiedenbrück zur Gründung einer Niederlassung geschenkt. Dankbar nahmen die Schwestern die in Gegenwart des Richters Hermann Wynnengrups vollzogene Schenkung an, und am 22. September versprachen vor denselben Zeugen die Mutter Geselle Bonnonck und die Schwestern Taleke Aeffhußing, Taleke Minterind und Modete von Antem, nach den vom Wiedenbrücker Magistrat aufgestellten Bestimmungen zu leben und der Leitung des Priors Dietrich und seinen Nachfolgern auf dem Osterberge bei Warburg sich zu unterstellen.

Wie aus mehreren Urkunden sich ergibt, gestattete der Magistrat den Schwestern, verschiedene angrenzende Besitzungen zu erwerben, und befreite sie außerdem auch noch von den städtischen Abgaben. Dies ist um so bemerkenswerter, weil gerade damals andere Städte sich bemühten, das Eigentumsrecht der Klöster möglichst einzuschränken und sie zur Steuerlast mit heranzuziehen.<sup>1)</sup> Welche Faktoren sich in Wiedenbrück in entgegengesetztem Sinne geltend machten, läßt sich nicht sagen; vielleicht war es der Einfluß des Gründers Hachmester. So kauften sie zum Beispiel am 9. April 1470 Güter von Johannes Galgenkamp, Peter Hessonck und Heinrich Bamke. Am 29. November 1473 schenkte Hachmester der Mutter Irmgard Schechels die „Judenstätte“ in Wiedenbrück, und im Jahre 1476 vermachte die Witwe des verstorbenen Reinard Browins zu Dsnabrück ihre sämtlichen Güter in Wiedenbrück dem Kloster. Auch später fanden noch viele Schenkungen und Güterankäufe statt, so 1489, 1502, 1514 und 1527. In der betreffenden Urkunde wurden besonders erwähnt die Mutter Lucke Codes, die Disziplinarmutter Alheyd Hachmester, die Prokuratorin Margaretha Scrobers. Noch kurz vor der Ankunft der Anuntiaten, im Jahre 1665, machte die Witwe des Oberstleutnants Rotger von Plettenberg Catharina Barbara von Dumpstorff infolge letztwilliger Verfügung ihres Gatten eine größere Schenkung.

Doch waren die großen Besitzungen dem Kloster nicht zum Heile. In ihrem Streben nach Besitz verloren die

<sup>1)</sup> Vgl. Wiesehoff, Josef, die Stellung der Bettelorden in den deutschen freien Reichsstädten im Mittelalter. Borna-Leipzig, 1905, S. 44 ff.

Schwestern allmählich den Ordensgeist und begannen dementsprechend ein gemächliches, weltliches Leben zu führen. Sie konnten das um so leichter, weil schon während der Reformationswirren die Augustiner, welche die Leitung der Schwestern hatten, vertrieben worden oder weggezogen waren, und diese sich sodann, allerdings mit Zustimmung des Bischofes, Weltpriester als Beichtväter wählten, die in Abhängigkeit von der Oberin gerieten. Schließlich sah sich das Domkapitel genötigt, entschieden einzugreifen und eine gründliche Reform vorzunehmen. Es wandte sich zu diesem Zwecke an die Annuntiaten in Coesfeld, deren guter Geist schon nach wenigen Jahren überall gerühmt wurde.

Diese willigten ein, und mit Zustimmung des Provinzials Felix Sylvius begaben sich am 25. Februar 1669 fünf Annuntiaten nach Wiedenbrück, um die schwere Aufgabe zu übernehmen. Es waren dies die aus Venlo nach Coesfeld gesandte Anna Katharina Kemmers aus Münster als erste „Ancilla“, ferner Anna Maria Hauerfort als Vikarin, Coleta Menboems als Novizenmeisterin, Anna Margaretha Hesselinck als Küsterin und Theresia Tiedlenborg als „Schieben Schwester“, das heißt als Pförtnerin. Man gab ihnen als Mitgift eine größere Erbschaft, welche ihnen der Lizentiat der Theologie und Kanoniker am alten Dome in Münster Heinrich Albert Rensingh hinterlassen hatte, ferner eine Rentenverschreibung von 300 Reichstaler Kapital, 200 Reichstaler baares Geld, ein großes geschriebenes Missale und Antiphonenbuch und sonst alle nötigen Bücher für den Chordienst. Auch erhielt jede Schwester ein Brevier und die notwendigen Kleidungsstücke. Kurze Zeit darauf wurde das Coesfelder Kloster durch 700 Imperialen aus der Mitgift der Wiedenbrücker Schwester Franziska Tiedlenborg dafür entschädigt.

Die Augustinerinnen erklärten sich bereit, die Annuntiatenregel anzunehmen, sie wurden deshalb 1670 neu eingekleidet, und legten im folgenden Jahre die Gelübde ab.<sup>1)</sup>

Die äußeren Verhältnisse lagen in Wiedenbrück viel günstiger als in Coesfeld. Die Gebäulichkeiten waren in gutem Zustande, und die der heiligen Agnes geweihte Haus-

<sup>1)</sup> Eudorff, die Bau- und Kunstdenkmäler Westfalens, Kreis Wiedenbrück, Münster 1901, 75 sagt fälschlich, die Schwestern hätten die Regel der hl. Klara angenommen.

kapelle genügte allen ihren Bedürfnissen. Die seelsorgliche Leitung übernahmen auch hier die Franziskaner aus der sächsischen Provinz, die seit kurzem fast unmittelbar neben dem Agneskloster eine Niederlassung erhalten hatten.

Folgende Beichtväter sind uns noch bekannt:

Suibertus Borchhorst, lector s. theologiae emeritus (1700),  
 Bernhard Marll, definitor et lector s. theol. emerit. (1702),  
 Bernhard Otto, lector s. theol. jubilatus (1705),  
 Coelestin Zunkley, lector s. theol. emerit. (1708),  
 Otto Knuffer, guardianus emerit. (1711),  
 Fabian Heß (1712),  
 Gerhard de Greef (1715),  
 Samuel Cappers, definitor et guardianus em. (1721),  
 Georg Böfint (1729),  
 Elektus Averdunk (1730),  
 Apollinaris Greun, lector s. theol. em. (1733),  
 Adolf Gobbert, lector s. theol. em. et definitor (1736),  
 Casimir Belbtwisch (1738),  
 Alonius Cordes (1739),  
 Servatius Detten (1742),  
 Casimir Belbtwisch (1744),  
 Richard Helmich, guardianus emeritus (1747),  
 Paschalis Albers (1750),  
 Geraldinus Tappehorn, lector s. theol. emerit. (1753),  
 Burchard Wemhoff (1757),  
 Wilfrid Ellenhorst (1765),  
 Ludwig Abs exdefinitor (1767),  
 Gisbert Bröbting (1781),  
 Ignaz von Henepel, guardianus emeritus (1783),  
 Gisbert Bröbting (1786),  
 Zenobius Meyer (1792),  
 Eduard Lange (1793),  
 Sigismund Populch, lector s. theol. emerit. (1796),  
 Adam Paschmann (1807).<sup>1)</sup>

Auch in Wiedenbrück war die Anzahl der aufzunehmenden Schwestern genau bestimmt und der Provinzial hielt strenge darauf, daß keine Schwester eingekleidet wurde, bevor nicht durch den Tod einer anderen eine Stelle für sie frei geworden war. Wie groß die Anzahl gewesen, wissen wir

<sup>1)</sup> Nach den „Acta Capitularia.“

zwar nicht, doch läßt sich aus einer gelegentlichen Bemerkung aus dem Jahre 1696 schließen, daß sie ähnlich wie in Goesfeld 30 betrug.<sup>1)</sup> Am 25. April 1720 bat die „Ancilla“ die Kapitelsversammlung um die Erlaubnis, mehr als dreißig aufzunehmen; es wurde ihr aber nicht gestattet.

Auch sonst beschäftigte sich diese Versammlung der Oberen der Provinz öfters mit den Angelegenheiten der Annuntiaten. Im Jahre 1684 bestimmte sie, daß beim Gottesdienst das alte im Franziskanerorden eingeführte „Rituale“ gebraucht werden solle. Viele Schwierigkeiten machte es, alle Mißbräuche, die sich im Agneskloster im Laufe der Zeiten eingeschlichen hatten, abzustellen, und da es nicht möglich gewesen, durch Einführung der Annuntiatenregel mit einem Schläge den Ordensgeist auch der älteren Schwestern neu zu beleben, so begegnet uns immer wieder Beschlüsse, welche alte Gewohnheiten beseitigen sollten. Noch dreißig Jahre, nachdem die Annuntiaten das Kloster in Besitz genommen hatten, mußten in Einzelheiten Reformen durchgeführt werden. So verbot zum Beispiel das Kapitel von 1703, mit dem Beichtvater am Gitter oder im Sprechzimmer zu essen, ihm ohne Erlaubnis der Oberin zu schreiben, Verwandte und Bekannte außer an den Einkleidungsagen zu bewirten und den Choralgesang durch kunstvolle weltliche Musik zu ersetzen. Gerade für solche Musik scheint man eine große Vorliebe gehabt zu haben; denn auch später wird dieses Verbot mehrmals eingeschärft, und noch 1732 gab der Provinzial in einem Schreiben an die Oberin seinem Mißfallen darüber sehr deutlich Ausdruck, daß manche Schwestern von weltlichen Lehrern Unterricht in der Musik erhielten, bloß um ihre Eitelkeit zu befriedigen, und untersagte den Schwestern, im Sprechzimmer bloß zur Unterhaltung von Weltleuten Musikstücke aufzuführen.

Nach dem Reichsdeputationshauptschluß durften die Wiedenbrücker Schwestern zwar in ihrem Kloster bleiben, aber in der Aufnahme von Novizinnen waren sie sehr beschränkt, sodaß bei der schließlichen Aufhebung durch Napoleon nur noch elf Schwestern übrig waren, welche die gesetzliche Pension erhielten. Seither besteht kein Annuntiatenkloster mehr weder in Westfalen noch in ganz Deutschland.

<sup>1)</sup> Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Landeskunde von Donabrück, XXIX (1904), 108.



## IV.

### Die Schulen im Fürstentum Corvey bei der Säkularisation.

Von

Oberlehrer Schumacher in Hörter.



Wie das Schulwesen im Fürstentum Corvey nach der Säkularisation unter oranischer Herrschaft neu geordnet worden ist, habe ich im Programm unseres Gymnasiums 1906 dargestellt. Gerade jetzt, wo in Preußen die gesetzliche Regelung des Schulwesens erreicht ist, dürfte es nicht ohne Interesse sein, aus einem damals von der oranischen Regierung eingeforderten Berichte einiges über die Lehrer, ihre Befähigung und ihr Einkommen und über die Zahl der schulpflichtigen Kinder zu vernehmen. Die Berichte sind von den Ortspfarrern eingefordert und verfaßt; die Ortschaften sind alphabetisch geordnet.

1. Albagen. Der Lehrer Franz Sieke besitzt die zu einem Lehramt nötigen Kenntnisse, hat aber als Lehrer keine anderen Einkünfte als von jedem Kinde 6 Mgr. und das Holz, das es zur Heizung mitbringt. Im Winter 1803/4 besuchten 125 Kinder die Schule, wenn also alles Schulgeld einkam, hatte er 20 Rtlr. 30 Mgr. Als Küster hatte er folgende Emolumente, die mit dem Lehramt nichts zu tun haben, sondern bei vorkommenden Streitigkeiten „separabel“ bleiben:

- 1) ein Haus und einen etwa 2 Morgen großen Garten,
- 2) 5 Morgen schatz- und zehntfreies Land und etwa 3 Quart Wiesenwachs,
- 3) für Wein- und Hostienholen 27 Mgr., für Lichtermachen und Lampenstöchen 1 Rtlr. 11 Mgr.,

- 4) pro salario von jedem Meyerhofs 6 Mgr., 4 Mezen Roggen, 1 Brod, 1 Leberwurst, 6 Eyer; von jedem andern Hause aber 7 Mgr. und 4 Eyer,
- 5) bei jedem Hirten hat er all sein Vieh frei, aber in der Mastung 1 als Küster, 1 als Schullehrer,
- 6) Accidentien: Von jeder Copulation 9 Mgr., bei Begräbnis eines Großen 9 Mgr., eines Kleinen 6 Mgr.; bei der legitimen Taufe  $1\frac{1}{2}$  Mgr., bei illegitimen 9 Mgr., bei Provision eines Kranken im Orte 2 Mgr., außerhalb 4 Mgr.

2. Amelungen, I. Evangelisch. Obwohl 3 Filialen (Wehrden mit 7, Blankenau mit 12, Drenke mit 60 luth. Einwohnern zur Pfarrei gehören, gibt es dort keinen evang. Lehrer).

Heinrich Ludwig Christian Ebbecke aus Amelungen, wo sein Vater einige 40 Jahre Lehrer war, ist 43 Jahre alt, besitzt die zu einem Schullehrer nötigen Eigenschaften: er hat eine reine, deutliche Aussprache, hält seine Schulkunden gehörig, singt einen guten Choral, schreibt eine leserliche Hand, rechnet und spielt die hiesige kleine Orgel zu allgemeiner Zufriedenheit. Er gibt auch Privatunterricht im Schreiben, Rechnen und Klavierspielen. In seinen Pflichten gegen den Pfarrer hat er diesem noch keinen Anlaß zur Klage gegeben. Seine Einkünfte sind:

an Roggen	5 Scheffel,
an Hafer	31
an haushalten Brot	55 Stück.

Die sog. Habergrößen betragen	19 Mgr.
Auf Weihnachtsabend	24 Mgr.
„ Ofterabend	24 Mgr.

Von Herrn v. Metternich zu Wehrden als  
 dem Kirchenpatron an Ofterabend 2 Rtlr. 18 Mgr.  
 Zinsen von 40 Rtlr. Schulkapital 2 Rtlr.  
 Von Michaelis bis Oftern von jedem Kinde (40—50) 12 Mgr.  
 Schulgeld., Sommerschule von Oftern bis Mich.  
 wird nicht gehalten.

Bei Kindtaufen	7 Mgr.
Copulationen	12 Mgr.
Beerddigung von Erwachsenen	18 Mgr.
wird die Leiche mit der Schule beerddigt	24 Mgr.
Beerddigung von Kindern	9 Mgr.

Benutzung von 2 Morgen Land und 1 Gemüsegarten. Von der Gemeinheit Drenke erhält er jährlich 10 Brote und 20 Mgr.

Ein Schulhaus ist nicht vorhanden; es ist vor 30 Jahren abgebrannt und nicht wieder aufgebaut. Für Hausmiete erhält er jährlich 5 Rtlr.

Als Kirchenvorsteher hat er zur Benutzung 5 Morgen Bergland und 1 Wiese, wovon 2 Morgen wegen der schlechten Bodenbeschaffenheit nicht bebaut werden können. Dazu kommt noch 1 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Hafer. Hierfür muß er aber den nötigen Communionwein, die Oblaten, Wachs- und Talglichter liefern.

## II. Katholisch. 4 Schullehrer.

A. Im Pfarrdorfe Amelungen: Joseph Alme, seit 4 Jahren Lehrer und Pfarrküster, 42 Jahre alt, vereinigt mit seinen Kenntnissen so viel Fleiß und Fähigkeit, daß nichts an ihm auszusetzen ist. Sein Gesamteinkommen aus beiden Stellen beträgt:

Freie Wohnung mit kleinem Baumhose,  
 ca.  $\frac{1}{2}$  Quart Gartenland etwa . . . 1 Rtlr.  
 5 Morgen Ackerland an und auf dem Berge,  
 höchstens zu  $1\frac{1}{2}$  Rtlr. zu verpachten . 7 Rt. 18 Mgr.  
 6 Morgen Küsterland, liegen „dreisch“ weil  
 sie die Kosten nicht aufbringen.  
 40—50 Schulkinder im Winter 12 Mgr.  
 ca. 13—17 Rtlr. . . . . 15 Rtlr.  
 Aus dem Dorfe  $7\frac{1}{2}$  Scheffel Roggen à 1 Rt. 7 Rt. 18 Mgr.  
 19 Sch. Haber à 12 Mgr. 6 „ 12 „  
 Sog. May-Wochenbrod 58 Stück à 3 Mgr. 4 „ 30 „  
 Ostern und Weihnachten an Opfergeld etwa 2 „ 18 „  
 Von Taufen, Begrabenen, Copulationen etwa 10 „  
 Das ganze Gehalt ohne Wohnung und 2 Klasten  
 Holz aus dem Blankenauer Forst also . 54 „ 24 „

## B. Filialdorf Wehrden.

Lehrer und Küster ist Ferdinand Knipping, 57 Jahre alt, der schlecht schreibt und gar nicht rechnet.

Sein Gehalt besteht in freier Wohnung,

1 Quart Gartenland . . . . . 1 Rt. 18 Mgr.  
 Aus der Gemeinde  $4\frac{1}{2}$  Sch. Roggen à 1 Rt. 4 „ 18 „  
 12 „ Haber à 12 Mgr. 4 „ —

### Von der Hoflammer zu Corvey

4 Sch. Roggen . . . . .	4 Rt.
4 Sch. Gerste à 24 Mgr. . . . .	2 „ 24 Mgr.
Schulgeld von 40—50 Kindern à 12 Mgr. . . . .	15 „
Als Küster erhält er vom Metternischen Hof . . . . .	16 „ 6 „
May-Wochenbrot 25 Stück à 3 Mgr. . . . .	2 „ 3 „
Opfergeld zu Ostern und Weihnachten ca. . . . .	2 „ 18 „

#### C. Auf der Blantenau.

Johann Heinrich Teves, ein 71jähr. Greis. Wenn seine Kenntnisse seinem Fleiß entsprächen, so verdiente dieser rechtschaffene Mann eine der ersten Schulstellen.

Er gibt seine eigene Stube zur Schulstube her, worin er jährlich 16—24 Kinder unterrichtet, die 12 Mgr. Schulgeld zahlen. Außerdem erhält er von Corvey eine jährliche Zulage von 5 Rtlr., so daß sein Gehalt sich auf 10—12 Rtlr. beläuft.

D. Auf der Drenke lehrt Wilhelm Günterberg, der mittelmäßig schreibt. Sein Gehalt besteht aus freier Wohnung und dem Schulgeld von 18—24 Kindern, ca. 7 Rtlr., als Küster erhält er 10 Scheffel Roggen, aus jedem Hause (40) 1 Mgr., 1 Rtlr. 4 Mgr.

Eine Sommerschule wird nicht gehalten. Die Verhältnisse dieses Lehrers waren so traurig, daß er am 9. Dez. 1804 ein Bittgesuch an den Fürsten richtete, ihm freies Brennholz aus den herrschaftlichen Waldungen und freie Mastung für ein Schwein zu gewähren. Nach eingehender Untersuchung durch die Regierung billigte ihm der Fürst am 6. Januar 1805 jährlich 3 Klafter Holz und ein freies Mastschwein zu.

3. Böbber. Joseph Ludwig ist in seinem Betragen tadelfrei, besitzt aber nicht die Kenntnisse, die man von einem Schullehrer erwarten könnte. Er erhält als Lehrer

- 1) von 46 Kindern 12 Mgr. (Winter) . . . . . 15 Rt. 12 Mgr.
- 2) aus einer Stiftung . . . . . 1 „ 14 „
- 3) 8 Scheffel Roggen, 4 Scheffel Gerste.

Ein eigenes Schulhaus besitzt die Gemeinde nicht.

Als Küster bezieht er

- 1) von jedem großen Hause 8 Mgr., von einem kleinen 5 Mgr., im ganzen . . . . . 15 Rt. 18 Mgr.
- 2) aus einer Stiftung . . . . . 1 „
- 3) für kirchliche Einrichtungen . . . . . 1 „ 18 „

- 4) 5—6 Scheffel Haber,  
 5) aus jedem Hause 1 Brod, 1 Wurst, 4 Eyer.  
 6) Er hat bei dem Gemeinbehirten 2 Kühe und 2 Schweine  
 frey, wie auch ein Schwein, wenn Mast ist.

4. Boffeborn. Lehrer Hering ist 56 Jahre alt, hat zwar den besten Willen, leistet aber theils wegen seines Alters, theils weil er in seiner Jugend das Schulwesen nicht erlernt hat, nicht dasjenige, was man jetzt von einem Schulmann fordern muß. Seine Einkünfte bestehen

- a) in einer freien Wohnung, die aber leider *salva venia* einem Stalle ähnlich sieht,  
 b) in 6 Morgen Land, die nicht verdienen gepflügt zu werden,  
 c) in 8 Scheffel Roggen und 4 Scheffel Gerste von der Hochfürstlichen Kammer,  
 d) in 3 Scheffel Roggen, 19 Scheffel Gerste, 9 Scheffel Haber aus dem Dorfe,  
 e) an bar 3 Rtlr. 10 Mgr.  
 f) in Schulgeld von 48 Schülkindern je 12 Mgr.  
 Als Küster und Organist erhält er von jedem Hause 1 Mgr., zusammen 1 Rtlr. 31 Mgr.

5. Brenthausen. Philipp Fischer, 67 Jahre alt, hält die Schule in seinem eigenen Hause ab. Wegen seines Alters und anderer Schwachheiten kann er nicht mehr unterrichten; sein Schwiegersohn muß die Arbeit für ihn tun, trotzdem auch er dazu nicht tauglich ist. Würde aber Fischer seines Dienstes entlassen, müßte er betteln gehn. Er bewirtschaftet 6 Morgen Land; von den 5 Mayerhöfen im Dorfe bekommt er 2 Meßen Roggen, von andern etwa 6 Meßen Gerste, von den noch übrigen Häusern je eine Meße Haber, alles zusammen wohl 2 Malter. Das Opfer am Thomastage bringt etwa  $2\frac{1}{2}$  Rtlr. ein, das Schulgeld (18 Mgr. von 35 Kindern) 15—18 Rtlr., Mietsentschädigung beträgt 2 Rtlr. Bei dem Begräbniß eines Erwachsenen erhält er 9, eines Kindes 6 Mgr., bei jeder Taufe 1 Mgr. von den Eltern und 1 von jedem Gevatter, bei der Taufe eines Jungfernkinds 9 Mgr. Von dem Kloster erhält er jährlich 12 mal große Tafel; von der Kirchengemeinde, wenn er beim Kircheneinigen geholfen hatte, ein Bauernfrühstück: Schnaps, ein Stück Brod, auch wohl etwas dabei, wenn es gepaßt.

## 6. Bruchhausen. A. Evangelisch.

Johann Karl August Wilhelm Müller, 19 Jahre alt, hatte October 1803 in Hörter auf der Regierungs-Kanzlei seine Prüfung im Buchstabieren, Lesen, Rechnen, Schreiben, Katechisiren abgelegt. Er erhält

- a) von 2 evang. Vollmeiern jährlich je 1 Sch. Roggen, zu Weihnachten je 1 Brod und 1 Wurst, zu Ostern je 6 Eyer,
- b) von 21 Halbmeiern und Großköttern 21 Schfl. Haber und Ostern je 4 Eyer,
- c) von 18 Hinterfassen 2 Mtlr. und Ostern je 2 Eyer,
- d) 5 Mtl. Zinsen von einem der evang. Kirche gehörenden Kapital,
- e) 15—18 Mtlr. Schulgeld (40—45 Kinder zu je 12 Mgr.),
- f) 6—8 Mtlr. Stotgebühren. Außerdem hat er freie Wohnung mit Gärtchen, einen größeren Garten vor dem Dorfe, 3—3½ Morgen Land und ein Teilchen Wiesenwachs. Auf eine Bitte um Gehaltszulage wird ihm erlaubt „bei Honoratioren, aber nicht in Krügen Music zu geben, aber deshalb die Schule nicht zu versäumen“.

B. Katholisch.

Johannes Spieker, ca. 42 Jahre alt, folgte seinem Vater im Amte. Er ist zugleich Küster und Vogt. Dieses dreifache Amt bringt ihm z. B. Früchte im Preise von 30—40 Mtlr. ein. Seine Fähigkeiten lassen zu wünschen, doch ist bei den geringen Einkünften kein besserer zu erhalten, umsoweniger, als die katholische Gemeinde nicht einmal ein eigenes Schulhaus besitz. Schon deshalb mußte man ein Subject nehmen, welches wenigstens eine eigene Hütte besaß.

### Einnahmen als Lehrer und Küster:

- a) an Früchten: vom hochabligen Hause 10 Sch. Roggen  
von 6 Meiern 6 " "  
von 12 Röttern 12 " Haber.
- b) an Grundstücken 4½ Morgen schlechtes, weit gelegenes Bergland und ½ Morgen Wiese, ebenfalls von schlechter Beschaffenheit,
- c) an Geld: Aus Kirchengelde . . . 3 Mtlr. 18 Mgr.  
an Zinsen . . . 2 " 9 "  
von 18 Häusern à 4 Mgr. 2 "  
von etwa 20 Kindern . 5 "  
an Accidentien . . . 2 "

## Einnahmen als Vogt:

- a) vom hochadligen Hause . . . . . 5 Rtlr.  
 b) von Insinuationen und anderen gerichtlichen Ver-  
 richtungen ca. . . . . 6 „

7. Fürstenu. Knaben und Mädchen werden besonders unterrichtet. Der Lehrer Joseph Kister, 42 Jahre alt, ist zugleich Küster und muß als solcher Orgel schlagen, die Kirche rein und sauber halten, die Paramente beim Gottesdienst auslegen und dem Pfarrer bei gottesdienstlichen Verrichtungen helfen. Er erhält von jedem Vermögenden jährlich 1 Brot, von den Unvermögenden 3 Mgr., jährlich gegen Martini von der Gemeinde 20 Rt., von jeder Copulation 9 Mgr., von dem Begräbniß eines Erwachsenen 9, eines Kindes 6 Mgr., von jeder Taufe 4 Mgr., von jedem Knaben 24 Mgr. Schulgeld, statt des Holzes von jedem 6 Mgr., wenn Mastung ist, hat er ein Schwein frei. Das Schulhaus der Knaben ist von der Gemeinde erbaut, die es auch in Reparatur erhalten muß.

Die Lehrerin, Anna Maria Speith, geb. Richter, ist 60 Jahre alt und „alter deutscher Sprache“. Ihr Gehalt besteht in dem Schulgeld und Holzgeld von 27—30 Mädchen (18 Mar.), in einem Tlr., den die Kirche bar giebt, in 4 Sch. Roggen und 1 Sch. Erbsen von Corvey. Das Schulhaus gehört ihr eigen zu.

8. Godelheim. Franz Wernercke, gebürtig aus Niesel, Fürstentums Paderborn, 45 Jahre alt, hat schon 21 Jahre als Küster und Schullehrer in der Gemeinde gedient und sich immer als einen rechtschaffenen und treuen Mann erwiesen; alle seine Dienstpflichten hat er mit möglichster Pünktlichkeit und Bereitwilligkeit verrichtet, soweit es seine Fähigkeiten erlaubten. Er lehrt die Kinder lesen: latein und deutsch, buchstabiert nach alter Art und lehrt sie schreiben: lateinische und deutsche Buchstaben aber ohne Orthographie. Im Rechnen versteht er die 4 Spezies; er lehrt die Kinder ferner den Katechismus und biblische Geschichten und übt sie im Singen der Kirchenlieder.

## Seine Einkünfte bestehen

- 1) in  $3\frac{1}{2}$  Morgen Ackerland,
- 2) in  $1\frac{1}{2}$  Morgen Wiese,
- 3) in freier Wohnung samt Garten von ca. 24 Ruten;
- 4) in dem Schulgeld (12 Mgr. von etwa 40 Kindern).

Als Küster erhält er

- 1) 14 Scheffel Roggen, 9 Scheffel Gerste,
- 2) auf St. Thomas 14 Brote, 14 Leberwürste und 4 Mtlr. 33 Mgr. bar,
- 3) für Besorgung der Uhr 12 Brote auf Montag,
- 4) für Orgelspielen 2 Mtlr.,
- 5) von einem Paar, das heiratet, 12 Mgr., von dem Begräbnis eines Alten 12, eines Kindes 6 Mgr., von einer Taufe  $4\frac{1}{2}$  Mgr. Die Gemeinde hat ca. 300 Kommunikanten, wonach dies berechnet werden kann.
- 6) Der Lehrer hat allerdings sein freies Holz, er soll es aber seit 20 und etlichen Jahren nicht mehr fahren lassen, sondern auf Schubkarren holen.

Ich führe dies nur in Rücksicht des Schulwesens an. Es muß nach meiner unmaßgeblichen Meinung darunter leiden, wenn der Lehrer sein Holz selbst holen muß. Meine gute Absicht wird mich entschuldigen, wenn ich hier einige Tatsachen anführe. Die erste ist, daß ehemals der Küster 4 auch wohl 5 Fuder Holz jährlich bekommen hat, das zweite ist ein postscriptum zu einem decretum huxar. in judicio ecclesiastico d. d. 19. Nov. 1692, worin es heißt: Ferner soll die Gemeinde dem Mülleren als Organisten ohne einzige Wiederrede wie vorher sein Holz fahren und darin keinen Mangel spüren lassen. gez. Ferdinand von Karstedt, Prior.

#### 9. Hörter. A. Evangelische Schulen.

Rektor Karl Heinrich Wilhelm Wiederhold, Sohn des hiesigen Bürgermeisters, Regierungsadvokaten und Justitiarii, geb. 26. September 1773. Nachdem er von seinem Vater den nötigen Unterricht erhalten, hat er zu Rinteln  $1\frac{1}{2}$  Jahre auf der Schule,  $\frac{1}{2}$  Jahr auf der Universität daselbst und noch 2 Jahre auf der Universität in Helmstedt studiert. Nach absolvierten Studien ist er von Michael 1794 bis zu seiner Einführung als Rektor am 18. Febr. 96 Hauslehrer bei dem Landrentmeister Scholing gewesen. Um die Fähigkeiten eines Lehrers zu bestimmen, muß man auf seine Kenntnisse, auf seine Lehrgabe und auf seinen sittlichen Charakter Rücksicht nehmen. Beurteilt man nun den Rektor nach seinen Kenntnissen, so findet sich durch seinen Unterricht das bestätigt, was man von ihm als einem Manne, der mehrere Jahre auf Akademien zubachte und sich dem



Studium der theologischen Wissenschaften widmete, erwarten muß, daß er nämlich in Hinsicht seiner Einsichten und Kenntnisse die Geschicklichkeit besitzt, welche von einem Jugendlehrer, der das ist, was er sein soll, nicht getrennt werden kann. Er leistet daher auch mehr, als eine vor ein Paar Jahren auf gut Glück wiederum aufgelegte dürftige Lectiонтabelle vom Jahre 1765 von ihm fordert. Denn er unterrichtet außer im Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion auch in der Naturgeschichte, etwas in der Geschichte der Menschheit, im Latein, Geographie, Orthographie. Unstreitig würde er durch seine Kenntnisse noch nützlicher sein können, wenn sein dürftiges Gehalt und die Unvorbereithet aller Schüler, die er immer aus der Conrektorklasse erhält, ihn nicht in die Nothwendigkeit versetzte, so viele Privatstunden zu geben, welche ihm unmöglich die Zeit lassen können, welche man ihm lassen sollte, um sich alles dessen vorher zu erinnern, was er seinen Schülern sagen könnte. Lehrgabe oder Vortrag und Methode kann man dem Rektor W. ebensovienig als Kenntnisse absprechen. Er besitzt die Geschicklichkeit, in der Art und Weise des Unterrichts zu ändern und zu wechseln und Mittel und Wege zu finden oder von anderen erfundene zu benutzen, um das Lernen den Kindern zu erleichtern und angenehmer zu machen. Mit dieser Methode verbindet er ein gewisses, ruhiges, bescheidenes Wesen — das indessen nicht ohne Ernst ist —, welches auch Kindern wohlthut und sie zu dem Lehrer hinzieht. Von seinem Eifer für die Sache und von seinen Lehrgaben zeugen unter anderen auch die Präsente von Büchern, welche er jährlich — ungeachtet seines kümmerlichen Gehaltes — den besseren Schülern zur Aufmunterung und Belohnung macht und die eingeführte Tabelle über den Rang der Schüler nach ihren Kenntnissen in den verschiedenen Unterrichtsgegenständen, über das fleißige Besuchen oder Versäumen der Unterrichtsstunden, über das frühere oder spätere Erscheinen in denselben. Durch die Unbescholtenheit seines Wandels flößt er seinen Schülern nicht nur Achtung gegen sich selbst ein, sondern wird ihnen auch zu rühmlichem Vorbilde.

Wenn sich so die Qualifikation zum öffentlichen Lehrer der Jugend bei dem Rektor W. hinlänglich bewährt, so ist es um so mehr zu bedauern, daß seine bisherigen Einkünfte als öffentlicher Jugendlehrer mit seiner Geschicklichkeit

und seinem Eifer und den Verdiensten, welche er sich um den Staat erworben, in gar keinem erwünschten Verhältnisse stehen.

Von der Stadt erhält er:

1) bar 50 Rtlr., 2) Hausmiete (nebst Steuer- und Einquartierungs-Freiheit) 5 Rtlr., 3) 3 Malter Roggen à 4 Rtlr. = 12 Rtlr., 4) 3 Malter Gerste à 3 Rtlr., 5) 1 Garten im Brückfelde 1 Rtlr., 6) 1 Garten vor dem Petritore 9 Mgr., 7)  $\frac{1}{2}$  Morgen Wiese vor dem Petritore 2 Rtlr., 8) am Neujahrstage für das Halten des Evangelienbuches bei der Beeidigung des Magistrats 18 Mgr.

Von den Kirchen erhält er:

- a) Zum Beweise der Zufriedenheit mit dem Rektor und zur Aufmunterung auf dem betretenen Wege fortzuschreiten von St. Kiliani 20 Rtlr.,
- b) als Schulgeld für Kinder armer Eltern aus dem Armenstock von St. Kiliani 1 Rtlr. 12 Mgr., von St. Petri 3 Rtlr.,
- c) von St. Petri auf Weihnachten 1 Wachsstock 6 Mgr.,
- d) vom Bröckelmannschen Legat 8 Rtlr.

An Schulgeld erhält er von jedem der etwa 25—30 Kinder 26 Mgr., also etwa 18 Rtlr., an Begräbnisgebühren erhält er etwa 8 Rtlr. Dazu kommen noch die Privatstundengelder, die sich auf 60 Rtlr. jährlich belaufen; das Gesamteinkommen beträgt also knapp 200 Rtlr.

b) Der Lehrer der 2. Knabenklasse ist Conrektor Benedikt Ludolf Georg Gruse, geb. 30. Nov. 1741 in Siboldshausen auf dem Eichsfeld, wo sein Vater Apotheker war. 7 Jahre besuchte er die Schule in Osterode, 2 Jahre studierte er in Göttingen, wurde nach mehrjähriger Tätigkeit als Hauslehrer 1773 in Höfster als Conrektor und Kantor „introduziert“. Er befriedigt die Forderungen nicht, die man in Hinsicht der Kenntnisse und Lehrgaben an einen Schullehrer machen soll. Man verlangt von ihm den Unterricht in Buchstabenkenntnis, Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Religion und biblischer Geschichte. Sein Unterricht in der Religion besteht aber in bloßer dogmatischer Formulartheologie, wozu die Mosaischen Gebote gesellt werden. Und mit diesem Vorrathe, welcher den Inhalt des Gesenius'schen Katechismus Luthers ausmacht, wird das Gedächtnis als eine Maschinerie beschäftigt, ohne das Herz nur im minde-

sten zu berühren. Die übrigen Lehrgegenstände werden ebenso mechanisch betrieben. An intellektuelle und moralische Bildung ist hier gar nicht zu denken, wo gar keine Idee von allmählicher Entwicklung der Seelenkräfte und ihrer Richtung auf das Gute herrscht und dabei das Herz so leer als der Verstand bleiben muß. Der Ton des Konrektors Cruse im Betragen gegen die Kinder und im Vortrage ist der schon seit Jahren verrufene Schulten. Eine eigentliche Methode sucht man bei ihm vergebens. Was seinen moralischen Charakter betrifft, so ist hinzuzufügen, daß das Urteil der Eltern auf das Urteil der Kinder über denselben oft nachteiligen Einfluß übt. Seine Armut bei seiner zahlreichen Familie hat den Konrektor zum Sinken gebracht; für ihn selbst ist Geld zur Kleidung schon „kolligiert“ worden. Sein Gehalt ist seit 30 Jahren gleich; er bezieht von der Stadt 1) bar 40 Rtlr., 2) 12 Scheffel Roggen 12 Rtlr., 3) freie Hausmiete 10 Rtlr., 4) 2 Morgen Land 8 Rtlr., 5) Wiese im Brückfelde 3 Rtlr., 6) Garten 18 Mgr., von der Kilianigemeinde 1) vom Bröckelmannschen Legat 8 Rtlr., 2) vom Sieverdschen 2 Rtlr. 18 Mgr., 3) vom Ziegenhirtischen 1 Rtl., 4) vom Bömelburgschen 9 Mgr., 5) Garten 1 Rtlr., 6) Wachsstock zu Weihnachten 6 Mgr., 7) aus dem Armenstock 1 Rtlr. 12 Mgr., dazu 1 Rtlr. aus St. Petri; Schulgeld von 35—50 Kindern durchschnittlich 30 Rtlr., Begräbnisgeld 6 Rtlr. Aus Privatstunden bezieht er etwa 20 Rtlr., Gesamtgehalt also etwa 145 Rtlr.

c. Organist Andreas Justus Jariß, Mädchenschullehrer aus Schönstedt in Sachsen. Er war 5 Jahre in Hann. Münden auf der Schule und im Chor, von wo er vor 36 Jahren nach Hörter berufen wurde. Seine Kenntnisse als Schullehrer bestehen in Buchstabieren, Buchstabenkenntnis, Lesen, Schreiben, Religionskenntnis und Kenntnis der biblischen Geschichte. In Hinsicht der Religion besteht der Unterricht im fleißigen Abfragen des Gesenius'schen Katechismus Luthers und dann in Einprägung streng dogmatischer Formulatheologie, deren Begriffe vorgesagt und nachgesagt werden. Wie man mit diesen Materialien und dieser Methode die Verstandeskräfte der Kinder entwickelt und an ihr Gefühl spricht, liegt am Tage. Den Abc-Schülerinnen wird das Abc nach der gewöhnlichen Ordnung vorgesagt und die Kinder sagen es nach, bis sie es einmal behalten. Die

Lesenden lesen in der Bibel Schritt für Schritt jedoch ohne Erklärung. Die Schreibübungen kann man keine Übungen in der Kalligraphie nennen, da die Kinder nur das Vorgeschriebene nachschreiben und ihnen die Korrektur ganz erlassen wird. Mehr Interesse am Werk und mehr Schuldisziplin wäre nicht überflüssig. Viele Eltern lassen ihren Töchtern aus wirklichem Bedürfnis vom Rektor Wiederhold Privatstunden geben.

Jaritz erhält von der Stadt:

1) bar 30 Rtlr., 2) Garten 1 Rtlr., 3)  $\frac{1}{2}$  Morgen Land im Brückfelde 2 Rtlr., 4) Hausmiete 6 Rtlr.; von der Kirche 1) vom Brückelmannschen Legat von St. Kiliani 8 Rtlr., 2) aus den Armenstöcken beider Kirchen 2 Rtlr. 12 Mgr., an Schulgeld etwa 30 Rtlr., also rund 80 Rtlr.

Ein bestimmtes Schulgeld für die Mädchen war nicht festgesetzt. Der Lehrer bekommt wöchentlich von jedem Kinde 1 Mgr., wer aber nicht kommt, zahlt nicht, und deshalb lassen viele Eltern ihre Kinder das halbe Jahr zu Hause, um es zu sparen. Im Sommer ist kaum der 10. Teil in der Schule.

#### B. Katholische Schule.

In dem hiesigen gymnasio haben bis 1802 zwei Brüder aus dem hiesigen Minoritenkloster die lateinische Schule versehen und die Studenten ohne Unterschied der Religion soweit gebracht, daß sie aus dem hiesigen gymnasio die philosophischen Klassen besteigen konnten. Das Kloster erhält aus der Landkasse für diese 2 Professoren nicht mehr als 40 Rtlr. Jeder Student zahlt jährlich 4 Tlr. Zur Zeit ist nur 1 Priester vorhanden: P. Professor Benedictus Heitmann, 1777 zu Warendorf geboren. Er besitzt mehr Tätigkeit und Fähigkeit, als zu seinem Amte notwendig ist. Neben ihm wirkt als Lehrer an der katholischen Schule Franz Weiskamp, als Ersatz für den 1802 gestorbenen Minoritenpater Abel, 1782 in Hörter geboren. In dem gymnasio dahier hat er die 5 unteren Schulen abgemacht, dann zu Münster die Philosophie wie auch den ganzen Kursus in der dasigen berühmten Normalschule absolviert. Er hatte von Münster folgende Zeugnisse mitgebracht: Franciscum Weiskamp Huxariensem praelectiones meas ex psycho-

logia et logica sedulo hactenus frequentasse, morum quoque et vitae integritate nec non proficiendo studio profectoque sese plurimum commendasse testor

Ferdinandus Überwasser, psychologiae  
logicesque in univ. Monast.

Professor mp.

Monasterii d. 6. Augusti 1803.

Daß der Herr Weistamp aus Hörter im Herbst 1803 dem Unterricht in der Normalschule vom Anfang bis zum Ende beigewohnt habe, bescheinigt

Münster, 2. Nov. 03.

H. Overberg,

Lehrer der Normalschule mp.

Seine Einkünfte bestanden in 20 Rtlr., die der zeitliche Dechant zahlte, 12 Mgr. Schulgeld halbjährlich von jedem (ca. 50) Schulknaben und für den Winter in einem Schubarren Holz oder je 9 Mgr. von jedem Kinde.

Die Mädchen (47) werden unterrichtet von der Lehrerin Gertrudis Zimmermann, geb. Ewede, 48 Jahre alt. Ihre Aufführung ist unsträflich, ihre Unterrichtsart lobenswürdig. Die Hälfte der Kinder kann entweder gar nicht oder nicht ohne große Beschwernisse das Holz- und Schulgeld zahlen. Die Einkünfte sind jährlich 15 Rtlr. von der Hochfürstlichen Kammer, 4 Rtlr. von dem bischöflichen Vikariat, 5 Rtlr. von dem Oberforstamt, 12 Mgr. Schulgeld von jedem Schulkind und im Winter eine Schubarre Holz oder je 9 Mgr.

In Hörter gibt es für die katholische Schule kein Schulhaus, weder für Knaben noch für Mädchen.

10. Lüchtringen. Der Lehrer Anton Köhne, 30 Jahre alt, hat ungefähr 150 Schüler, Knaben und Mädchen, die en pelemele bei einem einzigen Schullehrer gehen, zu unterrichten. Längst wäre Abhülfe nötig durch eine Lehrerin, die neben den Schulbüchern Weiblichkeiten, Sittlichkeiten und Anleitung in Nähen und Stricken geben müßte. Aber es bleibt bei Projekten, weil der Lehrer sonst seine kümmerliche Nahrung noch teilen müßte. Der Lehrer hat noch eine alte Mutter zu ernähren und treibt außer seinen Dienstpflichten keine anderweite surrogante Handlung. Er besitzt eine gute Grundlage in der deutschen Orthographie, spricht allgemein genießbares Deutsch, wodurch er zugleich seine Schuljugend zur Abschaffung der gemeinen Landsprache anhält. Er

schreibt eine gute Hand neueren Stils und spricht auch etwas Französisch. Die Rechenkunst versteht er ausreichend, um sie allenfalls lusttragenden Schülern beibringen zu können. Er sieht auf die Reinlichkeit der Kinder, daß sie nicht ungewaschen und ungekämmt zur Schule kommen dürfen.

Er bebaut 1 Morgen Land, 2 kleine Feldgärtchen,  $\frac{1}{2}$  Morgen Wiese; aus einer milden Stiftung erhält er 1 Rtlr. 6 Mgr., wovon 3 arme Kinder frei gelehrt werden müssen. An Schulgeld erhält er etwa 50 Rtlr. (12—18 Mgr. von jedem Kind).

11. Ottbergen. Johannes Filmar, 40 Jahre alt, hat keine Studien, ist von Erziehung ein Bauersmann, von Profession hat er etwas Kenntnisse von Holzarbeiten. Seine Erfahrungheit im Lesen, Schreiben und Rechnen ist ziemlich, jedoch nicht sonderlich. Er wird für unruhig ausgegeben, und daß er sich in allerlei fremde Händel einzumischen pflege.

Er bebaut 3 Morgen Land, einen Garten, erhält 10 Scheffel Roggen, 26 Scheffel Hafer, zu Weihnachten 10 Brote, 10 Leberwürste, vor Ostern 256 Eier. An bar empfängt er 21 Mgr. Sammelgeld zu Weihnachten, Michaelis 3 Rtlr. 8 Mgr., 1 Rtlr. 33 Mgr. von fundierten Capitalien. Für jedes Kind (40—50) erhält er 24 Mgr., für Rüsterdienste 7—8 Rtlr. jährlich. Bei dem Gemeinheitsbüten darf er eine Kuh und ein Schwein frei mittreiben, daneben noch freies Brennholz. Außerdem hat er eine kleine „Handelschaft“, erwirbt etwas durch Holzarbeiten und macht Musik bei Dorfsusbarkeiten.

Wie schwer aber diese geringen Einkünfte einliefen, zeigt folgende Eingabe des Lehrers an den Regierungsdirektor v. Porbeck in Hörter vom 16. November 1804: „Es ist dahier in Ottbergen der Gebrauch, daß ein zeitiger Rüster und Schullehrer die ihm von einem jeden Einmohner zukommenden Gebühren, als Haber, Roggen, Schul- und Michaelisgeld, besonders Roggen und Haber, aus einem jeden Hause gleichwie der Schweinehirt zusammentragen muß, wodurch derselbe dann oftmals in Verrichtung seines Amtes nicht nur zum Schaden der Schuljugend gestört und verhindert, sondern auch selbst wie hier gewöhnlich betrogen wird; denn wenn es jemand von den Einwohnern mal einfällt, daß der Rüster seinen Haber oder Roggen haben soll,

so läßt er Vor- oder auch wohl Nachmittag sagen: man solle den Haber oder Roggen sich abholen! und dann liegt nach dem Dreschen der schlechteste Hintertheil, welches dennoch mit Raben so vermischt ist, daß man es ohnmöglich ohne zuvor gereinigt, in etwa benutzen kann und dennoch immer schlechtes Wesen bleibt, auf der Tenne ganz allein —!! und will man sich dann nicht auf die schlimmste Art injurieren lassen oder ganz ins Leere setzen, so muß man damit stillschweigend nach Hause gehen oder reinigen es so gut wie man kann. Was nun auch das dem Küster zukommende Schul- und Michaelsgeld anbelangt, so sieht solches ebenfalls sehr kläglich aus! Man muß selbiges erst noch mal mit Wegen verdienen; man leidet gar öfters den größten Mangel! und dennoch muß man den ohnehin geringen Einkünften Jahre lang mit weinenden Augen nachsehen.

Da nun schon längst an einigen Orten des hiesigen Landes der löbliche Gebrauch ist wie zu Lücktringen, daß daselbst der Küster und Schullehrer gleich nach Michaeli nach dessen eigenem Belieben einen gewissen Tag zur Hebung seiner sämtlichen Einkünfte in seine Wohnung bestimmt und diejenigen, welche ihm auf diesen bestimmten Tag keine Ablieferung leisten, werden sofort executive dazu angehalten; ein solcher Gebrauch verdient gewißlich allen Beifall, auch versteht es sich von selbst, daß derjenige, welche eine Schuldigkeit an andere zu entrichten habe, auch verbunden ist, solche an Ort und Stelle zu gehöriger Zeit zu liefern.

Solchem nach ist und gelangt zu Ew. Hochwohlgeborenen Gnaden mein unterthänigstes Suchen und Bitten! Daß Hochdieselben das comisorium solcher Verfügung dem Freiherrlich von Kannischen Gerichte zu übertragen, daß Hochdasselbe dafür Sorge, daß mir jetzt und in Zukunft reine und untadelhafte Früchte der einmal den Küstern festgesetzten Gebühren wie auch sonstiger Schul- und Michaelisgelder auf einen bestimmten Tag ins Haus geliefert werde gnädigst geruhen wolle.

Ersterbe in tiefstem Gehorsam

Ew. Hochwohlgeborenen Erzellenz  
unterthänigster Knecht Joseph Filmar,  
Schullehrer in Ottbergen.

Dem Antrage des vielseitigen Petenten entsprechend wird der Lüttringer Brauch für das ganze Land verordnet.

12. Ovenhausen, wohin auch aus Mangel eines Schulfonds und Schulhauses und eines fähigen Lehrers die Kinder aus Lütmarßen kommen. Lehrer ist Philipp Kleffner aus Stadlberge, 33 Jahre alt. Seine Fähigkeiten im Wissen und im Vortrage entsprechen seinem Amte, sein Charakter ist ohne Tadel. Wenn aber nichts gewirkt wird, so liegt die Schuld weder am Pfarrer noch am Schullehrer, sondern an den vielen Hindernissen, die nur durch eine weise Schulverordnung und eine genau darauf wachende Commission aus dem Wege geräumt werden können. Zu diesen Hindernissen zähle ich vorzüglich das sowohl in politischer als moralischer Hinsicht verderbliche Einzelhüten des Viehes durch Kinder.

Zu seinen Einkünften gehören:

- a) ein Schulhäuschen, das seiner Bestimmung nicht entspricht. Um diesem Übelstande abzuhelpen, hat der Fürstbischöf bereits vor 3 Jahren das Eichenholz geschenkt und anweisen lassen; die Sache ist aber ins Stocken geraten und das Holz steht noch auf dem Stamm.
- b) ca.  $\frac{1}{2}$  Morgen Gartenland am steilen Kapenberge,
- c) 8 Morgen Land, wovon aber nur  $3\frac{1}{2}$  Morgen gebraucht werden können; das andere liegt dreifsch und lohnt die Arbeit nicht, die es erfordert,
- d)  $3\frac{3}{4}$  Scheffel Roggen aus 10 Häusern in Ovenhausen, 55 Scheffel Hafer aus 110 Häusern,
- e) ein Hausmannsbrod aus jedem Hause in Ovenhausen und Lütmarßen,
- f) ein Mariengroschen aus jedem Hause für das Orgelspiel,
- g) 5 Scheffel Gerste aus Lütmarßen,
- h) 8 Scheffel Roggen und 4 Scheffel Gerste vom Fürstlichen Kornboden,
- i) von jedem Schulkinde (ca. 60) 18 Mgr., die aber nie ganz einkommen,
- k) jura stolae ca. 6 Mtlr. und
- l) freies Brennholz.

Wie es mit dem unter a erwähnten Schulhause aussah, zeigt uns die Eingabe des Lehrers an die Regierung vom 21. Januar 1805. Es heißt darin: „Ohne Hochfürst-



licher Regierung mit einer ekelhaften Schilderung meiner Wohnung und der Schulstube, worin die Kinder sozusagen eingepackelt sitzen müssen und daher s. v. Krätze und Ungeziefer sich wie ein Lausfeuer (sic!) über die ganze Schule verbreiten und letztere mich selbst nicht unvershont läßt, beschwerlich zu werden und ohne anzuführen, daß in einem niedrigen, vollgepfropften Loch die Gesundheit der Kinder und des Lehrers äußerst leiden, bitte ich nur um die Gnade, daß Hochfürstliche Regierung dem Herrn Landbaumeister den Auftrag geneigtest geben möge, um das hiesige Schulhaus in Augenschein zu nehmen und auf dessen Bericht das erforderliche gnädigt zu verfügen."

Das Ergebnis der Besichtigung durch den Landbaumeister Eberhard (Bericht vom 22. 3. 05) ist folgendes: Das Haus ist 30' lang, 36' breit und enthält außer der Tenne, dem Stalle und der Küche die Schulstube, welche 16' lang, 10' breit und  $7\frac{1}{2}'$  hoch ist. In dieser sitzen 96 Kinder. Der Fußboden, welcher voller Löcher und aus Erde gemacht ist, ist beständig feucht, die Ausdünstung desselben und die der vielen Kinder verpestet die Luft, sodaß Lehrer und Kinder krank werden müssen; sodann ein Wohnstübchen, welches 10' lang, 9' breit und 6' hoch und in schlechtem Zustande ist. Die 2. Etage ist zur Wohnung ganz unbrauchbar, weil dieselbe nur 5' hoch ist. Sollten dem Hause 14—15' angehängt werden, so könnte das des Raumes wegen wohl geschehen, allein dadurch wird zu wenig gewonnen, weil die Etagen zu niedrig sind. Ein ganz neues auf diese Stelle zu setzen, wäre schade, weil das alte für einen Bauern noch sehr gut wäre und die Bauern sich mit Armut zu sehr beklagen. Der Baumeister fragt schließlich an, ob er den Bauern vorschlagen dürfe, das alte Haus zu verkaufen und an einer andern Stelle ein neues zu errichten.

Bei diesem Bescheide blieb es zunächst. Am 14. Juli 1806 fragte der Pfarrer Strathmann bei der Regierung an, was geschehen solle, und schilderte in beweglichen Worten die Unzulänglichkeit der Schulräume. Für die jetzt 130 Kinder zählende Schule sei der Flächeninhalt (21' lang, 13' breit, 8' hoch) des Schulzimmers zu klein. Wenn auch die Kinder klassenweise ihre Schulkunden haben, müssen doch

immer zwei Drittel Raum haben, weil die folgende Klasse besonders im Winter nicht vor der Thür warten kann, bis die Beschäftigung angeht, und beim Religionsunterricht muß die Schule sämtliche Kinder fassen können. Die Kinder sehen im Winter aus wie Leichen, weil sie nichts wie Sticdstoff atmen können; der Schullehrer, der seine Pflicht pünktlich erfüllt, läuft Gefahr sich die Schwindsucht zu erarbeiten.

Am 26. Juli berichtet der Landbaumeister, daß die Gemeinde sich für zu arm halte, um ein neues Schulhaus bauen zu können. Sie habe das alte etwas ausbessern und neue Fenster in die Schulstube setzen lassen. Nach einem andern schicklichen Orte habe er auch jetzt wieder vergebens gesucht. Daraufhin verfügte die Regierung an den Ortsvorsteher, binnen 4 Wochen zu berichten, ob die Gemeinde ein neues Schulhaus bauen oder ein anderes, mit einer großen Stube versehenes Haus zum Schulhaus ankaufen wollte. Mit dem neuen Schulhause ließe sich vielleicht ein neuer Gemeindebackofen verbinden, der dann grade wie in Bruchhausen verpachtet werden und der Gemeindefasse eine gute Einnahme verschaffen könne. Für den Fall der Weigerung droht die Regierung mit scharfen Maßregeln.

Darauf antwortet der Vorsteher am 10. September 1806: Unter der bischöflichen Regierung sei der Gemeinde aufgegeben, eine neue Stube bauen zu lassen, einen neuen Ofen anzuschaffen und einen Keller verfertigen zu lassen. Das sei geschehen, und er sei überzeugt, daß das Odenhauser Schulhaus noch eins der besten im ganzen Lande sei. Wenn alle 130 Kinder zusammen zur Lehre herangezogen würden, sei es freilich zu klein, aber in der höchsten Verordnung vom 10. April 1806 heiße es § 11 und 12 ausdrücklich, daß die Schulen auf dem platten Lande in 3 Klassen einzuteilen seien, die getrennt unterrichtet werden müßten. (S. Corveyer Intelligenzblatt 1806, St. 20.) Wenn diese Verordnung befolgt würde, hätten die einzelnen Abteilungen genug Raum. Statt also auf einen Neubau zu drängen, sollte die Regierung vielmehr für Befolgung der Schulordnung sorgen. Der Lehrer bekümmere sich nämlich gar nicht darum und habe auch die Verordnung nicht öffentlich bekannt machen lassen. Außerdem bekleide er die Vogts(Ortsdiener)stelle und werde manchmal durch Dienstverrichtungen, die

zur Bogtsstelle gehörten, von dem Schuldienst fern gehalten, trotzdem § 32 verordne, daß ein Schullehrer, welcher seinen Dienst richtig versehen will, alles vermeiden soll, was ihn von seinem Hauptzweck abhalten kann und es in § 33 heiße: Während der Schulzeit soll der Lehrer zu keinen andern Geschäften, wodurch der Unterricht unterbrochen wird, abgerufen werden. Er beantragt schließlich die Bogtsstelle von der Schulstelle zu trennen.

Auch dem Fürstbischof wird dies Gesuch um Trennung von Schul- und Bogtsstelle unterbreitet. v. Porbeck fordert von dem Generalvikariat eine gutachtliche Äußerung über den Neubau ein. Die anmaßliche Beschwerde der Gemeinde könne mit Stillschweigen übergangen werden, weil das in separato untersucht werden soll. Das Vikariatgericht erklärt das Schulhaus für zweckwidrig; Neubau oder Ankauf eines andern Hauses sei auch dann notwendig, wenn die Schulkinder in Klassen eingeteilt würden. Bei dem jetzigen Schulhaus sei an eine Absonderung von Knaben und Mädchen, die für die Sittlichkeit so notwendig und durch die neue Schulordnung vorgeschrieben sei, nicht zu denken. Am 21. Oktober 1806 teilt die Regierung der Gemeinde mit, daß ein Neubau errichtet werden müsse.

Zur Trennung von Schul- und Bogtsdienst hatte der Ortspfarrer Strathmann am 19. Oct. 06 an die Regierung berichtet: „So viel ich mir auch Mühe gegeben habe, um die Ursache der Beschwerde, welche die hiesige Gemeinheit gegen den Schullehrer Kleffner sowohl beim Bischof als auch bei Regierung vorgebracht habe, zu entdecken, so habe ich keine einzige begründete Ursache gefunden. Die Angabe, es würde die Schule wegen der Bogtsdienste versäumt, ist unwahr. Die Schule ist vor der Schulverordnung so pünktlich gehalten, daß in diesem Punkte der Lehrer keinem im Lande nachstand und nach erschienener Schulverordnung ist dieser von Seiten des Lehrers nachgelebt. Außer Spieltagen ist der Lehrer meines Wissens nicht nach Hörter gewesen, und man wird nicht beweisen können, daß die Kinder in einer Woche mehr als einen Nachmittag zu Spieltagen gehabt haben. Was die Vereinigung der beiden Dienste angeht, so würde ich zuerst gegen sie auftreten, wenn diese beiden Funktionen in Kollision kämen. Allein die Natur

des Vogtsdienstes macht ihn so sehr verträglich mit der Stelle eines Lehrers. Denn welches sind die Verrichtungen eines Vogtes? Insinuationen, Publicanda, Besichtigungen mit den Feldtaratoren usw. Alle diese Verrichtungen können nicht zur Schulzeit vorgenommen werden, weil dann die Bauern nicht zu Hause sind, sie geschehen daher immer gegen den Abend. Aber woher die Beschwerde? es muß doch etwas zu Grunde liegen. Ich erinnere mich, daß über die Beschwerde schon lange gebrütet wurde, weil der Lehrer den Vogtsdienst erhielt, der nicht aus hiesiger Gemeinde gebürtig ist."

Durch Verfügung vom 29. Nov. 1806 wurden alle Anschuldigungen als falsch zurückgewiesen; Kleffner blieb auch Vogt.

13. Stahle. Der Lehrer Johann Friedrich Ludwig, 55 Jahre alt und schon 33 in „Stelle“, ist kein studierter Mann, hat mithin nicht orthographisch schreiben gelernt. Er schreibt jedoch eine gut leserliche Hand und ist fähig genug, die Jugend auf dem Lande im Lesen und Schreiben, in Religionsgründen und Christentum zu unterweisen; auch mittelmäßig Klavier- und Orgelspiel und etwas Zeichnen versteht er. Er ist zugleich Küster. Er hat ein freies Haus von der Gemeinde. Dies ist aber, wie das alte Pfarrhaus dergestalt müßig und baufällig, daß er so wenig Schule als Haushaltung darin halten kann, sondern in seinem Hause, das er mit seiner Frau erheiratet hat, Schule hält. Er hat außerdem

- 1) von jedem Kinde (54) 12 Mgr.,
- 2)  $\frac{1}{4}$  Morgen Gartenland,
- 3) ein kleiner Teil Wiesenwachs,
- 4) 16 Scheffel Roggen und 34 Scheffel Gerste,
- 5) zu Weihnachten 19 Brote und 19 Würste,
- 6) von jedem Meyer 6 und von jedem Röther 4 Eier,
- 7) an Stolgebühren: von einer Copulation 9 Mgr., von der Taufe eines ehelichen Kindes 1 Mgr. 4 Pf., eines unehelichen 18 Mgr., von dem Begräbniß eines Erwachsenen 9 Mgr., von den Verfehlgängen 4 Mgr.

Außerdem hat er freie Trift seines Viehes mit dem Gemeindebirten und, wenn Mastung ist, ein Schwein frei.

Auf Grund dieser Berichte wurde von der oranischen Regierung das Besoldungswesen neu geordnet. Wie das in den einzelnen Gemeinden gewesen ist, läßt sich nicht mehr feststellen; nur von Hörter wissen wir etwas Näheres. Dort wurde eine eigene Schulkasse gegründet, in die die Beiträge des Staates, der Stadt, der Kirchengemeinden, die Polizeistrafen, nach Abzug der Hälfte für den Denunzianten flossen. Aus dieser Kasse erhielt der Rektor Wiederhold an bar 256 Rtlr. 15 Mgr., dazu von der Stadt 3 Malter Roggen à 4 Rtlr., 3 Malter Gerste à Scheffel 24 Mgr., dazu benutzte er in partem salarii  $\frac{1}{2}$  Morgen Wiese im Petrifelde (2 Rtlr.), 1 Quart Garten im Brückfelde (1 Rtlr., 9 Mgr.) und  $\frac{1}{4}$  Quart im Petrifelde 12 Mgr., alles zusammen also 280 Rtlr. Conrektor Hungerland als Adjunkt des pensionierten Conrektors Gruse erhält jährlich 120 Rtlr. Nach dem Tode des Gruse erhält er die diesem als Pension angewiesenen Besoldungsteile. Diese betragen bar aus der Schulkasse 50 Rtlr., von der Stadt 3 Malter Roggen = 12 Rtlr., in partem salarii benutzt er 2 Morgen Land = 8 Rtlr.,  $\frac{1}{2}$  Morgen Land legiret 2 Rtlr.,  $\frac{3}{4}$  Morgen Wiese 3 Rtlr.,  $\frac{1}{4}$  Morgen Gartenland 1 Rtlr. 9 Mgr., desgl. legiret 1 Rtlr. 9 Mgr. Außerdem behält er die Leichen-Accidenzien, den Wachsstock und die Freiheit 1 Kuh und 1 Schwein auf die Weide, wie auch letzteres in die Mast zu schicken. Außer den zuletzt genannten Einkünften erhält er 77 $\frac{1}{2}$  Rtlr.

Lehrer Weiskamp erhielt 127 Rtlr bar, dazu unmittelbar vom Fürstbischöf 25 Rtlr.

Organist und Mädchenschullehrer Jariß erhielt bar 147 Rtlr., und benutzt in partem salarii  $\frac{1}{4}$  Morgen Gartenland im Brückfelde 1 Rtlr. 9 Mgr., und  $\frac{1}{2}$  Morgen Land im Brückfeld 2 Rtlr.

Professor Heitmann erhält aus der Schulkasse 178 Rtlr. 9 Mgr. und die Revenüen des von der Minoritenkirche beanspruchten Fonds, wofür die Seelenmessen gelesen werden müssen 101 Rtlr 27 Mgr., zusammen also 280 Rtlr.

Die Schullehrerin Zimmermann erhielt bar 92 Rtlr. und benutzt in partem salarii 1 $\frac{3}{4}$  Morgen Gartenland vor dem Nitolaitore = 4 Rtlr. 27 Mgr.

Außerdem werden im Etat 1806/7 noch die französische Sprachmeisterin Villeneuve aufgeführt, die 36 Rtlr., und die Privatlehrerin Köpfe, die 30 Rtlr. erhielt. Die beiden evang. Geistlichen der Stadt, Langrock und Sasse, erhielten je 80 Rtlr. aus der Schulkasse. Bei dem betr. Posten findet sich die nota: „Die etatsmäßige Einnahme für jeden der beiden Prediger aus der Schulkasse ist 100 Rtlr., und es wird jeder 20 Rtlr., jährlich entbehren bis dahin, daß die Umstände die Auszahlung erlauben.“

---

## M i s z e l l e n.

### Über Schwerttänze im nordwestlichen Deutschland.

Von Georg von Detten, Landgerichtsrat.

Nachdem Tacitus im 23. Capitel seiner *Germania* von den Gastmälern und Gelagen der Germanen gehandelt, fährt er im 24. Capitel fort:

*Genus spectaculorum unum atque in omni coetu idem. Nudi juvenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque in festas framias saltu jaciunt. Exercitatio artem paravit, ars decorum; non in quaestum tamen aut mercedem, quamvis audacis lasciviae, pretium est voluptas spectantium.*

Wir übersetzen diese Worte: Sie (die Germanen) haben bei all ihren Zusammenkünften nur eine einzige Art von Schaustellung. Junge Leute, die dies als Spiel betreiben, springen unbekleidet (ohne Oberkleid) im Tanz zwischen Schwertern und eingelegten Spießen herum. Die Übung gibt ihnen dazu die Geschicklichkeit und diese die künstlerische Leichtigkeit und Gewandtheit. Ihre Absicht bei diesen Tänzen ist aber nicht Gewinn oder Lohn zu ernten, nein! als Ehrenpreis für das immerhin äußerst verwegene Spiel gilt ihnen über Alles das Interesse und der Beifall der Zuschauer.

Tacitus stellt hier den deutschen Schwerttanz nicht als eine mit dem Cultus, etwa mit dem Kriegsgott in Verbindung stehende Schaustellung, sondern als eine allgemein beliebte gefellige Unterhaltung hin. Der Tanz ist nach seiner Beschreibung die Darstellung eines kriegerischen Kampfes oder Gefechts in einem schönen, aber gefährlichen Spiel, das Übung und Geschicklichkeit voraussetzt und eine strenge Abmessung aller Bewegungen, Wendungen und Stellungen der Tänzer, sowie in der Führung der Schwertwaffen erfordert. Ob bei einer solchen auch wohl rythmisch behandelten Aufführung Gesang- und Instrumental-Begleitung thätig gewesen, darüber spricht Tacitus sich nicht aus. Bemerkenswerth ist es nur, daß während des ganzen Alterthums und frühen Mittelalters in Deutschland nichts und nirgends wieder über Schwerttänze berichtet wird. Erst gegen Ausgang des Mittelalters tauchen wieder Nachrichten über diese Tänze auf und gar bald folgen sogar ausführliche Beschreibungen, die

zum Teil ausdrücklich oder stillschweigend Beziehung auf die Tacitus-Stelle in der Germania nehmen. Ja! Sie führen sich geradezu als Zeugnisse für die ununterbrochene Fortdauer jener von Tacitus bezeugten Sitte ein. Von den Erklärern der Germania erwähnt des Schwerttanzes zunächst Jodocus Willich in seinem Commentar (Francof. 1551 cap. 32). Er sagt:

Germani etiam nunc inter et super gladios strictos choreas quasdam sibi ducere permittunt atque eyn Schwerdtanz i. e. choream gladiatoriam frequentissime nuncupant.

In der Tat wurde vom 15. bis ins 17. Jahrhundert ein Schwerttanz in Stadt und Land amtlich von einzelnen Innungen und Zünften gepflegt und geübt, so daß derselbe allgemein verbreitet erscheint.

Das älteste Zeugnis hierfür findet sich in dem f. g. Schichtbot von Fraunschwelg. Hier wird aus dem Jahre 1448 erzählt, daß um Fastnacht die f. g. „Schmedeknechte un de Schöfknechte den swerttreggen tosamem tradden“ wollten, daß aber der Rat der Stadt gebeten habe, den Reigen zu unterlassen, weil man bei der damals in der Bürgerschaft herrschenden Parteilung Auflauf und Blutvergießen befürchtete. „Also weren de Knechte dem Räte gehorsam un laten eren dans nae.“ Man behielt sich aber vor, den Tanz im Herbst abzuhalten. Etwas Näheres über die Art und Aufführung des Tanzes wird nicht mitgeteilt. Eine solche eingehende Beschreibung wird uns erst in Olai Magni historia de gentibus septentrionalibus (Romae 1555) lib. XV. cap. XXIII unter der Überschrift de chorea gladiatoria vel armigera saltatione geboten. Hier wird zunächst in Holzschnitt folgende figürliche Darstellung mitgeteilt: In einem Hofe sehen wir links im Hintergrunde drei Paar junger Leute mit Keifen in den Händen tanzen; rechts in einem Wand-einschnitt drei Musikanten, einen Posaunenbläser, einen Pfeifer und Trommler. An derselben Seite ziehen endlich sechs junge Leute auf, leicht gekleidet, ohne Mantel, Rock und Hut, in leichten Schuhen, die linke Hand in die Seite gestemmt, in der Rechten ein Schwert aufrecht haltend, paarweise tanzend und hüpfend. An diese bildliche Darstellung wird eine Beschreibung des Tanzes geknüpft, in welcher mancher wörtliche oder sinngemäße Ausdruck, der Tacitus'schen Darstellung entlehnt, auffällt. Danach bilden im Laufe des Spieles die Tänzer eine künstliche Gruppe mit den Schwertern eine der Rose ähnliche und auch so bezeichnete Figur darstellend, indem durch die Haltung der Schwerter über den Häuption die Schwertsippen sich treffen und auf diese Weise eine Schwert-rose bilden.



Um das 16. Jahrhundert werden auch in den Städten Westfalens von den Hünften Schwerttänze aufgeführt. Im Jahre 1541 tanzten die Schmiedeknechte zu Warburg den Schwerttanz und gar in den kleineren Ortschaften des Landes war er hergebracht. So schenkte die Stadt Warburg im Jahre 1560 den Schwerttänzern von Calenberg und im Jahre 1577 denen von Liebenau eine halbe Mark für ihre Leistungen.<sup>1)</sup> Ungefähr um diese Zeit finden sich auch im Münsterlande einige Notizen über die Schwerttänze. Hiernach wurden dieselben an den Abenden der 3 Fastnachtstage in Klöstern zum Vergnügen und zur Kurzweil der Klosterinsassen aufgeführt. Die Rechnungsregister des Kornschreibers der Abtei Breben aus den Jahren 1579/80 und 1580/81 bietet nämlich eine Reihe von Mittheilungen, welche das damalige Leben in diesem Stift beleuchten und finden sich dabei die Schwerttänze der Junggesellen als alten Fastnachtsbrauch erwähnt, so ist in diesen Registern eingetragen:

Up Vastabend den jungen Gefellen oder Schwertdenhern, die weil sie drei Abend na einander up die Abtei gelegen zu kommen luit des Verdrags gegeben 2 Daler Münsterst Geld, is lopens 5 Mark.

Item Ihrer Gnaden (die Äbtissin) olt denselben verehrt mit 1 Daler.

Es ergibt sich daraus, daß dieses Auftreten der ausdrücklich so bezeichneten Schwerttänzer zu Fastnacht in der Abtei Breben auf Herkommen beruhte und daß mit ihnen über die Belohnung für die dem ganzen Klosterpublikum zu gebenden Aufführung mit der Äbtissin eine Abmachung getroffen war.

Auch in Schmalkalden und nicht minder in Franken und Hessen war der Schwerttanz herkömmlich. Er wurde an dem Maifest oder bei sonstigen öffentlichen Gelegenheiten getanz. Namentlich wenn Fürsten in einer Stadt Hoflager hielten und vom Rath bewirthet wurden, war der Schwerttanz ein Hauptfestspiel, wie dies zu Ehren des Fürsten Georg Ernst zu Henneberg zu Schmalkalden 1576 der Fall war.<sup>2)</sup> Um diese Zeit, insbesondere bald nach dem 30jährigen Kriege finden wir wiederum in Westfalen die Schwerttänze erwähnt. Denn wiederholt kommen um diese Kriegszeit alte Soldaten truppweise in die Stadt Pöschum und halten darum an, den Schwertertanz in der Stadt halten zu dürfen. Bürgermeister und Rath finden aber dies Anfinnen so bedenklich, daß sie

<sup>1)</sup> Vergl. F. B. Rosemeyers Auszüge aus den Stadtrechnungen von Warburg. Vielleicht sind auch die hier 1584 und 1585 in den Ortschaften Daseburg, Siftingen, Welda und Obermeister erwähnten „Schodüwelsdänze“ identisch mit den Schwerttänzen.

<sup>2)</sup> Homayer Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1848, S. 242.

es vorziehen, die verwegenen Tänzer mit einem nicht unbedeutenden Geldgeschenk abzufinden.<sup>1)</sup> Wie im Kloster Breben, so war in der vornehmen Abtei Fredenhorst bei Warendorf das Spiel der Schwerttänzer zu Fastnacht hergebracht. Denn in dieses Kloster kommen „die Schwerttänzer von Warendorf“ (wol dortige Kunst- und Innungsgeossen) und erhalten für ihre Productionen den obligaten Daler: z. B. im Februar 1676 und 1681 stellten sie sich auf der Abtei ein und werden mit 16 Schillingen bedacht.<sup>2)</sup> Nirgends ist uns hier aber über die Art und Weise der Productionen irgend etwas berichtet. Erst später 1697 beschreibt Joh. Justus Winkelman in seiner Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld, indem er sich auf die Stelle bei Tacitus beruft, Folgendes über die Ausführung des Tanzes:

Dieser Tanz wird von uns ein Schwerttanz oder chorea gladiatoria genannt, die weil sich die jungen Gesellen, bloß in weißen Hemden, unter den spitzigen Schwertern und Spießen unverletzt mit großer Geschwind- und Behändigkeit der Gliedmaßen des Leibes, wie die Gänfler, zu verschlagen und zu überpurzeln beflissen sind. Von welcher alter Gewohnheit noch vor wenig Jahren auf die Fastenzeit, wenn ohnedem das Deutschland mit vernummen, Köpfe zerschlagen, und dergleichen Kurzweilen närrisch ist, solche Schwerttänze auch bei Hochzeiten sind gehalten worden, den ich selbst mit Lustverwunderung gesehen. Die Schwerttänzer sind etwa 16—20 an der Zahl, deren Hüte mit allerhand farbigen Band und weißen Tuch ausgezieret und bedeckt mit einem weißen Hemd, umgürtet mit einem Feldzeichen (Schärpe, Schleife); die Arme sind mit lang herabhängendem Bande unwunden, an den Kniescheiben haben sie Schnallen gebunden. Der Führer dieser Tänzer redet vor dem Tanz die Zuschauer an und kündigt nach althergebrachter Art die Schaustellung an. Hiernach fangen sie an zu tanzen, darunter die Schellen nach ihrem Tritt den Klang von sich geben. Bald verwirren sie sich mit dem in der Hand tragenden Degen fast kunstverwunderlich und kommen wieder in geschwinder Eile zu ihrem Tanz. Nach vollendetem Tanz spricht der Choreut abermals eine Rede in wohlklingenden Reimen an die Zuschauer und diese bringen dann Geld, Speck, Eier und Pratzwürste zusammen, welches Alles in gewöhnlicher Lust miteinander verzehrt wird. Dieses scheint Manchem, so fährt Winkelman fort, eine lächerliche Erzählung zu sein, allein ich halte diesen Schwerttanz vor den ältesten, von 1700 Jahren her bei den

<sup>1)</sup> Dr. Gust. Ratorp: Ruhr u. Renne, S. 309.

<sup>2)</sup> J. Schwieters, Das Kloster Fredenhorst und seine Abtissinnen, S. 224.

Chatten und Hessen gewöhnlichen Gebrauch und für ein unfehlbares Zeichen seines uralten, unveränderlichen Erbtheses. Den letzten Schwerttanz habe ich im Anfange des Jahres 1651 gesehen, welchen bei Herrn Landgrafen Ludwig VI. Heimführung der hochfürstlichen Gemahlin von Holstein-Gottorp das junge Landvolk jenseits kurz vor Lollar im Felde, eine Meile von Gießen, mit aller zierlichen Geschwindigkeit herstellten. Allein das einfallende Schneewetter verkürzte den hochansehnlichen, begierigen Anschauern die Lust.<sup>1)</sup>

Soweit Winkelman! Er ist danach auf das Festeste davon überzeugt, daß die Sitte jener Aufführung von Altersher überliefert und schon von Tacitus beschrieben ist und er steht nicht an, die nudi juvenes des Römers gleich den Schwerttänzern von 1651 für junge Gesellen nur mit weißen Hemden bekleidet zu nehmen. Nach ihm ist der Tanz auch so allgemein verbreitet gewesen, daß ihn auch das junge Landvolk kannte. Auch die Veranlassung und Gelegenheit für solche Aufführungen bildeten nicht allein die Fastnachtstage, sondern auch Hochzeiten und sonstige Feste.

Unter den nordischen Ländern spricht von Dithmarschen die Dithmarscher Chronik von Anton Viethen über den Tanz, die der Chronist noch im Jahre 1747 mit angesehen hat. Nach ihm tragen die Tänzer hier ebenfalls weiße Hemden und sind mit Bändern und Schellen geschmückt und ausstaffirt. — Am Ende des Tanzes fügen sie ihre Schwerter im Kreise zu einer Rose oder einem Rade zusammen, auf deren Mittelpunkt der Vortänzer oder König springt, um nun als ein Zeichen des Triumphes und der Siegesfreude darauf herumgetragen zu werden. Büsum, an der Westküste von Holstein, war namentlich der Ort, wo diese Tänze aufgeführt wurden. Wie also in Hessen, so kennt man auch im Norden Deutschlands an den Küsten Holsteins jenen Waffentanz und in ihm das Bild der Rose, das die Tänzenden mit ihren Schwertern darstellen.

Schon im Anfange des 18. Jahrhunderts verschwanden diese und ähnliche figurirte Tänze aus der Öffentlichkeit, während vorher jede Bunt und Zinnung ähnliche Aufführungen hatte. Man sieht sie als gefährlich und unsittlich an und stellte sie bei Strafe ab.<sup>2)</sup> Es geschah dies nicht allein in Hessen, sondern auch z. B. durch die Landesverordnung vom 18. Mai 1711 durch den Fürstbischof Franz Arnold von Paderborn in diesem Fürstenthum. Er verbietet darin die Schwerttänze ausdrücklich und bezieht sich dabei auf eine andere Landesverordnung vom

<sup>1)</sup> Justus Winkelman, Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld. Bremen 1693, S. 373 bis 375.

<sup>2)</sup> Homeyer Taschenbuch zur vaterländischen Geschichte 1848, S. 242.

21. März 1666 des Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg, der schon ein ähnliches Verbot erlassen hatte.<sup>1)</sup>

Seitdem haben die Schwertkänge, die schon Tacitus beschreibt, nur noch den kulturgeschichtlichen Werth einer altüberkommenen Schaustellung früherer Zeit, die uns die Waffenliebe und das kriegerische Geschick unserer Vorfahren vor Augen führt.

## Ad caput Juliae fluminis.

Von Cand. hist. Richard Böger-Bega.

Ich verbringe meine akademischen Ferien diesmal in der alten Grafschaft Sternberg und zwar in Bega, einem Dorfe, von dem unsere Familie den Namen tragen soll.<sup>2)</sup> Es waren aber keineswegs genealogische Interessen, die mich bestimmten, hier mein Zelt aufzuschlagen, sondern historische oder besser prähistorische Fragen, denen man am besten an Ort und Stelle auf den Grund geht. Ich fand nämlich in F. W. Nagel's Geographischer Namenskunde Seite 18 die spanische Stadt Badajoz als Pax Augusta, das portugiesische Beja als Pax Julia erklärt. Das erinnerte mich an das „ad caput Juliae fluminis“ des Vellejus Paterculus, wo das Heer des Tiberius im Jahre 4 unserer Zeitrechnung die Winterquartiere bezog.<sup>3)</sup>

Daß Tiberius einen Fluß nach seiner Gemahlin Julia, der Tochter des Augustus benannt hat, erschien mir immer einleuchtend. Zu keiner Zeit lag aber eine solche Ehrung der Tochter des Cäsars näher als in diesem Jahre, wo Tiberius von Augustus adoptirt war. Die von Vipsius angenommene Verwechselung mit Lippia hat wegen des geminirten p wenig Wahrscheinlichkeit. Jedenfalls paßt das vorübergehende „mitten im Lande“ besser auf das Quellgebiet der Bega als auf das der Lippe an der schon lange gangbaren römischen Rhein-Elbstraße (Münster 1899, Regensberg). Diese könnte aber auch freilich von Haltern in grader Linie weiter durch den Bielefelder Paß nach Bega geführt haben.

<sup>1)</sup> Vereinsarchiv des Westf. Gesch. Vereins (Paderborn) Bibliotheksnummer 611, Bl. 22.

<sup>2)</sup> Blätter für Vipp. Heimatkunde Jahrg. III p. 9.

<sup>3)</sup> Vellei. Paterc. II p. 105 „in Germaniam, in cujus mediis finibus ad caput Juliae fluminis hiberna digrediens princeps locaverat.“

Der Name des Flusses und des Dorfes Vega hat bislang keine wissenschaftlich begründete Erklärung erfahren. Selbst unsere erste Autorität Edward Schröder-Göttingen, dessen Colleg über deutsche Namenkunde ich im vorletzten Sommersemester hörte, ließ die Frage offen. Wenn ich sie hier anzuregen wage, so tue ich es in der Annahme, daß es immerhin möglich wäre, daß mein zufälliger Fund zu einem Resultate führte. Ich tue es auf die Gefahr hin, wie Rübel behandelt zu werden, dessen anregendes Werk über die Franken Brandi mit dem Worte „großartige Hypothesen“ abtat. Aber was bleibt dem Forscher da, wo die Urkunden fehlen, anders übrig als zu Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen? Werden sie widerlegt, gut. Aber immer heraus damit, nur nicht ängstlich. Der Historiker soll sie tunlichst meiden. Der Prähistoriker kann ihrer nicht entraten.

Die hiesige mundartliche Aussprache des Wortes Vega dürfte der spanischen des portugiesischen Beja annähernd entsprechen. Das sternbergische g ist ein zugleich an hb. g und hb. j erinnernder Gutturallaut, dessen Artikulationsstelle dicht bei der des Ach-Lautes liegt.<sup>1)</sup> Um den Laut richtig wiederzugeben, dürfte man in den älteren Schreibweisen das gg und das gh gewählt haben. So in der Vita S. Lindgeri (um 780), wenn die dort erwähnte Villa Baegge<sup>2)</sup> wirklich das sternbergische Vega ist. Es wird auch Bogge geschrieben, was an das urkundliche Boghe vom 1. Februar 1360 für das sternbergische Vega erinnert. Ich halte aber Baegge, Pogge, Bugge und das urkundliche Begge von 1288 wegen des kurzen Stammvokales für Bögge.

Die älteste urkundlich belegbare Schreibweise für Vega ist Byge. Sie findet sich im paderborner Archidiaconatsregister von 1231 und in einer Urkunde von 1277. Dann wird 1260 Biga, 1266 Beche, 1284 Bighe geschrieben. Später im 13. und 14. Jahrhundert wechselt, wenn die Regesten richtig sind, Bege mit Vega. 1397 findet sich wieder Byega. Die urkundlich belegte älteste Aussprache für den ersten Vokal dürfte somit das dem i sehr nahe liegende lange geschlossene e gewesen sein. Preuß hat freilich die Vega mit „die sich Biegende“ erklärt. Und der von dem sternbergischen Geschlechte Biege abstammende braunschweigische Rektor Dr. theol. Heinrich Bogher aus Hörter dachte ebenso als er um 1500 seinen Namen in flexor latinisierte, während sein Bruder Beneficial der Kirche in Bratel sich noch Biegher, ein anderer Bruder in Hörter Boghe schrieb.

Das sternbergische Vega hat also, vorausgesetzt daß sich die Schreibweise des portugiesischen Beja nicht geändert hat, bereits im 13. Jahr-

<sup>1)</sup> Niederdeutsches Jahrbuch 1906, p. 142.

<sup>2)</sup> M. G. S. S. II Vita S. Lindg. lib. 3 cap. 32.

hundert dieselbe Aussprache gehabt wie der iberische Städtenamen. Aber wie ist in beiden das P zu B geworden? Was für den Lautwandel am Guadiana in Estremadura und Portugal maßgebend war, dürfte es doch im Sternbergischen wohl kaum gewesen sein. In unserer Gegend habe ich bisher vergeblich nach einer Analogie gesucht. Ein älterer Historiker will freilich den Bier- oder Beerberg bei Lügde auf den Bierberg zurückführen, gibt aber keinerlei Belege für seine Behauptung an. Ich finde eher das Gegenteil. Wenigstens hat sich das P in Pirin—gisi (Bergwiesen-Sprudel — fons bulliens) von 889 unserer Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag in Pyr—munt erhalten. Von Orts- und Eigennamen unserer Gegend ist Willincbroc (1838) in Billingshausen, Prante in Brand, Proße in Brochts, Prott in Brodermann übergegangen. Der Übergang des kurzen as. a in e findet sich häufig in der Gegend: ambra—Emmer, waharna—Werre, des langen a in o: haben—hoven, das mnd. e in o in Segewin—Soven—Sobbe.

Nach allem Gesagten ist die Möglichkeit, daß die Vega früher Julia, der Ort ad caput Juliae fluminis Pax Julia geheßen habe und daß der Name des Ortes später auf den Fluß übertragen wurde, noch nicht ausgeschlossen. Das Dorf Vega liegt tatsächlich ad caput des Flusses, der erst von dem Dorfe abwärts den Namen führt.

Oberhalb des Dorfes bis Barntrop heißt der Wasserlauf der Hahnebach, oberhalb Barntrop der Mühlenbach. Die Quelle des Mühlenbaches, der Hasenborn, liegt im „Heiligen Walde“ bei der Mündung am alten Hellwege Horn-Hameln unfern der pyrmonters Grenze. Hier harret der Erforschung durch die moderne Wissenschaft des Spätens noch ein großes Gräberfeld, einige Duzend 18 Meter lange Grabhügel,<sup>1)</sup> die freilich zum Theil bereits geöffnet sind und neben Asche und Knochen auch Urnen und Tränenkrüge enthalten haben, wie die von Schuchhardt und von mir an der Herlingsburg geöffneten. Man hat diese Gräberfelder und namentlich den noch etwa 3 Meter hohen kreisrunden Tumulus, „Toorn to Maien“ genannt, früher mit der Varusschlacht in Verbindung gebracht. Ja, man machte den Hügel sogar zu dem Tribunale, von dem herab Arminius die Römer verhöhnt habe (Tac. Ann. I 60). Hier sei der saltus Teutoburgiensis, Sternberg habe die meisten Teutberge, (Vega liegt am Fuße des Loit) aufzuweisen. Nun, die Frage ist noch offen. Jedensfalls könnte man der interessanten Gegend einige Aufmerksamkeit widmen, bevor der alte Hellweg gänzlich verkoppelt und das Gräberfeld umgepflügt ist. In Barntrop vermutet General Wolf ein römisches Kastell. Ich habe vergeblich nach Spuren gesucht.

<sup>1)</sup> Menke, Pyrmont und seine Umgebungen, p. 22.

## Kleine Mitteilungen zur Geschichte der Stadt Steinheim.

Von Fr. X. Schrader, Pfarrer in Nazungen.

Bernhard (V. Ebler Herr zur Lippe) Bischof von Paderborn verpfändet unter Zustimmung des Domkapitels Ritter Heinrich Wendt, Adelheid dessen Gemahlin (Edle von Schonenberg) und Heinrich dessen Sohne das Schloß zu Steinheim für 700 Mark Soester und Paderborner Pfennige. 1325. März 1.

Bom Original im Königl. Staatsarchiv zu Münster, Fürstenthum Paderborn.

Wy Bernhart van Godes gnade byscop to Paderborne bekennet openberliken unde betuget vor allen luden, de dessen iegenwordegen bref set unde horet lesen, dat wy van goden wyllen unde van ganzer vulbort der ersamen heren des provestes, des dekenes unde des gemenen kapeteles unses stichtes to Paderborne dem erbaren riddere hern Henrike dem Wende, vrowen Alheyde sinem eliken wyve, Henrike sineme sone unde eren rechten erven unse unde unses stichtes slot to Stenhem mit alleme rechte, mit deme gerichte binnen der stat, mit dem ackere, bulich unde unbulich, mit wesen, weyde unde holte, vyscherye, dyken unde molen unde mit aller slachter nut binnen unde buten, dat to deme slote horet, hebbet to pande gesat unde settet in dessen breven to hebbende unde vredeliken to besittende vor seven hundert mark penninge, de to Sozt unde to Paderborne ginge unde geve sin, der wy eme sculdich sin seve dehalf hundert marc, eyn del van des kopes wegene, den wy unde unse stichte hebbet gedan in deme slote to Brakle unde eyn del van anderer rechter schult van unses stichtes wegene unde vyftich marc in der selven summen der sevenhundert marke, de se verbuwen solen in deme slote to Stenhem unde in ener borgh, de se in dat slot buwen solen na unseme unde unser nakomelinge rade unde wyllen. Unde boven de summen der sevenhundert marc solen se vorbuwen vyftich marc der selven munte in deme slote to des stichtes bederve nach unsen rade unde unser nakomelinge, der ne solen se over noch ne mogen se uns nicht to eschen weder to gevende des slotes, ne moge wy eder unse nakomelinge nicht losen, der wyle de selve her Henric levet. Wan he over nicht lenger ne were, so

mochte wy, unse nakomelinge eder dat stichte van Paderborne dat slot losen mit alleme rechte unde nut van sinen eliken wyve unde sineme sone eder anderen eren rechten erven vor de summen der sevenhundert marc to allen tyden, wanne uns dat evene queme, dest dat in en half jar vore gekundeget worde. Wan over dat slot van uns eder unsen nakomelingen gelost wert, so solen hern Henrikes kindere unde ere rechten erven eyn borglen beholden uppe dere borgh in eyneme gesete, dat he eder se selven buwet mit eres selves cost buten de hundert marc, de se van des stychtes wegene dar an verbuwen solen, also hir vore geredet is. Unde dar to solen se ses marc geldes penninge, de to Paderborne unde to Sozt ginge unde geve sin, erfliken beholden unde vredeliken besitten na rechte des stichtes unde des stichtes borghman. Vortmer sal dat slot, hus unde stat uns unde unsen nakomelingen unde unsen ammecht luden unde gesinde open wesen weder allermalken to aller unser unde erer not, de wyle dat de sate waret als andere unse unde unses stychtes slotte, de wy ledich unde los hebbet. Were over, dat wy eder unse nakomelinge mit dem edelen heren hern Symone deme heren van der Lyppe unsem vader orlegeden, so solde dat slot stan to gemener hant, also dat wy eder unse nakomelinge ute deme slotte demeselven heren van der Lyppe nich orlegen mogen, et ne were mit wyllen hern Henrikes eder siner ærven, noch her Henric eder sine erven ne solden ene nicht vorderen, weder uns, unse nakomelinge unde dat stychte van deme slotte.

Vortmer sal deselve her Henric unde sine erven, dewyle dat de sate waret, uns, unsen nakomelingen unde deme stychte truwe wesen unde sunderliker vordernisse unde denestes plichtich als andere unse unde unses stichtes denestman unde borghman. Wy solen och unde unse nakomelinge se vordegedingen truveliken in allen eren rechten saken als andere unse borghman unde denestman unde dat slot als andere unse unde unses stichtes slotte. Se ne solen och uns unde unsen underdanen nen unrecht eder gewolt don, men se solen recht geven unde nemen na unser borghmanne, denestmanne unde unses stychtes rechte. Vortmer worde dat slot gewunen eder vorstoret van jemanne, wo gedane wis dat queme, des solde wy unde unse nakomelinge bi hern Henrike eder sinen erven bliven unde helpen, dat dat slot weder erkoveret eder weder gebuwet worde; unde se solden vore, er et weder gebuwet worde eder na, wanne et gebuwet were, in dem



slotte unde in den gulden sitten, als hir vorgesproken is to ersten. Vortmer so ne sal her Henric eder sine erven dat slot netianne vorkopen, vorsetten, bevelen eder vorwandelen jenegerhande wys in andere hant, et ne si mit unseme, unser nakomelinge unde des stychtes wyst, vulbort unde wyllen. Alle desse vorgesprokenen rede unde stücke hevet deselve her Henric unde vor Alheyte sin elike vrowe vor sich unde vor Henrike eren sone unde ere rechte erven an truwen gelovet unde ton heyligen gesworen stede unde vast to holdende. Unde hebbet des gesat teyn borgen, de na in unde vor se hebbet an truwen gelovet mit samender hant, wes an en gebreke in allen dessen stücken, dat se dat irvullen solden binnen enem manede, also se gemanet worden van uns, unsen nakomelingen eder van des stichtes wegene ane jenegerhande dinc eder riden to Paderborne in, darinne to liggende, als borgen recht is, nicht van danne to komende, dat gebreke ne si irvullet, eder et ne si an mit unseme, unser nakomelingen eder des stichtes wyllen. Were och dat der teyn borgen en afginge, so solden her Henric, sin vrowe eder ere erven enen anderen in sine stat setten binnen eyneme manede darna, wanne se daromme van uns, unsen nakomelingen unde dem gestychte angesproken worden unvortoget.

In en getuch alle desser vorgesprokenen rede unde dedinc hebbe wy dessen bref mit unseme unde unses capiteles ingesegele unde och des voresprokenen heren Henrikes des Wendes unde des edelen mannes hern Conrades van Sconenbergh, de vor en selven unde sine vrowen Alheyde unde eren sone Henrike unde anderen ere rechten erven ere ingesegele an dessen bref gehangen hebbet besegelet laten. Unde wy de voresprokenen . . provest . . deken. unde dat . . capitel in eyn teken unses wyllen unde vulbort desser voresprokenen ding so hebbe wy unses stychtes ingesegele an dessen bref gehangen laten. Unde wy de vorbenompte her Henric de Went unde her Conrat eyn edele man van Sconenberge vor vrowen Alheyde, unse hern Conrades dochter, des vorbenompten hern Henrikes elike vrowen, H(enric) eren sone unde andere ere rechten erven in orkunde alle desser vorgesprokenen (dinc, dat se) war sin unde stede unde vast blyven, gehalten van uns unde van unsen erven in allen eren artikelen unde stücken, so hebbe wy och unse ingesegele an dessen bref gehangen laten. Dit is geschen (to Paderhorne in ieg)en werdichet unses kapeteles. Dar over waren de erbaren

lude: master Ludolf, en deken van Bostorpe, her Lyborius van Wibeke, en canonic to Bylevelde; her Herman van Herse, her Henric Bolemast unde her Vrederic van Brenken riddere; junchere B(ertolt) van der Wevelsborgh unde van Buren, Johan unde Wernher brodere van der Asseborgh, de edelen lude unde anderer bederver lude genoch, de hir to in thuge worden geladet. Unde desse bref is gegeven in dem jare na Godes bort ass men scrift dusent drehundert vif unde twyntich jar, des vrydages na sunte Mathieses dage des aposteles.

An weißen leinenen Schnüren vier zerbrochene Siegel 1) des Bischofs und 2) des Kapitels in gelbem, 3) des Heinrich Wendt und 4) des Edlen Konrad von Schönenberg unkenntliche Reste in grünem Wachs. Vergl. Wisseburger Urkundenb. II Nr. 897.

Die Knappen Clawes (Nikolaus) von Hilbrachtinhufen, die Brüder Reinbracht und Johann Duvele, und Ernst und Hermann von Hilbrachtinhufen, Brüder des Klaus, gelobten am 21. Oktober (an der elven dusent moghede daghe) 1336 Heinrich dem Wend zu Steinheim, daß er gegen Zahlung von 200 Mark an dem Hause Steinheim alle Rechte mit besitzen soll, die sie selbst daran haben.<sup>1)</sup>

Am 12. November (des negesten dages szynte Martines dage) 1350 verpfändeten die Brüder Heinrich und Ludolf von Driborg Knappen dem Ritter Heinrich und den Knappen Rord und Reynhard Wend, die zu Steinheim wohnen, den halben Zehnten zu Bedenburen und eine Hufe zu Rotleffen. Berthold von Driborg, Vetter Heinrichs und Ludolfs v. Driborg, besiegelt die Urkunde mit.<sup>1)</sup>

Bischof Heinrich (Spiegel zum Defenberg) von Paderborn erneuerte diese Pfandschaft am 12. März (die beati Gregorii pape) 1372, indem er an Simon Wendt, Herrn Heinrichs Sohn, mit Zustimmung des Ka-

<sup>1)</sup> Urkunden im Staatsarchiv zu Münster, Kloster Abdinghof. — Bedenburen-Hof Pembüren, zur Gemeinde Keelsen gehörend, bei Driburg; Rotleffen-Rolzen bei Steinheim.

Ritter Heinrich de Went und sein Sohn Simon verzichteten auf alle Ansprüche an das gräflich Pyrmonters Lehnsgut zu Sunrife vor Borgen- trite, das ihnen Graf Hermann von Pyrmont verkauft und sie damit belehnt hat, zu Gunsten des Ritters Johannes von Papenheim. Johann und Heinrich Spegell zu dem Defenberge Knappen siegeln. 1361. Mai 19 (feria quarta proxima post festum Pentecostes). Kindlinger'sche Abschriften Bd. 73. fol. 43 im Staatsarchiv zu Münster.

pitels Burg und Stadt Steinheim, wie es seine Vorfahren an Simons Voretern gegeben haben, gegen Wiederlöse von 700 Mark verpfändete.<sup>1)</sup>

Bald darauf scheinen den Wendt Theile der Burg Steinheim wieder abgelöst zu sein, weil das Domkapitel zu Paderborn nach dem Tode des Bischofs Simon (II. Graf von Sternberg) als Sebisvakanzregierung am 12. November (in crastino beati Martini episcopi) 1389 Friedrich von dem Kalenberge zum Amtmann über zwei Theile des Schlosses zu Steinheim bestellte. Falls das Kapitel den dritten Theil des Schlosses Eubbert dem Wend „in amptos wys“ übergeben wollte, so sollte Friedrich von dem Kalenberge daran nicht hinderlich sein.<sup>2)</sup>

Am 25. März 1399 erklärten sich Johann von Deynhusen der Ältere, seine Söhne Johann, Herman und Rord; Johann und Hermann von der Borch Gebrüder; Johann und Friedrich, Söhne Hermanns von der Borch, mit den Bedingungen, unter denen ihnen der Bischof Johann (I. Graf von Hoya) von Paderborn Steinheim verpfändet hatte, einverstanden. Der Bischof gelobte ihnen dagegen, zu der Einlöse des im Besitze der Erben Simons des Wend befindlichen Drittels des Schlosses Steinheim binnen Jahresfrist ein Drittel beizusteuern und nach der von ihnen geschehenen Einlöse ihnen die ganze Burg zu verpfänden.<sup>3)</sup> Dietrich Erzbischof von Köln, Vorländer des Stiffts Paderborn, versetzte am 10. März (des godestages na dem sondage as man singet in der hilliger kirchen: Reminiscere) 1417 das Schloß, Burg und Stadt Steinheim nebst allem Zubehör an Bernd Ranne von Lube (Lügde) und Heydenreich von Heygen für 2033 Gulden und 500 Gulden, welche die Pfandnehmer daran verbauen sollten, in derselben Weise, wie dasselbe an Johann von Deynhusen und Hermann von der Borch und darnach an Hennehn von der Sippe verpfändet war. Für den Revers verbürgten sich die Knappen Heinrich von Deynhusen, Heinrich Stapel, Wilhelm Westfal, Siegfried von Deynhusen, Johann von Harthausen, Rurd von Deynhusen, Dietrich von Nyhusen und Menke von Wevere.<sup>4)</sup>

Diese Pfandschaft ging in der Folge auf das Geschlecht von Deynhusen über. Am 15. Juli 1421 bekundete Erzbischof Dietrich von Köln und Vorländer des Stiffts Paderborn, daß die von Heydenreich von Heygen (Heyen) geschehene Übertragung des Theiles des ihm zugleich mit Bernd Rannen verpfändeten Schlosses und der Stadt und der Burg

<sup>1)</sup> Urkunde daselbst, Fürstenthum Paderborn.

<sup>2)</sup> Daselbst, Fürstenthum Paderborn.

<sup>3)</sup> Daselbst. Vergl. Geschichte des Geschlechts von Deynhusen I. Nr. 56, 82, 83 und 84.

Steinheim an die Gebrüder Hermann, Kurd, Friedrich und Johann von Deynhusen mit seiner Bewilligung und im Einverständniß mit dem Domkapitel geschehen sei. Gleichzeitig gelobten die Brüder von Deynhusen dem Erzbischof, Schloß, Burg und Stadt Steinheim unter denselben Bedingungen in Pfandschaft zu halten, wie früher Bernhard Ranne und Heidenreich von Heygen. Bürgen für sie wurden die Knappen Heinrich von Deynhusen, Heinrich Stapel, Wilhelm Westphal, Siegfried von Deynhusen, Johann von Harthusen, Heidenreich von Heygen, Dietrich von Rnhusen und Menke von Wevere, die sich zum Einlager in der Stadt Paderborn verpflichteten.<sup>1)</sup> Der Knappe Heidenreich von Heygen überließ am 10. August (an sunte Laurentius dage des hilgon mertelors) 1421 mit Zustimmung des Erzbischofs von Köln und des Domkapitels zu Paderborn den Brüdern Hermann, Kurd, Friedrich und Johann von Deynhusen gänzlich den Besiz an dem Schlosse, der Burg und der Stadt Steinheim gegen den Betrag von 1250 rhein. Gulden, für welche Summe ihm das Schloß u. s. w. verpfändet war, oder die er für Bauten an den Vorwerken und an den Behausungen aufgewendet hatte.<sup>1)</sup> Weiter bekundete Heidenreich von Heygen am 29. August selbigen Jahres, daß ihm die Gebrüder Hermann, Kurd, Friedrich und Johann von Deynhusen seinen Antheil an Steinheim, das ihm und zugleich Bernd Rannen vom Erzbischof von Köln und dem Domkapitel zu Paderborn verpfändet war, für 1017 Gulden abgelauft und für aufgewendete Baugelde den Betrag von 233 Gulden, wie derselbe von dem Erzbischofe bestimmt und zugelassen sei, entrichtet hätten.<sup>1)</sup>

Hermann (Landgraf v. Hessen) Erzbischof von Köln löste als Herr des Stifts Paderborn zugleich mit den Vorständen desselben denen von Deynhusen und den Rannen die Pfandschaft an Steinheim, um sie am 18. März (up gudenstag nach dem sundag Reminiscere) 1500 an Dietrich von der Borch zu Holzhausen zu übergeben. In der auf Schloß Brühl (Bruell) bei Köln ausgestellten Urkunde bekundete der Erzbischof, sein verstorbenen Vorgänger Bischof Dietrich von Paderborn habe den verstorbenen Bernd Rannen von Lügde und Heidenreich von Heygen das Schloß, die Burg und die Stadt Steinheim nebst allem Zubehör für 2033 rhein. Gulden verpfändet; davon wäre später die Hälfte an die von Deynhusen als Nachfolger Heidenreichs von Heygen und zwei Theile an die Vettern Idel Rannen und Jost Rannen von Lügde als Miterben von Bernd Rannen von Lügde gekommen. Dietrich von der Borch habe nun-

<sup>1)</sup> Dasselbst. Vergl. Geschichte des Geschlechts von Deynhusen I. Nr. 56, 82, 83 und 84.

mehr für 1094 Gulden die Hälfte des ganzen Schlosses, bestehend aus dem dritten Theile der Deynhausen'schen Hälfte und den zwei Theilen der Rannen von Lügde, eingelöst. Infolge dessen übergab sie der Erzbischof Hermann mit Zustimmung des Paderborner Domkapitels dem Dietrich von der Borch und seiner Gemahlin Margaretha (von dem Busche) zum Pfande. Als Bürgen dafür, daß er die bei der Übernahme des Schlosses in der Urkunde genau festgesetzten Bedingungen erfüllen werde, stellte er den Junker Bernd den Älteren, Herrn von Büren, sowie die Knappen Johann von Hörbe, Heinrich Westphal, Jost Westphal und Jakob von der Affeburg, die sich zum Einreiten (Einlager) in Paderborn verpflichteten <sup>1)</sup>

Von Dietrich von der Borch ging die Pfandschaft auf Moritz von Amelunxen über. Darum verpfändete nunmehr Erzbischof Hermann von Köln und Administrator des Stifts Paderborn mit Zustimmung des dortigen Domkapitels am 24. Dezember (auf den heiligen Cristavent) 1504 an Mauritius von Amelunxen das Schloß, die Burg und die Stadt Steinheim mit allen Gerechtsamen für 2415 rhein. Gulden. Von dieser Summe hatte Mauritius von Amelunxen an Dietrich von der Borch 1094 rhein. Gulden sowie 100 Gulden Baugeld, die Dietrich v. d. Borch 1/2 Rannen gegeben, entrichtet, und außerdem an Johann v. Deynhausen 888 rhein. Gulden nebst 50 Gulden Baugeld und endlich an Agnes, der Wittwe Konrads von Zerffen und ihren Kindern 388 Gulden und 3 1/2 Ort Goldes bezahlt. In dem gleichzeitig von Moritz von Amelunxen ausgestellten Revers verbürgten sich die Knappen Rave Westphal, Johann Stapel, Hermann Schilber und Elmerindhausen von Harthausen. <sup>2)</sup>

Der Zweig des Geschlechtes von Wendt, der sich nach Steinheim nannte, starb nach alten Familiennachrichten im Jahre 1560 mit Lewin von Wendt aus.

Die bischöfliche Burg zu Steinheim lag am Windthore außerhalb der Mauern an der Emmer auf dem sogen. Polthofe, wo noch einzelne Spuren sich finden. Bald nach d. J. 1275, wo Bischof Simon (I. Edler Herr zur Lippe) das Dorf Steinheim befestigte und zur Stadt erhob, dürfte auch das bischöfliche Schloß entstanden sein. <sup>3)</sup> Nach alter Überlieferung <sup>4)</sup> wurde die Burg im 80jährigen Kriege von den Schweden

<sup>1)</sup> Dasselbst. Vergl. Geschichte des Geschlechtes von Deynhausen II. Nr. 677 und Affeburger Urkundenbuch III. Nr. 2618.

<sup>2)</sup> Dasselbst.

<sup>3)</sup> Westfäl. Urkundenb. IV. Nr. 1382; Affeburg. Urkundenb. I. Nr. 376.

<sup>4)</sup> Byrach, Geschichte von Steinheim, Manuscript im Besitze der Stadt. — Johannes Konrad Byrach, langjähriger Sekretär und Rentmeister

und Heffischen Völkern zerstört. Nachdem sie dem kaiserlichen General Grafen Johann von Merode-Thiant bei Oldendorf an der Weser unweit Hameln am 28. Juni / 8. Juli 1633 eine große Niederlage beigebracht hatten, drangen sie mit Rauben und Plündern ins Hochstift Paderborn ein. Die Schweden plünderten 1689 Steinheim und Nieheim. Um diese Zeit sei von ihnen das Schloß oder die Burg zu Steinheim eingewüthet. Ein Thurm scheint stehen geblieben zu sein, der noch lange Jahre als Gefängnis benutzt wurde. Dieser stürzte am 17. August 1771 ein, und damit verschwanden bald alle Überreste der alten bischöflichen Burg.

## Nachrichten über die der Stadt Warburg von den Fürstbischöfen von Paderborn bewilligten Jahrmärkte.

Mitgeteilt von Fr. K. Schrader, Pfarrer in Nazungen.

Heinrich (Spiegel zum Desenberge) Bischof von Paderborn bewilligt mit Zustimmung des Domkapitels beiden Städten (Alt- und Neustadt) Warburg zwei freie Jahrmärkte, und zwar einen Winter-Markt am Tage nach Mathias Apostel (24./25. Februar)<sup>1)</sup> und einen Sommer-Markt am Montage nach Christihimmelfahrt, drei Tage vor und drei Tage darnach, ohne allen Hinder abzuhalten. Diese Märkte wechseln in beiden Städten, wobei die Kaufmannschaft Abgaben frei sein, jedoch vom Bischofe Zoll und Geleite, wie seit alten Zeiten üblich, und Münzrecht vorbehalten wird. Ferner wird die Wechselordnung festgesetzt, wie der bischöfliche Wechsel seine Bank halten, was bei Gold, Silber und Geld zu entrichten ist. Bischof und Kapitel siegeln. 1366. Juli 15.

Vom Original im Stadtarchiv Warburg.

der Herrn v. d. Lippe zu Vinsebeck, starb zu Steinheim, 80 Jahre alt, am 14. April 1784.

<sup>1)</sup> Die Urkunde hat: „Matheus daghe des apostoles“. Wegen der Jahreszeit kann man nur an Mathiasstag im Februar denken. Mathias und Matthaeus sind in den Urkunden schwer zu unterscheiden und werden in ihnen oft miteinander verwechselt. Die Zusätze „evangelista“ oder „im herbst“ weisen auf den hl. Matthäus (21. September) hin.

Wy Henric van de gnade Godes bysscop to Paderborne bekennet unde betuget openbare in dizem breve vor uns unde vor unse nakomelinge, dat wy mit vulburd unde mit guden wyllen domprovestes, domdekenes unde des gemeynen capiteles to Paderborne umb nuttes wyllen unses stichtes unde unsis gemeynen landes unde lude hebbet gegeven unde gevet unsen getruwen borgherenmeisterten, reiden unde der ganzen gemeynheit beider stede to Wartbergh de gnade unde begnadighet see in dyzem breve, dat see twene vryge jarmarkete holden mugen unde gebreken eweliken alle iar in aller wyse, also na gescreven steit. To dem yersten de wynterjarmarket scal anstan des neysten dages na sente Matheus daghe des aposteles unde waren dre dage, eyn dem anderen to volgende. Ouk scal dyze jarmarket waren dre daghe vor unde dre daghe na, vryg to unde af to tehende vor uns unde vor allen den, de dor uns don unde laten willet, vor allerhande crod unde hynder. De somerjarmarket scal anstan des mandages aller neist na dem crucesdage, den men scrivet: „Ascensio Domini,“ unde scal waren dre daghe vryg eyn dem anderen to volgende, dre dage vryg vore unde dre dage vryg na to unde af to tehende in aller wyze, also vorgescreven steit uppe sinte Matheus dagh. Unde dyze vryge jarmarkete scolen umme ghan, also in welkir stat de wynterjarmarket is des eynden iaris, so scal de zelve wynterjarmarket des andirn jares dar na syn in der andern stat. Unde des zelven gelyk scal ouk syn unde geholden werden mit deme somerjarmarkete. Ouk in welker stat de jarmarket is, dar scal men de coypenschat uppe den market bryngen sundir des avendes, wan mallik in syne herberge komet unde des morghens, yr men den market soyket, wat malk danne koypet unde vorkoypet, dat en scal hyr ane nicht hynderen ane wyn, byer, broet, spise unde voeder, dar hyr ane ouk nicht hindern scal, sundar dat mach malk koypen unde vorkoypen na synen wyllen. Vortmer wer et dat we breke in dizen vrygen jarmarketen, de broeke scoelde he boten unde beteren na rechte unde na gerichte unde der sloete. Vortmer unse thol unde geleyde scal blyven unde geholden werden in beyden steden in dyzen jarmarkete, also als unse vorvaren unde wy dat gehat hebbet wente an dize tyd. Unde dat en scal an dizer vrygheit nicht hinderen, ouk beholde wy unse munte to Wartbergh ledich unde loes. Vortmer moge wy zetten eynden gesvornen wesler, de eyn bret scal unde maghet leghen,

unde scal weslen golt, sylver unde gelt, alz eyn weslere pleget unde ut unde in weren unde wycken, also dat malk gewaret sy, unde welik man, he sy borger eder gast, zelve in 'de wesle bringet unde let zek dat wegen, de yene de dat en wech dreget, de scal dem wesseler geven yo van der lodigen mark eynden lichten pennig. Vortmer bringet dar ouk lude, dat syn borger eder gast, in de wessele golt unde leet dat kesen eder wegen, welic man dat en wech dreget, de scal na dem werde yo van der lodighen mark eynden lichten pennig geven. We it aver in der wessele leet und let et up unde af scriven, de en darf dar nicht van geven beide zelve unde van golde. Unde de wesseler de scal wartbergesche wytte unde were tekenen unde andirs nymant. Ouk mogen unse vorgescrivenen burger wesselen unde vorwesselen sylver unde golt als veil, alze see willet, sunder de wyttinge unde de werunge sylveres unde goldes ut unde in, de scal men nemen unde geven vor unseme gesworenen wesselere. Vortmer we vreddeloes were eder unse unde unses landes vyand were, de en scholde dar nicht velich komen, noch de vrygheit, den scholde eme nicht helpen, he en hedde danne sunderlikes vorword unde geleyde van uns unde unsen borgheren erworven. Uppe dat alle dize stücke unde article stede unde vast gehalten werden eweliken, so hebbe wy Henric byschop vor uns unde vor unse nakomlinge unsen leven getruwen borgern in beyden steden to Wartberg mit willen unde vulbord der ersamen heren: domprovestes, domdekens unde des gemeinen capiteles to Paderborne tweyne dizer breve gegeven iuweliker stat eynden, der eyn alse de andere hōldet van worde to worde, besigelt mit unsem ingesigle. Unde wy domprovet, domdeken unde dat gemeyne capitel to Paderborne bekennet, dat alle dize vorgescrevenen stücke unde article mit unsem guden willen, mit raede unde mit vulbord geschen sint unde hebbet des to tughe unses capitels ingesigle an dizen bref gehangen. De scavinge, de gedan is in der seventeinden righe irst an to tellende bi dem ende dar gescreven steit: „unde der slote“, de vulburde wy, dat: „approbamus“ to latine het. Dize bref is gegeven na Godes geburd dusent jar drehundirt jar in deme ses unde sestigsten jare, an der apostele dage, den men scrivet: Divisio apostolorum.

Von der schönen, auf Pergament geschriebenen Urkunde sind beide Siegel abgefallen. Bergl. Wigand, Archiv II S. 305, Nr. 10.



Bischof Heinrich verlieh den Städten Warburg (Wartbergh) am Allerheiligen Abend (Oktober 31.) desselben Jahres noch zwei weitere Jahrmärkte, eine Sommer (St. Jakob im Juli)- und eine Wintertermisse (Simon und Judas gegen Ende Oktober), die unter einander gleichfalls in beiden Städten jährlich abwechseln, mit ausdrücklicher Freibehaltung der früher angeordneten Jahrmärkte drei Tage vor und drei Tage nachher abgehalten werden und gleiche Befreiung genießen sollen.<sup>1)</sup>

Auf Wunsch beider Städte Warburg verlegte Dietrich (Er. v. Mörs), Erzbischof von Köln und Vorständer des Stiffts Paderborn, obige Jahrmärkte durch Urkunde zu Salzkotten am 21. Juli 1448 in der Weise, daß der Jakobi-Markt des Sonntags darnach, der in der Woche vor Pfingsten in der Pfingstwoche und der am Nathlastage des andern Sonntags Reminiscere in der Fasten abgehalten werden soll.<sup>2)</sup> Fürstbischof Dietrich (v. Fürstenberg) bestätigte am 14. Januar 1612 den Städten Warburg auf Antrag des Bürgermeisters Bernhard von Weßmar die beiden freien Jahrmärkte, den einen am Tage nach Simon und Judas (29. Oktober), den andern vier Tage vor dem Sonntage Reminiscere (Fasten) alten Kalenders in der Weise, daß auch allerhand Vieh, als Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine und sonstens wie auf andern freien Jahrmärkten gebräuchlich gekauft und verkauft werden sollen und mögen.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Original dürfte im Stadtarchiv Warburg früher vorhanden gewesen sein. Vergl. Wigand, Archiv II S. 306 Nr. 11 und 12.

<sup>2)</sup> Original auf Pergament im Stadtarchiv mit Siegel. Gegeben zum Saltkotten 1448, up sent Marien Magdalonen avent.

<sup>3)</sup> Original (gegeben Schloß Neuhaus) auf Pergament daselbst mit Siegel; unterschrieben von Liborius Wipperman.

Aliso bei Oberaden. Neue Forschungen und Vermutungen von Otto Prein, Pfarrer zu Methler bei Ramen, berufenen Pfarrer zu Hohenlimburg. Münster 1906.

Der Verfasser machte bei dem Studium der Geschichte seiner Pfarrei die Entdeckung, daß die Burg in Oberaden früher Else hieß, wie sich auch aus dem alten Lagerbuche der Abtei Rappenberg ergab, der die dortigen Höfe zugefallen waren. Ausgrabungen ergaben römische Funde, und so entstand bei dem Verfasser die Ansicht, dort habe Aliso gelegen. Der Verfasser weiß seine Ansicht gewandt zu begründen und stützt sich dabei auf die römischen Schriftsteller, auf die topographische Lage von Oberaden, auf örtliche Sagen und Flurnamen. Freilich ist in dieser Sache das letzte Wort noch nicht gesprochen. Schuchhard sieht in Else bei Oberaden nur ein Feld- oder Marschlager, während Aliso ein Standlager gewesen sein müsse, ein solches sei bei Haltern gewesen, und daher sei dort Aliso zu suchen.<sup>1)</sup>

Kahlmann.

1. Das Rationale in der abendländischen Kirche. Mit 11 Abbildungen. Von Beda Kleinschmidt, O. F. M. Stuttgart, 1904.
2. Das Rationale zu Paderborn. Von Beda Kleinschmidt, O. F. M. Separatabdruck aus der Zeitschrift für christliche Kunst. 1905.
3. Das Rationale von Minden. Von Beda Kleinschmidt, O. F. M. Der Kunstfreund. Jahrg. 22, Nummer 6, S. 65.

1. Es gab früher 7 priesterliche Gewänder, von denen eins, das Subcingulum, außer Gebrauch gekommen ist. Der Bischof trug außerdem noch 7 Gewänder: Sandalen, Dalmatit, Rationale, Mitra, Handschuhe, Ring und Stab. Das Rationale ist außer Gebrauch gekommen. Nur der Papst trägt noch das Subcingulum, und nur wenige Bischöfe tragen das Rationale. Der Name und die bezeichnete Sache sind verschieden; bald ist es ein Schultertragen über der Kasse, bald eine mit Edelsteinen besetzte Goldplatte auf der Brust. In Deutschland wird das Rationale zuerst bei dem h. Willibald von Eichstädt † 786 erwähnt und ist nach Baß, Hefele und Braun Nachahmung einer alttestamentlichen Insignie. Nur eine kleine Anzahl von Bischöfen in Deutschland erhielten vom Papste als Auszeichnung das Rationale, gegenwärtig tragen es nur die Bischöfe von Paderborn und Eichstädt. Bischof Ferdinand von Fürstenberg erwirkte vom Papste die Bestätigung des alten Privilegs und

<sup>1)</sup> Vergl. Schuchhard, Aliso. Führer durch die Ausgrabungen von Haltern 1906, S. 48.

ließ ein neues Rationale anfertigen. Der Verfasser hat über das Rationale sehr eingehende Studien gemacht und fügt seiner Abhandlung Abdrücke von den Siegeln Bernhard III. † 1215 und Bernhard IV. † 1236 wie auch eine Abbildung von dem Rationale Ferdinands von Fürstenberg bei.

2. Papst Innocenz II. verlieh 1131 zuerst das Rationale dem Baderborner Bischofe Bernhard I. von der Lippe, einem tatkräftigen Manne, der zugleich mit Kaiser Lothar nach Italien gezogen und ihm gegen seine Feinde zu Hilfe gekommen war und dem römischen Stuhle manche Dienste erwiesen hatte. Unter den folgenden Bischöfen wechselte die Gestalt des Rationales, wie die beigefügten Siegelabdrücke beweisen. Fürstbischof Ferdinand II. von Fürstenberg bat 1665 den Papst Alexander VII. um Bestätigung des uralten Privilegs; der Papst erfüllte die Bitte des gelehrten, tüchtigen Bischofs, wofür sich Ferdinand bedankte. Der Herr Verfasser fand die Briefe in der vatikanischen Bibliothek und teilt sie mit. Von dem Rationale Ferdinands giebt er eine Abzeichnung und genaue Beschreibung; es ist eine Art Schultertragen, der unter Bischof Smar durch die Franziskanerinnen in Salzkotten restauriert wurde. Das Rationale darf nur an ganz bestimmten Tagen in der Diocese bei der h. Messe getragen werden und bedeutet nach den Inschriften die Eigenschaften, die den Bischof zieren sollen, nämlich die Wissenschaft, Wahrheit, Glauben, Liebe. Beide Abhandlungen zeugen von umfassenden Studien und behandeln den Gegenstand erschöpfend.

3. Da das Rationale auf mittelalterlichen Kunstwerken viel vorkommt und das Interesse der Kunstfreunde erregt, so wandte P. Kleinschmidt auch dem Mindener Rationale seine Studien zu. Das Rationale soll den Mindener Bischöfen schon von Leo III. um 800 verliehen sein, begegnet uns aber erst im Siegel des Bischofs Siegebert (1022—1085) und auf einem Elfenbeinrelief desselben; dasselbe war nicht immer gleich in Minden, bald eine Metallplatte auf der Brust, bald ein Schulterband.

Ruhlmann.

Rolandsäulen. In jüngster Zeit haben die Rolandsäulen die Altertums- und Geschichtsforscher sehr beschäftigt, so daß die ohne dies sehr reichhaltige Literatur noch vermehrt ist. Die Ansichten über Ursprung und Bedeutung der Rolandsäulen gehen weit auseinander. Sedlmann, Rolandsfiguren, Richter- oder Königsbilder, Halle, 1905, und Foster, Rolandsfiguren in Spiel und Ernst, Dortmund 1906, sind der Ansicht, daß die ursprünglich hölzernen Figuren später durch steinerne ersetzt sind und zum Spiele dienten; der Name soll von dem Rollen der Figur beim Spiele entstanden sein. Prof. E. von Below, Städtewesen und Bürgertum, Leipzig 1898, S. 63, hält die Rolandsäulen für „Wahrzeichen der hohen Ge-

richtbarkeit, der Blutgerichtsbarkeit; vor ihnen wurde das peinliche Gericht gehalten.“ Prof. Dr. Schröder sieht in seiner Rechtsgeschichte in den Rolandsäulen Umbildungen der ursprünglichen Marktzeichen und Marktkreuze, an die ursprünglich eine Fahne oder ein Schwert zum Zeichen des königl. Marktprivilegs gesteckt wurde, und die später zu Figuren umgebildet wurden. Nach Barges, Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen, 1893, S. 357, Sello, Bremisches Jahrbuch, 1902, u. a. sind die Rolandsäulen nur roh gearbeitete Kaiserbilder, um die von den Kaisern verliehenen Rechte und Freiheiten zu ver sinnbilden. Hoede, Die sächsischen Rolande, Zerbst, 1906, sucht nachzuweisen, daß die Rolande, eine Eigentümlichkeit des sächsischen Stammes, Wahrzeichen der Gerichtsbarkeit nach dem deutschen Rechte sein. Platen, Jahresbericht des Viktumschen Gymnasiums, Dresden 1899, 1901, stellt die Ansicht auf, daß die gewöhnlich sehr großen Rolandsäulen an die Stelle großer heidnischer Götterbilder getreten seien, z. B. in Ober-Marsberg an die Stelle der Irminsäule, daß sie dann Zeichen des Verkehres und des Marktes geworden seien und in dieser Bedeutung das Heidentum überdauert hätten. Diese Ansicht, welche mit großer Gelehrsamkeit und Belesenheit verteidigt wird, fand viele Anhänger, aber immerhin ist über die Rolandsäule noch keine Einigkeit. Roland, der bekannte Paladin Karls d. Gr., fiel 778 auf der Rückkehr von dem Kriegszuge nach Spanien in den Pyrenäen; nach der Sage stieß er so mächtig in sein Horn, daß der 6 Meilen entfernte Kaiser es hörte; sein Schwert war so hart und scharf, daß er einen Marmorblock damit durchhieb. Weshalb man diesem alten Reden Standbild setze und welche Bedeutung man damit verband, wird bei dem Mangel an Quellen wohl immer unsicher sein. Die Rolandsäulen kommen nicht vor dem 12. Jahrh. und nur im alten Sachsenlande vor. In unserm Gebiete befinden sich solche in Brakel, die jedoch in neuer Zeit sehr verändert ist, und auf dem Kirchhofe vor der Stiftskirche in Ober-Marsberg, der alten Gresburg. Der etwa 1 Meter hohe und  $\frac{1}{2}$  breite, 4eckige steinerne Sockel der Ober-Marsberger Rolandsäule trägt folgende lateinische und deutsche Inschrift:

Statua s. Rolandi, ubi visitur signum esse videtur ibi Carolum fuisse et locum imunitate caesarea privilegiasse hanc posuit in coemiterio s. Petri in monte Martis cum hac inscriptione: O Mars, du vermeinter Gott, hier stehe ich Dir zum Hohn und Spott, vor Zeiten riefen Dich die Heiden an; jezo rufen wir im wahren Glauben Christum, unsern Herrgott, an. Anno 1737 renovata.

Aus dieser lateinischen Inschrift ergibt sich, daß man in Norvei, welchem Ludwig der Fromme 826 das von seinem Vater, Karl d. Gr.,

gegründete Kloster übergab, im 18. Jahrh. tatsächlich der Ansicht war, die Rolandsäulen seien ein Sinnbild der von Karl d. Gr. verliehenen Privilegien. Nach der deutschen Inschrift ist die Rolandsäule an die Stelle eines Standbildes des heidnischen Kriegsgottes getreten.

Eresburg, auch Eresberg genannt, hat den Namen von Er, Eor, Er, wie der Kriegsgott bei einzelnen deutschen Stämmen genannt wurde, also Burg oder Berg des Kriegsgottes Er, der dort hoch verehrt wurde; von den Korveier Mönchen wurde der Name im Mittelalter mit Mons Martis latinisiert. Da Er auch Irmin hieß, so sieht Böpf (Altertümer des deutschen Reiches und Rechtes 3, S. 208) in der Inschrift „eine unvertennbare Andeutung, daß die Rolandsäule an die Stelle der Irminsäule getreten ist. Aus dem s. vor Rolandi ergibt sich, daß man den Kriegshelden sogar für einen Heiligen hielt. Auf dem Sockel befindet sich das zierlich gearbeitete, aber sehr verwitterte, steinerne, etwa 1½ Mtr. hohe Bild eines Kriegers mit Beinschienen und Harnisch, in der rechten Hand hält er das gesenkte Schwert und in der linken trägt er vor der Brust eine Kirche mit 2 Türmen; von den Schultern wälzt ein langer Purpurmantel herab. Das Bild, wohl im 16. Jahrh. gemacht, ist sicher nicht das Bild des Roland, der so nicht abgebildet wird, sondern das Bild Karls d. Gr., der als Gründer der Kirche so abgebildet wird; das Bild ist später (1737) auf den Sockel gestellt; der untere Teil des Bildes paßt gar nicht zu dem Sockel und hat mehrere Löcher, in welchen wohl eiserne Klammern waren, durch die das Bild früher irgendwo anders befestigt war; an dem Chore der Kirche, welche das Bild in der Hand trägt, befindet sich eine verwitterte Jahreszahl, welche dieselbe zu sein scheint, wie die an dem Sockel unter der Petrusfigur im Portale des Turmes der Stiftskirche, welche in alter Zeit 2 Türme hatte. Aus dem Rumpfe der Figur ragt eine eiserne Stange hervor, auf welcher der Kopf der Figur befestigt ist. Das Halsstück fehlt. Der Kopf der Figur ist durch Steinwürfe der Duben so beschädigt, daß keine Spur von den Kopfteilen zu erkennen ist, sei es aus Muthwillen, sei es in der Meinung, es sei ein Götzenbild; eine Inschrift an einem Stein neben der alten Maximuskirche in Erier berichtet, dort habe ein Götzenbild gestanden, auf welches die Vorübergehenden mit Steinen warfen.

Die beiden französischen Benedictiner, welche im Anfange des 18. Jahrh. die deutschen Klöster zu wissenschaftlichen Zwecken besuchten und auch in Ober-Marsberg waren, berichten auch über die Rolandsäule und erzählen, daß die Statue das Asylrecht hatte, so daß die dorthin fliehenden reumüthigen Verbrecher gegen grausame, formlose Rechtspflege geschützt waren. (*Voyage littéraire de deux religieux bénédictins*. 1725. S. 249.

Ruhlmann.

Hessenkunst. Kalender für Kunst und Denkmalspflege. Von Ehr. Rauch. Marburg 1906.

In Hessen wird die Altertumskunde sehr gepflegt. Es gibt dort mehrere Vereine, welche regelmäßig Zeitschriften herausgeben, so in Kassel, Fulda, Darmstadt. In Fulda hat sich der Klerus unter dem Vorfig des Bischofs zusammengetan, um die Quellen zur ältesten Geschichte Fuldas herauszugeben. Um die Liebe zur heimatlichen Geschichte und Kunst auch in weiteren Kreisen zu wecken und zu pflegen, gab Ehr. Rauch unter Beihilfe von Professoren an der Universität in Marburg und dortigen Archivbeamten obigen Kalender heraus. Das Kalendarium ist geziert mit Abbildungen von Burgen und Gegenden in Hessen, denen kurze geschichtliche Nachrichten beigegeben sind; sodann folgen geschichtliche Abhandlungen über: St. Elisabeths Krone und Ring, die vorgeschichtlichen Dorfanlagen der Milsenburg in der Rhön, Marburger Kunstleben am Ausgange des Mittelalters, Friplar, Bilderschmuck einer Urkunde des Klosters Naumburg in der Wetterau usw. Es ist gewiß ein löbliches Bestreben, auch das Volk durch Abhandlungen und Abbildungen im Kalender mit der Geschichte und den Kunstwerken seiner Heimat bekannt zu machen und Sinn und Verständnis dafür im Volke zu wecken, ein Beispiel, welches Nachahmung verdient.

Ruhlmann.

Das Archiv des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn. 2. Teil. Unterabteilung III, Urkunden in Regestenform, bearbeitet von B. Stolte, Archivar des Vereins. Paderborn. 1905.

Der Paderborner Altertumsverein ist teils durch Kauf teils durch Schenkung in den Besitz vieler Urkunden gekommen, die im Archiv aufbewahrt werden. Der Archivar des Vereins, Herr Oberpostsekretär Stolte, bearbeitete diese Urkunden, welche sich über die Jahre 1153—1806 erstrecken, und sich auf zahlreiche Orte und Personen, wie auch auf die verschiedensten Sachen beziehen, mit Aufwendung von viel Zeit und Mühe in Regestenform und ermöglichte dadurch die Benutzung des Archivs, so daß die Freunde der heimatlichen Geschichte das Gewünschte auffuchen können. Ein Personen-, Orts- und Sachverzeichnis wird noch erscheinen und die Benutzung des Archivs erleichtern. Das Buch können die Mitglieder des Vereins für 1,50 M. vom Redanten beziehen, während es im Buchhandel 5 M. kostet.

Ruhlmann.

## VI.

# Chronik des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens.

(Abteilung Baderborn.)

---

Den Vorstand bildeten die Herren:

Prof. Dr. Kuhlmann, Direktor,  
Oberpostsekretär B. Stolte, Archivar und Münzwart.  
Geh. Justizrat v. Detten,  
Geh. Baurat Biermann, Conservator des Museums,  
H. Reismann, Schriftführer,  
Bankdirektor Boer, Rendant.

Gleich im Beginne des neuen Geschäftsjahres 1905/6 erschien die zweite Abteilung des Verzeichnisses unserer Urkunden, herausgegeben vom Archivar des Vereins, Herrn B. Stolte. Auf etwa 500 großen Oktav-Seiten gibt es den wesentlichen Inhalt der in unserm Besitze befindlichen Urkunden und ist somit eine wichtige Quelle für die heimische Geschichtsforschung. Leider war es nicht möglich, gleichzeitig das Personen- und Sachregister beizufügen, das dem Bande erst seine volle Brauchbarkeit verliehen hätte. Es ist aber inzwischen in Angriff genommen und wird sobald wie möglich veröffentlicht werden. Durch Beschluß des Vorstandes wurde der Ladenpreis für den broschierten Band auf fünf Mark festgestellt, den Mitgliedern ist er zum Preise von 1,50 Mk. zugänglich. Für die lange und mühevollen Arbeit, deren Ergebnis in diesem Werke uns vorliegt, ist der Verein dem Verfasser zu dauerndem Danke verpflichtet.

Bis November 1906 sind folgende Herren dem Vereine neu beigetreten:

Kaufmann Barella,	}	Paderborn.
Rechtsanwalt Bloß,		
Dr. med. Blumenfaat,		
Sekretär Fr. Hanneken,		
Kaufmann Kirchmeyer,		
Landrat v. Paer,		
Kaufmann Prebeek,		
Landrichter Scheyer,	}	Warburg,
cand. theol. Jos. Schulte,		
Kaufmann Warmeling,		
Gerichtssekretär Drolshagen, Hochum,		
Pfarrer Rath, Horn (Westf.),		
Cl. Brilon, Bildhauer, Borgentreich,		
Rechtsanwalt Dr. Canto, Düsseldorf.		
Pfarrer Halle, Großeneder,		
cand. phil. Wölk, Colkerbeck bei Rischenau,		
Oberlehrer Dr. Schmiederjost, Attendorf,		
Gymnasialdirektor Dr. Gruchot, Arnberg.		
Bisat Jos. Grimme, Bürgaffen,		
Baron M. v. Eberfeld auf Ganstein.		
Kaplan Schäpermeyer, Hirschberg,		
Superintendent G. Wiffermann, Hofgeismar,		
Gymnasialdirektor Wimmer,		
Rendant Schick,		
Steuerrat Klare,		
Pfarrer Riez, Altenruthen bei Rützen.		

Diese Anmeldungen füllten in höchst willkommener Weise die zahlreichen Lücken aus, die durch Tod oder Austritt entstanden waren. Von den ersteren seien erwähnt:

Amtmann a. D. Falter,	}	Paderborn,
Kaufmann B. Stadler,		
Geh. Raurat Lilly,		
Pfarrer Anholt, Dringenberg,	}	
Propst Vergmann, Minden,		
Pfarrer Bredemann, Erfurt,		
„ Werfeld, Berge bei Auröchte,		
„ Richter, Neuenheerse,		
„ Sahlmen, Beleda,		



Pfarrer Lientke, Sommerfell,  
 „ Müller, Störmede,  
 „ Gräe Borgholz.

Der letztere ist für die Sache des Vereins auch schriftstellerisch tätig gewesen und veröffentlichte in unserer Zeitschrift geschichtliche Abhandlungen über Borgholz und das Sintfeld.

Leider konnten im Winter 1905/6 nur zwei Vereinsversammlungen stattfinden. Angemeldete Vorträge mußten wiederholt aufgeschoben werden und endlich ganz ausfallen, weil das Vereinslokal nicht zu haben war. Glücklicherweise hat der Bau eines dritten Saales im Bürgervereine uns die Benützung des bisherigen Raumes erleichtert; die Versammlungen werden daher an solchen Hindernissen nicht mehr zu scheitern brauchen.

Am 15. Nov. sprach der Vereinsdirektor über die Beziehungen der sächsischen Könige zum Paderborner Lande.

Am 29. Nov. hielt Herr Pfarrer Ingemann aus Warburg einen Vortrag über mehrere Warburger Kunstgegenstände, die er zugleich vorzeigte.

Der Vorstand hielt zehn Sitzungen ab.

Auf der zweiten Versammlung des nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung, die in der Osterwoche zu Detmold stattfand, war unsere Abteilung durch den Geh. Baurat Biermann vertreten.

Im fiskalischen Walde bei Reesen, Gemeinde Römbsen, war man beim Sammeln von Steinen für einen neu anzulegenden Waldweg auf ein Grab gestoßen, und dies gab Veranlassung, daß man noch auf einzelne andere in demselben Walde gelegene vorgeschichtliche Grabstätten aufmerksam wurde. Im Auftrage der Altertumskommission zu Münster öffnete unser Vorstandsmitglied Geh. Baurat Biermann am 15. Juni ein solches Grab. Der ausführliche mit Zeichnung erläuterte Bericht wird in den Mitteilungen der Altertumskommission, Band V, erscheinen.

Zu gleicher Zeit wurde uns mitgeteilt, daß in Rimbed bei Hardehausen ein vorgeschichtliches Kistengrab aufgefunden sei. Wir stellten deshalb am 18. Juni beim Oberpräsidium der Prov. Westf. den Antrag, uns die Kosten zur Offenlegung dieses Grabes zu bewilligen, erhielten aber die Ant-

wort, die Öffnung werde vom Direktor des Völkermuseums in Berlin vorgenommen werden. Sie geschah im September. In der Vorstandssitzung vom 26. November 1906 stattete der Geh. Baurat Biermann, der bei der Aufdeckung zugegen gewesen war, Bericht ab, aus dem hervorging, daß es sich nicht um ein Kistengrab handelte, sondern um eine ganz eigentümliche Grabanlage, wie sie wenigstens in unserer Gegend noch nicht beobachtet war.

Veranlaßt durch den Umstand, daß unsere Mittel auf eine Reihe von Jahren zur Abtragung von Schulden festgelegt sind, und der Verein sich deshalb sehr günstige Ankäufe versagen mußte, richtete der Vorstand am 23. Oktober 1905 an die städtischen Behörden das Gesuch, dem Vereine einen Zuschuß von 300 Mark zu gewähren zur Anschaffung von Büchern, Urkunden, Manuskripten und Altertümern oder Kunstwerken, die Eigentum der Stadt bleiben, aber vom Verein bewahrt und benutzt werden sollten. Diesem Gesuche wurde im Januar 1906 in bereitwilligster Weise entsprochen.

Dank schulden wir auch den Freunden und Mitgliedern, die Museum und Bibliothek mit Geschenken bereicherten. Herr Geh. Justizrat v. Detten schenkte eine Wiedenbrücker Münze. Frau Rechnungsrat Hud überließ dem Museum zwei Tischtücher aus dem 18. Jahrhundert mit interessanten Damastzeichnungen. Dem Herrn Oberbergrat Biedenß verdankt die Bibliothek zwei Bücher und Herr Pfarrer Hohoff, z. B. in Paderborn, schenkte ein Paket interessanter Briefe aus dem Nachlasse Wiegands dem Vereinsdirektor, der sie unserm Archive überwies. Herr Geh. Baurat Biermann schenkte dem Museum interessante Altertümer, unter ihnen ländliche Heerbausstattungen, ferner eiserne Pfeilspitzen und Getreidereife aus Haltern's römischem Lager. Herr Weber aus Neuenbeken endlich schenkte uns ein bei Altenbeken gefundenes altertümliches Beil, einen von einem französischen Kriegsgefangenen im Jahre 1870 geschnittenen Spazierstock und eine Partie Zeichnungen, die von dem Paderborner Maler Laudage herrühren.

Außerdem erwarb der Verein einige Altentstücke betr. die Landtagsfähigkeit des Hauses Bodum bei Meschede, und von der Frau Dr. Westermann den Rest eines Silberfundes

im ehemaligen Todt'schen Hause, Schildern Nr. 10, nämlich einen Becher, vier Löffel, ein Nezessaire, ein Kreuzchen und eine arabische Münze, dazu drei Urkunden, eine Incunabel, Sebastian Brand's Schiff der Pönitenz und ein Exemplar von Bessen.

Für das Museum wurden mehrere Schränke angeschafft zur Unterbringung und zweckmäßigeren Aufstellung unserer in den letzten Jahren erheblich vermehrten Sammlungen. Die Altertümer und Kunstgegenstände wurden von den Herren Geheimrat Biermann und B. Stolte neu geordnet und nehmen sich nunmehr in den erweiterten Räumen erheblich vorteilhafter aus.

Zum Schlusse stattet der Vorstand allen, die ihn in seinen Bestrebungen unterstützt haben, vor allem den verehrlichen Provinzialbehörden und der städtischen Verwaltung seinen aufrichtigen Dank ab.

Paderborn, im November 1906.

H. Reismann, Schriftführer.



# Inhalt

## des vierundsechzigsten Bandes.

### I. Abtheilung.

	Seite
Der Salis-Stodthausen'sche Prozeß um die Herrschaft Büttmarsen. Nach den Corveyer Lehenßakten im kgl. Staatsarchive zu Münster dargestellt von P. Nicolaus von Salis-Soglio, O. S. B.	1
Versuch einer Geschichte der lutherischen Gemeinde zu Gemen. Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus im Münsterlande. [ Nach den im Pfarr- und Schloßarchive zu Gemen, sowie im kgl. Staatsarchive zu Münster befindlichen Quellen bearbeitet von Emil Kubisch, Referendar.	23
Aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallizin. Neues an Briefen, Mittheilungen. Von Prof. Dr. Wormstall.	79
Das Herzogthum Westfalen in der letzten Zeit der kurkölnischen Herrschaft. Von Alons Meister.	96
Die Siegelkammer der Bischöfe von Münster. Von Dr. Josef Zeller.	137
Eine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel 1665—66. Aufzeichnungen des Freiherrn Joh. Theod. v. Neß im Freiherrlich-Landsbergischen Archiv des Hauses (Dren-)Steinfurt. Herausgegeben von Dr. Reinhard Lüdicke.	191
Miszellen: 1. Rezension: Meininghaus, Die Grafen von Dortmund. Ein Beitrag zur Geschichte Dortmunds. (G. Roese, Bartenstein.) 2. Eine Sensenschmiede bei Plettenberg nach dem 30jährigen Kriege. Von A. Meister. 3. Vom Schweinetürmchen an der südlichen Seite des Lambertikirchhofes. Von Dr. Hupfens. 4. Ein Wittschreiben Gerhard Gröningers an den Rat der Stadt Münster vom 7. Januar 1636. Von Dr. Hupfens. 5. Das Todesjahr des Holzschnitzers Johann Ruper. Von Dr. Hupfens. 6. Der Ankauf des Verlags der Reformatio consistorii ecclesiasticae iurisdictionis Monasteriensis (1571) durch die Geistlichkeit. Von Dr. Hupfens. 7. Zur Geschichte der Juden in Münster. Von Dr. Hupfens. 8. Zwei alte Gebräuche der Kollegiatkirche zum h. Martinus in Münster. Von Dr. Hupfens. 9. Aus dem Verzeichnisse der Ausgaben für Arbeiten am Chore der Ludgerikirche und für die Anschaffung von Utensilien nach der Wiedertäuferzeit. Von Dr. Hupfens. 10. Zur Entstehungsgeschichte der münsterschen Agende. Von Dr. R. Stapper.	248—275
Chronik des Vereins (Abtheilung Münster).	276

## II. Abteilung.

Der Übergang des Hochstifts Paderborn an Preußen. Von W. Richter, Professor am Gymnasium zu Paderborn.	1
Geschichtliche Nachrichten über Pfarre und Kloster Delinghausen. Von A. Dünnebade, Pfarrer in Delinghausen.	66
Zur Geschichte der westfälischen Anuntiatenklöster. Von P. Patricius Schläger O. F. M. (Harrfeld).	111
Die Schulen im Fürstentum Corvey bei der Säkularisation. Von Oberlehrer Schumacher in Höster.	131
Miszellen: 1. Über Schwerttänze im nordwestlichen Deutschland. Von Georg von Detten, Landgerichtsrat. 2. Ad caput Juliae fluminis. Von cand. hist. Richard Böger-Bega. 3. Kleine Mitteilungen zur Geschichte der Stadt Steinheim. Von Fr. K. Schrader, Pfarrer in Nazungen. 4. Nachrichten über die der Stadt Warburg von den Fürstbischöfen von Paderborn bewilligten Jahrmärkte. Mitgeteilt von Fr. K. Schrader, Pfarrer in Nazungen. 5. Rezension: Aliso bei Oberaden. Neue Forschungen und Vermutungen von Otto Prein, Pfarrer zu Niehler bei Ramen. (Kuhlmann.) 6. Rezension: Das Rationale in der abendländischen Kirche, Das Rationale zu Paderborn, Das Rationale von Minden. Von Peda Kleinschmidt, O. F. M. (Kuhlmann.) 7. Rolandsäulen. Von Kuhlmann. 8. Rezension: Hefenkunst. Von Ehr. Rauch. (Kuhlmann.) 9. Das Archiv des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens. 2. Teil. Unterabteilung III, Urkunden in Regestenform, bearbeitet von B. Stolte, Archivar des Vereins. (Kuhlmann.)	153—176
Chronik des Vereins (Abteilung Paderborn.)	177









Widener Library



3 2044 098 659 568

